Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 013 571

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Zwölfter Band

Der ganzen Reihe 52. Band

Berlin SW 68
Weidmannsche Buchhandlung
1924

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

L4
H6
v. 52-54

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Almgren, Nordeurop. Fibelformen (Herr) 13
Amrhein, Ref.geschichtl. Mitt. a. Würzburg (Wolf) 16
Andreas, Geist u. Staat (Herse) 74
Arbusow, D. Einf. d. Ref. i. Livl. usw. (Wolf) 20
—, Walter v. Plettenberg (Wolf) 20
Baer, D. Protokollbuch d Landjudenschaft usw. Kleve (Neufeld) 118
Ballhausen, C., D. 1. engl.-holländ. Seekrieg 1652—54 usw. (Graefe) . 78
Ballhausen, Lucius v., Bismarckerinnerungen (Schuster) 94
Baron, D. polit. Theorie Lassalles (Neumann) 120
Bauer, D. Beziehungen Calvins z. Frankf. (Wolf) 18
Becker, Bismarck u. d. Einkreisg. Dtschlds. 1. Tl. (Haake) 26
Behncke, Uns. Marine i Weltkriege (Schuster) 40
Belt, van den, D. 2 Abschn. d. Gr. Krieges (Schuster) 43
Bergdolt, D. freie Reichsstadt Windsheim usw. (Wolf) 15
Beumelburg, Douaumont (Schuster) 39
Bismarck, D. ges. Werke, ed. Petersdorff (Haake) 23
Blarer, Gerw., Briefe u. Akten, bearb. v. Günter (Wolf) 16
Brandenburg, Die Reichsgründung (Haake) 1
—, Von Bismarck b. z Weltkriege (Haake) 1
Braunsberger, Petrus Canisius (Wolf) 21
Brentano, D. Urheber d. Weltkrieges (Schuster) 46
Bretholz, Neuere Gesch Böhm. (Wolf) 13
v. Collenberg, D. dtsch. Armee v. 1871—1914 (Schuster) 48
Contarini, Gegenreformatorische Schriften, ed. Hünermann (Wolf) . . 22
Dessau, Gesch. d. röm. Kaiserzeit (Cauer) 63
Diculescu, D. Wandalen u Goten usw. (Helmolt) 68
Dittenberger, Sylloge inscript. graec. (Geyer) 114
Dobrorolski, D. Mobilmachung d. russ. Armee (Schuster) 51
Duhr, Geschichte d. Jesuiten. 2. Bd. (Wolf) 21
Duncker, Polit. Briefwechsel a. s. Nachlaß, hrsg. v. Joh. Schultze (Haake) 89
Eck, Disput. Viennae etc., ed. Virnich (Wolf) 22
Egelhaaf, Gesch. d. neuest. Zeit usw. 9. Aufl. (Schuster) 91
Egelhaafs Hist.-polit. Jahresübersicht f. 1922, 1923 (Schuster) 101
Erzberger, Erlebnisse im Weltkriege (Schuster) 33
Ferrero, D. Untergang d. Zivilis. d. Altertums (Bleich) 66
Fimmen, D. kret.-myken. Kultur (Geyer) 61
Frentz, Kardinal Bellarmin (Wolf) 21
v. Freytag-Loringhoven, Heerführg. i. Weltkriege (Schuster) . . . 43
—, Menschen u. Dinge usw. (Bleich) 97
Friedensburg, Stephan Born usw. (Neumann) 119
Frischbier, German. Fibeln (Herr) 13
v. Gebsattel, Von Nancy b. z. Camp des Romains 1914 (Schuster) . . 38
Germania pontific. cong. Brackmann, vol. II (Holtzmann) 69
Giolitti, Denkwürdigkeiten (Helmolt) 103
Grabenwitz, Bismarcks letzter Kampf 1888—1898 (Haake) 29
Gregorii Nysseni opera, ed. Jaeger (Lasson) 67
v. Hagen, Bismarcks Kolonialpolitik (Vogel) 93
v. Hase, Zusammenbruch u. Aufstieg d. frz Wirtschaftsl. 1789—99 (Brinkmann) 85
Hamilton, Jefferson, Washington. Auszüge aus i. Werken (Sange) 119
Handbuch, Method., d. dtsch. Gesch. 1890—1919, bearb. v. Immanuel u. Helmolt (Bleich) 120
Heimsoeth, D 6 großen Themen usw. (Bonwetsch) 117
Herzfeld, D. dtsch.-frz. Kriegsgefahr 1875 (Schuster) 47
—, D. dtsch Rüstungspolitik vor dem Weltkriege (Schuster) 49
Heisen, Patrist. u. scholast. Philos. (Bleich) 116
Heydemann, D. Schlacht bei St. Quentin 1914 (Schuster) 38
Hoech, D. Eingliedrg. Indiens i. d Gesch. d. Baukunst (Herr) 114
Hoffmann, Max, D. Krieg d. versäumten Gelegenheiten (Schuster) . . 85
Italia pontificia cong. Kehr, vol. VII (Holtzmann) 69
Jacobi, D. Fragm. d griech. Hist Tl. 1 (Geyer) 62
Jordan, Reformation u gelehrte Bildg. i. Ansb.-Bayreuth (Wolf) . . 14
Kaser, Gesch. Europas i. Zeitalter d. Absolutism. usw. 1660—1789 (Bleich) 117

522072

Digitized by Google

Kemmerich, D. Kausalität d. Weltgesch. (Sange) 113
Knappe, Wolf Dietrich v. Maxlrein (Wolf) 15
Kossinna, Herkunft d. Germanen (Herr) 11
Kretzschmar, J., D. Heilbronner Bund 1632—35 (Geleng) 75
Lamers. Industrieschulen i. 18. Jh. usw. (Koehne) 118
Lauchert, D. italien. literar. Gegner Luthers (Wolf) 20
Lenz, M., Wille, Macht u. Schicksal (Bleich) 54
—, Kl. histor. Schriften, Bd. II (Bleich) 54
Levy, D. engl. Wirtschaft (Liebermann) 108
Lösche, D. böhm. Exul. i. Sachs. (Wolf) 14
—, Gesch. d. österr. Protest. (Wolf) 14
Lülmann, D. Anfänge Rochaus (Bleich) 119
Mehring, Dtsch. Gesch. v. Ausgang d. Ma. (Neumann) 117
Meisl, Gesch. d. Juden i. Polen usw. (Neufeld) 111
Michaelis, Für Staat u. Volk (Bleich) 96
Mommsen, Der Sturz Bismarcks u. d. Parteien (Haake) 31
Müllenhoff, Dtsch. Altertumskunde (Philipp) 115
Nicolai, Geheime Mächte (Schuster) 52
Niemann, Kaiser u. Revolution (Schuster) 53
Nunt.berichte a. d. Schweiz, bearb. v. Steffens u. Reinhardt (Wolf) . 19
— a. Dtschld. 1539—92, bearb. v. Schweizer (Wolf) 21
Pastor, W, Dtsch. Urzeit (Herr) 10
Rapp, D. Kampf um d. Demokratie usw. (Herse) 88
Ref.gesch., Beiträge z. (Wolf) 17
Ref.gesch. Studien u. Texte, H. 38, 39, 40 (Wolf) 23
Regesta pontific. Romanor.: s. Buchst. J. u. G. 69
Reinhardt, Vom Nebelfleck z. Menschen (Herr) 12
Reininger, Kant usw. (Sange) 84
Rieß, D. Zeitalter d. Absolutismus usw. (Gumlich) 79
Rosenberg, Gesch. d. röm. Republ. (Philipp) 115
Rothfels, Bismarcks engl. Bündnispolitik (Haake) 27
Salomon, Engl. Gesch. (Rieß) 105
Schäfer, Osteuropa u. wir Deutschen (Bonwetsch) 110
Scheer, Dtschlds. Hochseeflotte i. Weltkrieg 40
Schinner-Korresp. u. -Akten, ed. Büchi 18
Schneider, H., Philos. d. Gesch. (Bleich) 57
Schöffel, D. Kirchenhoheit d. Reichsstadt Schweinfurt (Wolf) 15
Schrötter, Frhr. v., D. Münzen Friedr. Wilh. d. Gr. Kurs. usw. (Regling) 81
Schultze, W., D. Marneschlacht (Schuster) 40
Schuster, B. Abschluß d. dtsch. Bundesakte b. z. Ende des Weltkrieges (= Gebhardts Handb. d. dtsch. Gesch. 6. Aufl. Bd. 3) 86
Schweitzer, Bismarcks Stellung zur christl. Religion (Haake) 32
Schwertfeger, D. Fehlspruch v. Versailles 45
Schwyzer, Dialect. Graec. exempla epigr. (Geyer) 116
Sellin, Mose u. s. Bedeutg. usw. (Meißner) 60
Sitzungsberichte d. Hist. Gesellschaft 121
Strauß, Studien z. ma.lichen Keramik (Knieke) 115
Strutz, Herbstschlacht in Mazedonien 1916 (Schuster) 37
Tangl, D. Register Innoc. III. usw. (Cohn) 116
Trützschler, Bismarck u. die Kriegsgefahr d. J. 1887 (Haake) 28
v. Tischischwitz, Antwerpen (Schuster) 36
Vorgesch. Veröffentl. z. (Herr) 13
Wägner, Hellas, bearb. v. Martens (Bleich) 114
Wätjen, D. holländ. Kolonialreich i. Brasilien (Vogel) 77
Wahle, Vorgesch. d. dtsch. Volkes (Herr) 11
Winckelmann, D. Fürsorgewesen d. Stadt Straßburg usw. (Wolf) . . 18
Windelband, D. auswärt. Polit. d. Großmächte i. d. Neuzeit (Bleich) . 72
Wütschke, D. Kampf um d. Erdball (Vogel) 113
v. Zobeltitz, Chronik d. Gesellschaft 1890—1914 (Schuster) 121
Zorn, Dtschld. u. d. beiden Haager Konferenzen (Schuster) 33

Digitized by Google

JAN 22 1925

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Zwölfter Band

Der ganzen Reihe 52. Band

Erstes bis viertes Heft

LIBRARY

Berlin SW 68
Weidmannsche Buchhandlung
1924

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Neue wissenschaftliche Werke:

Hellenistische Dichtung in der Zeit des Kallimachos

von **Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.** Zwei Bände. Geh. 18 M., geb. 22 M.

Zwei Jahre nach dem Pindaros schenkt der Unermüdliche der Wissenschaft das oben angezeigte zweibändige Werk. Der erste Band schildert das Aufkommen und die Blüte dieser Poesie im Rahmen der gesamten Kultur der Zeit. Der umfänglichere zweite Band enthält Interpretationen zu Kallimachos, Apollonius, Arat, Lykophron, Catull u. a.

T. Lucretius Carus, de rerum natura.

Lateinisch und deutsch von **Hermann Diels.** Band II: Lukrez, Von der Natur. Übersetzt von Hermann Diels. Geh. 9 M., geb. 12 M. Luxusausgabe geb. 40 M.

Vor kurzem erschien: Bd. I: Lucreti Cari de rerum natura. Recensuit emendavit supplevit H. Diels.

Geh. 12 M., geb. 15 M. — Luxusausgabe geb. 50 M.

Diels' letztes großes Werk, die Lukrez-Ausgabe, findet mit diesem Bande, der die deutsche Übersetzung enthält, ihren Abschluß. Sie wird auf lange hinaus die für die Wissenschaft allein maßgebende sein, die deutsche Übersetzung macht sie auch für weitere Kreise verständlich.

Geschichte der römischen Kaiserzeit

von **Hermann Dessau.** I. Band: Bis zum ersten Thronwechsel. Gr. 8° (VIII u. 585 S.). Geh. 18 M., geb. 20 M.

Der vorliegende I. Band behandelt die Zeit des Augustus; gestützt auf eine Fülle und Selbständigkeit des Wissens, wie sie kaum ein Zweiter heute noch so in sich vereinigen wird, läßt der Verfasser das Leben des römischen Volkes in jener Epoche, die uns immer wieder an die Gegenwart gemahnt, nach allen seinen Seiten an uns vorüberziehen, fesselnd, ja spannend vom Anfang bis zu Ende. Monatschrift für höhere Schulen.

Antike Schlachtfelder in Griechenland.

IV. Band. Schlachtfelder aus den Perserkriegen, aus der späteren griechischen Geschichte und den Feldzügen Alexanders und aus der römischen Geschichte des Augustus von **Johannes Kromayer** und **G. Veith.** 1. Lieferung. Inhalt: Marathon, Thermopylae, Salamis und Platää. Geh. 7.50 M.

Die weiteren Forschungen Kromayers und Veiths haben es wünschenswert gemacht, noch einen vierten Band der „Antiken Schlachtfelder" erscheinen zu lassen, der für die Besitzer der ersten drei Bände eine wertvolle und willkommene Ergänzung bildet. Der Band wird sowohl der schnelleren Veröffentlichung als auch der leichteren Anschaffung wegen in vier Lieferungen erscheinen.

Inscriptiones latinae christianae veteres.

Edidit **Ernestus Diehl.** Fasc. 1 bis 3. Subskriptionspreis je 3.75 M.

Dieses Werk vereinigt sämtliche lateinische christliche Inschriften, soweit sie unter sachlichen oder sprachlichen Gesichtspunkten von Bedeutung sind, und gestattet zum ersten Male eine wirkliche Verwendung der lateinischen epigraphischen Quellen in ihrer ganzen Fülle.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Reichsgründung und Reichszerstörung.

Von Paul Haake.

Brandenburg, E.: D. Reichsgründung. 2. verb. Aufl. 8°. XVI, 450 S.; VIII, 477 S. Leipz., Quelle & Meyer, 1923.

— Von Bismarck zum Weltkriege. D. dtsch. Politik i. d. Jahrzehnten vor dem Kriege, dargestellt auf Grund d. Akten d. Ausw. Amtes. 8°. X, 454 S. Berl., Dtsch. Verlagsgesellsch. f. Polit. u. Gesch., 1924.

Zu den Historikern, die der deutschen Republik u. der wissenschaftlichen Erkenntnis auch als ausgehende Fünfziger noch viel zu bieten haben, gehört der Leipziger Ordinarius. Ein nüchterner, klarer Kopf, unbarmherzig kritisch auch gegen sich selbst, ist er allmählich vom Speziellen zum Allgemeinen emporgestiegen u. ein trefflicher Hüter der guten Traditionen strenger methodischer Forschung geblieben. Nun verfolgen wir an seiner Hand die nationale Einigung unseres Volkes von den Anfängen bis zum Gipfel u. weiter bis zum grausigen Absturz der Gegenwart, immer gewiß, auf dem Boden der Tatsachen dahinzuschreiten, frei von der Besorgnis, in die gefährlichen Regionen luftiger Konstruktionen entführt zu werden, nie abgespeist mit schön klingenden Phrasen oder mit tief u. subtil sein sollenden Begriffsformulierungen, immer an Rankes Wort erinnert: „Ich will nur zeigen, wie es eigentlich gewesen."

Ein so gewissenhafter Forscher wie Br. hat nicht viel zu ändern u. zurückzunehmen; dennoch kann er die 2. Aufl. seines 1916 erschienenen Werkes mit Recht eine verbesserte nennen. Der 1. Bd. zeigt hie u. da kleine Modifizierungen u. Zusätze (S. 70, 86, 88, 95, 115/6, 118, 140/1, 179, 227, 229, 261). Von größerem Belang sind nur wenige Sätze wie der auf S. 115: „Preußen konnte auf die Dauer so wenig wirtschaftlich ohne Deutschland existieren wie Deutschland ohne Preußen, während Österreich ein ganz anders geartetes Wirtschaftssystem u. demgemäß auch eine andere, auf Beharrung u. Abwehr der modernen industriellen Entwicklung gerichtete Wirtschaftspolitik hatte"; ferner das Resümee über 1848 (S. 300/1): „Es liegt nahe zu fragen, ob der großdeutsche Gedanke damals nicht doch in irgendeiner Form durchführbar gewesen wäre, ob nicht doch vielleicht seine Vorkämpfer das wahre Interesse des deutschen Volkes vertraten, u. ob nicht die Beschränkung auf ein kleineres Deutschland unter Preußens Führung doch ein Irrtum war? Wir werden sie verneinend beantworten müssen. Gerade die Vorgänge u. Verhandlungen von 1848 haben deutlich gezeigt, daß die großdeutsche Lösung damals unmöglich war. Ihre Voraussetzung war u. blieb die Zertrümmerung des habsburgischen Donaustaates. Wäre diese damals

Digitized by Google

erfolgt — wie es im Frühsommer eine Zeitlang möglich schien —, dann wäre ein großdeutsches Reich wenigstens denkbar gewesen, obwohl auch dann die Schwierigkeiten noch groß gewesen sein würden. Als der Fortbestand des Donaureiches gesichert war, zeigte sich sofort, daß die Deutsch-Österreicher viel mehr an diesem Staate hingen, den sie bisher beherrscht hatten, als an dem neu zu gründenden Deutschen Reiche. Sie wollten in ihrem alten Staatsverbande bleiben u. zugleich ihrem Herrscherhause eine leitende Stellung im neuen Deutschland sichern. Sie erkannten nicht, daß diese Forderungen mit den Lebensbedingungen eines deutschen Nationalstaates unvereinbar waren. Vor die Wahl gestellt, ob sie ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche durch eine starke Lockerung des habsburgischen Staatsverbandes erkaufen wollten oder draußen bleiben, war die große Mehrzahl von ihnen zweifellos für die letztere Alternative. Es stand nun einmal so, daß ein deutscher Nationalstaat, solange die österr.-ungar. Großmacht fortbestand, nur unter Verzicht auf den Südosten geschaffen werden konnte. Denn die Hoffnung, daß man bei Einbeziehung des ganzen Donaureiches dessen nichtdeutsche Bestandteile allmählich germanisieren u. dann wohl gar kolonisierend weiter in den Osten vordringen könne, die in manchen Köpfen spukte, war schon damals eine reine Utopie, deren Verwirklichung das neuerwachte Nationalbewußtsein der Slawen u. Magyaren unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte." Das 2. Kap. des 2. Buches „Liberalismus u. Demokratie in Deutschland, ihr Verhältnis zur nationalen Frage" ist unverändert geblieben; die von Meinecke im 118. Bde. der Hist. Zschr. gegen Br.s scharfe Scheidung der liberalen u. demokratischen Tendenzen erhobenen Einwendungen erschienen dem Vf. nicht begründet; nur in einem Satz auf S. 120 sind ein paar Worte eingeschoben: „Aus der Erbitterung über den Absolutismus u. im Kampf gegen diese keinerlei Grenzen der willkürlich ausgeübten Staatsmacht kennende Praxis ist der Liberalismus *als praktisch wirksame politische Macht* historisch entstanden."

Stärker umgestaltet ist der 2. Bd., vgl. die Änderungen u. Zusätze auf S. 12, 24, 53/4, 121/2, 144, 151/2, 158, 187, 196—200, 223, 251—264, 293—310, 314, 316, 321 ff., 355, 357—359, 363/4, 376 ff., 411/2, 419—427, 435—438, 458—465. Hier konnten noch weit mehr Ergebnisse neuerer Forschungen anderer verwertet werden, u. für die Zeit nach 1866 durfte Br. selbst die bisher noch unbekannten Akten des A.A. durchsehen; freilich geschah es nur für die wichtigsten Fragen, den Luxemburger Handel, die Umgestaltung des Zollvereins, die Verhandlungen mit den Süddeutschen im Winter 1870/1, den Titel „Deutscher Kaiser". Das Kap. „Ursachen des Krieges 70/1" beschließen jetzt folgende Sätze: „Beim Auftauchen der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien waren [in Paris] sie alle, auch der angeblich so friedliebende Ollivier darin einig, daß diese Sache mit einem Rückzug u. einer Demütigung Preußens oder mit dem Kriege enden müsse. Sie haben dem befreundeten Botschafter Österreichs gar kein Hehl daraus gemacht. Bismarck hat dies vom ersten

Digitized by Google

Augenblick an mehr noch empfunden als erkannt. Und da nach seiner Überzeugung jeder Ausgang, der als eine Demütigung erscheinen konnte, die Durchführung der nationalen Aufgabe Preußens außerordentlich erschweren mußte, konnte es für ihn keine Wahl geben, wenn nur diese beiden Möglichkeiten offen standen. Er war sofort entschlossen, lieber den Krieg zu wählen, den er, wie wir wissen, nicht fürchtete, wenn er ihn auch nicht leichtsinnig heraufbeschwören wollte. Aber er wußte mit gewohnter Meisterschaft den Dingen eine solche Wendung zu geben, daß auch nach außen hin die Schuld auf diejenigen fiel, deren Begehrlichkeit u. Bevormundungssucht die eigentliche Ursache des Krieges war." Über die Verfassung von 1871 sagt Br. sehr richtig: „Wenn sie auch manche Mängel hatte u. manche Hoffnungen unerfüllt ließ, soviel ist jedenfalls gewiß, daß in der Zeit, wo sie geschaffen wurde, mehr nicht zu erreichen war, u. daß ihr Zustandekommen es dem unter ihr vereinten Teile des deutschen Volkes erst ermöglicht hat, dem deutschen Namen diejenige Geltung in der Welt wieder zu verschaffen, die ihm in der Zeit der Zerrissenheit unseres Volkes verlorengegangen war." Als Konstruktionsfehler, der unter Umständen verhängnisvoll werden konnte, erscheint Br. die Belastung nur zweier Träger (des Kaisers u. des Kanzlers) mit der auswärtigen Politik, für die ein Reichsministerium hätte verantwortlich sein u. auf die das Parlament u. die Volksstimmung einen Einfluß hätte gewinnen müssen; Br. erklärt ihn aus Bismarcks persönlicher Abneigung gegen eine Bindung an kollegiale Entschließungen u. parlamentarische Einflüsse sowie aus dem Widerwillen des alten Kaisers u. der Herrscher der größeren Einzelstaaten, die sich ihre Souveränität nicht noch stärker beschränken lassen wollten; daß sich 1871, nicht mehr erreichen ließ, entschuldigt Bismarck in den Augen des Vf.s vollauf. Vielleicht — meinte er — hätte sich 1888 eine Reform in dieser Richtung durchführen lassen. „Aber der greise Staatsmann vermochte damals einen so schwerwiegenden, mit der ganzen Praxis seines bisherigen politischen Wirkens in Widerspruch stehenden Entschluß nicht mehr zu fassen, obwohl er die in der Persönlichkeit des künftigen Herrschers liegenden Gefahren so klar wie wenige erkannte. Seinen Nachfolgern aber fehlte sowohl der Wille wie die Fähigkeit zu Reformen größeren Stils. Auch Fürst Bülow hat seine Konflikte mit dem Kaiser immer nur zur Stärkung seines persönlichen Einflusses, aber nicht zur Schaffung dauernder Einrichtungen auszunutzen gesucht. Man darf vielleicht sagen, daß der Mangel weniger in der Verfassung selber lag, die mit verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten eine Weiterbildung gestattet hätte, sondern in dem mangelnden Verständnis der Persönlichkeiten, die sie zu handhaben berufen waren, für die Bedürfnisse der Zeit u. in dem Fehlen einer starken u. einheitlichen öffentlichen Meinung über große politische Fragen." Das letztere scheint mir noch gewichtiger als das erste. Das deutsche Volk war 1888 u. ist auch heute politisch noch nicht reif; es gibt sich allzusehr Gefühlen u. Stimmungen hin, ist nur zum kleinsten Teil bereit, seine aus hohem Idealismus oder

Digitized by Google

niedrigem Egoismus geborenen Wünsche den Abwandlungen der internationalen Konstellation u. dem wahren Gesamtinteresse entsprechend um- oder zurückzustellen; ich bin sogar im Zweifel, ob die jüngsten bitteren Erfahrungen schon einen für eine aussichtsreiche nationale Politik hinreichenden Prozentsatz der Arbeiterschaft zu der Überzeugung gebracht haben, daß nur im festen Zusammenhalten aller Volksgenossen u. nicht in der doch nur phrasenhaften internationalen Verbrüderung mit den Klassengenossen anderer Länder das Heil ihrer eigenen Zukunft liegt. Br. hofft es. Das schwerste Hindernis für das Zusammenwachsen der Volksmassen mit dem nationalen Staat ist ja dadurch beseitigt, daß sie in dem neuen deutschen Staatswesen nicht nur eine gleichberechtigte, sondern, entsprechend ihrer Zahl u. Organisation, eine beinahe ausschlaggebende Stellung einnehmen. Hätten sie oder wenigstens ein Teil von ihnen nicht schon im alten Kaiserreich das Gefühl gewinnen können oder müssen, daß dieser Staat auch von ihrem Willen getragen sei, von ihnen mit regiert werde u. ihren Interessen Rechnung trage? Weder Bismarck noch das Zeitalter Wilhelms II. hat sich der hier gegebenen Aufgabe gewachsen gezeigt.

„Als ein junger, impulsiver u. im Grunde willensschwacher Herrscher an die Spitze getreten war u. sich bald mit unerfahrenen Dilettanten, bald mit leichtsinnigen u. kurzsichtigen Ratgebern umgeben hatte, da verlor das Schiff der Reichspolitik seinen alten festen Kurs u. geriet in ein Schwanken u. Lavieren, das zu immer neuen Reibungen u. Zusammenstößen führte, bis es schließlich in den Stürmen des Weltkriegs zerbrach." Dieses unruhevolle Auf u. Ab schildert Br. eingehend in seinem 2. Buche. Er beginnt mit einem kurzen „Rückblick auf Bismarcks Zeit", auf die deutsche Politik nach 1871, eine Politik, die möglichst lange den Frieden sichern u., wenn es doch zum Kampfe komme, Deutschland die Einsetzung seiner Kräfte für fremde Interessen möglichst lange ersparen sollte: „Die Bewahrung des Friedens ist Bismarck unter oft schwierigen Verhältnissen schließlich immer wieder gelungen, nicht durch Glück oder Zufall, sondern durch eine weitschauende, vorsichtige, uneigennützige u. den wechselnden Lagen virtuos sich anpassende Politik." Zu gering scheint mir Br. außenpolitische Meinungsverschiedenheiten des jungen Kaisers u. des Kanzlers einzuschätzen. Wilhelms II. seit dem Sommer 1889 wachsende Voreingenommenheit gegen Rußland geht aus den Neuerscheinungen der letzten Jahre immer klarer hervor; daß Bismarck den Draht Berlin—Petersburg so sorgsam hütete bis zur vermeintlichen Sekretierung wichtiger Depeschen, verursachte dem nach der Ernennung zum Admiral der englischen Flotte sich in Allianzhoffnungen wiegenden kaiserlichen Freunde Waldersees doch nicht geringes Unbehagen; der Kanzler aber betrachtete es mit Recht als eine Hauptaufgabe, die Befürchtungen des Zaren vor einer Einkreisung Rußlands durch Österreich, Deutschland, England u. die Türkei zu zerstreuen. Falsch ist die Behauptung S. 21, die beiden sich auf Gespräche mit Schuwalow beziehenden Immediatberichte an Wilhelm II. v. 20. März 1890 ent-

Digitized by Google

stammten Caprivis Feder: Herbert Bismarck war ihr Verfasser. Brandenburg ist hier beim Exzerpieren der Akten ein Flüchtigkeitsfehler untergelaufen (es wird nicht der einzige sein; nach Äußerungen F. Thimmes mir gegenüber läßt das Buch auch sonst in bezug auf Akribie mancherlei zu wünschen übrig; Randbemerkungen, die Holstein zu einem Bericht des Grafen von Hatzfeldt vom 26. April 1898 [Nr. 3793] gemacht hat, werden von Br. irrtümlich Hohenlohe zugeschrieben). Aber der Gesamteindruck ist doch ein guter; man bekommt ein klares u. im wesentlichen wohl auch richtiges Bild von der deutschen Außenpolitik der Jahre 1890—1914.

„Im ganzen hat Wilhelm II. weniger wirklich die dauernde Führung gehabt als durch plötzliches impulsives Eingreifen verwirrend gewirkt" — ob bei der Krügerdepesche, war Br. noch zweifelhaft (vgl. jetzt „Europäische Gespräche" im Archiv f. Politik u. Gesch.) — sicher bei andern Brüskierungen der Engländer, bei der grotesken Übertreibung der gelben Gefahr, bei der die russischen Wünsche rücksichtslos außer acht lassenden Besetzung Kiautschous, bei dem Björkövertrag, zweifellos nicht bei der Tangerfahrt u. in der Frage Erneuerung oder Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages, in der der Kaiser unsicher hin- u. herschwankte. Br. bezeichnet auch hier das Fehlen eines Reichsministeriums für den verhängnisvollsten Konstruktionsfehler der Reichsverfassung: „wo die großen Entscheidungen u. die allgemeine Richtung der Politik im Kabinett festgelegt werden u. nur durch Kabinettsbeschluß wieder geändert werden können, bleibt zwar dem auswärtigen Minister noch ein weiter Spielraum für die Durchführung der beschlossenen Maßregeln im einzelnen, aber es besteht doch eine ganz andere Gewähr gegen plötzliche Wendungen u. schnelle, nur halb überlegte Entschlüsse, als wenn alles auf die Entscheidung von 1 oder 2 Personen gestellt ist". Caprivi, gewiß ein tüchtiger Soldat, fand sich als Kanzler auf dem ihm ungewohnten Gebiet nur langsam u. zögernd zurecht; Marschall war ebenfalls ein politischer Neuling; Fritz v. Holstein ein ausgezeichneter Kenner der Politik der letzten Jahre u. der Persönlichkeiten, die im auswärtigen Dienst des Reiches standen, aber ein menschenscheuer, den fremden Diplomaten aus dem Wege gehender Sonderling, ein mißtrauischer, mehr zu spitzfindiger logischer Analyse als zu klarer praktischer Erfassung der Probleme des Augenblicks neigender Schwarzseher, ein immer in ferne Zukunft den Blick richtender, von den wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart wenig verstehender, aber mit unermüdlichem Scharfsinn dozierender u. beweisender Mann der Feder, konsequent u. eigensinnig, jedem Vorgesetzten feind, der ihm die tatsächliche Leitung aus der Hand nehmen wollte, aber jede eigene Verantwortung dem Kaiser oder der Öffentlichkeit gegenüber ablehnend: „eine solche Politik aus der Hinterstube war eines großen Staates unwürdig u. nur die Folge davon, daß der Kaiser, der die Leitung selbst glaubte übernehmen zu können, auf die Besetzung der verantwortlichen Stellen mit geschulten Diplomaten keinen Wert legte". Holstein ist der Hauptschuldige an der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit

Digitized by Google

Rußland, an der Ablehnung der englischen Bündnisangebote, an der Verwerfung jeder festen Bindung: „die Zeit läuft für uns", so dozierte er noch am 16. April 1903, als Wilhelms II. Traum, Deutschland sei der arbiter mundi, bereits zu zerfließen begann, „unsere heutige, durch allgemeines Mißtrauen erschwerte Lage wird sich bessern, wenn wir uns nicht vor der Zeit, d. h. bevor ein deutscher Vorteil als Zweck mit in Betracht kommt, wirklich oder scheinbar festlegen". Die Männer, die nach außen hin die Verantwortung trugen, fügten sich — sagt Br. — immer wieder seinen Gründen; ob das für Hohenlohe zutrifft, der doch auch dem Kaiser sehr fest entgegentreten konnte (s. Aktenpubl. des A.A. Nr. 3170), ist mir mehr als fraglich, — sein vom Sohne, dem Fürsten Moritz Hohenlohe, ängstlich gehüteter Nachlaß könnte darüber gewiß wertvolle Aufschlüsse geben, — für den 4. Kanzler scheint mir Br. ausreichende Belege für seine Behauptung erbracht zu haben. Bülow schätzte wie Holstein allen Warnungen des klugen Grafen Hatzfeldt zum Trotz die Gefahr einer Verständignng Englands mit dem Zweibund zu gering ein u. teilte sein Mißtrauen gegen die Briten, für die Deutschland nur die Kastanien aus dem Feuer holen solle; mit besseren Gründen lehnten beide die Bündnisangebote der Russen ab, die uns wohl auch ohne Gegenleistung vor ihren Wagen spannen zu können hofften; mit gleichem Leichtsinn folgten Bülow u. Holstein der Lockung, sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite stärker hinzuwenden u. diese Zuneigung durch kolonialen Gewinn bezahlen zu lassen, durch kleine über den ganzen Erdball zerstreute Besitzungen, die Deutschland im Kriegsfall doch gar nicht verteidigen konnte; beide sind gleich verantwortlich für die Landung Wilhelms II. in Tanger, für den Entschluß, aus Prestigegründen sich in Marokko nicht beiseite schieben zu lassen u. die deutsche Zustimmung zur Aufteilung nur gegen spätere Kompensationen zu geben; in Übereinstimmung mit Holstein protestierte endlich Bülow gegen das Björköabkommen, obwohl er seine überwiegenden Vorteile anerkannte, u. bat sogar um seine Entlassung, da er die Verantwortung für die deutsche Politik nicht weiter zu tragen vermöge, wenn der Kaiser in so wichtigen Fragen Entschlüsse fasse, ohne ihn vorher zu hören. Wilhelm II. gab Versprechungen, u. Bülow blieb; dagegen verließ noch vor der Unterzeichnung der Algesiras-Akte Holstein den Schauplatz seiner Taten; Bülow wurde durch den Verlauf der Konferenz an der Richtigkeit der von jenem empfohlenen Politik irre u. nahm die Leitung der Sache selbst in die Hand; Holstein, verschnupft, bat um den Abschied u. erhielt ihn am 5. April 1905, hat aber Bülows Entschließungen auch fernerhin noch stark beeinflußt.

Unmittelbar darauf entschied sich Japans Sieg über Rußland; dessen Expansionsdrang wandte sich wieder dem Balkan zu, was den Verzicht auf die deutsche Rückendeckung zur Folge hatte u. das Ende der kaiserlichen Hoffnungen auf einen Kontinentalbund — Dreibund + Zweibund — bedeutete; die engl.-franz. Entente begann sich zu erweitern; 1907 gelangte die Neugruppierung der Mächte zum Abschluß. Wahrscheinlich (meint Br.) hätte Deutschland im Sommer 1908

Digitized by Google

durch ein unbedenkliches Zugeständnis in bezug auf den Flottenbau noch einmal bessere Beziehungen zu England erkaufen können; die persönliche Empfindung des Kaisers von einer darin liegenden Demütigung verhinderte es; Tirpitz bestärkte ihn in dieser Stimmung durch seine Theorie vom Durchschreiten einer zeitlich begrenzten Gefahrenzone: „Der letzte Zeitpunkt ging vorüber, wo es vielleicht noch möglich gewesen wäre, das feste Zusammenwachsen der Entente zu verhindern." Der Dreibund lief zwar, da er im April 1907 nicht gekündigt wurde, 6 Jahre weiter, aber man gab sich in Berlin u. in Wien keinen Illusionen darüber hin, daß Italien gegen England bestimmt, gegen Frankreich wahrscheinlich nicht mitkämpfen werde, u. Deutschlands Isolierung hatte noch eine weitere schlimme Folge, die Verlegung des Schwerpunkts des Dreibundes in die österreichische Hauptstadt, als man dort erkannte, daß dem Deutschen Reiche das Bündnis völlig unentbehrlich geworden sei. Die deutsche, von Marschall inaugurierte Orientpolitik, die Ende 1907 Bismarcks Wort von den Knochen des pommerschen Grenadiers ausdrücklich verwarf, leistete Aehrenthals Intentionen noch Vorschub. Rußland aber rückte, ärgerlich über den Bau der Sandschakbahn, wozu, wie Iswolski meinte, Deutschland die Anregung gegeben habe, von seinen beiden Nachbarn im Westen noch mehr ab, u. bei der Zusammenkunft Eduards VII. mit dem Zaren in Reval kam am 9. u. 10. Juni 1908 eine wirkliche politische Entente zwischen Rußl. u. Engl. zustande. Die Folge war Bülows Gelöbnis der Nibelungentreue nach der Annexion Bosniens u. der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens, — Wilhelm II. nahm die Überraschung sehr übel auf — der Kanzler „zuckte in seiner weltmännisch leichten Art die Achseln über die Balkanfragen, die uns im Grunde Hekuba seien, wenn nur die Bagdadbahn nicht gestört werde, u. stellte Aehrenthal einen uneingeschränkten Blankowechsel für die Zukunft aus mit der Äußerung über die serbische Frage: „Ich werde die Entscheidung, zu der Sie schließlich gelangen werden, als die durch die Verhältnisse gebotene ansehen". Da man sich in Wien für friedliche Lösung entschied, falls Serbien die Annexion anerkenne u. auch Rußland bedingungslos zustimme, wies Bülow den Grafen Pourtalès an, diese Zustimmung in Petersburg zu erwirken; natürlich sah man dort in der deutschen Forderung ein Ultimatum, dem Rußland sich fügen mußte, weil es zum Kampfe nicht gerüstet war, u. vergaß sie nicht; von jetzt an war Iswolski im Herzen der Entente verschrieben u. ein Zusammenstoß mit dem Germanentum in den Augen des Zaren unausweichlich.

Mitte Juli 1909 ging Bülow; er trägt nach Br. vor der Welt die Verantwortung für eine Politik der versäumten Gelegenheiten (S. 300). Sein Nachfolger „war ein Mann von natürlicher Klugheit, ehrlichem Willen u. großer Pflichttreue, aber ohne diplomatische Erfahrung u., was schlimmer war, ohne wirklich staatsmännische Begabung, ohne die Sicherheit des Willens u. die Kraft des Entschlusses, die einer im Laufe der Jahre sehr selbstbewußt u. anspruchsvoll gewordenen öffentlichen Meinung u. einem vom höchsten Selbstgefühl

Digitized by Google

erfüllten, aber innerlich doch recht haltlosen Herrscher gegenüber vor allen Dingen nötig gewesen wäre". Bethmann betrieb ernstlich eine Annäherung an England u. suchte Deutschlands gefährliche Abhängigkeit von Österreichs unberechenbarer u. im Grunde zielloser Orientpolitik zu lösen, — vergebens — Kiderlen-Wächter, der 1909 den entscheidenden Druck auf Rußland durchgesetzt hatte, seit dem Juni 1910 Staatssekretär, verschärfte die Lage noch durch die Entsendung des Panther nach Agadir, die England veranlaßte, seine schützende Hand über Frankreich zu halten, u. Haldanes Besprechungen mit dem Kaiser, Tirpitz u. dem Kanzler im Februar 1912 brachten keine Entspannung. „Das Scheitern dieser Verhandlungen ist, soviel man bisher urteilen kann, insofern von Bedeutung gewesen, als man in England nun definitiv zu der Überzeugung kam, daß es nicht möglich sei, eine vertragsmäßige Einschränkung der deutschen Flottenrüstung zu erreichen." Als die Völker auf dem Balkan wieder aufeinanderschlugen, sagte Haldane sogar anfangs Dezember dem Fürsten Lichnowsky ganz offen, daß Engl. auf seiten Frankr.s u. Rußl.s eingreifen werde, wenn es zum allg. Kriege kommen sollte; Engl. müsse das Gleichgewicht zwischen den beiden kontinentalen Gruppen zu erhalten suchen, könne u. wolle sich nicht nach der voraussichtlichen Niederwerfung Frankreichs einer einheitlichen kontinentalen Gruppe unter Führung einer einzigen Macht gegenübersehen. Unter diesen Umständen mußte Deutschland einen Zusammenstoß des Dreibunds u. der Entente nach Möglichkeit zu verhindern suchen. Das gelang während der Balkankrisen im Zusammenarbeiten mit England. Man hoffte es in Berlin allzu optimistisch auch weiterhin durch das deutsch-engl. Abkommen über die portugies. Kolon. in Afrika u. durch den Interessenausgleich bei der Frage der Vollendung der Bagdadbahn. Man erwartete wohl, daß sich später noch eine Verständigung über die Balkan- u. Meerengenfrage erzielen lassen werde. Noch am 26. Febr. 1914 schrieb Jagow an Lichnowsky, er sehe manchmal etwas zu schwarz, wenn er glaube, beim Ausbruch eines Krieges werde England auf alle Fälle an der Seite Frankreichs gegen Deutschland zu finden sein.

So war damals Deutschlands Lage: „Der einzige leidlich sichere Bundesgenosse, Österreich, schwach u. wegen seiner unberechenbaren Balkanpolitik gefährlich. Der 2. Bundesgenosse, Italien, mindestens unzuverlässig, der 3., Rumänien, auf dem noch verdeckten Abmarsch zum Feinde. Neue Bundesgenossen waren nicht in Sicht. Ein Angriff von russ. Seite war zwar nicht unmittelbar zu befürchten, aber jeden Augenblick infolge eines vielleicht unbedeutenden Zwischenfalls oder des Todes Franz Josefs möglich; dann war Frankreichs Bundeshilfe für die Russen sicher, u. sobald die Republik in den Kampf hineingezogen war, auch die Englands. Von England ließ sich nicht mehr erwarten, als daß es mäßigend wirken u. vielleicht mit Deutschland zusammen den Ausbruch eines Krieges möglichst zu verhüten suchen werde, aber es hat uns niemals hoffen lassen, daß es auf unsere Seite treten oder auch nur neutral bleiben werde, wenn es

Digitized by Google

trotz solcher Bemühungen doch zum Kampf komme. Es konnte dies auch gar nicht versprechen, weil es durchaus gegen sein Interesse gewesen wäre." Br. verhält sich also den Fürsprechern u. den Gegnern der Westorientierung gegenüber gleich kritisch. Ein deutsch-engl. Bündnis, einen alle im Augenblick erdenkbaren Möglichkeiten mit juristischer Genauigkeit deckenden, in Paragraphen gefaßten Vertragstext verweist er in das Reich der Illusionen, aber eine Entente mit den Briten, ein von der öffentlichen Meinung beider Länder gebilligtes Einvernehmen der Regierungen, war nach seiner Meinung möglich u. erwünscht. Man wird ihm recht geben müssen, daß dies der Bülow-Holsteinschen Politik vorzuziehen war, die den Weltfrieden am besten sichern zu können meinte, wenn man in neutraler Stellung verharre, um den friedlichen Vermittler, im Notfalle den Schiedsrichter zwischen feindlichen Gruppen zu spielen: „eine solche Politik wäre vielleicht durchführbar gewesen, wenn man den andern Mächten das Vertrauen hätte geben können, daß Deutschland diese Funktion unparteiisch ausüben u. seine Stellung nicht dazu benutzen werde, sich selbst Vorteile auf Kosten aller anderen zu verschaffen"; dieses Vertrauen aber vermochte die auf Kompensationen ausgehende „planlose, kleinliche u. unsichere" deutsche Politik nicht zu erwecken.

Je mehr Br. sich dem 28. Juni 1914 nähert, um so schwankender wird der Boden, den er betritt. Rob. Hoeniger wird ihm gewiß nicht beipflichten, wenn er S. 406 behauptet, daß die regierenden Kreise Rußlands nicht auf jeden Fall Krieg führen wollten u. daher keinen bestimmten Zeitpunkt dafür ins Auge gefaßt hatten, daß sie aber den Krieg innerhalb einer nicht allzu langen Zeitspanne für unvermeidlich hielten. Im wesentlichen scheint mir auch das 18. Kap. „D. Ausbruch d. Weltkrieges" u. die „Schlußbetrachtung" des 19. wohl gelungen. Im 2. Bde. der „Reichsgründung" heißt es auf S. 464/5: „Vielleicht hätte eine vorsichtigere u. folgerichtigere Politik den furchtbaren Zusammenstoß vermeiden, sicherlich hätte sie dafür sorgen können, daß auch der Schein, als seien wir die Angreifer, vermieden wurde. Aber wir hatten keinen Bismarck mehr an unserer Spitze, sondern mittelmäßige Epigonen." Das ist ein hartes, aber gerechtes Urteil. Das Schuldkonto der einzelnen noch genauer festzustellen, wird die Aufgabe der auf den von Br. geschaffenen Grundlagen weiter bauenden Forschung sein. Wie sehr sie auch hierbei seine Darstellung modifizieren u. berichtigen mag, eins wird sie immer wieder bestätigen: den die leitenden deutschen Kreise von 1871 bis 1914 beherrschenden Willen, den Frieden so lange wie möglich zu erhalten. „Unsere Politik war trotz aller großen Worte im Grunde eher zu ängstlich u. zu friedliebend als zu kriegerisch. Wir wollten auch niemals auf Kosten anderer gewinnen, sondern immer nur neben ihnen u. mit ihnen an der Aufteilung der Erde teilnehmen. Unsere Feinde waren es, die erobern, die auf fremde Kosten gewinnen wollten, nicht Deutschland. Die Franzosen wollten den Deutschen Elsaß-Lothringen entreißen; die Russen wollten sich den Weg zur Beherrschung des Balkans u. der Meerengen öffnen, wollten die unter

Digitized by Google

deutscher, österr. u. türk. Herrschaft stehenden Slawen aus den bisherigen Staatsverbänden lösen u. ihrem Machtkreise eingliedern. Die geschickte u. skrupellose Minierarbeit dieser verhältnismäßig kleinen Gruppen, derer um Iswolsky, Delcassé u. Poincaré, hat den Weltkrieg vorbereitet. Sie sind vor den furchtbaren Konsequenzen eines solchen Völkerringens nicht zurückgeschreckt, wenn sie nur ihre Ziele erreichten. Sie haben schon während der Balkankriege auf die Gelegenheit gewartet u. sie im Juli 1914 freudig ergriffen. Ihr Werk war die russ. Mobilmachung, die den Krieg zur unmittelbaren Folge hatte."

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Vorgeschichte.

Wohl selten hat die Erkenntnis auf einem wissenschaftlichen Gebiete in kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht wie auf dem der vorgeschichtl. Forschung. Weil systematischer gearbeitet wird wie noch vor wenigen Jahrzehnten u. infolgedessen die Funde umfangreicher geworden sind, vor allem aber weil die vergleichende Methode zielbewußt angewendet wird, lichtet sich nun immer mehr das Dunkel, das über den vorgeschichtl. Zeiten noch lagert. Wir reden natürlich in 1. Linie von den Verhältnissen des europ. Erdteils, u. hier liegt für uns das Hauptgewicht bei der Urgesch. u. Kultur der Germanen teils für sich, teils in ihren Beziehungen zu anderen vorgeschichtl. Völkergruppen, die in unserem Erdteil u. insbes. auf dtsch. Boden mit eine Rolle gespielt haben u. mehr oder weniger Einfluß auf die german. Kulturentwicklung ausüben konnten. Immer mehr stellt sich die Kultur unserer german. Vorfahren als hochentwickelt ursprünglich u. selbständig hin, dabei von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf andere Volkskulturen; u. der Gedanke der Lehnkultur, der sich so lange an die Berichte der alten Schriftsteller angeknüpft hat u. von tendenziös entstellter Darstellung feindlicher Nachbarn bis heute aufrecht erhalten wird, muß allmählich schwinden oder kann höchstens relativ Berücksichtigung finden, insofern auch die Germanen in Wechselbeziehungen zu anderen Volksstämmen standen. Wir werden damit auf den Grundgedanken hingewiesen, den W. Pastor in seinen kürzlich gesammelt erschienenen Einzelveröffentlichungen auf diesem Gebiete betont [1]). Er macht uns in diesen Arbeiten, die in eigenartiger Weise die Ergebnisse der prähistor. u. histor. Forschung zu verwerten wissen, mit der uns hoffentlich immer geläufiger werdenden Vorstellung bekannt, daß die Germanen von ungeheurem kulturellen Einfluß auf Europa gewesen sind. Er schießt dabei m. E. allerdings über das Ziel hinaus, wenn er in Germanien „den wirklichen Mittelpunkt der Menschengeschichte" sieht. In dieser vom Ref. nicht geteilten Ideenrichtung bewegen sich alle diejenigen Ausführungen, die von den

---

[1]) Deutsche Urzeit. Grundlagen d. german. Gesch. Gr. 8°. XII, 468 S., 32 Taf. Leipz., H. Haessel, 1922. M. 9.—, geb. M. 11.—.

Digitized by Google

Germanen, d. h. der nach der Eiszeit sich im nördl. Europa (Skandinavien) bildenden vervollkommneten Menschenrasse, alle höhere Kulturentwicklung seit dem Übergang von der paläolith. zur neolith. Zeit herrühren lassen. Die Ausbildung des Sonnenkults aus dem alten Animismus u. Dämonenglauben, die ägypt. Hieroglyphen u. die Lautzeichenschrift, die Erzeugung der Bronze u. die Herbeiführung eines Bronzezeitalters, die Umbildung megalith. Sonnenheiligtümer in Grabanlagen (Dolmen, Megalithgräber, Pyramiden), dies u. v. a., dessen Erörterung uns zu weit führen würde, von dem nordischen Germanentum ausgehen u. dieses somit zum Urheber der hierauf aufbauenden Kulturentwicklung Europas u. darüber hinaus werden zu lassen — dies alles frappiert ungeheuer, u. es wird sich nicht jeder ohne weiteres mit diesen Ausführungen befreunden können. Den Grundgedanken von dem kulturellen Hochstand der german. Rasse u. seine nachhaltige Betonung halten wir allerdings für sehr wertvoll. Im übrigen ist P.s Buch von fesselndem Inhalt u. bringt eine Fülle von Einzelheiten in eigenartig anregendem Zusammenhang. An die Betrachtung der Veröffentlichung P.s können wir die Erwähnung einer kleinen Schrift Kossinnas anschließen [1]). Ihrer Entstehung nach ist sie jünger als der die nämliche Frage einschließende 1. Abschn. im Buche Pastors. Nach K. wanderte, etwa zur Zeit der ältesten Kjökkenmöddinger, ein Zweig der Indogermanen, die sog. Nordindogerm., zu denen die später in neuen Sitzen erscheinenden Kelten, Illyrier, Griechen u. Italiker neben der später als Germanen auftretenden Völkergruppe zählten, alle mit einer noch gemeinsamen Ursprache, in das Ostseegebiet ein. Die Germanengruppe insbes., die sich bis 4000 v. Chr. (Anfänge der Megalithgräber) zurückverfolgen läßt, gehörte zu den in Skandinavien ansässigen Indogermanen. Sie sonderte sich dann von den skandinav. Nordindogermanen ab u. wanderte am Ende der Frühperiode der Bronzezeit, etwa um 1800 v. Chr., nach Nordwestdeutschland ein. Die Germanen waren ein Sondervolk geworden; die Trennung ihrer Sprache von der gemeinsamen Ursprache mag um 3000 erfolgt sein. Der Grundgedanke, daß die german. Kultur von N. gekommen ist, stimmt mit Pastor überein.

Einen ganz anderen Charakter als dessen Buch weist eine sehr wertvolle u. willkommene Veröffentlichung Wahles auf, die für spätere Darstellungen der german. Vorgesch. vielleicht grundlegend sein wird [2]). Ausgehend von dem richtigen Gedanken, daß alle Fundstücke aus vorgeschichtl. Zeit nur Mittel zum Zweck sind u. die vorgeschichtl. Forschung an ihrer Hand schließlich dazu kommen muß, eine histor. Darstellung der kulturellen Entwicklung der Vorzeit zu geben, um so mehr als die vorgeschichtl. Wissenschaft immer mehr als ein Zweig der histor. erkannt wird, andererseits feststellend, daß die

[1]) D. Herkunft d. Germanen. Zur Methode d. Siedelungsarchäol. 2. Aufl. II, 30 S. Gr. 8°. Leipz. C. Kabitzsch, 1920. (= Mannusbibl. H. 6.)

[2]) Vorgesch. d. dtsch. Volkes. E. Grundr. VIII, 184 S. Gr. 8°. Leipz., C. Kabitzsch, 1924.

Digitized by Google

typologisch-chronol. Behandlung der Funde, trotz noch vorhandener nicht unbeträchtlicher Lücken, doch in den letzten Jahrzehnten genügend Stoff geliefert hat, um eine solche Aufgabe in die Hand zu nehmen, sucht W. den bis jetzt gehobenen u. typol. wie chronol. eingereihten Stoff zu einer histor. Darstellung nicht nur der materiellen, sondern auch der wirtschaftl., gesellschaftl. u. geistigen Kultur, des Siedelungswesens u. der sich langsam entwickelnden polit. Verhältnisse, insbes. auch in ihren Zusammenhängen u. Beziehungen zueinander, zu verarbeiten. Ref. hält den Versuch für durchaus gelungen. W. gibt eine sehr ansprechende u. ohne Zweifel weitere Kreise interessierende Schilderung von der älteren Steinzeit bis zum frühen Ma. Er behandelt im Zusammenhang des Ganzen auch die wichtigen Fragen über Kulturkreise, Heimat der Indogermanen u. a. Abbildungen sind nicht beigefügt, da es in solcher zusammenhängenden Darstellung schwer gewesen wäre, den Abbildungsstoff zweckmäßig zu begrenzen. Wer sich mit den Funden, auf denen die Darstellung beruht, näher beschäftigen will, wird in den reichlich vorhandenen Lit.nachweisen die nötigen Quellen finden. Auch W.s Buch zeigt dem Leser, welche hervorragende Rolle unser deutsches Volk schon in der Vorzeit gespielt hat.

Mit der Vorgesch. des Menschen im allg. beschäftigt sich der stattliche u. durch zahlreiche typische Abbildungen sich gefällig darbietende 4. Bd. der gemeinverständlich angelegten Entwicklungsgesch. des Naturganzen von Reinhardt[1]). Wie das ganze Werk, so hat auch dieser Bd. schon in den früheren Aufl. weite Verbreitung gefunden; er wird dank der Verarbeitung einer Fülle neuen Materials u. tlw. sehr wertvoller neuerer Forschungsergebnisse nicht minder Anklang finden. Es ist ja eins der anziehendsten Kap., der Vorgesch. des Menschen bis in die Anfänge des Menschwerdens aus halbtierischem Vorfahrenstamm nachzugehen. Bleibt auch vieles hypothetisch, so haben uns doch die Funde von Skelett-, insbes. von Schädelresten, später von ganzen Skeletten ein Material gegeben, aus dem wir wichtige Schlüsse ziehen können; u. zusammen betrachtet mit den Funden an Werkzeugen u. Gebrauchsgegenständen, die sich vom rohesten Typus zu immer größerer Vollkommenheit entwickeln, entrollt sich uns ein anfangs noch verschwommenes, dann aber immer deutlicher werdendes Bild vom Wesen u. Leben unserer frühesten Vorfahren. Wie weit liegen die Anfänge zurück! Die zu Anfang des Bdes. stehende chronol. Tab. wird manchen Leser in Staunen versetzen. R. kommt zu viel höheren Zahlen als z. B. der bisher vielfach als maßgebend anerkannte Prähistoriker Hauser. Das Werk behandelt in lebhafter u. fesselnder Darstellung alles, was wir von der phys. u. kulturellen Entwicklung des Menschen der Vorzeit bis jetzt wissen, u. wir können nicht genug hervorheben, wie gut es dem Vf. gelungen ist, den so

[1]) Vom Nebelfleck zum Menschen. Bd. 4: D. Mensch z. Eiszeit in Europa u. s. Kulturentwicklg. b. z. Ende d. Steinzeit. 4. neubearb. u. verm. Aufl. mit zahlr. Abb., Taf. u. Kart. XII, 745 S. Gr. 8°. Berl. u. Wien, B. Harz, 1924

Digitized by Google

mannigfaltigen Stoff zu meistern. Daß sich Reste der Urzeitkultur bis heute erhalten haben, zeigen die letzten Kap. des Buches.

Zum Schlusse mögen verschiedene kleinere Schriften hier Platz finden: Die auf Veranlassung des Prähistor. Inst. d. Univ. Wien veröffentlichte von Hoernes [1]) ist bes. für die Datierung der Funde wertvoll; Mahr gibt eine Zusammenstellung der Hallstattkultur [2]); Wahle liefert in einem Fundkatalog Material zur Nachprüfung früher gewonnener Ergebnisse [3]); Wolff bringt Ergänzungen zu s. 1913 erschienenen Buche („D. südl. Wetterau in vor- u. frühgeschichtl. Zeit") [4]); Albrecht vergleicht die Forschungsergebnisse hinsichtlich der slawischen Besiedelung des mittleren Saalegebietes mit der herkömmlichen Ueberlieferung u. sucht die vorgefundenen keramischen Reste typolog. zu bestimmen u. chronol. einzureihen [5]). Endlich sind 2 in gewisser Beziehung zueinander stehende Veröffentlichungen zu nennen [6]) [7]): sehr fleißig u. anregend hat Almgren gearbeitet, u. auch Frischbier bietet sehr beachtenswerte Beiträge. Letzterer betont den german. Ursprung der Fibel.

Frankfurt a. M. E. Herr.

Reformationsgeschichtliche Neuerscheinungen.

II.

B. Bretholz begann Bachmanns böhm. Gesch. in die Neuzeit fortzusetzen [8]). Die fleißige Benutzung der gedruckten Quellen u. Lit. verdient um so mehr Lob, als die Leser sich sonst den Inhalt der tschechischen Werke kaum aneignen könnten. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist so vieles zur böhm. Reform.gesch. veröffentlicht, daß

---

[1]) D. Gräberfeld v. Hallstatt, s. Zusammensetzg. u. Entwicklg. M. 80 Abb. i. Text. 45 S. 4°. Leipz., C. Kabitzsch, 1921.

[2]) D. prähist. Sammlgg. d. Mus. z. Hallstatt. Materialien z. Urgesch. Österreichs, hrsg. v. d. Wiener Prähistor. Gesellsch. M. 8 Taf. 63 S. Gr. 8°. ib. 1921.

[3]) Fundkatalog (Anl. II) z. E. Wahle, D. Besiedelg. Südwestdeutschlands i. vorröm. Zeit nach i. natürlichen Grundlagen. Dtsch. Archäol. Inst. Beih. z. XII. Bericht d. Röm.-german. Komm. 1920. 43 S. Gr. 8°. Ansbach, C. Brügel & S., 1921.

[4]) Neue Funde u. Fundstätten in der südl. Wetterau. Nachtr. z. archäol. Fundkarte. (Veröffentl. d. Dtsch. Archäol. Inst.) 25 S. Gr. 8°. ib. 1921.

[5]) Beitr. z. Kenntnis d. slaw. Keramik auf Grund d. Burgwallforschg. i. mittl. Saalegebiet. M. 52 Abb. i. Text u. 3 Taf. Gr. 8°. 48 S. (= Mannusbibl. H. 33.) Leipz., C. Kabitzsch, 1923.

[6]) Stud. üb. nordeurop. Fibelformen d. 1. nachchristl. Jh. m. Berücksichtig. d. provinzialröm. u. südruss. Formen. 2. Aufl. M. 11 Taf. u. 2 Kart. XIX, 254 S. Gr. 8°. (= Mannusbibl. H. 32.) ib. 1923.

[7]) German. Fibeln unter Berücksichtig. d. Pyrmonter Brunnenfundes. M. 1 Abb. i. Text u. 14 Taf. VI, 102 S. Gr. 8°. (= Mannusbibl. H. 28.) ib. 1922.

[8]) Neuere Gesch. Böhmens. 1. Bd.: D. polit. u. religiöse Kampf zw. Ständen u. Königtum unt. Ferdinand I. (1526—64) u. Maximilian II. (1564—76) (a. u. d. T.: Allg. Staatengesch., hrsg. v. H. Oncken. 1. Abt. Gesch. d. europ. Staaten. 40. Werk). X, 391 S. 8°. Gotha, F. A. Perthes, 1920.

Digitized by Google

eine Zusammenfassung Bedürfnis war. B. legt das Hauptgewicht auf die innere Geschichte, beschäftigt sich weniger mit den Herrschern als mit den einheimischen Faktoren u. betont stärker die Kulturverhältnisse, besonders die religiöse Entwicklung mit ihren verschiedenen Parteien. Obgleich bei dem in den vielen Stadt- u. Adelsarchiven zersplitterten Material keine systematische Ausbeute möglich war, hat B. unsere Kenntnisse durch ausgedehnte Archivstudien ergänzt, die mährische Geschichte aber nicht einbezogen, weil die Zeit noch nicht dazu reif ist.

Eine außergewöhnlich-geduldige Kleinarbeit, aber trotz unscheinbarer Gestalt wegen ihrer statistischen Angaben um so mehr zu begrüßen ist G. Lösches Schrift [1]). Sie behandelt den Zusammenbruch des böhmischen Protestantismus u. das allgemeine Schicksal der Exulanten im sächsischen Zufluchtslande unter Einflechtung vieler Einzelheiten. An diese Übersicht knüpft L. zahlreiche Anmerkungen u. Beilagen, eine Fundgrube für Personen- u. Ortsgeschichte. Das Buch wird selbst für biograph. u. topogr. Fragen, die mit L.s Thema nichts zu tun haben, Nachschlagedienste leisten. L. mußte sich aus vielen, teilweise recht entlegenen Werken seine Notizen zusammenlesen. Daneben benutzte er Archive, über die er S. V und IX berichtet. — Auch L.s Gesch. d. österr. Protestantismus ist neu erschienen [2]), u. zwar wesentlich inhaltreicher. In den viel reichlicheren Anmerkungen (S. 295 ff.) ist eine Fülle von Daten zusammengetragen. Außer diesem Anhang zerfällt L.s Buch in eine Gesch. d. Reform. u. Gegenreform., nach den einzelnen Kronländern geordnet, u. in eine Gesch. des gesamtösterreich. Protestantismus seit Josefs II. Toleranzpatent bis zum Weltkrieg mit Ausblicken auf die Zukunft. Da auch dieses Buch L.s durch seine vielen Einschaltungen Nachschlagewerk geworden ist, sei das Personen- u. Ortsregister noch besonders hervorgehoben.

Von den Ergänz.bden. der Beitr. z. bayr. Kirchengesch. (vgl. Mitt. 46, 156 f.) beschäftigen sich 4 mit unserer Zeit. Vollendet wurde die Vorgeschichte der Erlanger Universität [3]). Die Organisation des Schulwesens unter Georg Friedrich (1556—1603) beansprucht fast die Hälfte des Schlußbandes. J. läßt unentschieden, welchen persönlichen Anteil der Markgraf an den Regierungsgeschäften genommen hat. Da die zerrütteten brandenburgischen Finanzen keine großen Staatsbotationen zuließen, handelte es sich besonders darum,

---

[1]) D. böhm. Exulanten in Sachsen. E. Beitr. z. Gesch. d. 30jähr. Krieges u. d. Gegenreform. auf archival. Grundlage. M. archival. Beil. XII, 585 S. Gr. 8°. (= Jahrb. d. Gesellsch. f. d. Gesch. d. Protestantism. i. ehemaligen Österr. 42.—44. Jg.) Wien, Manz; Leipz., Jul. Klinkhardt, 1923.

[2]) (= Jahrb. d. Gesellsch. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österr. 40. u. 41. Jg.) IV, 337 S. Gr. 8°. 2. stark verm. u. b. z. Gegenw. fortgef. Aufl. ib. 1921.

[3]) Herm. Jordan, Reformation u. gelehrte Bildung i. d. Markgrafschaft Ansbach-Baireuth. 2. Tl. (1556—1742). Nach dem Tode des Vf.s abgeschlossen u. hrsg. v. D. Dr. Chr. Bürckstümmer (= Quellen u. Forsch. z. bayr. Kirchengesch. I. Bd. 2. Tl. VI, 157 S. 8°. Leipz. u. Erlang., A. Deichert (Dr. W. Scholl), 1922.

Digitized by Google

aus dem Ertrag des säkularisierten Kirchengutes Schulen zur Heranzucht eines tüchtigen Nachwuchses an Pfarrern u. Beamten zu unterhalten u. ihn wenigstens teilweise an Universitäten, vor allem in Wittenberg, studieren zu lassen. Den Abschluß dieser Bestrebungen bildete die Konsistorialordnung von 1594. Auf den Plan, eine eigene Hochschule zu gründen, wurde gerade damals wieder zurückgegriffen; wir wissen aber nichts über seine Schicksale u. die Gründe seines Scheiterns. — Noch ertragreicher scheint mir Schöffels Buch[1]), von dem $^2/_3$ auf die Reformation u. Gegenreformation entfällt. Der Kampf um die Kirchenhoheit war der rote Faden, um die Stadien der Schweinfurter Reformationsgeschichte, erst die Auseinandersetzung mit den kirchlichen Obrigkeiten über die geistliche Jurisdiktion in u. um Schweinfurt, dann die Aufrichtung des selbstherrlichen Kirchenregiments im Innern u. schließlich die Verteidigung wider die gegenreformatorischen Rechts- u. Machtansprüche zu veranschaulichen. Denn diese Reform.gesch. zerfällt in 3 Abschn.: bis 1541 vorsichtiges Tasten zwischen den Altkirchlichen u. Neuerern, dann entschlossener Aufbau des evangel. Kirchenwesens mit allen außenpolitischen Folgen u. der eifersüchtigen Behauptung der kirchenorganisatorischen u. verwaltungsrechtlichen Magistratsansprüche gegenüber den Pfarrern u. seit den 70er Jahren die Anfechtungen der Schweinf. Kirche durch die wiedererstarkten kathol. Gewalten. Sch. hat außer Schweinf. Akten u. Chroniken die Archive in Würzburg, Bamberg, Nürnberg u. München (würzburgische Akten des Reichsarchivs) benutzt. Mit seinem Werke kann sich das Joh. Bergdolts[2]) nicht messen; aber es besitzt nicht nur ortsgeschichtliche Bedeutung, enthält u. a. bemerkenswerte biographische Beiträge über den brandenburgischen Kanzler Georg Vogler. Daneben ist lehrreich, wie mühsam die kleine Reichsstadt sich durch die politischen Schwierigkeiten, besonders nach dem Schmalkaldischen Kriege, hindurchwinden mußte. Von Interesse sind auch der abgedruckte Windsheimer Ratschlag von 1524, eines der frühesten evangel. Glaubensbekenntnisse, u. Hagelsteins Berichte vom Augsburger Reichstag. B. schließt tatsächlich mit dem Religionsfrieden u. behandelt die Zeit nach 1555 nur summarisch. — Knappes Buch[3]) zerfällt in 2 locker zusammengefügte Teile, die Geschichte bis zur sog. Adelsverschwörung u. die endgültige Gegenreformation der Herrschaft Hohenwaldeck durch Wilhelm V. In der 1. Hälfte war der Boden schon stark bebaut, vor allem durch die Aktenpublikation von W. Goetz u. L. Theobald in den Briefen u. Akten z. Gesch. des 16. Jh. u. verschiedene Spezialarbeiten Theobalds; neu sind fast nur einige biograph.

---

[1]) D. Kirchenhoheit d. Reichsstadt Schweinfurt (= Quellen u. Forschg. z. bayr. Kirchengesch. Bd. 3). XIV, 498 S. Gr. 8°. ib. 1918.

[2]) D. freie Reichsstadt Windsheim i. Zeitalter d. Reform. (1520—80) (= Quellen u. Forschg. z. bayr. Kirchengesch. Bd. 5). XIII, 305 S. Gr. 8°. ib. 1921.

[3]) Wolf Dietr. v. Maxlrein u. d. Reform. i. d. Herrschaft Hohenwaldeck (= Quellen u. Forschg. z. bayr. Kirchengesch. Bd. 4). VI, 156 S. 8°. (Nebst 1 Karte.) ib. 1920.

Digitized by Google

u. familiengeschichtl. Notizen. Dagegen bearbeitete Kn. die spätere Gegenreformation hauptsächlich nach den Akten des Münchener Reichsarchivs, so daß dieser Teil des Werkes wertvoller ist. Obwohl die bayr. Gegenreformation in den Hauptzügen längst feststeht, ist fesselnd, wie oft kleinliche Reibungen, von denen man wenig wußte, sich in die großen Gegensätze mengen.

Der durch die Inventarisation der kathol. Pfarrarchive Unterfrankens bekannte Aug. Amrhein[1]) hatte die Protokoll- u. Rezeßbücher des Würzburger Domkapitels im dortigen Kreisarchiv zu repertorisieren, um deren kirchen-, kunst- u. rechtsgeschichtl. Inhalt für amtliche u. wissenschaftliche Benutzer zugänglicher zu machen als durch die alten alphabet. Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Bde. Greving regte an, die aus den Protokollen ausgezogenen reformationsgeschichtl. Notizen zu veröffentlichen. Leider wurden infolge der Teuerung die kirchenpolit. Verhandlungen der Aera Melchior Zobels ausgelassen. Der vorl. Bd. betrifft die Ehrenrettung des Weihbischofs Pettendorfer gegen die Anklagen wegen Ketzerei, Verhandlungen über die Würzburger Dompredigerstelle, über des Luthertums beschuldigte Domherren, die im Stift 1515—18 verkündigten Ablässe, die Ausführung der Tridentiner Beschlüsse u. — mehr als die Hälfte der ganzen Publikation — die religiösen Neuerungen nebst ihren Folgen in den Ortschaften u. Pfarreien, welche der Jurisdiktion oder dem Patronat des Domkapitels unterstanden.

Aus Württemberg liegt die Korrespondenz Gerwig Blarers vor[2]). Wegen seiner Stellung gegen die Reformation ist er von katholischer Seite öfter gelobt worden, während die Zimmerische Chronik ihm pikante Geschichten nacherzählte. Auf amtlichem Material, besonders auf den Weingartener Missivenbüchern des Stuttgarter Archivs, fußte keine dieser Schilderungen. Günter breitet diesen Stoff in zwei stattlichen Bänden aus, wägt in der Einleitung die Urteile über Gerwig ab u. sucht ihn aus den eigenen Schicksalen u. Zeitverhältnissen zu begreifen. Sein Ergebnis ist, daß Gerwig dank langer Amtsdauer, diplomat. Geschicklichkeit u. gesellschaftl. Gewandtheit stark überschätzt wurde u. mehr Nebendienste als staatsmännisch- oder kirchlich-schöpferische Arbeit leistete. Für die Erneuerung des Katholizismus besaß er kein Verständnis, er hatte überhaupt keine ernste Lebensauffassung. Seine Korrespondenz zeigt mehr einen persönlich interessierten als einen sachlich urteilenden Prälaten. Es fragt sich, ob er nicht mit seiner geschäftigen Rührigkeit hauptsächlich bezweckte, durch einflußreiche Freunde Privatbedürfnisse zu befriedigen. Dazu würde

---

[1]) Reformationsgeschichtl. Mitteil. a. d. Bist. Würzburg 1517—1573 (= Reformationsgeschichtl. Stud. u. Texte, begr. v. J. Greving, hrsg. v. A. Ehrhard. H. 41 u. 42). Gr. 8°. VIII, 188 S. Münster i. W., Aschendorff, 1923.

[2]) Gerwig Blarer, Abt v. Weingarten u. Ochsenhausen. Briefe u. Akten, bearb. v. H. Günter. 1. Bd.: 1518—47, XXXIX, 671 S. 2. Bd.: 1547—67, XXXII, 572 S. Gr. 8°. (= Württemb. Geschichtsquellen, hrsg. v. d. Württemb. Kommiss. f. Landesgesch. 16. u. 17. Bd.) Stuttg., W. Kohlhammer, 1914 u. 1921.

Digitized by Google

G.s Ansicht stimmen, daß Gerwigs schwache Anläufe zur Klosterreform nicht aus innerem Trieb geschahen, sondern den eigenen Besitz sichern sollten.

In Baden hat die kirchengeschichtl. Gesellsch. des Erzbist. Freiburg ihren Beiträgen z. Reform.gesch. (Mitteilgn. 46, 225 f.) 2 Fortsetzungen nachgeschickt [1]). Davon ist der Artikel von J. Sauer, „Reformat. u. Kunst im Bereiche d. heutigen Baden" am inhaltreichsten, objektivsten u. tiefsten. Er stellt zusammen, was wir von den 1450—1530 im heutigen Baden wirkenden Baumeistern, Bildhauern u. Malern wissen u. was von ihren Werken verschollen, vernichtet oder erhalten ist. Er mißt Bestand u. Charakter dieser Leistungen am zeitgenössischen religiösen Leben, prüft die reformatorischen Klagen über Abgötterei und würdigt den lutherischen Einfluß auf die künstlerische Weiterentwicklung. P. Albert führt die „reformatorische Bewegung zu Freiburg bis 1525" weniger auf überzeugte Lutheraner wie auf „gebildete u. ungebildete Unzufriedene" zurück, „während die leitenden Personen u. das Volk sich ablehnend verhielten". Derartiges läßt sich freilich nie fest beweisen. Sicher ist, daß in Freiburg keine starke volkstümliche Persönlichkeit die Massen religiös begeisterte oder durch Ausdauer u. erzieherisches Geschick breite, nachhaltige Erfolge gewann. Leider fehlen für jene Jahre die Rats- u. Briefbücher. Doch ergänzte Albert dank der intensiver ausgenutzten Lit. u. dank manchen handschriftl. Quellen H. Schreibers Bild. H. Lauer, „D. Glaubenserneuerung in der Baar", betont etwas einseitig die Anhänglichkeit der Pfarrer u. Laien an die Kirche, leugnet übrigens die Schwächen nicht, erwähnt z. B. die ungünstigen Angaben über die Geistlichkeit im Jh. nach dem Tridentinum. Seine Hauptquelle waren die „Mitteilungen aus dem Fürstenbergischen Archive" (vgl. Mitteilgn. 32, 91 ff.), ergänzt aus dem Villinger u. Tuttlinger Stadtarchiv. Im Gegensatz dazu stützte sich Konr. Gröber, „D. Reformat. i. Konstanz 1517—32" auf reiche literar. Quellen. Da wir über den Gegenstand schon Bescheid wußten, liegt der Hauptwert seiner Arbeit weniger in neuen Ergebnissen als im besseren Überblick. K. Fr. Lederle setzte im Aufsatz „Zur Gesch. der Gegenreform. i. d. Markgrafsch. Baden-Baden" seinen früheren Artikel (Mittlgn. 46, 226) fort, litt aber unter den fragmentarisch erhaltenen Akten. Fleig, „D. Aufheb. d. Klosters Herrenalb", kommt über Weech (Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins, 33) kaum hinaus. Lehrreich ist dagegen die ausschließlich auf gedruckter Lit. fußende Studie von H. Lauer, „D. theolog. Bildung d. Klerus i. Konstanz i. d. Zeit d. Glaubenserneuerung"; sie behandelt Dinge, welche der Reformationshistoriker auf Schritt u. Tritt wissen sollte, welche ihm aber selten geläufig sind.

---

[1]) Beiträge usw. 2. Hälfte. 8°. 1. Tl. 545 S. 2. Tl. 206 S. = Freiburg. Diözesanarchiv N. F. 19 u. 20 [d. ganz. Reihe 46. u. 47. Bd.] Freiburg i. B., Herder, 1919.

Digitized by Google

K. Bauers Beitr. z. Frankfurter Reformat.gesch. [1]) betrifft die Zeit, wo die besonders durch den Ratsherrn Glauburg vertretene melanchthonisch-calvinische Richtung vom orthodoxen Luthertum zurückgedrängt wurde u. letzteres sich gegen die Fremdlingsgemeinden betätigte. In diese Kämpfe wurde Calvin hineingezogen u. offenbarte seine geistige Überlegenheit u. diplomatische Besonnenheit, namentlich im Vergleich zum fanatischen Hamburger Joachim Westphal. Beschäftigt sich Bauer hauptsächlich mit den Fremdengemeinden u. ihren Parteien, so ist doch z. B. allgemein interessant, wie nicht dogmatische Erwägungen, sondern die calvinische Kirchenzucht u. ihre Bedrohung der städtischen Polizeiaufsicht den Magistrat auf die lutherische Bahn drängten.

Neben Holls Lutherbuch ist O. Winckelmanns Schrift [2]) die wichtigste reformationsgeschichtl. Neuerscheinung der letzten Jahre. Während eine tüchtige Dissertation aus Below's Seminar (M. Goldberg, D. Armen- u. Krankenwesen d. ma.lichen Straßburg) über Straßburgs ma.liches Armenwesen auf gedruckten Quellen beruhte, zog W. systematisch die Akten, bes. das alte Hospitalarchiv zu Rate, wo vor allem das Tagebuch des Schaffners Lukas Hackfurt lagerte. Dieser u. andere um das Fürsorgewesen verdiente Straßburger werden erst durch W. wieder bekannter. Sein Werk ist teils Darstellung teils Aktenpublikation. Erstere gibt einen bis ins Ma. zurückreichenden, Goldberg vielfach berichtigenden Überblick, der den Vertrag von 1263, als dessen Wirkung die Verstädtischung vieler Wohlfahrtsanstalten, die Anregungen Geilers von Kaisersberg würdigt u. kurz die Epigonen nach Jakob Sturm u. Butzer berücksichtigt. Für die Reformation (1523—1550) ist die offene u. geschlossene Armenpflege (letztere umfaßt die Verwaltung der einzelnen Anstalten) verschieden behandelt. W. gab die Quellen zur Geschichte der ersteren im Aktenteile möglichst vollständig, sei es wörtlich, sei es auszugsweise, wieder u. hob in der Darstellung nur das Wichtigste heraus, während er umgekehrt bei der geschlossenen Armenpflege, ähnlich wie in den vor- u. spätreformator. Abschn., nur die wichtigsten Stücke abdruckte u. den anderen Stoff in der Darstellung verwertete. Die Tragweite von W.s Buch geht über den ortsgeschichtl. Rahmen weit hinaus; wir erwähnen z. B. die Berichte Alexander Berners über das Fürsorgewesen in anderen süddeutschen u. Schweizer Städten.

Die „Allg. geschichtsforschende Gesellsch. d. Schweiz" hat uns den Anfang der Schinerkorrespondenz geschenkt [3]), die vorläufig erst

---

[1]) D. Beziehungen Calvins zu Frankfurt a. M. (= Schriften d. Vereins für Reformat.gesch. H. 133). 76 S. 8°. Leipz., M. Heinsius Nachf., 1920.

[2]) D. Fürsorgewesen d. Stadt Straßburg vor u. nach d. Reformat. b. z. Ausgang d. 16. Jh.s. E. Beitr. z. dtsch. Kult.- u. Wirtsch.gesch. (= Quellen u. Forschg. z. Reformat.gesch. Hrsg. v. Ver. f. Reformat.gesch. Bd. 5). XVI, 208 u. 301 S. Gr. 8°. Leipz., M. Heinsius Nachf., 1922. — Vgl. hierzu W.s Selbstanzeige „Vom Fürsorgewesen im alten Straßburg" i. Elsaß-Lothr. Jahrb. 1, 44 ff.

[3]) Korrespondenzen u. Akten z. Gesch. d. Kardinals Matt. Schiner, ges. u. hrsg. v. A. Büchi. 1. Bd. 1489—1515. M. 2 Lichtdrucktaf. (= Quellen z.

Digitized by Google

bis zur Schlacht von Marignano reicht. Anläufe zu einer Biographie des großen Kardinals sind wiederholt unternommen. Der Stoff zu einer solchen ist aber zersplittert, deshalb mühsam zu beschaffen. Mußte doch Büchi nicht nur in eidgenössischen Bibl. u. Arch. Umschau halten, sondern Sch. hat auch in die großen Welthändel eingegriffen, sich politisch im Kampf gegen Frankreichs Vormundschaft über die Schweiz u. Italien, kirchlich erst durch seine religiösen Reformbestrebungen u. später durch seine Befehdung der Ref. betätigt! Sch.korrespondenzen staken daher schon in vielen gedruckten Werken, z. B. Hergenröthers Regesten Leos X., Wirz' „Akten d. diplomat. Beziehungen d. Kurie z. Schweiz" u. neuerdings in Imeschs Walliser Landtagsabschieden. Das bereits veröffentlichte Material hat Büchi mehr als verdoppelt, übrigens manchen schon gedruckten Brief nach einer besseren Vorlage gebracht. Dabei begnügte er sich bei den meisten schon bekannten Stücken mit einem Regest. Auch hat er nicht in ausführlicher Einl. den wichtigsten Ertrag der Publ. zusammengefaßt, weil er gleichzeitig an einer Sch.biogr. arbeitete, für die er noch einen weit größeren archival. Stoff ausbeutete, als in der Sch.korresp. enthalten ist [1]). Anhangsweise fügte Büchi den Briefen von u. an Sch. noch einige für seine Lebensgeschichte wichtige Dokumente hinzu. In einem Geleitwort nennt er seine Veröffentlichung mit Recht „eine Hauptquelle für d. allg. Gesch. u. d. Kult.gesch. d. 16. Jh.s", deren Inhalt „sich nur zum geringeren Teil auf die Person Sch.s u. seine engere Heimat, weit mehr auf die Gesch. d. heil. Stuhles, des Reiches, vor allem Mailands u. der anstoßenden Länder bezieht".

Wir schließen gleich hier die Fortsetzung der schweiz. Nuntiaturber. an [2]). Schon beim 1. Bd. (Mitteilgn. 36, 317 ff.) hob ich hervor, daß sie von den dtsch. Nunt.ber. abweichen, weniger politische Fragen als die innere kathol. Verwaltung berühren u. ihre Herausgabe sich deshalb zur Sammlung von Aktenstücken über die Gesamttätigkeit der päpstl. Bevollmächtigten in der Schweiz erweitern mußte. Im vorl. Bde. nehmen die Privatbriefe, die uns hauptsächlich durch ein Registerbuch Bonomis erhalten sind, einen noch größeren Platz ein. Neben den röm. u. Mailänder Papieren sind daher die schweizer. Arch. stark ausgebeutet worden. Voran steht B.s visitator. Tätigkeit. Während die dtsch. Nunt.ber. meist nur zeigen, wie sich in den Augen des am habsburg. Hofe weilenden päpstl. Diplomaten die Lage widerspiegelte, war B. fast immer unterwegs, so daß seine Briefe uns über die

---

Schweizer Gesch. N. F. III. Abt. Briefe u. Denkwürdigk. Bd. 5). XX, 582 S. Gr. 8°. Basel, R. Geering.

[1]) A. Büchi, Kard. Matth. Schiner als Staatsmann u. Kirchenfürst. E. Beitr. z. allg. u. schweizer. Gesch. um d. Wende d. 15. u. 16. Jh.s, 1. Tl. bis 1514 (auch u. d. T.: Collect. Freiburg., Veröffentlichg. d. Univ. Freiburg (Schweiz). N. F. Fasc. XVIII (27. d. ganzen Reihe). XXIV, 396 S. 1923. gr. 8°.

[2]) Nuntiaturberichte a. d. Schweiz seit d. Konzil v. Trient: Die Nuntiatur v. G. F. Bonhomini 1579—81. Dokum. II. Bd.: D. Nunt.ber. B.s u. s. Korresp. mit Persönlichk. d. Schweiz a. d. J. 1580, bearb. v. F. Steffens u. H. Reinhardt. XXXI, 654 S. Gr. 8°. Solothurn, Union.

Digitized by Google

kirchl. Ortsgesch. unterrichten. Der Schüler u. Gesinnungsgenosse Borromeos war bei dieser Wanderschaft u. Kleinarbeit in seinem Elemente. Bonomi wurde durch einen frühen Tod um eine höhere amtl. Laufbahn u. um den Nachruhm betrogen, obgleich er zu den eifrigsten Gegenreformatoren gehörte. Nachdem jetzt aus seinen Schweizer wie aus seinen deutschen Jahren so reiche, für seine Persönlichkeit bezeichnende Akten veröffentlicht worden sind, dürfte die Zeit für eine wissenschaftl. Biogr. gekommen sein.

Wir wenden uns vom südwestl. Grenzland nach dem nordöstl. Der Verein f. Ref.gesch. hat die große Veröffentlichung L. Arbusows [1]) zu Ende geführt. Allerdings nötigte der Weltkrieg zu Einschränkungen. An die geplanten Archivreisen bis nach Rom war nicht zu denken; A. mußte sich außer dem heimischen Riga mit den Aktenabschriften seines Vaters u. Hildebrands begnügen, die nur bis 1535 reichten u. zu dieser Schlußgrenze anstelle des Augsb. Rel.friedens zwangen. Da die Lit. teils spärlich teils wegen des Krieges A. nicht zugänglich war, fußte A. fast ganz auf originaler Quellenforschung. Den vorreformator. Zuständen wird große Aufmerksamkeit gewidmet. Auch in den Ostseegebieten neigten sich zunächst die Städte dem Luthertum zu. Doch schon 1522 kämpfte der Adel mit ihnen gemeinsam gegen die Bannbulle. Unter den Geistlichen ist der spätere Wiedertäufer Melch. Hofmann zu nennen. Wichtig wurde das Zusammenwirken der neuen Bewegung mit den Widersachern der bischöflichen Gewalt. In der Folge wird die Einrichtung u. Befestigung des Kirchenwesens, das Vordringen der Ref. u. ihre Verbindung mit Wittenberg u. die politische Rückwirkung des Abfalls von der ma.lichen Kirche beleuchtet. Mit der Monographie hängt Arbusows [2]) Schriftchen über Plettenberg, eine für Livland bedeutungsvolle, im Deutschen Reiche aber nicht entsprechend bekannte Persönlichkeit, eng zusammen. A.s Arbeit, ursprünglich ein Vortrag, beschäftigt sich mit Plettenbergs Versuche, Livland gegen die Russen zu einen, u. mit den Wettbewerbungen, die aus dem Übertritt des letzten Hochmeisters der Deutschen Ritter, Albrecht von Brandenburg, um dessen erledigte Hochmeisterwürde entsprangen.

Wir schließen mit einigen Werken über die Gegner der Ref. Die reichhaltige Schrift von Lauchert [3]) will kein anschauliches Bild der italien. antiluther. Publizistik u. ihres damaligen Einflusses liefern, sondern den Stoff möglichst zuverlässig u. vollständig nachweisen; sie ist biographisch gegliedert u. bringt Inhaltsangaben von Schriften, während die biogr. Notizen nur kurz sind. Bes. sorgfältig hat L. die bibliograph. Ansprüche berücksichtigt.

---

[1]) D. Einführg. d. Ref. in Liv-, Est- u. Kurland. Z. Auftr. d. Gesellsch. f. Gesch. u. Altertumsk. i. Riga bearb. (= Quellen u. Forschg. z. Ref.gesch. Bd. 3). XIX, 851 S. Gr. 8°. Leipz., M. Heinsius Nachf., 1921.

[2]) Walter v. Plettenberg u. d. Untergang d. Dtsch. Ordens in Preußen (= Schriften d. Ver. f. Ref.gesch. H. 131). 8°. 85 S. Leipz., R. Haupt, 1919.

[3]) D. italien. literar. Gegner Luthers (= Erläuterg. u. Ergänzg. z. Janssens Gesch. d. dtsch. Volkes, Bd. 8). Gr. 8°. XV, 714 S. Freiburg i. B., Herder, 1912.

Digitized by Google

Von der Jesuitengesch. B. Duhrs, deren Anfang ich ausführlich besprochen habe (Mitteilg. 38, 432 ff.) [1]), sind 3 weitere Bde. erschienen, die über die Ref.epoche hinausreichen. Da der allg. Charakter des Werkes früher gewürdigt worden ist, muß ich mich trotz des Umfangs u. Inhaltreichtums der neuen Bde. kurz fassen. Ich erwähne vor allem die äußere Gesch. der einzelnen Niederlassungen, welche — obwohl Gustav Adolf möglichst schonend verfuhr, berührte der 30jährige Krieg fast jedes Kolleg — des Allgemeininteresses nicht entbehrt, hauptsächlich aber wegen statistischer Daten wichtig ist u. sich fast ganz auf jesuitische Geschäftsakten (Berichte an die Generäle u. Provinziale, Annalen einzelner Kollegien, Kataloge usw.) stützt. Interessant sind ferner die biograph. Ausführungen üb. die Hofbeichtväter, -prediger u. Prinzenerzieher u. üb. die Parteigegensätze, zumal man die individuelle Meinungsfreiheit unter den Jesuiten meist unterschätzt. Leider gewinnt der Benutzer keine klare Anschauung von den Quellen u. ihrem Werte. Das könnte D. in einer Abhandl. leicht nachholen.

2 Jesuitenbiographien sind für einen weiteren Leserkreis [2]). Braunsbergers Canisius ist in der neuen Aufl. durch einen Abschn. über das „innere Leben" bereichert, subjektive Betrachtungen über Canisius' Religiosität. Gegen die 1. Aufl. sind wissenschaftliche Einwände erhoben worden. Indessen wollte Br. eine großzügige Biographie gar nicht bieten, die den Abschluß seiner Canisiuskorresp. voraussetzen würde, sondern nur ein persönlich gefärbtes Lebens- u. Charakterbild. Ähnlich u. ebenfalls in die von K. Kempf hrsg. „Lebensbilder großer Gottesstreiter" aufgenommen ist Frentz' Schrift [3]).

Wie die schweizerischen sind auch die Nunt.ber. aus Deutschland gefördert worden [4]). Gegenüber seinem Vorgänger (s. Mitteilgn. 46, 34 ff.) treten im neuen Bde. die außerdeutschen Fragen zurück. Schweizers Einl. ist eine dokumentarische Reichsgesch. jener Jahre, zeigt übrigens stark den persönlichen Standpunkt des Vf. Obgleich diese Dinge bes. durch M. Ritters, F. Stievs, A. Meisters Forschungen längst bekannt, teilweise wiederholt monographisch ver-

---

[1]) Gesch. d. Jesuiten i. d. Ländern dtsch. Zunge. 2. Bd.: Gesch. i. d. Ländern dtsch. Zunge i. d. 1. Hälfte d. 17. Jh. 1. Tl. m. 90 Abb. XVIII, 703 S. 2. Tl. m. 92 Abb. X, 786 S. Lex.-8°. Freib. i. B., Herder, 1913. — 3. Bd.: Gesch. usw. 2. Hälfte d 17. Jh. XII, 923 S. Lex.-8°. Münch.-Regensb., G. J. Manz, 1921.

[2]) Petrus Canisius. E. Lebensbild. 2.—3. Aufl. XII, 333 S. Freib. i. B., Herder, 1921. Üb. d. 1. Aufl. vgl. Mitteilgn. 48, 23.

[3]) Frentz, E. R. (S. J.): D. sel. Kard. Rob. Bellarmin. M. 7 Bildern. 2. Ausg. XIII, 230 S. Kl. 8°. Freib. i. B., Herder, 1923.

[4]) Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänz. Aktenstücken 1589—92. 2. Abt.: D. Nuntiatur am Kaiserhofe. 3. Bd.: D. Nuntien in Prag: Alfonso Visconti 1589—91, Camillo Caëtano 1591—92. Gesamm., bearb. u. hrsg. v. J. Schweizer (= Quellen u. Forschgg. a. d. Gebiete d. Gesch. In Verbindg. m. ihrem histor. Inst. z. Rom hrsg. v. d. Görresgesellsch. 18. Bd.). Lex.-8°. CXXXIII, 673 S. Paderborn, F. Schöningh, 1919.

Digitized by Google

arbeitet worden sind, gewinnen wir manche neuen Ausblicke. Allerdings sind die Nuntiaturberichte nur lückenhaft überliefert, anderseits teilweise schon durch v. Bezolds Joh. Kasimir-Briefe bekannt. Doch boten uns die freilich auch nur fragmentarisch erhaltenen Antworten des Staatssekretärs Minucci Ersatz. Dieser über Deutschland gut unterrichtete Prälat, dessen „Diskurs üb. den Stand der kathol. Rel. in Deutschland" (vgl. u. a. Schmidlin, D. kirchl. Zustände in Deutschland vor dem 30jähr. Kriege S. XLI f.) eine der wichtigsten Quellen für unsere Kenntnis des damaligen Zustandes bildet, flocht in seine Instruktionen informatorische Mitteilungen ein, die er z. B. aus den Berichten des Kölner Nuntius Frangipani schöpfte. Außerdem benutzte Schweizer die Depeschen des Venet. Dolfin, der sich freilich wenig um die kirchliche Verwaltung in den habsburgischen Erbstaaten kümmerte. Endlich hinterließ Caëtano seinem Nachfolger Spetiano eine Information, von welcher anscheinend zwar nur der Schluß überliefert ist u. welche daher ein ähnliches Schriftstück Puteos (vgl. Mitteilgn. 46, 36) nicht erreicht, welche aber doch praktische Anweisungen u. interessante Kulturbilder enthält. Uns erscheint heute die Gegenreformation als eine Zeit des siegreichen Katholizismus. Aber die Nuntien wollten durch ihre Reden von den schweren Gefahren ihrer Religion nicht bloß den lässigen Kaiserhof antreiben, sondern waren auch wirklich besorgt. Bekundete sich doch die Tatenscheu der kaiserlichen Minister in ihrer Abneigung, die Nuntien über Reichssachen aufzuklären, wegen deren Kenntnis die Kurie die katholischen Interessen stärker betont hätte! Wie alle kitzlichen Sachen hinausgeschoben wurden, zeigen die Verhältnisse der Prager Diözese. Hinderlich waren auch die innerkatholischen Meinungsverschiedenheiten z. B. zwischen Bayern u. Salzburg wegen Berchtesgadens. Für die künftigen Bde. möchte ich noch einen Wunsch äußern. Die italien. Briefschreiber verändern die dtsch. Eigennamen oft in einer nicht ohne weiteres verständlichen Weise, z. B. Emmerich in Embrica. Hier wäre eine regelmäßige Erläuterung Bedürfnis.

Vom Corpus catholicorum erwähnen wir 2 neu erschienene Hefte [1]). Schon in meiner „Quellenkunde" bemerkte ich, daß die Gegner Luthers lange Zeit zu einseitig als Widersacher der Ref. hingestellt wurden, daß man aber jetzt diese Bekämpfung mehr als früher nur für einen Teil ihrer gesamten Wirksamkeit ansieht. Besonders wies ich solche Abwandlung bei Eck nach. Die Herausgabe seiner Schrift über die Wiener Disputation führt uns nach dieser Richtung weiter. Der Bericht ist schon wegen der reichen Orts- u. Personalangaben in der Reisebeschreibung bemerkenswert. Aber wir lernen auch Eck persönlich besser kennen. Bereits damals zeigte er sein präsentes

[1]) Corp. cathol., Werke kathol. Schriftsteller i. Zeitalter d. Glaubensspaltung: H. 6. Joh. Eck, Disput. Viennae Pannoniae habita (1517), hrsg. v. Th. Virnich. XXIV, 80 S. H. 7: G. Contarini gegenreformator. Schriften (zirka 1530—42), hrsg. v. F. Hünermann. XL, 76 S. Münster i. W., Aschendorff, 1923.

Digitized by Google

Gedächtnis u. seine umfassende Gelehrsamkeit. Wir blicken in die theol. Auseinandersetzungen unmittelbar vor Luthers Auftreten. — Mit Contarinis gegenreformator. Schriften ist zum ersten Male ein außerdeutscher Theologe im Corp. cathol. vertreten. Die wichtigsten Stücke sind die confutatio articulorum seu quaestionum Lutheranorum, in der er anknüpfend an die Augustana einen Freund über die lutherische Lehre unterrichtete, u. die epistola de iustificatione mit ihrer eigenartigen Rechtfertigungslehre. Natürlich waren dem Forscher diese u. a. Schriften C.s, vor allem durch Dittrichs Regestenwerk längst bekannt. Aber namentlich für Studien- u. Seminarzwecke dürfte Hünermanns Ausg. mit ihrer bibliogr. Ausrüstung u. lehrreichen Einl. gute Dienste leisten.

Neben dem Corp. cathol. ist auch Grevings ältere Schöpfung, die Reformationsgeschichtl. Stud. u. Texte, nicht vernachlässigt worden. So ist ein 2. Stück der „Briefmappe“ [1]) erschienen. Um nämlich einzelne Funde nicht liegen oder als Miszellen untergehen zu lassen, außerdem allmählich das Briefmaterial der kathol. Theologen möglichst zu überblicken, entschloß sich Greving in Verbindung mit anderen Forschern seinen Vorrat an derartigen Korrespondenzen zunächst ohne Rücksicht auf ihren inneren Zusammenhang als einzelne Splitter zu bringen, um später durch chronolog. Verzeichnisse den vorläufigen Mangel einer tropfenweisen Veröffentlichung auszugleichen. H. Schauertes Buch über Ecks Bußlehre [2]) benutzte als wichtigste Quellen Ecks antilutherische Schriften, bes. die 4 Bücher de poenitentia et eius partibus. Aber wenn Sch. aus diesen Stücken, in denen Eck kein eigenes Lehrsystem aufstellte, sondern bestimmte lutherische Meinungen angriff, Ecks Gesamtstandpunkt rekonstruierte, stieß er auf 2 Ergänzungen des herkömmlichen Bildes. Erstens hat sich Eck nicht bloß gegen Luther, sondern auch gegen die Auswüchse der damaligen Bußpraxis gewendet. Indem Sch. zweitens Ecks allmähliche Entwicklung verfolgte, beschäftigte er sich auch mit denjenigen Schriften, in denen Eck schon vor dem Thesenstreite die Frage behandelt hatte.

Gustav Wolf.

Neueste Bismarck-Literatur.

Der Ehrenplatz in der Besprechung der immer gewaltiger anschwellenden Bismarcklit. gebührt dem 1. u. 2. Bde. seiner gesamm. Schriften [3]). Wie andere Archive so hat vornehmlich das Friedrichs-

---

[1]) Briefmappe. 2. Stück, enthaltend Beitr. v. A. Bigelmair, St. Effes, J. Schacht, Fr. X. Thurnhofer (= Ref.gesch. Stud. usw. mit Unterstützg. d. Gesellsch. des Corp. cathol. hrsg. v. A. Ehrhard in Bonn. H. 40). 159 S. Münster i. W., Aschendorff, 1922.

[2]) D. Bußlehre des Joh. Eck (= Ref.geschichtl. Stud. u. Texte usw. H. 38—39). XX, 250 S. ib. 1919.

[3]) Bismarck: D. gesammelten Werke. Polit. Schriften bis 1854, bearb. v. H. v. Petersdorff. 4°. 1. Bd. XVI, 532 S. 2. Bd. 421 S. Berl., O. Stollberg & Co.

Digitized by Google

ruher viel Neues dazu beigesteuert und wird weitere Novitäten zur Verfügung stellen. Der junge Fürst O. v. Bismarck steht an der Spitze des durch Brandenburg, Kehr, Lenz, Marcks, Meinecke, Oncken gebildeten Ehrenausschusses: man wird also wohl die auf schönem, holzfreiem Papier gedruckte, vornehm u. schlicht in Halbfranz gebundene Edition als würdiges Seitenstück der Weimarer Ausgaben der Werke Luthers u. Goethes die Friedrichsruher nennen dürfen. Eine größere Zahl angesehener Historiker teilt sich in die Arbeit. Die Herausgabe der politischen Schriften hat v. Petersdorff übernommen u. mit der an ihm rühmlichst bekannten Gewissenhaftigkeit u. Sachkenntnis besorgt; die den Text begleitenden Anmerkungen u. das Personenregister am Schlusse zeugen davon ebenso wie die fehlerfreie Wiedergabe der Aktenstücke. H. v. Poschingers Abdrucke ließen ja sehr viel zu wünschen übrig; er war den Aufgaben eines Editors nicht gewachsen u. mußte zudem viel fortlassen; B. wollte Österreich u. a. deutsche Staaten u. noch lebende Personen schonen u. änderte selbst den Text an manchen Stellen. Bei Petersdorff erscheint jetzt Graf Thun als „seltenes Exemplar bäuerlicher Diplomatie", nicht wie bei Poschinger verblaßt als „seltenes Exemplar von Diplomaten". In dem Wiener Bericht vom 18./19. Juni 1852 lesen wir nun die von Posch. unterdrückten Sätze: „Eine Dame sagte mir, S. M. der Kaiser selbst liebe uns nicht u. habe noch in der Zeit nach Olmütz gelegentlich geäußert, mit den Pickelhauben muß ich mich schon einmal raufen. Dem sonst bis zur Verschlossenheit diskreten Wesen des Kaisers sieht das aber nicht ähnlich." In einem noch nicht bekannten Brief macht B. sich lustig über die Bemühungen des Grafen Prokesch, „seine Person mit der amtlichen Stellung vorteilhaft zu drapieren u. die schulmeisterliche Krähe mit den Pfauenfedern der Diplomatie auszustaffieren". Auf den Wiederabdruck von 219 der fortlaufenden 588 Nummern hat Petersdorff verzichtet, die andern nun buchstabengetreu reproduziert, 89 als völlige Novitäten; er hat bei der Auswahl des Materials noch gewisse Stoffgebiete, die geringeres Interesse zu bieten schienen, einigermaßen systematisch ausgeschieden u. nur insofern berücksichtigt, als sie von B. in eigenhändigen Schriftstücken behandelt wurden. Vielleicht hätte er noch manchen andern bisher unbekannten Brief oder Bericht unter den Tisch fallen u. dafür lieber den einen oder andern schon bekannten in diesem Bde. wieder mit abdrucken lassen können, den man nun bei Poschinger, Horst Kohl, M. Bär (B. u. d. dtsche. Flotte) sich erst suchen muß. Die Briefe an Leop. v. Gerlach fehlen hier auch; sie werden ihren Platz in der Abteilung Privatbriefe erhalten.

Über den unmilitärischen u. meuterischen Geist in Nassau u. Baden äußerte B. am 4. März 1853: „Ein System wie das unserer Landwehr würde in den kleinen Staaten des deutschen Südwestens unmöglich sein, weil die Eigenschaften der Folgsamkeit gegen höhere Anordnungen u. der militär. Denkungsweise, welche die Mehrheit des preuß. Volkes charakterisieren, hier gänzlich fehlen." Der Monarchist u. der Preuße dokumentiert sich auch sonst in diesem Bde. immer

Digitized by Google

von neuem, am markantesten in dem jetzt erst ans Licht gezogenen Glanzstück, der dem Prinzen v. Preußen im Sept. 1853 aus Norderney zugesandten Denkschrift, mit der B. den Bestrebungen, in den östlichen Provinzen eine neue Gewerbeordnung einzuführen, u. der Annahme, daß bei dem augenblicklichen Zustande der Dinge eine Bedrückung der Bewohner des platten Landes durch die Rittergutsbesitzer stattfinde, entgegentreten wollte u. in der er für die gutsherrliche Polizei eine Lanze brach. Es heißt dort: „Preußen ist keineswegs durch Liberalismus u. Freigeisterei groß geworden, sondern durch eine Reihe von kräftigen, entschlossenen u. weisen Regenten, welche die militär. u. finanz. Kräfte des Staates sorgfältig pflegten u. schonten, sie aber auch in eigener selbstherrschender Hand zusammenhielten, um sie mit rücksichtslosem Mute in die Wagschale der europ. Politik zu werfen, sobald sich ein günstiger Moment dazu darbot. Dieses System müssen wir auch noch ferner beibehalten, wenn die Monarchie zu einem haltbaren Abschluß gelangen soll. Der parlamentar. Liberalismus kann dabei als vorübergehendes Mittel zum Zweck dienen, aber er kann nicht selbst der Zweck unseres Staatslebens sein. Es ist ein unzweifelhaft gerechter Anspruch, daß jeder Preuße den Grad von Freiheit genießt, welcher mit der öffentlichen Wohlfahrt u. mit der Laufbahn, welche Preußen in der europ. Politik zu machen hat, verträglich ist, aber mehr nicht. Diese Freiheit kann man auch ohne parlamentar. Regierung haben, u. bei der Stufe geistiger Entwicklung, auf welcher Preußen steht, gehört Mißbrauch der Königl. Gewalt zu den unwahrscheinlichsten Dingen; vielmehr läßt sich eher von der Krone als von den wetterwendischen Ereignissen der Kammerabstimmungen Schutz für Recht u. Freiheit erwarten. Lange vor 1848 u. ehe man an konstitutionelle Regierungen auf dem Kontinent dachte, ist in Preußen das suum cuique eine Wahrheit u. das Königtum ein Hort der Gerechtigkeit, ein Schutz für die Freiheit der einzelnen wie der Gemeinden u. eine Quelle weiser Verwaltung gewesen."

Im Juli 1853 hatte B. über das Anwachsen der Demokratie mit dem Minister des Herzogs v. Nassau gesprochen; dieser maß die Schuld daran zum großen Teile dem Untergang des Bauernstandes u. der übermäßigen Parzellierung des Bodens bei, beklagte nebenher die gänzliche Entartung des früheren deutschen Volkscharakters u. war der Ansicht, daß sich unter diesen Umständen nur mit diktatorischer Gewalt auf die Dauer regieren lasse: „ich kann" — bemerkte B. dazu — „ihm hierin in bezug auf die Bevölkerung des Südwestens von Deutschland nicht ganz Unrecht geben; die Schuld, daß es soweit gekommen, ist aber der Bevölkerung nicht allein beizumessen". In einem Privatbrief an Manteuffel v. 5. Juli 1851 lesen wir: „Der Herzog v. Nassau sagte mir bei einer gelegentlichen Konversation, ‚hauen u. wieder hauen!' sei die einzige richtige Politik; das Wort klang mir etwas ungehörig im Munde dieses Fürsten." Der soeben nach Frankfurt gesandte Ostelbier war offenbar stolz, einem besser regierten Staate mit besseren Bevölkerungselementen anzugehören.

Digitized by Google

Auch der 2. Bd., der vom 1. Januar 1855 bis zum 1. März 1859 führt, bringt mancherlei Neues, Beachtenswertes, freilich in nicht ganz so reicher Fülle wie der erste, so über die österreichischen u. die preußischen Offiziere (Nr. 159), über Bismarcks Frankfurter Repräsentationsnöte (Nr. 307), über seine österreichischen Kollegen Thun, Prokesch u. Rechberg (Nr. 335): „Der erste war bei weitem der ruhigste u. fähigste unter ihnen. Wenn Prokesch ein Brechmittel war, so ist Rechberg eine wahre kleine Giftflasche, u. wo so viele streitige Fragen, so viele unzulässige Prätensionen verhandelt werden, ist mit ihm auf die Dauer gar nicht geschäftlich zu verkehren. Er wird grob gegen jeden, der andere Instruktionen hat wie er; dann geht er in sich u. beherrscht sich einige Tage, bis er schlimmer als vorher wieder losbricht." Die Perle dieses Bandes ist die Ende März 1858 angefertigte Denkschrift, das sog. „kleine Buch des Herrn v. Bismarck", dessen Konzept Horst Kohl im Bismarckjahrbuch II S. 93 ff. veröffentlichte. H. v. Petersdorff druckt die Ausfertigung zum 1. Male ab (Nr. 343). Diese „Bemerkungen über Preußens Stellung am Bunde" sind das glänzendste Zeugnis ausgereifter Meisterschaft im realpolitischen Denken und Handeln.

Die Aktenpubl. des Ausw. Amtes (über deren erste bis 1890 führende Serie M. Lenz am 1. u. 15. Jan. 1924 in der Dtsch. Lit.zeitg. geistvoll referierte u. die jeder gebildete Deutsche lesen u. den politisch Unreifen nahezubringen versuchen sollte — was kann z. B. mehr interessieren als das heiße Ringen des Kanzlers mit dem alten Kaiser um das deutsch-österr. Bündnis? —) hat Becker, Rothfels u. v. Trützschler zu ihren Untersuchungen angeregt; letzterer ist einer der jüngeren Mitarbeiter an der monumentalen rüstig vorwärtsschreitenden Publikation. O. Becker[1]) gibt im 1. seines auf 3 Teile angelegten großzügigen Werkes ein gutes Resümee der B.schen Außenpolitik v. 1871—91: „sie erhielt" — sagt er sehr richtig — „ihre Richtung allerdings nicht von bestimmten ethischen Grund- oder Lehrsätzen; er trieb nur eine Politik der Zweckmäßigkeit, aber für zweckmäßig hielt er, auch in der großen Politik dem Nächsten zu gönnen, was man für sich selbst als recht u. lebensnotwendig beansprucht". Die Nachfahlsche These einer antiruss. Option für England lehnt B. wie die meisten anderen Historiker ab u. nimmt auch gegen V. Valentins Ansicht Stellung, daß B. sich zu der Zeit, da er das Zustandekommen des Orientdreibundes förderte, innerlich vom Rückversicherungsvertrage losgelöst habe: „Beide Verträge entsprachen dem Ideal des Doppelverschlusses, das B. schon seit langem ganz offen vertrat. Die Russen sollten den Bosporus u. Konstantinopel, die Engländer die Dardanellen besetzen." Für den 2. Teil, der die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages u. das Zustandekommen des franz.-russ. Bündnisses behandeln soll, stellt Becker wichtige Aufschlüsse aus dem Nachlaß des dtsch. Botschafters in Petersburg, des Generals v. Schweinitz, in Aus-

[1]) B. u. d. Einkreisg. Deutschlands. 1. Tl.: B.s Bündnispolitik. 8°. VII, 154 S. Berl., E. Heymann, 1923.

Digitized by Google

sicht; im 1. gibt er uns nur eine bedeutsame Tagebuchnotiz des Generals v. 2. März 1887 bekannt: „Bei Herrn v. Giers, mit dem ich ein Gespräch über die Beziehungen Rußlands zu Frankreich hatte; es kommt immer auf dasselbe hinaus, nämlich, daß Kaiser Alexander keinen Bund mit der franz. Regierung eingehen will, daß er aber ebensowenig offen u. entschieden die Giersſche Politik als seine eigene anzuerkennen u. gegen Katkows Angriff in Schutz zu nehmen geneigt ist; ferner wird es immer klarer, daß in Katkows Namen, also scheinbar mit kaiserlicher Zustimmung oder doch Zulassung Verbindungen mit den Franzosen in Paris u. hier geknüpft werden."

Zu gleichen resp. mit den Beckerschen harmonierenden Ergebnissen kommt H. Rothfels[1]); auch er kann dabei mit einigen neuen Funden aufwarten; der interessanteste ist wohl das Diktat des Fürsten B. v. 19. Juli 1882: „Vertraulich bemerke ich noch, daß ich die Unverschämtheit der Engländer in ihren wiederholten Forderungen, daß andere die Kastanien für sie aus dem Feuer holen sollen, ebenso groß finde wie andererseits die Schüchternheit in selbständiger Wahrnehmung ihrer Interessen. Haben sie ohne erkennbares Utilitätsmotiv Alexandrien zerstört, so sollten sie doch in viel höherem Maße den Mut ihrer Meinung in betreff des Suezkanals haben, der nach der ungeteilten Ansicht aller Mächte für England nicht nur ein wirtschaftliches, sondern ein politisches Interesse erster Linie hat. Vorstehendes bitte ich als einen ganz vertraulichen Gefühlsausbruch zu sekretieren." Nach Rothfels oszillierte die Entwicklung der dtsch.-engl. Bündnismöglichkeit gewissermaßen um einen mittleren Punkt, um eine offenbare Interessengemeinschaft, die bald von der einen, bald von der anderen Seite in Anspruch genommen wurde. Eine wirkliche Verständigung war nicht möglich. Individuelle Umstände verhinderten es: die insulare Tradition, die parlamentar. Bedingungen der engl. Politik u. die gefährdete Lage, das jugendliche Entwicklungsstadium des Dtsch. Reiches, aber auch Faktoren allgemeiner Art. Rothfels weist hin auf Ausführungen H. Bächtolds: über alle diplomat. Einzelhandlungen hinweg spreche sich der einheitliche Zusammenhang der modernen Weltpolitik in einem rhythmischen Wechsel weltpolit. Expansion u. kontinentalpolit. Kontraktion aus. „Die entscheidende Dynamik dieser Voraussetzung ist, daß Deutschland u. England auf jeweils verschiedenen Schauplätzen unter dem Gesetz der gleichen Gegnerschaften stehen. Dadurch scheint ideell ihr Bündnis als natürliche Gegebenheit sich aufzudrängen, aber an dem gleichen Punkt setzt die Gegenbewegung ein: das ebenso natürliche Bestreben Deutschlands, seine Flügelmächte an der Peripherie, das Englands, sie im Zentrum gebunden zu sehen. Hier liegt wohl die tiefste Schwierigkeit der dtsch.-engl. Bündnispolitik begründet, hier jenes Widerspiel der Gesichtspunkte, das in dem geschilderten Ablauf so vielfach hervortrat, u. das man — nach philosophischem Sprachgebrauch — als den

[1]) B.s engl. Bündnispolitik. 8°. 144 S. Stuttg., Berl. u. Leipz., Dtsch. Verl.-Anst., 1924.

Digitized by Google

antinomischen Charakter der dtsch.-engl. Bündnisbeziehungen wird bezeichnen dürfen." Ein echter Jünger der Meineckeschen Schule, bald wirklich bald gesucht geistreich, Begriffe formulierend, zerpflückend, mit ihnen jonglierend, ein Freund hochaufragender in die Lüfte strebender Konstruktionen! Nicht jeder wird ihm da folgen, vor allem nicht der Kenner B.s sich an seiner Hand ganz wohl fühlen, wenn ihn dieser gewiß begabte Kopf weiter u. weiter hinauf führt in philosophische Abstraktionen, um jenen großen an der Erde haftenden Wirklichkeitsmenschen zu betrachten, — die Empfindung, daß man sich allzusehr von ihm entfernt, will u. kann nicht weichen. B. bemerkte am 11. Jan. 1887 im Reichstag über eine Verbindung zu Dreien: „ich möchte sagen das triangulăre Karree, welches die 3 Kaiserreiche unter sich formieren, wenn der Ausdruck nicht unsinnig wäre," — Rothfels gefällt sich in beständiger Wiederholung dieses von B. nicht sonderlich geschätzten Ausdrucks, — er hat als Logiker sichtlich Freude an einer solchen Antinomie. Trägt er aber, von ihr fortgerissen, nicht auch etwas Fremdes an seinen Stoff heran? Nun nach Rom führen viele Wege, u. auch Meineckes u. seiner Schüler Art, Menschen u. Dinge zu betrachten, hat ihr Gutes; wenn aber Rothfels s. im Märzheft d. Archivs f. Polit. u. Gesch. abgedr. Antrittsvorl. B.s Staatsanschauung mit A. Doves Worten schließt: „Man spürt ein Rauschen überm Haupt u. ein Wehen an der Wange hin, so oft seine Gestalt den Gedanken vorübergeht", so müssen doch Zweifel geäußert werden, ob gerade die spezifisch geistesgeschichtliche Wertung B.s solche Wirkung auszuüben besonders geeignet ist. Alleinherrscherin darf sie jedenfalls nicht werden.

H. v. Trützschler[1]) wandelt dieselben Bahnen wie der den Boden der Tatsachen unter den Füßen nie verlierende Becker; seine mit einem Preise der philos. Fak. d. Univ. Halle gekrönte Schrift ist unter dem Beirat R. Festers entstanden. Sie bietet auf Grund der Bde. 3—6 der Aktenpubl. u. a. unveröffentlichter Akten des A. A. u. des Reichsarch. eine vortreffliche Darstellung der 1887 hart am Kriege vorbeiführenden europ. Krisis; unter dem Neuen, was sie uns vorlegt, verdienen die deutschen Operationspläne v. Moltkes Hand (S. 54 ff.), B.s, Caprivis u. Schlieffens Äußerungen über die minderwertige brit. Flotte (S. 80/1), des Kanzlers Erlaß an Prinz Reuß u. Graf Hatzfeldt v. 20. 4. 87 bes. Beachtung: „Wir können in dem dreiseitigen Bündnis mit Österr. u. Ital. weder die Türkei noch Engl. brauchen. Wir können die Ergebnisse von Verabredungen mit Österr. u. Ital. übersehen u. nehmen dieselben auf uns; von der Türkei u. von Engl. können wir unsere Entschließungen über den Krieg u. Frieden mit Rußl. aber nicht abhängig machen. Unsere Aufgabe bleibt darauf beschränkt, solange nicht etwa Österr. von Rußl. direkt angegriffen wird, Frankreich in Schach zu halten. Eine Liga nicht nur mit Österr. u. Ital., sondern auch mit Engl. u. der Türkei da-

[1]) B. u. d. Kriegsgefahr d. J. 1887. XV, 153 S. Berl., Dtsch. Verl.-Gesellsch. f. Polit. u. Gesch., 1924.

Digitized by Google

hin zu bilden, daß wir eine direkte u. moralische Pflicht übernehmen, gegen Rußl. auch dann feindlich vorzugehen, wenn es mit Engl. oder der Türkei in Krieg geriete, liegt nicht in unserer Absicht, denn nur aus österreich. u. ital. Kriegen, nicht aber aus türkischen u. engl. können Resultate hervorgehen, welche unsere eigenen Interessen gefährden u. schwer genug von Gewicht wären, um die Last eines dtsch.-russ. Krieges für uns aufzuwiegen" (S. 88/9). Im Anh. stehen einige gute Bemerkungen zu Fuller, B.s Diplomacy at its Zenith, Cambridge 1922; Trützschler hofft, daß die Arbeit dieses amerikan. Historikers, der, wie Fester im 195. Bde. der Dtsch. Rundsch. S. 248 gezeigt hat, selbst vor Übersetzungsfälschungen nicht zurückschreckt, um seinen vorgefaßten Standpunkt auch gegenüber dem überwältigenden Zeugnis der deutschen Akten festzuhalten, bei allen ernsten Forschern, auch des Auslandes, auf entschiedene Ablehnung stoßen wird.

Der Heidelberger Jurist O. Gradenwitz[1]) bietet lose aneinandergereihte Skizzen auf Grund mehr oder weniger belangreicher Aktenfunde, die er in Berlin, Karlsruhe u. Weimar gemacht hat: eines Briefwechsels des Großherz. Karl Alexander mit B. aus 1880 über russ. Truppenverschiebungen u. über die Elbzollfrage, der Berichte der bad. Gesandten Frh. v. Marschall u. v. Brauer v. 1888—1892, wichtiger Depeschen u. Briefe, die 1886—90 zwischen Berlin u. Friedrichsruh gewechselt wurden, eines Schreibens des Großherz. v. Baden an den kaiserl. Neffen v. 17. März 1890 u. einer dazu Stellung nehmenden Äußerung Hahnkes, des Entlassungsgesuchs Herb. B.s mit Marginalien Wilhelms II. u. a. Alle darin erörterten recht disparaten Dinge in ein genießbares Buch zu pressen, war nicht ganz leicht, ist aber dem auch in der schönen Lit. vielbewanderten Vf. gelungen; an der Überfülle der Zitate u. Anspielungen wird freilich nicht jeder Leser seine ungetrübte Freude haben u. z. B. die Notwendigkeit eines poetischen Mottos hinter der Ueberschrift eines jeden Abschn. bezweifeln, insbes. des beim 12. gewählten. Das soll den Dank für die reiche Fülle des Gebotenen nicht schmälern; man erfährt mancherlei Neues zur Charakteristik einzelner Personen u. Ereignisse. Interessant ist z. B. ein Zeugnis v. Marschalls über die selbständige Haltung Caprivis dem jungen Kaiser gegenüber aus dem Juni 1888, ein Wort des 2. Kanzlers 4 Jahre später: „Dem Kaiser fehlt das militär. Hohenzollernauge, das alle seine Ahnen in so hohem Maße besessen haben", eine Akklamation Karl Alexanders zu der B.schen Schilderung der Kaiserin Augusta im 2. Bde. der Gedanken u. Erinnerungen: „ganz meine Schwester"; bemerkenswert ist ferner die Mitteilung Marschalls, der Prinz v. Wales habe 1888 auch auf Kaiser Friedrich nicht nur zugunsten des Herzogs v. Cumberland, sondern auch für Rückgabe eines Teils von Elsaß-Lothringen an Frankreich hinzuwirken versucht, überaus wichtig endlich Marschalls Bericht über B.s Gespräch mit dem

[1]) B.s letzter Kampf 1888—1898. Skizzen nach Akten (= Schriftenreihe d. Preuß. Jahrb. Nr. 15). 8°. 272 S. Berl., G. Stilke, 1924.

Digitized by Google

Zaren in Berlin am 12. Okt. 1889: Alexander III. habe unter Hinweis auf die kriegerischen Gelüste u. den Einfluß des Grafen Waldersee direkt u. unverblümt die Befürchtung ausgesprochen, daß Deutschland bei der jüngsten Anwesenheit Wilhelms II. in Osborne sich mit England alliiert habe, daß der deutsche Kaiser sich zum Abschluß eines gleichen Bündnisses mit der Türkei nach Konstantinopel begebe, daß der Gesamtzweck der unter Deutschlands Aegide geschlossenen Koalition der Mächte der Angriff gegen Rußland sei. B. vermochte das dem Zaren wohl auszureden, aber kurz darauf lernte Alexander III. durch die Prinzessin von Wales den Dankesbrief des Kaisers an die Königin Victoria für die Ernennung zum brit. Admiral kennen, worin sich Wilhelm II. zur höchsten Ehre anrechnete, der ersten Marine der Welt anzugehören, die stark u. mächtig genug sei, eines Tages, wenn es die politischen Verhältnisse erheischten, sich den Durchgang durch die Dardanellen zu erzwingen, — kein Wunder, daß man in Petersburg ein halbes Jahr später die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages u. die Rückgabe Helgolands an Deutschland als eine russenfeindliche Option des neuen Kurses für England deutete! Man war in Berlin mit Blindheit geschlagen. Siehe dazu des Ref. Aufs.: D. neue Kurs 1890 (in d. Zeitschr. f. Polit.).

Auf Herberts Abschiedsgesuch v. 21. März bemerkte Wilhelm II. am Rande der Worte „eine Änderung der ausw. Politik eintreten zu lassen“: „fällt mir nicht im Traume ein“, — wenige Tage später ließ er sie doch zu, schlug mit Caprivi u. Marschall in die Hand der Waffengefährten von Waterloo u. zeigte den Russen die kalte Schulter. Herberts Bemerkung, „daß Ew. Maj. das Ausscheiden des bisherigen Reichskanzlers gegen dessen Wunsch herbeizuführen geruht haben“, veranlaßte den Monarchen zu dem die volle Wahrheit aussprechenden Marginal: „weil der Fürst mir nicht gehorchen wollte“; es war ein Kampf um die Macht, in dem Kaiser u. Kanzler sich gegenübertraten u. ersterer siegen mußte: right or wrong, regis voluntas. Immerhin bleibt auch für Gradenwitz manches noch problematisch. Dem Satz: „nur der Mangel an Gefühl für die Ehre selbst seiner höchstgestellten Vertrauten konnte Wilhelm II. so weit verblendet haben, daß er die Abschaffung der Order von 1852 durch B. für möglich hielt“, läßt er sogleich diesen folgen: „Es liegt allerdings viel näher, daß der Ingrimm über B.s Auffässigkeit in der Windthorstfrage ihn veranlaßte, im Konterorderbefehl dem ungehorsamen Minister die seidene Schnur Allerhöchst selbst zu reichen, die er ihm lange zugedacht.“ Und ist es wirklich wahrscheinlicher, daß das kaiserl. Handbillett v. 7. März 1890, dessen Abschrift von B.s Hand Gradenwitz faksimiliert wiedergibt, „nicht dazu dienen sollte, dem Fürsten das Bleiben zu erschweren, sondern vielmehr das Allerhöchste Gewissen bei der Entfernung des Fürsten zu erleichtern, ein Akt der schuldbewußten Schwäche, nicht ein ernster Vorstoß?“ Ich möchte doch nach wie vor in ihm impulsiven, ehrlichen Zorn sehen, der eine interessante Warnung des treuen Oheims Friedrich v. Baden auslöste.

Digitized by Google

Etwas verfrüht scheint mir der Versuch W. Mommsens zu sein[1]), die Stellungnahme der deutschen Parteien zu Kaiser u. Kanzler im Winter 1889/90 zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung zu machen, solange die Quellen über die die Parteiführer bestimmenden Motive so spärlich fließen u. ihre Nachlässe sowie die Parteiarchive uns noch größtenteils verschlossen sind. Was aus dem Vorhandenen u. aus den Zeitungen zu ersehen ist, hat Mommsen herausgeholt, ein fleißiger Sammler, vorsichtiger Interpret u. gerechter Richter; seinem Schlußurteil wird man zustimmen können. „Es ist ein verwirrendes u. trübes Bild, das die Haltung der deutschen Parteien zum Sturze B.s uns bietet. Klare, große Linien fehlen, u. wir sehen ein Hin u. Her der Urteile u. Stellungnahmen, geringes Verantwortungsgefühl u. vielfach politische Unreife. Die äußere Politik tritt fast völlig zurück. Nirgends wird auch nur ein Versuch gemacht, die innere u. äußere Politik B.s in einer großen Einheit zu sehen... Auch in der Innenpolitik fehlten den Parteien im ganzen große Gesichtspunkte, schon deshalb, weil auch innenpolitische Anschauungen erst aus lebendig empfundenen außenpolitischen Zielsetzungen wirkliche Kraft erhalten... Die einzige Partei, die von großen Gesichtspunkten aus u. mit meisterhafter Benutzung aller Mittel eine selbständige, reale u. sehr positive Politik trieb, war das Zentrum. Neben der Kraft, die sie aus ihrer religiösen Gemeinschaft dabei schöpfte, gründete sich das auf ein berechtigtes Machtbewußtsein... Das traurige Schauspiel, das jene Tage bieten, besteht darin, daß es sich nicht um den großen Austrag sachlicher Gegensätze handelte, sondern daß man den Eindruck eines Intrigenspiels hat, wo persönlicher Ehrgeiz u. Taktik ausschlaggebend waren... Stand doch gerade in den Fragen der Sozialpolitik so mancher, der jetzt an B.s Sturz nicht unschuldig war, nicht auf der Seite des Kaisers. Trotzdem setzte man in dem Streit zwischen dem Kanzler u. dem Monarchen auf den, der dabei Sieger bleiben mußte, u. den zu unterstützen deshalb vorteilhafter war." Den gewaltigen Eindruck, den das epochemachende Ereignis nach Mommsen auf weite Kreise des Volkes gemacht haben soll, wird mit mir wohl noch mancher Ältere in Abrede stellen. Leider war's so, wie es 1890 Wilh. Busch in seiner Prosaschnurre „Eduards Traum" den Deutschen herb tadelnd vorhielt: „Die Welt ist wie Brei. Zieht man den Löffel heraus u. wär's der größte, gleich klappt die Geschichte wieder zusammen, als wenn gar nichts passiert wäre." Gradenwitz schildert aus eigener Erinnerung die Abschiedsszene des 29. März auf dem Lehrter Bahnhof: „Kurz vor der Abfahrt des Zuges erscholl der Ruf: Wiederkommen! Das erstemal legte der Fürst den Finger auf den Mund, bei der Wiederholung der Rufe zuckte es, nicht eben achtungsvoll, über sein Gesicht, als wollte er sagen: Ihr habt mich nicht gehalten, Ihr werdet mich nicht zurückbringen." So wird es gewesen sein.

[1]) B.s Sturz u. d. Parteien. 8°. 206 S. Stuttg., Berl. u. Leipz., Dtsch. Verl.-Anst., 1924.

Digitized by Google

„Das Geschlecht, welches er fand, war ihm nicht gewachsen; Deutschland hat eben nicht reiten gekonnt. Man hat auch dafür Bismarck selbst verantwortlich machen wollen: er habe das Reich nur auf seine Person zugeschnitten, habe sich keine selbständigen Nachfolger erzogen. Wenn auch ein Körnchen Wahrheit in einem solchen Vorwurf liegt, grundsätzlich bedeutet er doch nichts anderes als: ein Prophet ist auch dafür verantwortlich, daß er nicht verstanden, daß er abgelehnt wird. Nein, Bismarcks Reichsschöpfung war an sich kein künstliches Produkt; daß sie es geworden ist, liegt nicht an seinem Schöpfer, sondern an dem Volk, das innerlich nicht reif genug war, um in seine staatliche Form hinein zu wachsen." So C. Schweitzer[1]). Er will die Deutschen lehren, von B. zu lernen, daß ohne Macht kein Staat bestehen kann, sodann das heute wohl noch Wichtigere: sich wieder auf das Wesen der B.schen Schöpfung zu besinnen: auf seine christliche Staatsidee. „Daß beides: B.s Realismus u. sein christlicher Idealismus sich nicht ausschließen, sondern bedingen, aus B.s eigener Gedankenwelt aufzuzeigen, war der Zweck dieser Arbeit": so schließt seine fesselnde, in 3 Kap. (D. Grundlegg. bis 1851, B.s Stellg. z. christl. Staat in d. äußeren u. inneren Politik) gegliederte Untersuchung. Nicht alles erreichbare Material ist darin verwertet; bei der Außenpolitik vermißt man z. B. die Heranziehung der Aktenpubl. des A. A., bei der Sozialpolitik ein Eingehen auf die Anfänge in den 60er Jahren; den Endergebnissen wird man zustimmen: „Sein Glaube war ihm etwas schlechthin Unbedingtes, letzter Grund u. letzter Zweck aller Politik u. jeden Staates überhaupt, der Staat selbst ihm eine sittliche Größe. Weil der Staat aus Gott stammt, darum darf u. muß er nach seinen ihm eigenen Gesetzen regiert werden. Die Freiheit des Staates von allen außer ihm liegenden moralischen u. sonstigen Gesetzen ist in seiner inneren Gebundenheit an Gott begründet. Der Staat ist auch nichts außer uns Stehendes, sondern weil er Gottes ist, wurzelt er zugleich in unserer innersten Persönlichkeit oder vielmehr: wir wurzeln in ihm als der Gesamtpersönlichkeit. Der Staat ist in uns u. zugleich über uns. Darum kann er Opfer von uns fordern, einschließlich unseres Lebens, bis zu der einzigen Grenze: unserer eigenen persönlichen sittlichen Freiheit, aber gerade diese Grenze wird ein christlich geleiteter Staat zu überschreiten nicht in Gefahr kommen. . . B.s Christentum muß seinen Machiavellismus nicht aus-, sondern eingeschlossen haben. . . B.s Glaube stand, seinem Konfirmationsspruch getreu über der Politik, oder noch besser: er betätigte sich in seiner Politik."

Zum Schluß noch einen Hinweis auf den vortrefflichen 88 Quartseiten füllenden Essai „Bismarck" von W. Schüßler (in der vom Verlag Fr. Schneider hrsg. Sammlg.: Kämpfer, Großes Menschentum aller Zeiten, Bd. III, S. 380—468); er wird demnächst erweitert separat erscheinen. Nur in der Frage der engl. Bündnispolitik steht

[1]) B.s Stellung z. christl. Staate. 8°. 144 S. (= Schriftenreihe d. Preuß. Jahrb. Nr. 7). Berl., G. Stilke, 1922.

Digitized by Google

Sch. zu stark unter dem Einfluß Rachfahls u. wenn er von Johanna v. Puttkamer behauptet, es habe sicherlich ein genialer Funke in ihr geglüht, wohl unter dem der Familie B. Zustimmen wird man insbes. den Schlußsätzen: „Wohin man blickt, auf jedem Gebiete staatlichen Lebens stößt man auf ihn als Schöpfer, Anreger, Förderer. Es gibt keinen überwältigenderen Beweis seiner geschichtlichen Größe, als daß wir in jeder Beziehung von ihm abhängen; daß wir die von ihm gestellten Aufgaben zu lösen haben; daß es im Grunde *seine* Probleme sind, die uns beschäftigen; daß wir immer u. überall, wenn wir tiefer graben, auf ein gewaltiges, tragendes Urgestein stoßen, das B. heißt."

Paul Haake.

Zur Literatur über den Weltkrieg.

VII.

Bekannt ist, daß die deutsche Reichsleitung während des Weltkrieges nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben gestanden hat. Und wer immer noch trotz Ruedörffer-Riezler (s. „Mitt." 1920 S. 71) daran zweifelt, daß ihre Tätigkeit auch schon im Vorauguſt zu wünschen übrig ließ, wird von Zorn[1]) gründlich eines Besseren belehrt. Anschaulich u. eindrucksvoll führt uns der weltkundige Staatsrechtslehrer die günstige Stellung vor Augen, die das Dtsch. Reich anfangs auf den Friedenskonferenzen eingenommen hat, die dann aber bald durch einen erschreckenden Mangel an Geschick, an Menschenkenntnis u. Folgerichtigkeit auf seiten der Berlin. amtl. Stellen unwiederbringlich verloren ging. An der 1. Konf. (1899) nahm Z. ohne jede Instruktion teil. So trat er dort für den ständigen Schiedsgerichtshof ein. Mit vieler Mühe erlangte er die Zustimmung Bülows, der damals völlig im Banne Holsteins sich befand. Auf der 2. Konf. (1907) war es Kriege, der Vorsteher der Rechtsabt., der sich gegen das obligator. Schiedsgericht ablehnend verhielt. Der Kaiser stand zwar auf Z.s Seite, brachte es aber nicht über sich, seinen verantwortlichen Ratgebern entgegenzutreten, von denen Bülow der Konf. nicht die nötige Beachtung schenkte. Die unverständige Haltung des Ausw. A. hat das Ausland, namentlich Rußl., Amer. u. Ital. unheilvoll beeinflußt und die Voraussetzungen zu dem später einsetzenden Verleumdungsfeldzuge unserer Feinde geschaffen. Deutschlands Unglück führt Z. mit Recht auf Bülows leichtfertige Politik zurück. Sie schuf die Schwierigkeiten, die der 5. Kanzler nicht zu meistern verstand.

Erzberger[2]), der vielgewandte, listenreiche, skrupellose Politiker, hatte nach seiner vernichtenden Niederlage im Helfferich-Prozeß nichts Eiligeres zu tun, als zu seiner Entlastung u. zur Beruhigung seiner

---

[1]) Deutschland u. d. beiden Haager Friedenskonferenzen. 86 S. Stuttg. u. Berl., Dt. Verlagsanst., 1920.

[2]) Erlebnisse im Weltkriege. VII, 396 S. Stuttg. u. Berl., Dtsch. Verlagsanst., 1920.

Digitized by Google

an ihrem Idol irre gewordenen Anhänger, vielleicht auch um neue Mitläufer zu gewinnen, Erinnerungen an seine Kriegs-Odyssee zu verfassen. Stark subjektiv zugeschnitten u. tendenziös gefärbt, mit raffinierter, kaum zu übertreffender Geschicklichkeit zusammengestellt, bringt das unerfreuliche Buch vielfach nur Auszüge aus E.s Tagebüchern, häufig nur bloße Behauptungen u. halbe Wahrheiten u. vertröstet den gedankenlosen Leser auf die Zeit, da der Vf. in der Lage sein werde, die Gesamtheit seiner Erlebnisse im Weltkrieg der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Auch hinsichtlich seiner Gewährsmänner ist er von auffallender Zurückhaltung. Der Leser ist daher selten oder gar nicht imstande, die gebotenen Nachrichten nachzuprüfen. Man wird daher gut tun, ihnen mit Mißtrauen zu begegnen.

Obwohl E. im Vorw. verkündet, „Erlebnisse im Weltkriege", also nicht seine eigenen, zum Besten geben zu wollen, erzählt er in 25, zusammenhanglos aneinander gereihten Kap. fast ausschließlich von sich, s. Taten u. s. Verdiensten. Alles, was im Laufe des Krieges an Fehlern u. Mißgriffen begangen, alles, was damals an Gerüchten u. Geschichten geschäftig kolportiert worden, hat sich, durch Äußerungen ausländischer Blätter ergänzt, in seinem Buche zu schweren Anklagen gegen die dtsch. Diplomatie u. die dtsch. Heerführung verdichtet.

Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß das Buch auch vielerlei neue u. interessante Nachrichten enthält. So z. B. in den Abschn.: „Vor Italiens Eintritt i. d. Weltkrieg", „Im Vatikan", „In Konstantinopel", die „H. Stätten in Jerusalem", die „Röm. Frage" usw. Sie wenden sich hauptsächlich an kathol. Leserkreise u. lassen der Vermutung Raum, daß E. lediglich im Sinne der „Internation. Union" auf eine Verständigung mit Ital. hingearbeitet u. zugunsten der „Kathol. Missionsverhältnisse im Orient" gewirkt hat. Ueberall spielt sich dieser dtsch. Reichstagsabgeordnete u. Propagandaleiter als zünftiger Diplomat auf, berichtet über das Ergebnis seiner Verhandlungen mit italien., türk., bulgar., rumän. usw. Staatsmännern an den Reichskanzler, verfaßt Denkschriften, entwirft Verträge u. erteilt Ratschläge. Auf allen Gebieten des Staats- u. Völkerlebens war der bewegliche Mann zu Haus, in allen, auch den wichtigsten Angelegenheiten, hatte er seine Hand im Spiele. Ein untrüglicher Beweis für die in Berlin herrschende Zerfahrenheit, Hilflosigkeit u. Ratlosigkeit! Ähnlich war die Rolle, die E. in Wien spielte. Wahrhaft betrübend ist das 10. Kap., das davon handelt u. von der Verwertung des geheimen Czerninschen Berichtes. Die Art, wie E. im 17. Kap. die Belg. u. die U.-B.-Frage behandelt, steht in grellem Widerspruch zu seinen Äußerungen im „Rot. Tag" v. 9. 8., 12. 9., 7., 21. u. 27. 10. 1914. Aus einem Bewunderer der U.-B.-Waffe ward er in kurzer Zeit zu einem ihrer schärfsten Gegner, der jetzt auch als berufener Fachmann störend in die Marine-Angelegenheiten einzugreifen sich erlaubte.

Bedeutungsvoll für die hist. Forschung erscheinen E.s Ausführungen in den letzten Kap.: „D. Gang nach Compiegne u. d. Waffenstillstand", u. „D. Kampf um d. Friedensschluß". Sie haben s. Z. zahlreiche Gegenäußerungen zur Folge gehabt, denen die inter-

Digitized by Google

essante Tatsache zu entnehmen ist, daß E. auch hier nur die halbe Wahrheit sagt. Vor allem aber verdient angemerkt zu werden, daß Scheidemanns emphatischer Ausruf von dem „Unannehmbar" u. der „verdorrten Hand" nach E. (S. 368 f.) auf takt. Gründe zurückzuführen ist. Also auch die Politiker des Nach-Novembers, die die Diplomatie der Vergangenheit nicht genug verlästern können, haben es nicht verschmäht, gelegentlich das „politisch reife" dtsch. Volk am Narrenseile zu führen. In der Tat alles, was sein kann!

Geradezu abschreckend wirkt der Aufwand grobkörniger Reklame, mit der der Verlag das Buch des Generals Max Hoffmann[1]) in die Welt entsandt hat. Auch der seltsame, sensationell-tendenziös zugestutzte Titel erweckt Unbehagen u. Mißtrauen. Zwiespältiger Art ist endlich der Eindruck, den die Lektüre des Buches hinterläßt. Auf der einen Seite empfangen wir erfreuliche Aufschlüsse u. reiche Belehrung, auf der anderen begegnen wir einer Summe krit. Erwägungen, die meist an der Oberfläche haften, ausreichender Begründung entbehren u. deshalb wenig überzeugend wirken.

Erinnerungen u. Betrachtungen lösen sich in buntem Wechsel ab. Jene schildern — auf Grund tägl. briefl. Mitteilungen — anziehend u. eindringlich des Vfs. Erlebnisse an der O.front, wo er an maßgebender Stelle mit kluger Umsicht u. überragender militär. Einsicht während des ganzen Verlaufs des Feldzuges tätig war, die kriegerischen Großtaten der O.heere, die Entschlüsse u. die außerordentlichen Leistungen ihrer Führer. Von höchstem Interesse sind endlich H.s Mitteilungen über den Waffenstillstand im O. u. die wechselvollen Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Allen diesen Abschn. wohnt ein außerordentlicher geschichtl. Quellenwert inne. Für solche Gabe bleibt die Forschung dem Vf. dauernd verpflichtet.

Anders verhält es sich mit seinen, zum Teil sehr scharfen krit. Erwägungen. Sie beziehen sich auf die „versäumten Gelegenheiten". Sie findet H. in folg. Umständen: Nach dem Scheitern des Marnefeldzuges hätte die Entscheidung im O. gesucht werden müssen. Der im Nov. 1914 aus der Gegend von Thorn gegen die Russ. geführte Flankenstoß sei von Falkenhayn nicht mit genügenden Kräften unterstützt worden. Ebensowenig die große Offensive 1915 in Polen. Infolgedessen sei die geplante Umfassung über Wilna gescheitert. Der Feldzug geg. Serbien 1915 hätte durch einen Vorstoß gegen Saloniki seinen Abschluß finden müssen. Anstatt des Angriffs auf Verdun 1916 wäre eine dtsch.-österr. Offens. geg. Ital. am Platze gewesen. Der Ausgang des Krieges sei infolgedessen nicht mehr zweifelhaft gewesen. Auch die sich unerwartet noch einmal 1917 in Rußl. bietende Gelegenheit habe man versäumt. Der große Frühjahrsangriff im W. 1918 hätte zurückgestellt werden müssen. Zweckdienlicher wäre die Niederwerfung der Bolschewisten-Bewegung, die Einsetzung einer neuen Regierung in Moskau u. der Abschluß eines Bündnisses mit ihr ge-

[1]) D. Krieg d. versäumten Gelegenheiten. Münch., Berl. f. Kulturpolit., 1923.

Digitized by Google

wesen. Man sieht, d. Vf. urteilt hier über Vorgänge u. Erscheinungen ab, die seiner Erfahrung fern liegen, die zu den großen Problemen des Weltkrieges gehören u. deren endgültige Lösung noch weit im Felde sich befindet. Zu alledem kommt, daß d. Vf., der z. B. über den Schlieffenschen Operationsplan nur oberflächlich unterrichtet ist, augenscheinlich verschmäht hat, sich eingehend über sie zu unterrichten.

Auf diese Dinge hier näher einzugehen, erübrigt sich um so mehr, als sie bereits in General v. Kuhl einen berufenen Interpreten gefunden haben. Auf seine lehr- u. gedankenreichen Ausführungen (Preuß. Jhb. 1924, Jan.heft) sei wiederholt hingewiesen. — Das dem H.schen Buche beigegebene Kartenmaterial entspricht nicht einmal bescheidenen Anforderungen. Und die beigefügten Skizzen lassen so gut wie alles zu wünschen übrig.

„Die Schlachten des Weltkrieges" bilden die Forts. der bekannten Sammlg. „D. Gr. Krieg in Einzeldarstellgn." (unt. Benutzg. amtl. Quellen anfangs i. A. der OHL., dann d. Gr. G.stabes hrsg.). Auch der neuen, unter der Ägide des Reichsarchivs erscheinenden Schriftenreihe liegen amtl. Dokum. zugrunde. Vor allem die Akten u. Kriegstagebücher der beteiligten Truppenteile. Trotz der Bedingtheit ihres Quellenwertes bieten die Kriegstageb. bei vorsichtiger, krit. Benutzung schätzbares Material, das anderweitig nicht zu haben ist. Danach haben denn auch die Vf. der vorl. Schriften gehandelt u. die dort gewonnenen Nachrichten aus Aufzeichnungen u. Erinnerungen von Mitkämpfern ergänzt.

Im allg. ist anzuerkennen, daß die bisher erschienenen Hefte in ihrer sorgsamen, übersichtl. Bearbeitung allen billigen Anforderungen durchaus gerecht werden. Sie enthalten nicht nur eine, soweit sich erkennen läßt, getreue Wiedergabe des Verlaufs der geschilderten Ereignisse, ihres inneren Zusammenhanges u. der auf feindl. Seite bestehenden Verhältnisse, sondern auch wertvolle Angaben über die Entstehg. der höheren Kommandoentschlüsse u. ihre Durchführg., üb. d. Erfolge ganzer Gefechtseinheiten u. einzel. Truppenteile, die persönl. Leistungen von Offizier u. Mann. Die beispiellose Größe ihrer Taten, Mühen, Entbehrungen u. Leiden kommt erst in diesen Monographien dem Leser zum vollen Bewußtsein. So wird auch aus ihnen ein voller Strom neuen, zuversichtlichen Glaubens an des dtsch. Volkes Lebensenergie, an das leuchtende Heldentum seiner Söhne sich ergießen in die empfänglichen Herzen von jung u. alt. Das beigefügte Kartenmaterial erweist sich überall in seiner klaren Anschaulichkeit als zuverlässiges Hilfsmittel.

Oberst v. Tschischwitz[1]), ehedem 1. G.Stabsoffiz. bei dem 3. RK., schildert geradezu vorbildlich die Belagerung u. Einnahme von Antwerpen. Diese starke, von Brialmont mit allen Mitteln moderner Befestigungskunst ausgebaute Riesenfestung, die die ganze

[1]) Schlachten d. Weltkrieges. In Einzeldarstellgg. bearb. u. hrsg. unt. Mitwirkg. d. Reichsarch. H. 1: Antwerpen 1914. Unt. Benutzg. d. amtl. Quellen d. Reichsarch. bearb. M. 7 Kart., 3 Textskizz., 3 Anl. u. 16 Abb. 108 S. Oldenburg i. O., Berl., G. Stalling, 1921.

Digitized by Google

belg. FeldA. in ihren Mauern barg, bildete im Rücken des die Entscheidung in Frankr. suchenden dtsch. W.flügels eine ungeheure Gefahr. Die zur Beobachtung Antwerpens verfügbaren schwachen dtsch. Kräfte, das 3. RK. u. die neuformierte Marinediv., wurden durch fortgesetzte Ausfälle bedroht. Da erhielt Gen. v. Beseler, der Führer des 3. RKs., am 9. Sept. den Befehl zur Wegnahme der Festung. Es war der Tag der folgenschweren Krisis an der Marne. Der Angriff erfolgte aus südöstl. Richtung, u. zwar geg. die stärkste Front. Bereits am 6. Okt. war das Schicksal A.s besiegelt.

Die Schrift bringt vielfach neue Aufschlüsse: So über die Wirkung unsr. schweren u. schwersten Artillerie, die keineswegs immer imstande gewesen ist, die feindl. Werke sturmreif zu machen. Es bedurfte zum Erfolge nicht nur umsichtiger u. energischer Führung, sondern auch des rücksichtslosen Wagemuts der zähen Brandenburger u. des frischen Vorwärtsdranges der tapferen Marineleute. Zu bedauern ist, daß Beselers Vorschlag, gleichzeitig mit dem Hauptangriff von S.O. her einen Nebenangriff von W. her zu führen, von der OHL. aus Mangel an Kräften abgelehnt worden ist. 1 Div. mit mehreren Batt. schwerer Geschütze u. einigen Brückentrains hätte genügt, um den Abzug der belg. A. zu verhindern u. ihre Kapitulation zu erzwingen. Ein neuer Beweis für die feststehende Regel, daß im Kriege selten oder niemals die besten u. zweckmäßigsten Maßnahmen zur Ausführung gelangen.

Strutz [1]) führt uns an die mazedon. Front. Nach ihrem Siegeszuge durch Serbien hatten die Verbündeten im März 1916 die griech. Grenze erreicht. Ein gemeinsamer Angriff auf die sich täglich verstärkenden Entente-Truppen in Saloniki wurde allg. erwartet. Statt dessen wurde eine starke Stellung bezogen.

Der erfolglose, verlustreiche Vorstoß der 1. bulgar. A. im Aug. 1916 nach Florina war der Ausgangspunkt einer großzügigen Offensive des Gegners. Es war die Zeit, da Rumänien in den Krieg eintrat, da an der O.- u. W.front schwer gerungen wurde. Der gewaltige, entsagungsreiche Kampf gegen Franz., Engl., Russ., Ital. u. Serben wurde von der 11. dtsch. A. unt. Gen. v. Gallwitz nach übermenschlichen Anstrengungen ehrenvoll bestanden. Einen ernsten Rückschlag erlitt nur die 1. bulg. A.

Die große Streitfrage, ob die siegreichen Verbündeten im Frühj. 1916 den Vormarsch auf Saloniki hätten fortsetzen sollen oder nicht, umgeht d. Vf. Er beantwortet sie mit dem bloßen Hinweis auf die schwierigen Nachschubverhältnisse (S. 13). Daß solche Schwierigkeiten bestanden haben, ist richtig. Aber sie haben keineswegs ausschlaggebende Bedeutung gehabt. Die Angelegenheit ist Gegenstand wiederholter u. eingehender Erwägungen im Schoße der OHL. gewesen. Aus ihren Akten werden sich zweifellos noch mancherlei neue Nachrichten beibringen lassen. Auch aus dem Material des Ausw. A.s.

[1]) H. 3. Herbstschlacht in Mazedonien-Cernabogen 1916. Dargest. nach d. amtl. Quellen des Reichsarch. u. e. Bearbeitg. d. Majors E. Liebmann. M. 6 Kart., 2 Textskizz., 2 Anl. u. 15 Abb. 120 S. ib. 1921.

Digitized by Google

Vielleicht ist aus ihm Aufschluß darüber zu gewinnen, ob, wie mehrfach behauptet wird, nicht nur das begrenzte Operationsziel Falkenhayns, sondern auch dynast. Rücksichten bei der Einstellung des Vormarsches mitgespielt haben.

General Frhr. v. Gebsattel[1]) schildert die Heldentaten des von ihm geführten 3. bayer. AKs. in der Zeit v. 24. Aug. bis 17. Nov. 1914. In diese wildbewegten Wochen fallen die schweren, verlustreichen Gefechte bei Serres-Maixe (25. Aug.), Réméreville (4. u. 5. Sept.), Corbessaux-Drouville (7. u. 8. Sept.), vor Nancy (9.—11. Sept.), die Erstürmung des O.abschnittes der Côtes Lorraines (18.—21. Sept.) u. des Sperrforts Camp des Romains (24. u. 25. Sept.) u. die Kämpfe in der St. Mihiel-Stellung. Den Mittelpunkt der sachlichen u. fesselnden Darstellung bildet das Gefecht von Serres-Maixe u. im Anschluß daran der „Angriff auf die Position von Nancy". Obwohl dort hilflos der überlegenen feindl. schw. Artill. überliefert, hat diese bayer. Kerntruppe dank ihrer kühnen u. umsichtigen Führung doch Übermenschliches geleistet. Allerdings unter furchtbaren Opfern. Bekanntlich hatte die 6. A., deren Verbande das 3. bayer. K. angehörte, den Auftrag, zwischen Toul u. Epinal durchzubrechen u. mit ihrem r. Flügel, dem 3. K., die Stellung von Nancy zu nehmen, ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß sich bereits Munitionsmangel bei der schw. Artill. bemerkbar machte. Das war jenes Unternehmen, vor dem Schlieffen unaufhörlich u. eindringlich gewarnt hatte. Was er vorausgesagt, traf ein: Trotz aller Bravourleistungen der Truppe zählt „Nancy zu ihren bittersten Erinnerungen". „Die Blüte der bayer. A. liegt auf den Gefechtsfeldern" vor dieser Feste. Dabei waren alle Opfer umsonst gebracht, das Vertrauen in die oberste Führung u. die OHL. schwer erschüttert.

Übersichtlich, farbenreich u. anziehend ist das Bild, das der frühere Major K. Heydemann[2]) auf Grund sorgfältiger Studien von den takt. Ereignissen, den Heldenkämpfen des 7. AKs. u. des 10. RKs. entwirft. Man gewinnt den Eindruck, daß die Darstellung der Wirklichkeit mindestens sehr nahe kommt, wenn nicht sogar entspricht.

Nach den Schlachten von Mons u. Le Cateau zogen die Engländer am 27. Aug. 1914 über St. Quentin u. Guise nach S. ab, von Kluck scharf verfolgt. Zu ihrer Rettung sollte die neugebildete 6. franz. A. von Amiens her u. die 5. franz. A. auf St. Quentin vorgehen. Diese stieß dabei auf den r. Flügel der vorrückenden 2. dtsch. A. Glänzend waren nach d. Vfs. Ansicht „die Erfolgsaussichten" des Feindes. „Die Deutschen, durch eine breite Lücke

---

[1]) H. 6. Von Nancy b. z. Camp des Romains 1914. Nach amtl. Unterlagen d. Reichsarch., d. Münch. Kriegsarch. u. Bericht. von Mitkämpfern. M. 10 Skizz. u. 18 Bild. 159 S. ib. 1922.

[2]) H. 7a. D. Schlacht b. St. Quentin 1914. 1. Tl.: D. r. Flügel d. dtsch. 2. A. am 29. u. 30. Aug. Unt. Benutzg. d. amtl. Quellen des Reichsarch. u. zahlreich. Aufzeichnungen von Mitkämpfern. M. 4 Textskizz., 6 Kart, 27 Bild. u. 1 Faks. 213 S. ib. 1922.

Digitized by Google

(zw. der 2. u. 3. A.) u. die Dise in 2 Gruppen geteilt, an Zahl erheblich unterlegen", waren von den Nachbar-Armeen weit entfernt u. ohne Kenntnis des feindl. Angriffs. Auf franz. Seite „geschlossene Kraft, Überlegenheit der Zahl u. das Moment der Überraschung — bewährte Faktoren des Sieges". Und dennoch ein großer Erfolg der deutschen Truppen, ein, wenn auch nur „ordinärer" Sieg. Ihre Minderzahl wurde, wie d. Vf. eingehend u. überzeugend dartut, wettgemacht durch ihren außerordentlich hohen Gefechtswert, durch die Umsicht u. Entschlossenheit der Führer aller Grade.

Weniger befriedigt, was uns W. Beumelberg[1]) von den Schicksalen des Douaumont in der Zeit von Mai—Oktober 1916 erzählt. Er berichtet hauptsächlich „von Leiden u. Sterben", von „der ungeheuren Erlebniswucht", die in der Hölle vor Verdun auf den dtsch. Kämpfern lastete. Das rein militär., takt. Element tritt in den Hintergrund, ist gewissermaßen nur Staffage. Überdies ist das Ganze in seinem Naturalismus, in seiner phantasievollen, poetischen Ausgestaltung mehr als ein Kriegsroman im Sinne Zolas, denn als eine kriegswissenschaftl. Leistung zu bewerten. Wir erfahren hier z. B. kaum ein Wort über die Entstehg., Anlage u. Durchführg. des Falkenhaynschen Angriffsplanes „in Richtung auf Verdun", der schon im Mai vollkommen verunglückt war u. dem im Laufe des Sommers gänzlich zu entsagen, die OHL. trotz ungeheurer Opfer aus Gründen des Prestiges bedauerlicherweise nicht den Mut gefunden hat. Demgemäß ist auch der Gewinn, der der kriegsgeschichtl. Forschg. aus dem vorl. Hefte erwächst, nur ein mäßiger. Es räumt zwar auf mit mancher Legende hinsichtlich des tragischen Ausganges der Okt.kämpfe, bestätigt aber im übrigen nur die Tatsache, daß Falkenhayns Rechnung verfehlt war. Dieses karge Ergebnis der s. Z. mit Spannung erwarteten Schrift ist zu bedauern. Um so mehr, als d. Vf. sich mit liebevoller Hingabe in seine schwierige Aufgabe versenkt hat, als er die bewundernswerte Gabe besitzt, die grausame Wirklichkeit der Dinge nüchternen Auges zu schauen u. zu erfassen u. sie in gefälliger, anregender, nicht selten geradezu poetischer Form zur Darstellung zu bringen.

Die vorl. Schilderungen sollen „ein wahrhaftiges Bild geben"; „denen zur Ehre geschehen, die es nicht überlebt haben", „die Lebenden zur Treue mahnen". Man wird diese Absicht durchaus anerkennen u. billigen dürfen, u. doch der Meinung sein, daß der uns so wesensfremde Naturalismus, der hier in seiner schaurigsten Art zu Worte kommt, nur Wasser ist auf die Mühle der Völkerversöhner, der Pazifisten u. „Friedensfurien" vom Schlage der sel. Bertha v. Suttner. (Es genügt hier, an die Wirkung der von Lily Braun hrsg. Kriegsbriefe d. Generals v. Kretschman, ihres Vaters, zu erinnern.) — Mit Dank zu begrüßen ist die Anl. Sie gibt eine chronolog. Übersicht üb. d. Kämpfe vor Verdun 1916.

---

[1]) H. 8. Douaumont. Unt. Benutzg. d. amtl. Quellen d. Reichsarch. M. 2 Kart., 1 Skizze, 13 Abb. u. 1 Anl. 188 S. ib. 1923.

Digitized by Google

Die ebenso gründl. u. ergebnisreiche, wie sachliche, durch musterhafte Klarheit ausgezeichnete u. daher auch in militär. Fachkreisen mit ungeteiltem Beifall begrüßte Schrift W. Schultzes[1]) liegt in 2. umgearb. u. erweit. Aufl. vor. (1. Aufl. bespr.: „Mitt." 1922, S. 88.) Für sie sind die inzwischen erschienenen neuen Quellen über die Ereignisse am 8. u. 9. Sept. 1914 sorgfältig benutzt worden: Die Erinnerungen des Kronprinzen u. des General-Oberst. v. Moltke, vor allem die dankenswerte Studie des Oberstlts. Müller-Loebnitz (D. Sendg. d. Oberstlts. Hentsch). Doch hat nur der Abschn. über die Entstehung des dtsch. Rückzugsbefehls (S. 48—87) eine vollständige Umarbeitung erfahren. Hier wird namentlich das Verhalten Hentschs einer tiefeindringenden Kritik unterzogen. Das Ergebnis der scharfsinnigen Erörterung ist eine glänzende Rechtfertigung Klucks u. Kuhls u. eine schwere Belastung der übrigen beteiligten Persönlichkeiten: Bülows, Lauensteins, Hentschs, Moltkes. Der Hauptschuldige ist jedoch Hentsch. Die Rolle, die der unheilvolle Mann in Montmort, dem Hauptquartier Bülows, gespielt hat u. in Mareuil, dem Hauptquartier Klucks, ist geradezu verhängnisvoll gewesen. Das dtsch. Volk hat alle Ursache, mit dem Schicksal zu hadern.

Mannhaft u. mit überzeugenden Gründen tritt Vize-Adm. P. Behncke[2]) für den Wiederaufbau der dtsch. Flotte ein. Navigare necesse est. Ohne Seegeltung kein Deutsches Reich. B.s Darlegungen, die allerdings nicht sonderlich tief schürfen, aber doch beachtenswert u. daher mit Nutzen zu lesen sind, führen erfolgreich in die Flottenprobleme ein. Energisch wehrt d. Vf. auch den geg. die Marine erhobenen sinnlosen Vorwurf ab, daß die Revol. von ihr ausgegangen ist, weist nach, daß sie vielmehr in sie hineingetragen worden ist, u. bestätigt die bekannte Tatsache, daß der meuterischen Bewegung gegenüber nahezu alle maßgebenden Stellen vollkommen versagt haben. Wie Gen. v. Linsingen in Berlin u. die stellvertr. kommand. Generale in den Prov.-Hauptstädten, so der Stations-Chef in Kiel, Adm. Souchon. Überall dieselbe Erscheinung. Nirgend eine Kraftnatur, nirgend ein Mann, der auch ohne Befehl zu handeln wagte, nirgend ein Yorck.

Den Erinnerungen von Tirpitz treten die des Adm. Scheer[3]), des Siegers vom Skagerrak, ergänzend zur Seite. Während jener den Verlauf des Seekriegs nur in Umrissen skizziert, verbreitet sich das vorl. Werk über alle kriegerischen Ereignisse zur See u. erörtert in förderlichen Ausführungen u. ohne Voreingenommenheit die wichtigsten militär.-polit. Streitfragen. Hiernach (S. 13 ff.) war es z. B. nicht die Tatsache „des Entstehens einer Seemacht zweiten

---

[1]) D. Marneschlacht. 2. umgearb. Aufl. (= Schriften d. Hist. Ges. z. Berl. Hrsg. v. D. Schäfer: H. 1.) 87 S. Berl., Weidmann, 1923.

[2]) Uns. Marine i. Weltkriege u. i. Zusammenbruch. 72 S. Berl., K. Curtius, o. J.

[3]) Deutschlands Hochseeflotte i. Weltkrieg. Persönl. Erinnergg. M. zahlreichen Bild. u. Kartenbeil. 524 S. Berl., Aug. Scherl, G. m. b. H., o. J.

Digitized by Google

Ranges" in dem abgelegenen Winkel der Nordsee, durch die sich England zur See bedroht fühlte; es war vielmehr die Erkenntnis ihres inneren Gehalts, i. Geistes, i. Wertes, die den Briten Unbehagen verursachte. Und das Wesen der Sache verkennt, wer dem Bau einer dtsch. Flotte „das Unheil des Weltkrieges" zuschreibt. Es fragt sich nur, ob das neue Deutsche Reich „nach Lage der Verhältnisse, in die es sich gestellt sah", die passende Seerüstung sich gewählt hat. Und diese Frage wird vom Vf. rückhaltlos bejaht im Sinne von Tirpitz u. seines Risiko-Gedankens. Demgemäß hat Engl. im Weltkriege gehandelt. Es ist ängstlich bemüht gewesen, jeder ernstlichen Schädigung der eigenen Flotte sorgfältig aus dem Wege zu gehen. Damit ist das Leitmotiv gewonnen, das die Darstellung beherrscht: zu zeigen, daß es unserer Flotte gelungen ist, den „Seekrieg zu einer wirksamen Bedrohung Engl.s zu gestalten".

Den Höhepunkt der Darstellung bildet ohne Frage die gehaltvolle, übersichtliche Schilderung der Skagerrak-Schlacht, ihrer Vorgesch., i. Verlaufs u. i. Folgen (S. 195—290). Ungemein fesselnd u. ergebnisreich sind indes auch d. Vfs. Betrachtungen über die militärpolit. Bedeutung des U.-B.-Krieges. „Mit der Kriegsgebietserklärung" sagte sich Engl. von dem veralteten Blockadebegriff los u. führte eine nach seiner Ansicht „zeitgemäße u. deshalb berechtigte Neuerung ein, ohne sich um den Einspruch der Neutralen im geringsten zu kümmern". Es galt nur ein Seerecht von Englands Gnaden. Der engl. Willkür fügten sich auch die Ver. Staaten u. fanden ihren Vorteil dabei. Gegen Deutschl. suchten sie den äußeren Schein des Rechts dadurch zu wahren, daß sie das zugkräftige, auf die Gedankenlosigkeit der Menge berechnete Schlagwort von den „Geboten der Menschlichkeit" in die öffentliche Erörterung warfen. Mit den „Geboten der Menschlichkeit" standen allerdings in sehr üblem Einklang ihre brutalen Bemühungen, „die Hungerschraube gegen das dtsch. Volk noch stärker anziehen zu helfen". Sehr bezeichnend ist, daß für die Eigenart der angelsächs. Moral derlei sentimentale Erwägungen nicht in Betracht kommen. Rettung vor der Aushungerung verhieß allein das U.-B., dessen Leistungsfähigkeit unter dem Druck des Krieges alle Erwartungen übertroffen hatte. Das U.-B. war eine neue Seekriegswaffe. Ihre Verwendung vollzog sich unter neuen Formen. Deren Berechtigung wurde von den Feinden u. Neutralen aufs heftigste bestritten. Natürlich. Sie widersprach ja ihren Interessen. Ebenso natürlich u. selbstverständlich ist aber auch, daß die engl. Seekriegsführung den Mittelmächten das Recht zu Vergeltungsmaßnahmen in die Hand gab, u. daß die Kriegsnotwendigkeit es erforderte, alle zu Gebote stehenden Kampfmittel in rücksichtslosester Weise zur Anwendung zu bringen. Außerdem war das U.-B. ein von allen Staaten eingeführtes Kriegswerkzeug. Schon daraus ergab sich ohne weiteres die Berechtigung, mit der neuen, eigenartigen Waffe nach Gutdünken zu verfahren.

Aus diesen Gründen wünschte die Marine nach dem Beispiel der engl. Flotte den feindl. Handelsverkehr mittels des U.-B. ver-

Digitized by Google

nichtend zu treffen. Bei der Abhängigkeit der brit. Wirtschaft von der Seezufuhr war zu erwarten, daß Engl. in verhältnismäßig kurzer Zeit nicht mehr imstande sein würde, den Krieg fortzusetzen. Die Reichsleitg. verkannte jedoch den Ernst der Lage. Als dann im Frühj. 1916 die Ver. Staaten mit dem Abbruch der diplomat. Beziehungen drohten, durften die U.-B. nur noch auf rein militär. Ziele angesetzt werden. Infolgedessen suchte der neue Flottenchef, Adm. Scheer, die Operationen der Flotte weiter auszudehnen. Dadurch verschaffte er sich die willkommene Gelegenheit, am 31. Mai die größte Seeschlacht der Gesch. zu schlagen. Sie machte auf die Neutralen den tiefsten Eindruck u. schuf so günstige Voraussetzungen, daß der Wirtschaftskrieg gegen Engl. nunmehr in allerschärfster Form aufgenommen werden konnte. Die Zahl der U.-B. war dazu vollkommen ausreichend. Aber „Mangel an Weitblick u. Entschlußfähigkeit" auf Seiten der RL. brachte die Marine „um eine Aussicht von überwältigender Größe" u. war für den Kriegsausgang von verhängnisvoller Bedeutung. Engl. gewann genügend Zeit, seine Abwehr gegen die drohende Gefahr planmäßig zu verstärken u. auszubauen. Erst die Ablehnung des deutschen Friedensangebots vom Dezbr. 1916 schuf eine neue Lage. Viel zu spät begann am 1. Febr. 1917 „der wirkungsvollste Abschn. uns. Kriegführung gegen Engl."

Beachtung verdienen weiter die inhaltsreichen Kap., die eingehend von den U.-B. handeln, i. Typen, i. Organisation u. Kampfweise u. i. Verlusten u. von der Eroberung der balt. Inseln (S. 365—427). Das Vordringen der dtsch. Seestreitkräfte an die klippenreiche finnische Küste u. die Einnahme von Helsingfors bei schwierigen Eisverhältnissen u. ungeheurer Minengefahr war eine Glanzleistung u. gereicht der Geschwaderführung zur höchsten Ehre. Die Darstellung ergänzt hier in willkommener Weise das gehaltvolle Buch des verdienten Generals Graf. v. d. Goltz, dem das schwer heimgesuchte Finnland seine Rettung u. das hart bedrückte Baltikum seine Befreiung vom bolschewist. Mordgesindel zu verdanken haben.

Nicht minder aufschlußreich ist endlich auch das letzte Kap. Es beschäftigt sich mit der Seekriegsleitung. Wir erfahren hier u. a., daß die für den Flottenaufbau im Frieden geschaffene Organisation der Flottenausnützung im Kriege zum Nachteil gereichte. Für die Oberleitung der Marine kam allein ihr Schöpfer Tirpitz in Frage. Allein die Gegensätze, die zwischen ihm u. der RL. bestanden u. die durch deren schwankende Haltung im U.-B.-Kriege noch verschärft wurden, verhinderten seine Berufung u. entzogen ihm jeglichen Einfluß auf alle wichtigen Fragen der Seekriegsführung. Auch Blicke hinter die Kulissen darf hier der Leser werfen. Lehrreich namentlich für den, der das Regiment der Geh. Kabinettsräte mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat.

Ein schönes Schlußwort faßt die Erfolge unserer Flotte zusammen, bes. die der U.-B., die nachteiligen Folgen der Friedensresol. v. Juni 1917 u. rechnet noch einmal ab mit der engl. Seekriegspolitik: Sie wird sich, wie Sch. voraussieht, dereinst gründlich an den Briten rächen. Das hoffen auch wir.

Digitized by Google

D. Bf., eine unserer kraftvollsten Führernaturen, hat sein Buch dem Andenken der stolzen, sieggekrönten Flagge „Schwarz-Weiß-Rot" gewidmet. Möge die Erinnerung an sie niemals im deutschen Volke erlöschen!

Erfreulich ist, daß Oberst van den Belt seine krit. Betrachtungen fortführt (s. „Mitt." 1922 S. 87/8 über „D. ersten Wochen d. Gr. Krieges"); er prüft in einer 2. Studie [1]) das „Ringen um die Flanke" im W. (Sept. u. Okt. 1914), das „Ringen um die Entscheidung" im O. u. im W. (Okt. bis Dezbr.), die Ereignisse auf dem Balkan (Nov. u. Dezbr.), die Winter- u. Frühjahrskämpfe (bis z. Mai 1915), den Krieg in den Kolonien, den Lügenfeldzug, Wissenschaft u. Technik im Kriege usw. Auch die Verhältnisse auf der feindl. Seite werden mit gleicher Sorgfalt beleuchtet. Einleitend wird hervorgehoben, daß Falkenhayns Ernennung an Stelle der beiden „Tannenberg-Generale" der Lage nicht entsprach. Ihm fehlte „der Genius des Handelns". Der HL. im O. stand die im W. erheblich nach. Der Schlieffensche Plan mußte unter allen Umständen durchgeführt werden. Die Besetzung der Kanalhäfen durch eine Angriffs-A., gebildet aus der Masse der in Elsaß-Lothringen stehenden Truppen, war das Ziel, das die OHL. erreichen mußte. — Mit dem Lügenfeldzug gewann die Entente vieles von dem, „was mit ihren Soldaten allein fast unerreichbar schien". Die Gegner waren „Deutschlands Meister im Feldzug ohne Soldaten".

General d. Inf., Frhr. v. Freytag-Loringhoven, ehedem als Lehrer an der Kriegsakad., dann durch s. langjährige Tätigkeit im Gr. GStabe u. durch s. kriegswissenschaftl. Werke berufen, die kriegsgeschichtl. Schulung des dtsch. Offiz.korps zu fördern u. innerhalb der dtsch. A. auf „die Erziehung des Geistes" im Sinne von Clausewitz u. Moltke bestimmend einzuwirken, behandelt in einer Reihe eindringender, fesselnder Studien die „Heerführung im Weltkriege" [2]). Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß dessen „Erscheinungen hinsichtlich der Lehre vom Kriege für uns in 1. Linie" stehen, daß sie aber „nicht allein maßgebend sind für die Zukunft".

Das einleitende Kap. macht den Leser bekannt mit der Entwicklung der operativen u. takt. Anschauungen von den Tagen Friedrichs d. Gr. an bis hin zu Moltke u. Schlieffen. In den folg. Abschn. werden die wichtigsten Aufgaben der dtsch. Heerführung im Weltkriege behandelt u. mit früheren Verhältnissen verglichen: D. Aufmarsch d. dtsch. W.heeres, d. franz.-belg.-engl. Aufmarsch, d. Aufmarsch uns. O.streitkräfte, d. österr.-ung. u. d. russ. Heeres. Weiter werden erörtert die Fragen der Umfassung u. der konzentr. Operationen, des Durchbruchs u. der frontal geführten Offens. i. Weltkriege, unt. Napoleon u. 1870/71. An den Schlachten bei Prag, Ulm, Jena, Gr.-Görschen, Bautzen, Königgrätz, Metz, Sedan, Mukden werden die

[1]) D. 2. Abschn. d. Gr. Krieges (Sept. 1914 bis Mai 1915). M. 9 Kartenskizzen. VII, 99 S. Berl., E. S. Mittler u. S., 1923.

[2]) Vergleichende Studien. 1. Bd. M. 44 Skizz. i. Text. VII, 200 S. 2. Bd. M. 21 Skizz. i. Text. V, 206 S. Berl., E. S. Mittler u. S., 1920—21.

Digitized by Google

verschiedenen charakterist. Formen dieser Vorgänge dargelegt u. die Bedingungen besprochen, unter denen sie wirksam in die Erscheinung traten. Von den Operationen im Weltkriege ist vor allem der Bewegungskrieg Gegenstand eingehender Betrachtung: der dtsch. Vormarsch im W., die Marneschlacht, d. Schlachten b. Tannenberg u. in Masuren, b. Lodz, d. Karpathenoffensive u. d. Feldzug in Serbien. Als Ergebnis ist festzuhalten, daß die Schwierigkeiten, die sich der Umfassung eines ganzen feindl. Heeres entgegenstellen, im Weltkriege in besonderer Weise sich bemerkbar gemacht haben.

Der 2. Bd. beschäftigt sich mit den Fragen der inneren Linien u. exzentr. Operationen, den Aufgaben d. Verteidigg., Aufklärg. u. Verfolgg., d. Kriegsgliederg., d. Märsche, d. Gefechtsführg. u. d. Leitg. von Bundeskriegen im 18. u. 19. Jh. u. im Weltkriege. Lehrreich sind bes. die Fälle, in denen ein Operieren auf der inneren Linie nicht möglich war. Schulbeispiele dafür bieten die österr. Nord-A. 1866 u. Kuropatkin zu Beginn des Krieges in der Mandschurei 1904. Ihnen werden als erfolgreiche Operationen auf der inneren Linie gegenübergestellt: Der Siebenbürg. Feldzug Falkenhayns 1916 u. das Verhalten Napoleons im Febr. 1814.

Im Schlußkap. sind die Ergebnisse der vorl. Untersuchungen zusammengefaßt. Hiernach gilt für das Handeln der dtsch. Heerführung „im höchsten, bisher noch nicht gekannten Maße" das Wort Moltkes, der nach dem Kriege von 1870/1 die Strategie „als die Kunst des Handelns unter dem Druck der schwierigsten Bedingungen" bezeichnete. Im einzelnen wird bemerkt: der 1. dtsch. Operationsplan entsprach der Lage. An der Marne war die Möglichkeit eines dtsch. Sieges gegeben. Auch nach dem Rückzuge hinter die Aisne war, wie auch Hindenburg hervorhebt, die Fortführung des Krieges für uns keineswegs aussichtslos. Die Schlacht bei Ypern im Herbste 1914 hat allen weiteren Umfassungsversuchen der Gegner ein Ziel gesetzt. Im Hinblick darauf, daß die Entscheidung des Krieges im W. lag, waren die Ziele der dtsch. Heerführung im O. viel zu weit gesteckt. Sie haben zweifellos die Verständigung mit Rußl. erschwert. (Die gegenteilige Meinung vertreten Hindenburg, Ludendorff u. Hoffmann.) Nach glücklich beendetem Feldzug in Serbien bestand kein Anlaß für Deutschl., einen 2. gegen die in Saloniki gelandeten Entente-Kräfte zu unternehmen. (Es ist die Falkenhaynsche Anschauung, die d. Vf. sich hier zu eigen macht. Neue Beweise für deren Richtigkeit werden nicht beigebracht.) Auch den Grundgedanken der Verdun-Offens. hält Fr. — mit Hindenburg — für richtig. Dagegen bezeichnet er die örtliche Führung nicht als glücklich: Nach Lage der örtl. Verhältnisse u. angesichts der geschickten franz. Verteidigung wäre es „das Weiseste gewesen", die Offens. rechtzeitig abzubrechen. Eine kriegsentscheidende Wendung in Italien herbeizuführen, war ein aussichtsloses Beginnen. Auf dem Gebiete der Seekriegsführung sind schwere Versäumnisse festzustellen: Die Führung war nicht einheitlich. Erst nach Übernahme des Kommandos über die Hochseestreitkräfte durch Adm. Scheer kam ein größerer u. frischerer Zug in deren Verwendung. Von den

Digitized by Google

U.-B., der wirksamsten Waffe zur Bekämpfung Engl.s, ist nicht in ausreichendem Maße Gebrauch gemacht worden. Trotzdem waren ihre Erfolge so groß, daß Engl. im Juni 1917 sich der Gefahr, den Krieg zu verlieren, deutlich bewußt wurde. Auch Frankr. ging der Erschöpfung entgegen. Diese günstigen Aussichten hat Erzberger zerstört. Die dtsch. Frühjahrsoffens. 1918 kam dem Enderfolg sehr nahe. Dagegen überstiegen die Sommerangriffe die Leistungsfähigkeit des dtsch. Heeres „in seiner damaligen Beschaffenheit". Das Aufgeben unseres Widerstandes im W. fällt der Heimat zur Last. — Es sind z. T. neue, fruchtbare Gedanken, die uns hier entgegentreten. Sie vertiefen wesentlich unsere Erkenntnis u. liefern zur Lösung der großen Streitfragen wertvolle Beiträge.

Das tiefgründige Werk ist keineswegs nur für den engbegrenzten Kreis der militär. Fachgenossen bestimmt. Auch der Historiker, der Staatsmann u. Politiker wird aus ihm reiche Anregung u. Belehrung schöpfen. Und mit dem Vf. ist zu wünschen, daß es dazu beitragen möge, „militär. Urteilsfähigkeit bis zu einem gewissen Grade" in den Kreisen der histor. Interessierten, der deutschen Kulturträger überhaupt zu verbreiten. Gerade hier führen Dilettantismus, Kritiklosigkeit u. Schreibtisch-Strategie in erschreckendem Maße das große Wort.

In der Reihe der Schriften zur Schuldfrage verdienen bes. die Bücher von Schwertfeger u. Lujo Brentano aufmerksame Beachtung. Jener hatte 1919 die belg. Gesandtschaftsberichte in der 5 Bde. umfass. Sammlg. „Zur europ. Politik 1871—1914" herausgegeben. Leider hat das hier gebotene, überaus wertvolle Material, das im Auslande systematisch totgeschwiegen wird, auch in Deutschland noch nicht die verdiente Beachtung u. Auswertung gefunden. Nicht einmal in Fachkreisen. Um so dankbarer wird man daher Schwertfeger[1]) für die vorl., auf jene Dokum. sich stützende Schrift sein müssen. Eine krit. Darstellung wird allerdings nicht geboten. D. Vf. beschränkt sich vielmehr darauf, nach einer knappen Einl. die entsprechenden Dokum. zusammenzustellen u. sie mit einigen Anm. zu erläutern. Aber gerade in dieser Form ist der Eindruck des Buches ein wuchtiger. Es ist nicht nur ein zuverlässiger Führer durch den Irrgarten der europ. Politik, sondern auch eine glänzende Rechtfertigung Deutschl.s gegenüber den boshaften, verleumderischen Anklagen u. Beschuldigungen, die von der Entente fortdauernd gegen uns geschleudert werden. Leider hat auch diese treffliche Arbeit bisher an dem tragischen Schicksal Deutschl.s nichts zu ändern vermocht. Die dem vielgeplagten deutschen Volke Führer sein sollen auf seiner leidvollen Bahn, wissen von solchen unwiderlegbaren Kundgebungen keinen Gebrauch zu machen. Vielleicht wollen sie es auch gar nicht. Und das Weltgewissen? Es spukt nach wie vor nur in dem Reich der Träume u. in den bizarren Phantasien weltfremder Toren.

---

[1]) D. Fehlspruch v. Versailles. Deutschlands Freispruch aus belg. Dokum. 1871—1914. Abschließende Prüfg. d. Brüssel. Aktenstücke. XVI, 215 S., Berl., Dtsch. Verlagsges. f. Polit. u. Gesch., 1921.

Digitized by Google

Brentano[1]) sucht auf Grund sorgfältig gesammelter, umsichtig u. krit. verwerteter Zeugnisse die Frage zu beantworten, „ob es wahr sei, daß Deutschland allein für den Weltkrieg verantwortlich ist". Zu diesem Zwecke wirft er zunächst einen Blick auf die franz. u. russ. Politik gegenüber Deutschl. u. Österr.-Ung., auf Rußl.s Annäherung an Frankr. u. beider Mächte Kriegstreibereien. Dann wird die engl. Seetyrannei behandelt u. Engl.s Anteil an der Schuld am Weltkrieg. Im Anschluß daran kommt d. Vf. ausführlich auf Deutschl. zu sprechen. Die Abwendung des neuen Reiches vom Freihandel i. J. 1877, der Umstand, daß „seine ganze Wirtschaftspolitik auf Feindseligkeit gegen das Ausland aufgebaut" wurde, verwandelte dessen Freundschaft in Haß. Also ist Bismarck „nicht ohne Schuld an der Vorbereitung jener gegen Deutschl. gerichteten Vereinigung". Andererseits kannte er keine größere Sorge, als diese Koalition abzuwehren. Deshalb waren „Ziel u. Objekt" seiner Politik seit 1879, Engl. für den Dreibund zu gewinnen. Als das Inselreich sich ablehnend verhielt, verfolgte er es mit seinem Hasse. Über seinen Sturz erbost, stellte Bismarck sich an die Spitze einer maßlosen Englandhetze. Sie verhinderte eine Verständigung zwischen beiden Mächten 1895 u. in den folg. Jahren. Es begann die Einkreisungspolitik. Poincaré trat auf den Plan. Nun folgten die offenen Kriegsvorbereitungen der Entente-Mächte.

Weiter werden Österr.-Ung.s Balkanpolitik gewürdigt, die Lage im Juli 1914 u. der Kriegsausbruch. Sehr geschickt wird das belg. Problem behandelt u. — ganz im Sinne von Tirpitz — dargetan, daß erst das vollendete Ungeschick Bethmanns Belgien die legendäre Märtyrerkrone geflochten u. Grey Gelegenheit gegeben hat „zu einer der skandalösesten Irreführungen der öffentl. Meinung, welche die Weltgesch. kennt". Schließlich werden Japans Haltung u. Italiens hinterhaltige Politik beleuchtet.

Die Untersuchung gipfelt in dem Ergebnis: „Schuld an dem Blutvergießen ist der Imperialismus überhaupt." „Das Versailler Diktat verstößt gegen alle Rechtsanschauungen zivilisierter Völker. Als das entwaffnete Deutschl. die Zumutung, „das Bekenntnis zur Alleinschuld zu unterschreiben", zurückzuweisen versuchte, wurde es „durch ein Ultimatum zur Unterschrift gezwungen".

Der zuweilen recht sonderbare Gedankengang B.s wird schwerlich überall auf Beifall rechnen dürfen. Doch davon abgesehen u. von einigen unnötigen, gar zu demokrat. Seitensprüngen u. Entgleisungen u. gelegentlichen, unangebrachten Ausfällen gegen den letzten Kaiser, wird man nicht umhin können, der scharfsinnigen Beweisführung d. Vfs., seiner klaren, anziehenden, meist gut fundierten Darstellung u. seinem tapferen Wahrheitsbekenntnis volle Anerkennung zu zollen.

Weitere wertvolle Beitr. z. Klärung der Schuldfrage bieten Heft 3 u. 4 der „Forschgg. u. Darstellgn. aus dem Reichsarchiv".

---

[1]) Die Urheber d. Weltkrieges. 2. durchges. Aufl. 121 S. Münch., Drei-Masken-Verl., 1922.

Digitized by Google

H. Herzfeld[1]) setzt sich — mit vollem Erfolge — auseinander mit der groben u., wie er ganz richtig bemerkt, ein „stark agitatorisches Gepräge" tragenden franz.-engl. Behauptung, daß der dtsch. Militarismus 1875 zum 1. Mal in frevelhafter Weise Europa kriegerisch herausgefordert habe.

Bei dem Mangel an authentischem Quellenmaterial war es bisher unmöglich, „Richtung u. Begrenzung der dtsch. Politik" in dem krit. Jahre einwandfrei zu ermitteln. Erst neuerdings ist in dieser Beziehung ein erfreulicher Wandel eingetreten. Die Akten des ehemal. G.Stabes u. des A. As. — diese in der bekannten monumentalen Publ. — sind jetzt dem Forscher zugänglich. An der Hand dieser Akten würdigt der Vf. sorgfältig u. mit sicherem Urteil die Ereignisse des J. 1875. Zunächst die berühmte, aber erfolglose Mission Radowitz' nach Petersburg im Febr./März 1875 u. ihre interessante Vorgesch.: den Kulturkampf, die 1874 eingetretene Abkühlung der dtsch.-russ. Beziehungen u. das „beschränkte Zusammenarbeiten von Engl. u. Rußl." In solcher Lage empfand Bismarck das Bedürfnis, vor allem Rußl. wieder an Deutschl. heranzuziehen u. die zunehmende Annäherung von Paris u. Petersburg zu verhindern. Daher die Sendung Radowitz'. Sie bildete in den franz. Darstellungen „den Ausgangspunkt der Bismarckschen Kriegswühlerei".

Weiter behandelt H. die auffallende Verstärkung des Pferdebestandes der franz. A. u. das von der franz. Kammer am 13. März 1875 beschlossene Cadresgesetz. In diesen Maßnahmen erblickten die polit. Kreise Berlins, namentlich der Gr. GStab, aber auch die öffentl. Meinung in Deutschl. „die letzten vorbereitenden Schritte zum Präventivkrieg". Moltke forderte daher den Präventiv-Krieg. Die Krise erreichte im Laufe des April vorläufig ihr Ende. Trotzdem benutzte der Herzog v. Decazes eine unbedachte Äußerung, zu der sich Radowitz in einem Gespräch mit Gontaut-Biron hatte hinreißen lassen, zu einer skrupellosen diplomat. Intrige in Wien, Lond. u. Petersb. u. damit zu einer allg. Beunruhigung Europas. Aus einer alarmierenden Unterredung Moltkes mit dem belg. Gesandten zu Anf. Mai u. andern Umständen glaubte Decazes ferner schließen zu müssen, daß Berl. demnächst von Frankr. die Einschränkg. seiner Rüstungen fordern würde. In diesem Sinne wurden die europ. Mächte bearbeitet. So kam es bei Gelegenheit des Zarenbesuches in Berl. zu der von Engl. unterstützten „Komödie der Friedensschritte". Nur Andrassy durchschaute den franz. Plan, Deutschl. von Rußl. zu trennen, u. lehnte Österr.s Beteiligung ab. Dadurch wurde auch Ital. zur Zurückhaltung bewogen.

Diese Ereignisse sind es gewesen, die dem Drei-Kaiser-Bündnis den Todesstoß versetzt u. Bismarck zu einem „politisch grundlegenden Richtungswandel" veranlaßt haben. Als er 1876 durch das Ultimatum des Zaren gezwungen wurde, zwischen Rußl. u. Österr. zu

[1]) D. dtsch.-franz. Kriegsgefahr v. 1875. IV, 58 S. Berl., E. S. Mittler u. S., 1922.

Digitized by Google

wählen, hat er für Wien optiert, ein Schritt, der wesentlich durch dessen Haltung 1875 erleichtert worden ist. Und nachdem Engl. im Juni 1875 den Wunsch geäußert hatte, mit Deutschl. wiederum zu einem guten Einvernehmen zu gelangen, hat B. diese Gelegenheit zu einer Umwerbung Albions benutzt u. den Versuch einer solchen Annäherung später zu gelegener Zeit wiederholt.

Auch Frhr. L. Rüdt v. Collenberg[1]) stützt seine ergebnisreiche Arbeit auf die Akten des ehemal. Preuß. Kriegsministeriums u. des ehemal. Preuß. GStabes. Während wir im allg. nur den äußeren Rahmen der dtsch. Heeresorganisationen in der Zeit von 1871—1914 kannten, ist d. Vf. auf Grund jener Dokum. imstande, auch die „treibenden inneren Kräfte" klarzustellen, die die Entwicklung der dtsch. A., namentlich im Jahrzehnt vor dem Kriege, nachteilig beeinflußt haben: Mangel an Initiative bei der Regierung, Mangel an Energie bei dem GStabe, Sorge vor Konflikten mit dem Reichstage auf Seiten der letzten Kriegsminister, mangelnde Einsicht u. ungenügendes Verständnis bei Reichstag u. Volk. Sie alle haben in dieser Lebensfrage der dtsch. Nation schwere Schuld auf sich geladen.

In 2 Abschn. wird die „Entwicklg. des dtsch. Heeres b. z. Jh.-wende" u. b. z. Weltkriege geschildert. Interessant ist der Nachweis, daß nach Art. 63 der Reichsverf. dem Kaiser das Recht gebührte, den Präsenzstand des Reichsheeres zu bestimmen, u. daß das Reichsmilitärgesetz v. 1874 mit diesem Art. gebrochen hat. Die Festsetzung der Friedensstärke wurde abhängig gemacht von der Bewilligung des Reichstages. Die Folge war, daß dem Kaiser u. der Militärverwaltung die Verantwortung für die Entwicklung der A. verblieb, der RT. dagegen sich lediglich berufen fühlte, die durch das Militärwesen verursachten Lasten zu kontrollieren u. auf die Militärgesetzgebung mildernd einzuwirken. Anders lagen die Dinge in Frankr. Hier war dem Parlament die volle Verantwortung für das Heer überlassen. Daher nimmt es auch lebhaften Anteil an seiner Entwicklung.

Die Nachteile des Gesetzes v. 1874 traten, wie dann des weiteren ausgeführt wird, bes. unter Bismarcks kraft- u. autoritätslosen Nachfolgern grell zutage. Sie konnten sich nicht zu dem Entschluß aufraffen, dem RT. die Verantwortung für unzureichende Rüstungen zuzuschieben. Die A. bildete fortdauernd den Zankapfel zwischen Regierung u. RT.

Die letzte große Heeresverstärkung, die Bismarck im Hinblick auf die krit. Lage Europas durchsetzte, war die v. 1887/88. Nach seinem Sturze änderte sich die Lage. Durch das Militärgesetz v. 1893 wurde die Friedenspräsenzstärke des franz. Heeres zum 1. Male überholt. Trotzdem konnten noch viele Tausende von Tauglichen nicht eingestellt werden. Der RT. hatte die Vorlage erheblich gekürzt, u. die Regierung die Abstriche ruhig hingenommen. Auch die Wehrgesetze von 1904 u. 1905, 1911, 1912, 1913 blieben Stückwerk, obwohl

[1]) D. dtsch. Armee v. 1871—1914. VIII, 123 S. ib. 1922.

Digitized by Google

die polit. Lage sich seit 1905 wesentlich zu des Reiches Ungunsten verschoben hatte. Zwar wurde 1913 die Friedensstärke um 117000 Mann erhöht, aber noch 38000 Wehrfähige waren von der Dienstpflicht befreit. Wenn, so schließt d. Vf. seine eindrucksvollen Darlegungen, das dtsch. Feldheer, das 1914 in den Krieg zog, nicht so stark gewesen ist, wie es hätte sein können u. müssen, so ist „der Grund hierfür in 1. Linie in der allzuweitgehenden Zurückhaltung zu suchen, die die Regierung sich in der Ausgestaltung der Wehrmacht auferlegt hat". Ein vollgültiger Beweis dafür, daß ihr Kriegsabsichten völlig fern gelegen haben.

In einer Anl. sind die von 1874—1913 zustande gekommenen Heeresgesetze zusammengestellt. Der Wert der tüchtigen Arbeit wird dadurch erhöht, daß die wichtigsten Phasen in der Militärpolitik Österr.s u. der Ententemächte den einzelnen Abschn. in knappen, aber ausreichenden Übersichten angeschlossen werden. Daraus ergibt sich sonnenklar, daß allein unsere Gegner die Militaristen großen Stils gewesen sind.

Zu denselben Ergebnissen gelangt in einer 2. Schrift H. Herzfeldt[1]). Er widmet eine tiefgründige, aktenmäßige, von besonnenem Urteil getragene Studie den Kriegsursachen unserer Niederlage. Insbes. erörtert er die Fragen, wie weit die deutsche RL. u. das dtsch. Volk fähig gewesen sind, die schon 1911—13 deutlich sich ankündende „Gefahr eines Daseins-Kampfes um Sein oder Nichtsein gegen Gegner" zu erkennen, „die ihre eigenen Streitkräfte mit rücksichtsloser Energie entwickelten"; wieweit sie „den Mut besessen haben, die Folgerungen aus jener Einsicht zu ziehen, wie weit vielleicht die Furcht vor den Folgerungen Willen u. Fähigkeit zur richtigen Einsicht beeinträchtigt haben".

Nach einem kurzen Überblick über die militär. Entwicklung Preußens gelangen wir in die Zeit nach dem deutsch-franz. Kriege, da dem neuen Reich bald ein Zweifrontenkrieg drohte. Nach den außerordentlichen Anstrengungen „zur zahlenmäßigen Verstärkung des Heeres" in den J. 1886—1888 wurde 1893 unter Caprivi nach hartem Kampfe mit dem heftig widerstrebenden RT. ein neues Wehrgesetz durchgeführt, auf Grund dessen die dtsch. A. endlich ein bescheidenes Uebergewicht über Frankr.s militär. Macht erlangte. Im J. 1899 wurden zwar 3 neue AK.s aufgestellt, aber nur eine geringe Vermehrung des Heeres erreicht. Der RT. verkürzte dauernd die Regierungsvorlagen.

Die 1. Kriegsgefahr im neuen Jh. wurde durch den Marokkostreit heraufbeschworen. Da Zentrum u. Sozialdem. über die Mehrheit im RT. verfügten, wagte der Kriegsminister v. Einem nicht, erhebliche, der steigenden Volkszahl u. dem wachsenden Nationalvermögen entsprechende, militär. Forderungen zu stellen. Die Gunst der da-

[1]) D. dtsch. Rüstungspolitik vor d. Weltkriege. VIII, 162 S. Bonn u. Leipz., K. Schroeder, 1923.

Digitized by Google

maligen weltpolit. Lage wurde nicht ausgenutzt. Die bosnische Annexionskrise 1908/9 bedrohte Europa mit den Schrecken eines Weltkrieges. Während Rußl. nach seinen Niederlagen im Kriege mit Japan unter Anspannung aller Kräfte seine Heereseinrichtungen ausbaute u. Frankr. dauernd rüstete u. Deutschl. bald überholte, arbeitete Engl. mit Eifer an der militär. Vervollkommnung seines Expeditionskorps. Gegenüber diesen Tatsachen versagte Österr.-Ung. Auch Deutschl., das Mutterland der allg. Wehrpflicht, blieb in bezug auf „Energie der nationalen Anspannung" hinter seinen mutmaßlichen Gegnern zurück.

Versuche, i. J. 1910 größere Militärforderungen zu stellen, scheiterten an dem Widerspruch des Reichsschatzsekr. Wermuth, auf dessen Seite sich auch der 5. Reichskanzler stellte. Eine bequeme, aber zweischneidige Sparsamkeit. Das Heeresgesetz v. 1911 war vollkommen ungenügend. Die Wahlen v. 1912 brachten eine starke Vermehrung der Linksparteien. Die „Politik der Ängstlichkeit" wurde nun erst recht fortgesetzt. Die dem RT. vorgelegten Forderungen waren so unzureichend, daß bereits nach $^1/_2$ Jahre eine neue Heeresvorlage nötig war. Der Kriegsminister v. Heeringen hatte sich persönlich dafür eingesetzt, daß diese Maßnahmen für die Sicherheit des Reiches genügten. Sein Ansehen wird dadurch verhängnisvoll belastet. Die Nachgiebigkeit des GStabes ist schwer zu verstehen.

Der Ausbruch des 1. Balkankrieges wies blitzartig auf das den Mittelmächten drohende Unheil hin. In dieser Lage entstand Ludendorffs berühmte Denkschrift v. Dez. 1912. „Aus polit., militär. u. schließlich auch aus persönl. Gründen" versagte der Kriegsminister dem Antrage des GStabes auf dringend nötige Aufstellung von 3 neuen AK.s seine Zustimmung. Er scheute sich eben mit den erforderlichen hohen Kosten vor den RT. zu treten. Anschaulich schildert d. Vf. das Ringen des GStabes mit dem Kanzler u. dem Kriegsminister. Bethmann folgte mit der sein Wesen kennzeichnenden Schwäche u. Halbheit, wie immer, den Tatenscheuen. Moltke willigte in die Verstümmelung seiner Vorlage. Ludendorff wurde in die Wüste geschickt. Sein Nachfolger wurde Oberst Tappen, ein Mann, der hier am unrechten Platze war. Mit der Annahme der verringerten Wehrvorlage glaubte das deutsche Volk „eine vaterländische Tat zu vollbringen". Um so „furchtbarer ist die Verantwortung der leitenden Stellen". Maßgebend für Bethmann war die innere politische Lage. Aber weder die Linke noch das Zentrum wagten — aus Besorgnis vor der RTs.auflösung u. der Stimmung im Lande — einen ernsten Widerstand zu leisten. Das übersah die RL. Sie ließ sich sogar bei der Deckungsfrage die Zügel aus der Hand nehmen. So endigten die Verhandlungen mit einem Triumph des RT.s. Das deutsche Wehrgesetz von 1913 blieb eine halbe Maßnahme.

Im Gegensatz zu Deutschl. machten die Regierungen der Ententemächte alle Kräfte für den erstrebten Entscheidungskampf mobil. Die Gedankengänge ihrer Politik u. die Psyche ihrer Völker werden eingehend gewürdigt u. richtig eingeschätzt.

Digitized by Google

Ausgezeichnet ist das Schlußkap. Mit eindringendem, feinem Verständnis geht d. Vf. hier den letzten Gründen nach, die im Vorauguſt jene irreführende, friedensselige Atmosphäre heraufbeschworen haben: Es war der angelsächs., seelenlose Geschäftsgeist, der sich des deutschen Volkes bemächtigt u. sein Gemüt geblendet hatte. Führerlos dahintaumelnd, von eigensüchtigem Parteiwesen überwuchert, ist es in seiner Gleichgültigkeit u. polit. Unfertigkeit nicht imstande gewesen, seine gefahrvolle Lage rechtzeitig zu erkennen. Ungenügend gerüstet, ist es in den Kampf um sein Dasein eingetreten u. hat das Schlachtfeld seinen Feinden überlassen müssen. Seine innere Schuld ist riesengroß.

Die „Zentralstelle f. Erforschg. d. Kriegsursachen" unt. Leitg. von E. Sauerbeck hat sich zur Aufgabe gemacht, „bes. wichtige Ergebnisse der dtsch. Schuldfragenforschg. bekannt zu machen, sowie bes. wichtige Neuerscheinungen des fremden Schrifttums über die Schuldfrage" krit. zu behandeln. Das vorl. Heft aus der Feder des Generals Dobrorolski[1]), des ehemal. Chefs der Mobilmachungsabt. des russ. GStabes, behandelt eines der wichtigsten Kap. auf dem Gebiet der Schulderörterungen. Denn ohne die russ. Mobilmachg. hätte es keinen Weltkrieg gegeben. „Der Tatbestand der russ. Mobilmachg." ist demgemäß von der Zarenregierung wie von der Poincarés, der im höchsten Maße für sie mit verantwortlich ist, „seit Kriegsbeginn möglichst verdunkelt worden". Schon 1917 wurde durch den Suchomlinow-Prozeß offenbar, daß die russ. u. franz. Farbbücher, also die amtl. Rechtfertigungsschriften, schmählich gefälscht seien. Schon damals erfuhr die erstaunte Welt, daß die allg. Mobilmachg. in Rußl. nicht erst am 31. Juli, sondern bereits am 30. befohlen war, ja, daß sie bereits am 29. erfolgen sollte u. nur auf Gebot des Zaren „unter dem Eindruck eines Vermittlungsvorschlages K. Wilhelms in letzter Stunde widerrufen" u. durch die Teilmobilmachg. geg. Österr.-Ung. ersetzt worden war. Für die Kriegspartei „war sie nur der letzte Akt von Maßnahmen, die schon am 24. Juli, also noch vor Abbruch der diplomat. Beziehungen zwischen Österr. u. Serb., beschlossen worden waren".

Es sind persönl. Erlebnisse, die D. hier vorträgt. „Er lebt", wie v. Eggeling (S. 39 ff.) in s. „Bemerkg." hervorhebt, „in Belgrad in der Atmosphäre der Entente. Nichts liegt ihm ferner, als Deutschl. in der Schuldfrage entlasten zu wollen." Seine Absicht ist ausschließlich, einwandfrei festzustellen, in wieweit die russ. A. bei dem Ausbruch des Krieges ihren Verpflichtungen nachgekommen ist. Um so wertvoller sind die Ergebnisse seiner Schrift: Sie stimmen in allen wesentlichen Punkten überein mit den Zeugenaussagungen im Suchomlinow-Prozeß: „Die Militärs (d. h. die GStäbler) haben

[1]) Beitr. z. Schuldfrage. Hrsg. v. d. Zentralstelle f. Erforsch. d. Kriegsursach. 1. Die Mobilmachg. d. russ. Armee 1914. M. Beitr. v. Graf Pourtales, Oberst a. D. v. Eggeling, General a. D. Grf. Montgelas u. e. Vorw. v. E. Sauerbeck. 52 S. Berl., Dt. Verlagsges. für Polit. u. Gesch., 1922.

Digitized by Google

von Anfang an mit aller Energie u. in vollem Bewußtsein der Tragweite auf baldigsten Befehl zur allg. Mobilmachg. gedrängt" u. haben schließlich ihr Ziel erreicht. Seit dem 28. Juli wirkte Sasonow, der in den ersten Tagen der Krisis den Krieg selbst noch nicht gewollt hat, am eifrigsten auf eine kriegerische Lösung des Konfliktes hin. Seinem Einfluß unterlag schließlich der charakterschwache Zar. Der europ. Krieg war unvermeidlich, selbst wenn es nie ein österr. Ultimatum gegeben hätte. Die Ausführungen D.s bestätigen endlich auch die Mitteilungen Paléologues, des franz. Botschafters in Petersbg. Tiefeingeweiht in die Rußl. u. Frankr. aufs schwerste belastenden Vorgänge, legt er (s. Rev. d. deux Mondes, 1921, Jan. ff.) unbewußt Zeugnis ab wider die Entente.

Wir haben es hier also mit Darlegungen zu tun, die eine der wichtigsten Streitfragen nahezu restlos zugunsten Deutschl.s aufklären: Rußl. ist es gewesen, das den Weltbrand entfacht hat.

Oberst Nicolai, im Weltkrieg Chef des Nachrichtendienstes der OHL., verdanken wir bereits eine zuverlässige Darstellung dieses Dienstes, der Presse u. Volksstimmung im Kriege. Jetzt liegt aus seiner Feder als Ergänzung dieser Veröffentlichung ein überaus fesselndes, unsere Kenntnis auf einem bisher nahezu unbekannten Gebiet ganz erheblich bereicherndes u. vertiefendes, auf eigener Wissenschaft beruhendes Buch vor [1]).

Der Vf. stellt zunächst fest, daß die militär.-polit. Spionage in Frankr. das Licht der Welt erblickt u. dort planmäßig ausgebildet u. ausgebaut worden ist, u. bemerkt dann, daß in Deutschl. der militär. Nachrichtendienst von den polit. Behörden in keiner Weise gefördert worden ist. Nicht einmal dessen Ergebnisse sind politisch ausgewertet worden.

Weiter berichtet er von dem der Kriegsvorbereitung dienenden Nachrichtendienst unserer Feinde. Frankr. hatte ein dichtes Netz von Spionagestellen an seiner östl. Grenze errichtet, außerdem in Luxemb., Belg. u. Holl. (Amsterd.), vornehml. aber in der Schweiz (Basel u. Genf) u. in den nord. Ländern. Eine große Rolle spielte dabei die Brieftaubenpost. Brieftauben wurden von Holl. aus längs des Rheines bis zur Schweiz eingeflogen, aber auch auf der Linie Hannover—Schneidemühl—Thorn, damit die hier verteilten Spione imstande waren, Kunde zu geben von der Kräfteverteilung beim dtsch. Aufmarsch.

Frankr. betrieb die militär.-polit. Erkundung Deutschl.s u. Ital.s, Rußl. die der dtsch. O.grenze, Österr.-Ung.s u. des Balkans, Engl. die der Grundlagen für die Kriegführung zur See. Es klärte hauptsächlich auch „wirtschaftspolitisch auf u. bereitete die polit. Propaganda gegen Deutschl. vor". Seit 1912 bestand auch ein belg. Nachrichtendienst. Die Ergebnisse der Spionage wurden unter den Entente-

---

[1]) Geheime Mächte. Internation. Spionage u. i. Bekämpfg. i. Weltkrieg u. heute. 2. Aufl. 184 S. Leipz., K. F. Koehler, 1924.

Digitized by Google

mächten ausgetauscht. Dieser Organisation hatte Deutschl. nichts Gleichwertiges entgegenzustellen.

Weiter schildert der Vf. den Kriegsnachrichtendienst in den neutral. Ländern, auf den Kriegsschauplätzen u. im Heimatgebiet. Im Kriege hat Deutschl. den Vorsprung unserer Gegner auf dem Gebiete der Auskundschaftung nicht einzuholen vermocht. Lediglich in militär. Beziehung hat der dtsch. Nachrichtendienst die wertvollsten Dienste geleistet. Selbst damals war ein Zusammenarbeiten der militär. u. polit. Stellen nicht zu erreichen. Seit der Revol. ist das ganze Reich wehrlos der feindl. Auskundschaftung preisgegeben. Die große, andauernd steigende Zahl der Landesverratsprozesse, hauptsächlich gegen dtsch. Staatsangehörige, ist dafür ein untrüglicher Beweis. Angesichts dieser Tatsache fordert der Vf. von dem dtsch. Volke, daß es selbst die Abwehr der feindl. Spionage übernehme u. organisiere. „Nur so könnten die ungeheuren Gefahren, die die korrumpierende Tätigkeit der feindl. Agenten auf allen Gebieten mit sich bringt, gebannt werden." Die Botschaft hör' ich wohl. Zur Durchführung dieses Selbstschutzes gehört ein Volk mit regem Staatsbewußtsein, mit gesundem, nationalem Empfinden. Bei seiner kosmopolit. Naturanlage u. s. krankhaften Gerechtigkeitssinn, s. unbegrenzten Liebes- u. Versöhnungsdusel auch gegen seine Blutsauger u. Erbfeinde wird das stumpfe deutsche Volk sich schwerlich jemals zu solchem, bei jeder anderen Nation selbstverständlichen Entschlusse aufraffen. Ibsen hat schon recht:

„Kein Wort ward so voll Lug u. List,
Wie's heut das Wörtlein Liebe ist.
Damit verhüllt man satanskug —
Sein's Willens Schwachheit u. Betrug."

Das Buch des Oberstlts. Niemann[1]) erschließt uns eine Summe neuer Tatsachen, lehrt uns die Motive handelnder Persönlichkeiten begreifen, macht uns „unfaßbare Ereignisse verständlich" u. deckt „innere Geisteskämpfe" auf. Der Vf. war Augenzeuge. Seine Erinnerungen, „mit Herzblut geschrieben", hier u. da unterbrochen durch lesenswerte, wenn auch nicht überall überzeugende Raisonnements, beruhen auf „subjektiven Eindrücken", aber auch auf lebendigem Verantwortlichkeitsgefühl.

Nach mehrjährigem GStabsdienst bei der Truppe, im Gr. Hauptquart. u. schließlich in seiner Stellung als Oberquartiermeister der Heeresgruppe Herz. Albrecht hatte N. die Kampfverhältnisse auf fast allen Kriegsschauplätzen kennen gelernt, aber auch erfahren, „wie schwer des Krieges Not auf der Heimat lastete u. welch schwere Gefahren dem gesamten Staatsgefüge von innen her drohten". Da wurde ihm eine neue, verantwortungsreiche Aufgabe übertragen: Anfang Aug. 1918 wurde er nach Spa in des Kaisers Umgebung berufen, „um das Vertrauen zu den maßgebenden Männern der HL zu stärken u. deren Entschließungen u. Vorschläge zu vertreten".

[1]) Kaiser u. Revol. Die entscheidend. Ereignisse im Gr. Hauptquartier. 159 S. Berl., Aug. Scherl, o. J.

Digitized by Google

Aus der Fülle des hier Erlebten, der Eindrücke, die in der neuen Stellung beständig auf ihn einstürmten, formt der Vf. mitteilsam eine Anzahl abgerundeter Bilder. Sie gewähren uns häufig einen tiefen Einblick in die im Gr. HQ. herrschenden Verhältnisse u. Stimmungen, in den Gang der seit Okt. sich überstürzenden Ereignisse, in das Tagewerk der zum Handeln berufenen Männer. Im Mittelpunkt der Erzählung steht der Kaiser. Seine Haltung in jenen schweren Wochen, da es um Ehre u. Leben des deutschen Volkes ging, u. im Kampfe mit den aus der Dunkelheit emporstrebenden Gewalten erweckt menschliche Teilnahme u. stimmt nachdenklich. Und verständlich werden jetzt jene Entschlüsse im Okt. u. Nov., für die es bisher keine ausreichende Erklärung gegeben. Auch wer jene nicht zu billigen vermag, wird die Reinheit ihrer Motive anerkennen müssen. Dankbar empfinden wir es, daß N. sich nicht gescheut hat, über alle diese Dinge rückhaltlos sich zu äußern u. darüber erwünschtes Licht zu verbreiten.

Auch sonst ist sein Buch, wie bereits angedeutet, reich an neuen, wichtigen, inzwischen auch von anderer Seite bestätigten Nachrichten. So u. a. über unsere Bundesgenossen (S. 49 ff.), die öffentl. Meinung (S. 54 ff.), vor allem über die Verhandlungen in Spa (Aug. 1918, S. 58 ff.), die österr. Friedensnote (S. 81 ff.), „die Revol. von oben" (S. 87 ff.) u. a. Bei dem Besuche Kaiser Karls in Spa bemerkte N. „eine deutlich fühlbare Entfremdung im persönlichen Verkehr". Der österr. Kaiser wurde „von seinem Hofprälaten überwacht, dessen scharfgeschnittenen Zügen man es ansah, daß seine Interessen nicht allein auf rein geistlichem Gebiete lagen". Über den Prz. Max, der alles andere war als eine Kraftnatur, erfahren wir, daß selbst im Schoße der großherzogl. Familie Zweifel darüber bestanden haben, ob seine Wahl die richtige sei.

Auffallend ist, daß das Buch auf Vorw., Inhaltsverzeichn. u. Regist. verzichtet.

Georg Schuster.

Lenz, M., Wille, Macht u. Schicksal. (= Kleine hist. Schrift. III. Bd.) Gr. 8°. 272 S. Münch. u. Berl., R. Oldenbourg, 1922.

— Kleine hist. Schrift. II. Bd.: Von Luther zu Bismarck. Gr. 8°. VIII, 356 S. ib. 1920.

Wir danken dem Meister für diese reichhaltigen Sammlungen; u. wenn wir dem neuesten 3. Bde. den 2. anreihen, so geschieht es nicht bloß, um Versäumtes nachzuholen, sondern um dadurch zu bezeugen, daß die ältere Veröffentlichung uns heute noch ebenso wertvoll ist, wie sie bei ihrem Erscheinen war. Denn hier spricht ein Forscher zu uns, der mit begnadetem Scharfblick zu schauen weiß, der flutende Gedankenmassen in das breite Strombett beruhigter Ideengänge zwingt u. im ebenmäßigen Flusse edelsten Stiles dahinziehen heißt.

Digitized by Google

Daß es sich in der Tat um große histor. Ideen, um geschichtsphilos. Anschauungen handelt, bekundet die Überschrift: Wille, Macht u. Schicksal. Nicht als ob über diese Grundbegriffe geschichtlicher Erkenntnis philosophiert würde, sondern ihre Bedeutung u. ihre Beziehung zueinander fällt dem aufmerksamen Leser als reife Frucht tiefster geschichtlicher Einsicht, wie er sie hier gewinnt, fast von selber zu. L. hegt nicht vorgefaßte Meinungen, die als im geschichtl. Leben herrschend nachgewiesen werden, er hat kein Gedankengeflecht zurecht gemacht, das er über den Stoff wirft; sondern eindringendster Forschung u. innigstem Einfühlen wird der Geist lebendig, der im geschichtl. Dasein webt.

Das fragliche Forschungsgebiet deutet der Untertitel des 2. Bdes. an, aus dessen Inhaltsverzeichnis hier nur vermerkt seien: D. Ausbruch d. Schmalkald. Krieges; Päpstl. Nuntiaturen i. Dtschld. i. 16. Jh.; E. dtsch. Kleinstaat i. d. franz. Revol. (Baden); E. neue Auffassg. d. Kirchengesch. (Rud. Sohm). — Der 3. Bd. gliedert sich dreifach. Die 1. Gruppe bilden: Luthers Tat in Worms (s. „Mitt." 1923, S. 67); Schweden u. Dtschld. i. 17. Jh. (bisher ungedruckt: ein Muster histor. Darstellung, anschaulich u. voller Ideen); Napoleon u. d. Schicksal; D. Religion i. Aufbau d. polit. Welt (von besonderem Gedankenreichtum; ein Bau-, ja Eckstein für das Gebäude der Gesch.philos., das wir so gern errichtet sähen).

Auf neue Pfade führen uns die Aufsätze der 2. u. 3. Gruppe: „Im Weltkrieg" (S. 114—166) u. „In der Knechtschaft". Hier erklingen neue Töne: im Aug. 1914 (S. 115) helle Freude des Mitkämpfers von 1870/71 über die „wunderbare, heiligende Macht des Krieges!" . . . „Emporgereckt hat sich mit wuchtend unhemmbarer Kraft, in schimmernder Wehr der Siegfriedsgeist unseres Volkes" . . . „Selig preisen wir uns, daß wir auch diese Zeit noch sehen durften." Oder im Nov. 1914 („Dtsch. Heldentum", S. 118/9) stolzer, nur zu berechtigter Trotz: „Nibelungenklänge sind es, die uns aus der weit über alle Schöpfungen der Phantasie hinausreichenden Wirklichkeit entgegenhallen. . . Wir wollen der Welt beweisen, daß wir Nibelungenenkel sind, u. müßte es auch von uns dereinst heißen: ‚Nun hat die Mär ein Ende, das war der Nibelungen Not'." Und dann („Sedantag 1920", S. 169) der Jammer der Verzweiflung über das Elend des Reiches, „dessen gewaltige Kraft sich gerade in unserm letzten Ringen, in einem Kriege, wie kein Jahrtausend ihn sah, bewährt hat, u. das nur durch uns selbst zerstört werden konnte". Dazu die trotz allem durchaus richtige Feststellung („Knechtschaft", Rede am 18. Jan. 1921, S. 176/7): „Wir erlagen, weil die Idee, die uns das Leben verliehen u. uns zur weltgebietenden Größe erhoben hatte, im Kampfe selbst erlahmte."

Gewiß u. Gottseidank sind ihrer viele, die Ähnliches oder Gleiches empfunden u. bezeugt haben, aber niemandes Zeugnis ist uns wertvoller als dasjenige dieses Mannes, der von keinem Lebenden übertroffen, von nur wenigen vielleicht erreicht wird in der durch die Wissenschaft verstärkten u. geläuterten Gabe, den Herzschlag seines

Digitized by Google

Volkes zu vernehmen, seine Seele zu erkunden, deren Wandlungen zu deuten u. deren Not zu lindern. Wie besänftigend wirkt doch, durch den überzeugenden Nachweis, daß wir das Gute gewollt haben, der Aufsatz „Deutschlands Friedenspolitik vor dem Weltkriege" (S. 154—163): weil wir nicht teilnehmen mochten an der Aufteilung u. Unterjochung der Welt, weil wir ohne Eroberungssucht u. ohne Profitgier politisch desinteressiert waren, weil wir nur offene Tür zu finden u. freie Hand zu behalten strebten, „weil wir Frieden hielten, haben sie uns mit Krieg überzogen, weil wir nicht mittun wollten, haben sie sich vertragen u. sich dazu verbunden, uns mit vereinten Kräften niederzuschlagen" (S. 159). Das ist die Wahrheit! Nicht war unsere Politik von Grund aus verfehlt u. unsere Diplomatie besonders ungeschickt, sondern sie war völlig anders als die anderer Leute, u. zwar im letzten Grunde deshalb, weil „der deutsche Staatsgedanke ein anderer ist als der unserer Gegner". Diese „wollen die Welt unterjochen, wir aber bieten den Völkern, die unsere Freunde sein wollen, Freiheit u. Frieden u. Treue um Treue" (S. 164). Dies ist die Auffassung eines Mannes, der seinen Bismarck trotz einem kennt u. verehrt, der ihn auch in diesen Aufsätzen wieder verherrlicht, zumal als Diplomaten (S. 130—154). L. weiß eben auch die Macht der Verhältnisse richtig in Ansatz zu bringen: „es gibt in der großen Politik säkulare Verschiebungen, die auch der einsichtigste u. kraftvollste Staatsmann nicht verhindern kann" (S. 133). Und wahrhaft schöne Worte findet er für Bismarcks greisen Herrn; Worte, die auf den Herrscher überhaupt (wenn er wirklich herrscht u. nicht bloß regiert) ihre Anwendung finden u. dem „beschränkten Untertanenverstande" nicht oft genug vorgehalten werden können, da dessen Beurteilungen verantwortlicher Staatsmänner u. Herrscher (mögen sie selbst Bethmann u. Wilhelm II. heißen) zumeist so überaus unverantwortlich ausfallen. L. sagt (S. 147) angesichts des 1866 an der mähr.-böhm. Grenze noch einmal zaudernden Königs: „Wir wollen es dem greisen Herrscher wahrlich nicht anrechnen. Er war schließlich doch derjenige, auf dem die Tat am schwersten lastete. Er mußte als erster auf sich nehmen, was die Zukunft, die dunkel genug war, bringen würde, Sieg oder Niederlage." Gewiß, auf solchem Könige ruht ein solches Maß schwerster Verantwortung, daß er es nur dann zu tragen vermag, wenn er sich „von Gottes Gnaden" weiß!

Der längste Aufsatz (S. 196—241) „Bismarck als Prophet" knüpft an dessen Wort an: „20 Jahre nach meinem Abgang wird das Deutsche Reich untergehen, wenn so weiter regiert wird", sieht aber schließlich den Untergang dadurch heraufgeführt, daß „die Bruchstelle im Bau" trotz Bismarcks Bemühung 1890 nicht beseitigt, sondern geblieben war, so daß der einheitliche nationale Wille selbst in der stärksten Prüfung unseres Volkes, im Weltkriege, fehlte. Und hier stellt L. die schwer wiegenden Worte des Titels noch einmal erschütternd nebeneinander: „Weil der Wille erlahmte, ist unsere Macht zerbrochen worden u. hat das Schicksal den Spruch über uns gefällt, den nur der Wille hätte abwenden können." Erich Bleich.

Digitized by Google

Schneider, H., Philos. d. Gesch. 1. Tl.: Gesch. d. Geschichtswissenschaft. 2. Tl.: Logik und Gesetze d. Gesch. M. je 8 Abb. Kl. 8°. 128 u. 100 S. (= Jedermanns Bücherei, Abt. Philos., hrsg. v. E. Bergmann). Breslau, F. Hirt, 1923.

Es ist die erfreuliche Leistung eines sehr kenntnisreichen, auch in der Fachwissenschaft der Historie gründlich unterrichteten Philosophen, der, auf die Darstellung der Entwicklungsgesch. d. Menschheit gerichtet, die Kultur der alten Ägypter sowie der Babylonier u. Juden bereits früher behandelt hat (1906 u. 1909). Bemerkenswert erscheint zuerst diejenige seiner Anschauungen, nach welcher „aus der Philos. die verschiedenen Einzelwissenschaften im ganzen u. in ihren Hauptteilen nacheinander hervorgehen, bis es zuletzt keine Philos. mehr gibt, sondern nur Einzelwissenschaften" (Tl. 2, S. 23). Demgemäß ist ihm „Geschichtsphilos. vorbereitende, Fachgesch. ausführende und vollendende Geschichtswissenschaft" (S. 12). Ranke, der als Fachhistoriker die Gesch.philos. ablehnt, „endet mit einer Weltgesch. als Ideengesch.": es sieht fast wie „die List der Vernunft" aus, wenn auf solche Weise der große Fachgelehrte seine Weltgeschichte rein historisch zu schaffen glaubt, während er in der Tat, unter dem zwangsläufigen Geschehen der wissenschaftlichen Entwicklung, geschichtsphilosophische Anschauungen in welthistorische Ideen verwandelt. Mit Burckhardt steht es nach Sch. ähnlich (S. 14).

Im 2. Kap. (S. 27—46: Gesch.wissenschaft u. Naturwissensch.) geht wohl zu weit die Behauptung (S. 36): Die Gesch. „verfehlt ihren Zweck, wenn sie alle Zweckeinstellung abstreift". Nur *eine* Ausnahme gebe es: „*eine* Art wissenschaftlicher Geschichtschreibung, die Entwicklungsgesch. der Menschheit, nähert sich, was das Verhältnis zum Zweck anlangt, der Mathematik u. Physik; nur der Zweck der Übersicht des Gegenstandes, wie er ist, keine untermenschheitliche Notwendigkeit (Rez. würde sagen: keine nationale oder religiöse Bindung, keine soziale oder moralische Voreingenommenheit) scheint für die Stoffauswahl maßgebend, man kann und darf zwecklos forschen" (S. 40). Was jene Notwendigkeit der Zwecksetzung im allg. betrifft, so sagt Sch. (S. 33) selbst: „Mit Leibniz erscheint praktisch das Ideal einer zwecklosen Geschichtschreibung". Und wenn Rez. Rankes Geschichtschreibung auch nicht „zwecklos" nennen möchte, — mit seiner Objektivität, seiner Sachdenklichkeit müßte man sich auseinandersetzen, ehe man ihm das Streben nach Gewinnung der reinen Tatsache, nach unbefangener Darstellung des reinen Geschehens abspricht. Andrerseits dürfte die Ausnahmestellung der Entwicklungsgeschichte der Menschheit in zweifelhaftem Lichte erscheinen, sofern man von der Feststellung der Fortschritte in der äußeren Kultur zur Darlegung der Entwicklung innerer Kultur übergeht. Die Darstellung des Ganges der Zivilisation, der Naturbeherrschung, der Technik kann allerdings durchaus „zwecklos" erfolgen u. läßt rein aus sich selbst den Fortschritt klar hervortreten; die Schilderung des Ablaufs höherer, geistiger und seelischer Kultur bedingt hingegen eine Wertung. Dies ist nun auch Sch.s

Digitized by Google

Meinung; aber während er daran festhält, daß diese Wertung gleichfalls einen Fortschritt feststellen müsse, sind gar viele anderer Ansicht. Sch. gesteht zu (S. 59): „Immer gab es ‚Gute' und ‚Schlechte' etwa im gleichen Verhältnis; aber beide anerkennen heute bei uns christliche Sittlichkeitsforderungen, während sie (die Urzeitmenschen) damals Menschen fraßen". Leider vermag Rez. den hiermit ausgesprochenen Kulturoptimismus des Vf. nicht zu teilen; u. wenn er es könnte, würde er in der bloßen Anerkennung christlicher Sittlichkeitsforderungen lediglich eine Äußerung der unmaßgeblichen Verstandes-, nicht der hier wahrhaft entscheidenden Willenskultur sehen. Es ist leicht festgestellt, inwieweit der Mensch die Natur beherrscht; schwerer erkennt man, welche Macht er über seine eigene Natur ausübt, wie weit er sich selbst beherrscht.

Mag jedoch die Entwicklungsgeschichte der Menschheit geschrieben werden, wie sie wolle, „zwecklos" und hochwissenschaftlich oder bloß mit dem besten Willen, sachlich u. vorurteilslos zu berichten: — jedenfalls ist sie die geschichtsphilosophische Aufgabe, die auch dem Rez. vorschwebt (s. Mitt. 1923, S. 1) u. in deren Verfolgung u. Durchführung er Männer wie Lamprecht oder Breysig mehrfach gern gewürdigt hat (s. Mitt. 39, S. 385 ff.; 46, S. 46 ff.; 49, S. 68). Sch. ist freilich bei aller Anerkennung Lamprechts der Meinung, daß dessen Versuch in Gestalt der deutschen Gesch. mißglückt sei: „es war eben noch philosophische vorbereitende Arbeit zu tun, ehe das Gebiet dem Fachmann übergeben werden konnte" (S. 47 u. S. 75). Rez. vermag diese Anschauung der Wissenschaft als einer Vereinigung streng voneinander gesonderter Fächer nicht zu teilen; er nimmt selbst gern Unterscheidungen vor, aber nicht um das an sich Unteilbare u. Ganze des Lebens wie der Wissenschaft zu zerreißen, sondern um es klarer zu erkennen u. gedanklich sicherer zu beherrschen. Er bestreitet, daß es natürlich oder auch nur tunlich sei, solche scharfen Sonderungen zwischen Fachgesch. u. Gesch.philos. vorzunehmen, wie der Vf. tut. Und am wenigsten möchte er einem Lamprecht gegenüber geltend machen hören, er hätte die vorbereitende philosophische Arbeit erst vollziehen lassen müssen, ehe er an seine Aufgabe ging. Was die Philosophie Lamprecht lehren konnte, das hat sie ihn gelehrt. Die Sache liegt vielmehr umgekehrt; es gibt eine ganze Anzahl Geschichtsphilosophen, die sich um die ihnen doch bitter notwendige, vorbereitende Arbeit der Historiker recht wenig kümmern. Alles in allem verficht Rez. nach wie vor den Standpunkt, den er bereits 1916 dargelegt hat (s. Mitt. 45, S. 5 ff.), daß die Philosophiegeschichte, obgleich sie Geschichte, ein Anliegen des Philosophen, u. Geschichtsphilosophie, obgleich Philosophie, ein Anliegen des Historikers sei.

Das 4. Kap. (S. 75—93) bemüht sich um die „Gesetze der Völkerentwicklung"; es arbeitet im weitesten Umfange mit Analogien oder Parallelen, die durch ebenmäßige Ansetzung eines Ausgangs- u. eines Höhepunktes der betr. Kulturen gewonnen werden. Ausgangspunkt: Beginn der Blutmischung, die das betr. Volk hervorgehen läßt (Rassebildung). Höhepunkt: Geburtsjahr des 1. großen klass. Dichters

Digitized by Google

(dies ist übrigens der „feste Punkt", von dem Schn. ausgeht [S. 77], so daß der historische Ausgangspunkt von dem methodologischen her erschlossen wird). Beispiele: Italien (1265 Dante geb.; seit 555 Langobardeneinwanderung als Einleitung einer Völkermischung); England (1564 Shakespeare geb.; seit 866 Eindringen der Dänen, 1066 Normannen); Deutschland (1749 Goethe geb.; im 12. u. 13. Jh. Hauptstoß der Kolonisation des Ostens); Rußland (1817 Tolstoi geb.; 13.—15. Jh. Mongolenherrschaft). Das Ergebnis gilt auch für weiter zurückliegende Kulturen; so werden die klass. Zeiten des Ma.s in Engl., Deutschl., Frankr. aus der Völkerbewegung des 4.—6. Jh. hergeleitet, die der dorischen Wanderung (1100) zu Äschylus Geburt (525), Roms Gründung (755) zu Plautus (254) in Beziehung gesetzt. „Zwischen der Völkerwanderung, die als Einbruch, Abwehr- oder Kolonisationsbewegung statthat, u. dem Erscheinen des 1. großen Dichters in der neuen Kultur liegt ein Zeitraum von 500—700 Jahren". (S. 80.) „So lange dauert die Werdezeit eines neuen Volkstums" bis zum Einsetzen der Kulturblüte, der „schöpferischen Zeit". „300—350 Jahre dauert die Fruchtbarkeit eines neuen Volkstums an schöpferischen Geistern; u. 2 Blütezeiten eröffnen u. beenden die Epoche, getrennt von einer ersten Zeit der Anwendung u. Ausarbeitung des Neuen". (S. 83.) Die ersten Blütezeiten sind u. a. abgelaufen: für Deutschland (1749—1830) u. Rußland (1799—1900). „Wir Deutschen haben wohl auch die Zwischenzeit zur 2. Blüte hin annähernd zurückgelegt" (S. 85), während die süd- u. westeuropäischen Nationen ihre 2. Blüte bereits hinter sich haben. Mit der Feststellung, daß Engländer u. Franzosen uns voraus seien, decken sich in gewisser Weise die Anschauungen Kemmerichs, über die Rez. in „Mitt." 50, S. 68 kurz berichtet hat. Denn Schn. sagt (S. 79): „Wir hätten also unsere Revolution von 1918 etwa im entsprechenden Alter gehabt wie die Franzosen ihre von 1789, die Russen ihre von 1917, etwa zur selben Zeit wie wir die von 1848 u. die Engländer die von 1640—1660".

Rez. darf den Fachgenossen überlassen, aus ihren historischen Anschauungen u. methodologischen Überzeugungen heraus zu diesen immerhin beachtenswerten und anregenden Erörterungen Sch.s Stellung zu nehmen. Und diese Beachtung möchte nicht bloß der ganze 2. Tl., sondern auch der 1. verdienen, der sich durchaus zielbewußt mit der bisherigen geschichtlichen Forschungstätigkeit u. den bedeutsamsten geschichtsphilosophischen Betrachtungen beschäftigt. Abbildungen führen uns die Männer vor, denen Sch., sei es als Fachgelehrten, sei es als Geschichtsphilosophen, den Preis zuerkennt, so zwar, daß im 2. Tl. die betr. deutschen Historiker u. Philosophen vereinigt sind, nämlich: Leibniz, Winckelmann, Herder, Fichte, Hegel, Niebuhr, Ranke, Burckhardt, während der 1. Tl. die Bildnisse folgender Männer aufweist: Herodot, Thukydides, Macchiavelli, Guicciardini, Bossuet, Voltaire, Hume, Gibbon. Über die Berechtigung dieser Auswahl läßt sich ebenso streiten, wie über die in den Literaturvermerken zutage tretende; nicht als ob Männer oder Werke zu Unrecht ausgewählt wären, sondern im Sinne der Frage, ob nicht noch mancher Mann u.

Digitized by Google

manches Buch die gleiche Auszeichnung verdient hätte. Breysigs habe ich oben bereits gedacht; ich vermisse ihn mindestens in der Literaturübersicht zum 2. Tl., wo auch Rieß' Historik hätte eine Stelle finden mögen. Erich Bleich.

Sellin, E., Mose u. s. Bedeutg. für d. israelit.-jüd. Rel.gesch. 159 S. 8°. Leipz. u. Erlangen, Deichert, 1922.

S. geht davon aus, daß neben der im Pentateuch niedergelegten Tradition über Mose offenbar in Israel eine andere bestanden habe, die zur Rekonstruktion des histor. Mosebildes heranzuziehen ist. Sie zeige sich bei den Propheten besonders deutlich, vor allem bei Hosea. Daher sucht S. zunächst das Mosebild aus Hosea festzustellen, um dann rückwärtsgehend dessen Spuren in der vorhoseanischen prophet. Zeit u. vorwärtsgehend bei den nachhos. Propheten bis zum babylon. Exil nachzuweisen. In gleicher Weise verfolgt er die Mosetradition bei Deuterojesaja sowie bei Deuterosacharja u. stellt dann die jüdische, levit. u. ephraimit. Mosetrad., auch ihr Verhältnis zu der prophet., dar.

S., überzeugt von der Bedeutung des großen Religionsstifters für die israelit.-jüd. Gesch., will in seiner Untersuchung nur einen Beitrag zu einem histor. Lebensbild des Mose liefern. Das Ergebnis ist kurz etwa folgendes: Moses Lebenswerk erscheint zunächst völlig gescheitert, insofern er, der Stifter einer religiösen Gemeinde in der Wüste, der Verkünder eines sittlichen Gottesglaubens u. -willens, von seinem Volke beim Eintritt in das Kulturland in Schittim getötet wurde u. so den Märtyrertod erlitt. „Das Volk als ganzes oder auch nur in seinem größeren Teile hat seinen Religionsstifter nie verstanden oder, muß man bei der wunderbaren Einfachheit seiner Lehre richtiger sagen: es ist ihm stets innerlich fremd geblieben; vgl. Hosea 8, 12" (S. 154). Trotzdem nun das Volk mit der von ihm verkündeten Religion brach, hielt sich diese in einem exklusiven Kreise, stetig ankämpfend gegen die Volks- und gegen die Priesterreligion, welch letztere ebenfalls ihren Zusammenhang mit Mose betonte, aber nur „ein entsetzlich verzeichnetes Bild von ihm überlieferte".

Bogumil Meißner.

Fimmen, D., D. kret.-myken. Kultur. 2. Aufl. M. 203 Abb. i. Text u. 2 Kart. Gr. 8°. VIII, 224 S. Leipz., Teubner, 1924. Geb. Mk. 9.—.

Die einzige wissenschaftl. brauchbare, umfassende Darstellung der kret.-myken. Kult. liegt in 2. unveränd. Aufl. vor. G. Caro hat in einem Geleitwort die neuen Ergebnisse der Forschung kurz zusammengestellt u. darauf hingewiesen, daß auf diesem Gebiete augenblicklich alles im Fluß ist u. daher auch eine Neubearbeitung des in seiner Art klassischen Buches nicht in Frage kam, ganz abgesehen davon, daß er überhaupt eine Veränderung des Textes aus Pietät gegen den im Kriege gefallenen Vf. nicht für angebracht hält. Zunächst muß fest-

Digitized by Google

gestellt werden, daß die Vertrautheit F.s mit dem in zahllosen engl., amerikan., griech., italien. Zeitschr. u. Veröffentlichungen zerstreuten Material über die Ausgrabungen geradezu bewundernswert ist. Dazu hatte er Gelegenheit, die Funde an Ort u. Stelle in Griechenland, auf Kreta, in Ägypten selbst zu studieren; daher ist er in der Lage, selbständig über Ausbreitung u. Charakter der kret.-myken. Kultur u. ihre zeitliche Einteilung wie über ihre Beziehungen zu den Nachbarländern zu urteilen, was an Hand der oft unklaren Beschreibungen u. Abb., namentlich der Vasen, kaum möglich ist. — Im 1. Hauptteil umreißt F. das Verbreitungsgebiet der Kultur unter Benutzung aller ihm bekannt gewordenen Grabungen auf dem griech. Festland u. den Inseln, wobei er besonders bei Orchomenos, Argolis, Kreta verweilt. Sodann wird das Siedlungswesen u. namentlich der Baustil der Herrensitze besprochen; hier stehen sich scharf der Megarontyp der argivischen Burgen u. die Gruppierung großer Raumkomplexe um einen Lichthof auf Kreta gegenüber. Bei der Betrachtung der Bestattungsart u. der Grabformen ist einmal festgestellt, daß nirgends Verbrennung einwandfrei nachgewiesen ist, u. weiter, daß die Felskammern auf dem Festland u. auf Kreta gleichmäßig vorkommen, während Kistengräber und Kuppelgräber auf Kreta ganz selten sind. Eine wichtige Rolle für die chronolog. Bestimmung u. die Abgrenzung der einzelnen Kulturprovinzen spielt die Keramik, deren Gattungen eingehend betrachtet u. gegeneinander abgegrenzt werden. Die Verbreitung ihrer Erzeugnisse gibt zugleich ein Bild von dem Einflußgebiet der kret.-myken. Kultur: in Makedonien, Kleinasien, auf Cypern, in Syrien, Ägypten, Sizilien u. Unteritalien sind myken. Vasen gefunden. Nach einem Überblick über den Handelsverkehr, wobei auch auf das noch nicht sicher bestimmte Maß- u. Gewichtssystem eingegangen wird, bringt der 2. Hauptteil, gemeinsam mit E. Reisinger bearb., zunächst die Darstellung der Steinzeit, der vormyken. Bronzezeit auf Kreta (früh- u. mittelminoische Epoche) u. auf dem Festland sowie der myken. Bronzezeit (1. u. 2. spätminoische Epoche bzw. frühmyken. Periode) u. der gleichartigen Kultur der spätmyken. u. 3. spätminoischen Periode. Für die zeitliche Einordnung der kret.-myken. Kultur ist die ägypt. Chronologie von grundlegender Bedeutung; hier schließt F. sich an Ed. Meyer an. Danach gehört die neolith. Kultur Kretas u. Griechenlands dem 4. u. 3. Jahrtausend an, die Anfänge der Bronzezeit der 1. Hälfte des 3. Jahrtausend (Kamareskeramik), die mittelminoische sowie die 1. spätminoische u. die frühmyken. Periode der Zeit von 2000—1550, die Epoche des Palaststils der Zeit von 1550—1400, während die gemeinsame Kultur der späten Bronzezeit von 1400 bis 1250 dauerte. Schließlich sei noch die Feststellung Caros erwähnt, daß der Aufstieg auf dem Festland erst um 1400 nach dem Verdorren der minoischen Kulturblüte selbständig einsetzte, also die großen Schöpfungen der myken. Kultur als hellenisch zu betrachten sind.

Fritz Geyer.

Digitized by Google

Jacobi, Fel., D. Fragmente d. griech. Historiker. 1. Tl.: Genealogie u. Mythographie. 8°. IX, 534 S. Berl., Weidmann, 1923. Mk. 12.—.

Auf dem Internat. Histor.kongreß 1908 hielt J. einen Vortr. üb. d. Plan einer neuen Sammlg. der griech. Histor.fragm. (abgedr. Klio IX 80 ff.). Er führte aus, daß sie nach 4 Prinzipien geordnet werden könne: rein alphabet., rein chronol., lokal-geograph., entwicklungsgeschichtl. Die noch immer unentbehrlichen „Fragm. Histor. Graec." von C. Müller (Paris, Didot) lassen im 1. Bde. jeden Grundgedanken vermissen, während sie vom 2. Bde. an chronol. aneinander gereiht sind. J. erhob schwere Bedenken gegen die Anwendung der 3 ersten Gesichtspunkte, die als Grundprinzipien unbrauchbar u. nur innerhalb der Sammlung z. T. notwendig seien. So entschied er sich für das entwicklungsgeschichtl. Prinzip. Nun ist gewiß zuzugeben, daß Müllers Fragm. der Benutzung oft schwere Hindernisse entgegenstellen, daß sichere chronol. Einordnung vielfach nicht möglich ist, daß endlich die geograph. Anordnung, weil meist rein äußerlich, nicht anwendbar erscheint. Doch kann man andererseits das von J. gewählte Prinzip nicht als ein entwicklungsgeschichtliches bezeichnen; er stellt vielmehr die Stoffgebiete nebeneinander (Genealogie, Universal- u. Zeitgeschichte, Chronogr., Gesch. von Völkern und Städten, antiquarische Gesch. u. Biogr., Geogr.), so daß eine Anschauung von der Entwicklung der griech. Geschichtschreibung nicht vermittelt wird, da mit alleiniger Ausnahme der Genealogie fast zu allen Zeiten diese Stoffgebiete nebeneinander gepflegt wurden.

Eine Entwicklungsgeschichte kann m. E. nur auf chronol. Grundlage gegeben werden; dazu brauchen wir auch garnicht die Zeit der einzelnen Historiker genau zu kennen. Es genügt vielmehr, sie in die Perioden der griech. Lit. einzureihen, wie sie etwa Wilamowitz in der „Kult. d. Gegenw." I, 8 abgegrenzt hat: hellen., att., hellenist., röm., ström. Periode. Dazu sind wir bei den meisten imstande; der Rest muß dann zum Schluß gebracht werden, wie ja auch J. im 6. Tl. die unbestimmbaren Autoren zusammenstellen will. Praktisch brauchbar wird jede Fragmentensammlung doch erst durch ein sorgfältiges alphabet. Autorenverzeichnis, dessen auch J. nicht entraten kann. Es ist der Hauptmangel der Müllerschen Sammlung, daß es bei ihm fehlt. Daß auch die J.sche Anordnung Härten nicht ausschließt, sieht man gleich bei Hekataios, der mit allen seinen so verschiedenartigen Werken unter den Genealogen steht.

Von diesen methodischen Ausstellungen abgesehen, hat J. eine Arbeit unternommen, die geleistet werden mußte. Der 1. Bd. entspricht allen Erwartungen, die man von dem Hrsg. der Chronik Apollodors u. des Marmor Parium hegen darf. Die Zahl der Fragmente ist stark vermehrt, auch sind sie mit möglichster Ausführlichkeit gegeben, der Kommentar bringt die Parallelen, abweichende Überlieferungen, Zeitangaben und Quellenverweise; wir lernen so die Umgebung kennen, in der das Bruchstück steht, u. meist auch seine Stellung in der

Digitized by Google

Entwicklung der Tradition. Wir sehen deshalb dem Fortgang des für jeden Geschichtsforscher unentbehrlichen Werkes mit Spannung entgegen u. danken dem Hrsg., der sich mit soviel Selbstverleugnung in den Dienst einer großen Sache gestellt hat. Fritz Geyer.

Dessau, H., Gesch. d. röm. Kaiserzeit. 1. Bd. 585 S. Berl., Weidmann, 1924.

Keinem Teil der röm. Gesch. hat die von Mommsen begründete u. geführte Forschung so reichen u. sicheren Gewinn gebracht wie der Kaiserzeit. Aber bis heute fehlt ein darstellendes Werk, das diesen Ertrag verarbeitet u. zusammenfaßt. Mommsen selbst hat in seinem 5. Bde. die Entwickelung der Provinzen von Augustus bis auf Diocletian geschildert; aber er hat dies Buch „mit Entsagung" geschrieben, weil er bei dem damaligen Stande der Forschung nicht geben konnte, was er zu geben wünschte. Und die Geschichte des Reiches, die im 3. Bde. mit Cäsars Alleinherrschaft abschloß, hat er nicht fortgesetzt. Den Neubau des Reiches durch Diocletian u. Constantin sowie den Untergang des weström. Reiches hat Seeck dargestellt, die Geschichte der Kaiser von Augustus bis Diocletian Domaszewski (s. „Mitt." 1923, S. 113); aber schon dieser Titel sagt, daß die Personen der Herrscher mehr im Vordergrunde stehen, als gerade der von Mommsen erschlossenen Anschauung entspricht, die nicht in den Schicksalen u. Handlungen böser u. guter, kleiner u. großer Einzelmenschen das Wesentliche sieht, sondern in der unscheinbaren, aber stetigen Kulturarbeit der im Reiche vereinigten Völker.

Eine alle Teile des Reiches, alle Schichten der Bevölkerung, alle Seiten des Lebens ergreifende Darstellung erhalten wir in Dessaus Gesch. d. röm. Kaiserzeit, deren 1. Bd. bis zum Tode des Augustus reicht. Als Mitarbeiter vom Corp. inscript. lat., vielleicht mehr noch als Hrsg. einer Auswahl von wichtigeren Inschriften, als Leiter unter den Verfassern der röm. Prosopographie, als Bearbeiter des Geldwesens im Handb. d. röm. Altert., war D. wie vielleicht kein zweiter zu einem solchen Werke berufen. Seine genaue Kenntnis der einzelnen Tatsachen ist nicht einmal die Hauptsache; noch wichtiger ist die in die Tiefe dringende Anschauung des Wesentlichen, die sich nur aus anhaltender, hingebender Versenkung in den Stoff ergeben kann.

Vor den so gewonnenen Anschauungen können die Vorstellungen des kenntnisreichen u. phantasievollen Ferrero nicht bestehen; u. auch die Auffassung von Ed. Meyer, der in Augustus den Vollstrecker pompejanischer Staatskunst u. ciceronischer Staatslehre sieht, lehnt D. ab. Dagegen bekennt er dankbar, überall auf dem von Mommsen gelegten Grunde weiter zu bauen. Freilich gerade weil er sich durchweg mit Mommsen auseinandersetzt, bekämpft er auch keinen Forscher so häufig wie den Meister. Es stände ja traurig um Mommsens Werk, wenn seine Schüler auf den von ihm gewiesenen Wegen nicht über ihn hinausgekommen wären. Auch läßt sich nicht verkennen, daß Mommsen in dem Streben, alle Einzelheiten als Glieder eines ge-

Digitized by Google

schlossenen u. folgerichtigen Systems zu erweisen, der Fülle der Tatsachen nicht durchweg gerecht geworden ist. In seinem Staatsrecht behandelt er ja den Prinzipat als einheitliches Gebilde. D. dagegen stellt als augusteische Verfassung nur dar, was nachweislich oder doch wahrscheinlich auf Augustus zurückgeht. Dabei stellt sich dann z. B. heraus, daß die Kriminalgerichtsbarkeit des Senats, die unter Tiberius begann, keineswegs der Stellung entsprach, die Augustus dem Senat zudachte.

So wenig wie die Strafgerichtsbarkeit war nach D. die Regierungsgewalt überhaupt zwischen Kaiser u. Senat geteilt. Auch er verwirft den Begriff der Dyarchie, aber in entgegengesetztem Sinne wie Ferrero u. Ed. Meyer. Während diese meinen, es sei Augustus mit der Wiederherstellung der Republik ernst gewesen, betrachtet D. die republikanischen Formen als Verkleidung einer absoluten Monarchie. Dabei erkennen sie alle den von Mommsen geführten Nachweis an: die kaiserliche Gewalt war, rechtlich betrachtet, eine außerordentliche republikanische Amtsgewalt.

Daß diese Gewalt aber tatsächlich mit republikanischer Freiheit u. Selbstregierung unvereinbar war, müssen auch Ferrero u. Ed. Meyer zugeben. Wenn sie trotzdem meinen, Augustus habe diese Wirkung nicht beabsichtigt, so trauen sie diesem Meister der Staatskunst merkwürdig wenig politische Einsicht zu. Zu einer an sich so unwahrscheinlichen Annahme ist aber nicht der geringste Grund. Vielmehr weist D. unwiderleglich nach, daß Augustus mit Bewußtsein seinen Willen als allein maßgebenden geltend machte, u. daß er empfindlich wurde, sobald jemand versuchte, aus dem Schein republikanischer Freiheit eine Wirklichkeit zu machen. Auch war er ja, so ängstlich er auch den Namen des Alleinherrschers vermied, durchaus bedacht, die Sonderstellung des Herrschers u. des Herrscherhauses hervortreten zu lassen: er führte die Bezeichnung Imperator als Vornamen, er unterdrückte den Familiennamen, er ließ sich göttliche Ehren gefallen, er beförderte seine Neffen, Enkel u. Stiefsöhne vor der Zeit zu Ämtern.

Gegen Ferrero u. Ed. Meyer hat also D. unbedingt recht; aber auch gegen Mommsen? Auch dieser hat ja nicht verkannt, daß innerhalb der Dyarchie die Gewalten sehr ungleich verteilt waren; u. auch D. kann nicht bestreiten, daß Augustus dem Senat u. den senatorischen Familien eine Stellung eingeräumt hat, die seinem Willen Schranken zog. Allerdings waren die wichtigsten Stellen, die Senatoren bekleiden konnten, die im kaiserlichen Dienst. Wenn aber der Kaiser nur Senatoren zu Legaten ernannte, u. wenn er es tatsächlich dem Senate überließ, sich selbst zu ergänzen, so beschränkte er sich damit in der Auswahl seiner Diener. Und so wenig auch die republikanischen Ämter in der Hauptstadt zu bedeuten hatten, so wichtig war es, daß die Mehrzahl der Statthalter ohne Mitwirkung des Kaisers aus dem Senat hervorging. Und die Unterscheidung des alleinigen imperium in den kaiserlichen vom imperium maius in den senatorischen, die Trennung der kaiserlichen Kassen vom aerarium lassen doch wohl die Absicht einer Zweiteilung erkennen.

Digitized by Google

Auch wer die augusteische Verfassung etwas anders auffaßt als D., muß ihm doch darin zustimmen, daß jedenfalls in ihren einzelnen Zügen durchweg die zugleich feste u. geschmeidige, entschiedene u. behutsame, durchgreifende u. schonende Natur des Herrschers hervortritt. Diese Eigenart würde bei einer chronologisch geordneten Erzählung weniger anschaulich werden, als bei der von D. durchgeführten sachlichen Gliederung. Von den 6 Abschn. behandelt der 1. das Emporkommen Octavians, der 2. u. 3. Verfassung u. Verwaltung, der 4. Kriege u. äußere Politik, der 5. die Ordnung der Nachfolge, der 6. die Beziehungen zum geistigen Leben. Wir erkennen dasselbe Wesen im Verzicht auf den Rachekrieg gegen die Parther, im Abbruch der germanischen Eroberungen nicht deutlicher als in der Gesetzgebung, die zur Eheschließung anspornte u. dabei die die Ehe zersetzende Leichtigkeit der Ehescheidung beibehielt.

Wohl wenige Zeiten tragen ja so mit Recht den Namen einer Persönlichkeit, wie eben die augusteische. Vor allem in dem Abschn. über die Lit. wird gezeigt, wie es dem Kaiser gelang, die Anhänglichkeit an die gewesene Republik in den Dienst der bestehenden Monarchie zu stellen. Vielleicht treten demgegenüber die Strömungen u. Stimmungen zurück, die unabhängig vom Willen des Kaisers dem geistigen Leben seine Richtung gaben. Z. B. wäre Horaz doch nie dazugekommen, mit stoischer Phraseologie die Absichten des Kaisers zu fördern, wenn sich nicht sein epikureisches Behagen an der aurea mediocritas unter ihm sicher gefühlt hätte.

Auf literarische Persönlichkeiten u. Erscheinungen, zu denen der Kaiser keine Beziehung hatte, geht D. nicht ein. Deshalb tritt die damalige griech. Lit., die ja freilich sich mit der gleichzeitigen röm. an Bedeutung nicht vergleichen kann, in den Hintergrund. Dionysios von Halikarnaß wird gelegentlich erwähnt, aber nicht im Zusammenhang gewürdigt. Auch die philosophischen u. religiösen Bewegungen werden nicht dargestellt; z. B. sagt Vf. nichts über die Verbreitung u. den Einfluß der Juden, nichts über die Verfassung u. Stellung des Gemeinwesens in Palästina. Das Vordringen orientalischer Elemente ließe sich voll wohl nur im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwickelung charakterisieren; auch diese wird wohl gelegentlich berührt, aber nicht ausdrücklich erörtert.

Vielleicht hat Vf. sich vorbehalten, diese Entwickelungsreihen erst zu verfolgen, wo die Staatsgewalt zu ihnen Stellung nimmt. In diesem Falle könnten wir hoffen, von den wirtschaftlichen u. religiösen Zuständen im 2. Bde. zu lesen. Aber auch wenn D., um den Ertrag seiner Forschung endlich der Allgemeinheit zugänglich zu machen, den Stoff enger begrenzt haben sollte, können wir den Gewinn seiner Lebensarbeit nur dankbar begrüßen u. von Herzen wünschen, daß es ihm vergönnt wird, sein Werk mindestens bis auf Diocletian fortzuführen.

Friedrich Cauer.

Digitized by Google

Ferrero, G.: D. Untergang der Zivilisation d. Altertums. Deutsch v. E. Kapff. M. 11 Bildern. 8°. 203 S. Stuttg., Jul. Hoffmann, 1922.

Das vorl. Buch von, fast möchte man sagen, ausnahmsweise handlichem Format, in gediegener Ausstattung u. flüssiger Übersetzung dargeboten, dürfte durch zwei Dinge Aufmerksamkeit erregen: es wendet erstens in ausgiebigster u. großzügigster Weise die vielleicht bedeutsamste geschichtl. Analogie an; u. es verwendet sodann diese Parallelisierung zur Aufhellung des denkwürdigsten Geschehens unserer Tage, dessen gewaltigen Mittelpunkt der Weltkrieg bildet. Es ist aber beileibe keine Tendenzschrift; sondern wie der Ausgangspunkt F.s — die Vergleichung antiker u. moderner Zivilisation u. Gesch. — aus echt geschichtsphilosophischem Geiste (unseres Gervinus würdig) stammt, so wirkt sich die Durchführung des Vergleiches, von lebendigster historischer Einsicht getragen, in geschichtl. Feststellungen u. Schilderungen aus, hinter denen eine zumal auf dem wohl angebauten Felde unseres Drumann tätige Forscherpersönlichkeit u. Gelehrtennatur steht (F.s Hauptwerk: Größe u. Niedergang Roms, in 6 Bden. gleichfalls von Kapff ins Deutsche übers.; 1910 erschienen). F. ist geistvoll wie nur irgendein Literat, aber er ist es auf festester geschichtl. Grundlage.

(S. 40) „Der Zusammenbruch der antiken Zivilisation war die Folge eines allmählichen Niederganges im Innern u. eines verhängnisvollen polit. Ereignisses, das, indem es mit einemmal den Schlußstein des ganzen staatl. Aufbaus gewaltsam sprengte, diese Zivilis., die schon durch die Verallgemeinerg. u. Vergröberg., die sie sich gefallen lassen mußte, u. durch ihren inneren Zerfall geschwächt war, zur Beute der durch die Revolution entfesselten Gewaltherrschaft werden ließ." Jenes verhängnisvolle polit. Ereignis ist die durch Sept. Severus herbeigeführte Umwälzung, welche „alle Grundlagen der Autorität u. Legitimität untergraben hat, auf denen das Gebäude der Gesellschaftsordnung errichtet war". (S. 41) Die „Dyarchie" des augustëischen Regierungssystems wird durch Sept. Severus zur „nahezu unumschränkten" Monarchie (S. 26); der Senat verliert seine Bedeutung, Träger staatl. Autorität u. Mittler polit. Überlieferung zu sein (S. 34): er überträgt nicht mehr die gesetzliche Autorität durch die lex de imperio auf den Herrscher; sondern dieser nennt sich dominus aus eigenem Recht, freilich gestützt auf seine Legionen (S. 14, 26, 30). Diese Stellen sind dem I. Kap. entnommen, welches „die tieferen Ursachen des Zusammenbruchs" lichtvoll erörtert. II (S. 44 bis 80) schildert „die große Wende i. 3. Jh.", die sich unter der Einwirkung des staatsfeindlichen Christentums schneller vollzieht (S. 75—77), III „D. Reformen Diocletians", IV (S. 116—168) „Constantin u. d. Sieg d. Christentums". Kap. V endlich zieht die Parallele: Die Schicksalswende des 3. u. die des 20 Jh.s.

(S. 77—78) „Man sucht vielleicht vergeblich in der ganzen Gesch. des Menschengeschlechts nach einer Tragödie, die sich mit dieser vergleichen ließe. Ein Jahrtausend hindurch hatte die antike Zivilis.

Digitized by Google

unabläſſig daran gearbeitet, den Idealſtaat zu ſchaffen", u. nun iſt „die Verſklavung unter monarchiſcher Herrſchaft (die viele Jh. hindurch den Trägern d. griech.-röm. Kultur als die größte Schmach u. Erniedrigung erſchien, die dem freien Manne widerfahren konnte) der Lohn für das lange, heiße Mühen der beiden erſten Völker des Altertums um die Verwirklichung des Idealſtaates!"

Von S. 175 an führt J. die Analogien der Gegenwart auf, wie ſie in der Untergrabung der Staatsidee u. in dem Siege des demokratiſchen Prinzips trotz mannigfacher Schwankungen u. Rückſchläge hervortreten. Bismarck ſcheint das Problem noch einmal zu löſen (S. 189): gemeinſame Führung der Staatsgeſchäfte durch Monarchie u. Demokratie, wobei dieſe jener untergeordnet war" (Herrſcher von Gottes Gnaden — Parlament aus d. allg. Stimmrecht hervorgegangen). Heute aber iſt „der Glaube an ein allg. anerkanntes u. geachtetes Autoritätsprinzip geſchwunden". Dieſes aber „bildet den Schlußſtein im Gewölbe bei jeder Ziviliſation; wenn das Gefüge des polit. Körpers durch die Unbotmäßigkeit der einzelnen Glieder in Zerſetzung gerät, ſo folgt der Auflöſungsprozeß der Ziviliſ. raſch auf dem Fuße". (S. 195/6) Während aber der Zerſetzungsprozeß im 3. Jh. durch herrſchende religiöſe Glaubensrichtungen, vor allem durch das Chriſtentum, hintangehalten wurde, würde die polit. Anarchie heute „mit der vollſtändigſten geiſtigen Anarchie zuſammenfallen". (S. 198) Eine wiſſenſchaftliche Rechtfertigung der volkstümlichen Zuſammenſtellung: Thron u. Altar!

Erich Bleich.

Gregorii Nysseni opera. Voll. I—II. **Contra Eunomium libri.** ed. **W. Jaeger.** XII, 391; LXXII, 391 S. Berl., Weidmann, 1921.

Dieſe beiden Bde. bilden ein Ehrendenkmal deutſcher Wiſſenſchaft. Vor nunmehr 14 Jahren haben Verehrer u. Schüler aus aller Welt U. v. Wilamowitz-Möllendorff zu ſeinem 70. Geburtstage eine Ehrengabe dargebracht, die ihm zur Förderung griech. Studien dienen ſollte. Er hat ſie dazu beſtimmt, die Werke Gregors v. Nyſſa, von denen es eine einigermaßen zuverläſſige Ausg. noch nicht gab, in wiſſenſchaftlich würdiger, krit. gereinigter Geſtalt ans Licht zu bringen, u. hat zunächſt Jaeger mit der Herausgabe der Bücher gegen Eunomius beauftragt. Nach 10jähriger Arbeit, zu der in 1. Linie die Handſchriftenforſchung beſ. in italien. Bibliotheken gehörte, iſt nun in der Zeit der größten Bedrängnis für den deutſchen wiſſenſchaftl. Buchverlag dieſe Ausg. erſchienen, der man leider am Papier die Notlage anmerkt, die aber in keiner andern Hinſicht irgend etwas Weſentliches zu wünſchen übrig läßt. Es iſt hier nicht der Ort, genauer auf dies Werk einzugehen; doch gebühren ſich einige Worte zur Kennzeichnung der J.ſchen Arbeit u. der Schrift, der ſie gegolten hat. Zum 1. Male erſcheinen hier die Bücher gegen Eunomius in ihrer urſprünglichen Reihenfolge. Vornehmlich Diekamp hatte darauf aufmerkſam gemacht, daß eine Schrift, die gewöhnlich als 13. u. letztes Buch der Reihe erſcheint, in einer Klaſſe von Handſchriften aber

Digitized by Google

gänzlich fehlt, das 2. Buch der Streitschriften gegen Eunomius bildet, während die in der Überlieferung als 2. Buch gezählte Schrift überhaupt nicht in diese Reihe gehört, sondern ein besonderes Werk ausmacht, eine Widerlegung des von Eunomius i. J. 383 zu Konstantinopel veröffentlichten Glaubensbekenntnisses; die übrigen Streitschriften betreffen die von Eunomius gegen Basilius den Großen gerichteten polemischen Abhandlungen. Ferner erscheinen jetzt die gewöhnlich als Bücher III—XII gezählten Stücke einheitlich als 3. Buch mit 10 Abschn., wie es nach dem Befunde der Handschriften die ursprüngliche Fassung des Autors war. In einem ebenso gewissenhaften wie lichtvollen Vorbericht, den er dem 2. Bde. beigegeben hat, gibt der Hrsg. über die sämtlich sehr späten, noch vorhandenen Handschriften, über die Rückschlüsse, die von ihnen auf die ursprüngliche Gestalt des Werkes gezogen werden können, u. über die Gesichtspunkte Rechenschaft, die ihn bei seiner Editionstätigkeit geleitet haben. Der Text, den er bietet, ist durchweg wohl fundiert, wie aus den beigegebenen Varianten klar hervorgeht. Mit leiser Hand u. überraschendem Gelingen sind durch meist ganz minimale Besserungen die Anstöße des überlieferten Textes getilgt worden. Es ist ein Vergnügen, diesen obenein höchst sauber gedruckten Text zu lesen. — Daß die aufgewandte Mühe auch einem würdigen Gegenstande zuteil geworden ist, sei noch kurz betont. Für die Gesch. der Wissenschaft ist die sonderbare Form eines supranaturalen Rationalismus, wie ihn Eunomius vertritt, bei dem sich die aristotel. Logik mit ganz fremdartigen Elementen mischt, Identitätslehre u. Nominalismus seltsam durcheinandergehen, äußerst interessant, u. es ist erfreulich, daß der Hrsg. damit umgeht, die Werke dieses zweifellos scharfsinnigen Raisoneurs zu rekonstruieren. Gregor von Nyssa wieder stellt den edelsten Typus einer Vermittlungstheologie dar, die über die dialektische Spitzfindigkeit durchweg zu konkreter, spekulativer Auffassung der Kirchenlehre fortschreiten möchte. Seine Ausführungen bieten obenein reiche Aufschlüsse über den Stand des Gesamtwissens seiner Zeit. Vielleicht wird man sagen dürfen, daß in den Streitschriften gegen Eunomius das Beste, was er bieten konnte, nicht so rein hervortritt, wie in seinen aufbauenden Werken. Aber geschichtlich ist es von hohem Werte, wie aus diesen langatmigen u. ebenso unermüdlichen, wie den heutigen Leser leicht ermüdenden Polemiken die notwendige Aufgabe jener Zeiten hervorleuchtet, den Gedankengehalt der christl. Religion mit den Mitteln griech. Gedankentechnik zu einem vernünftigen System auszubilden. Lasson.

Diculescu, C.: D. Wandalen u. d. Goten in Ungarn u. Rumänien. (Mannus-Bibl., hrsg. v. G. Kossinna, Nr. 34.) M. 29 Textabb. 8°. V, 64 S. Leipz., C. Kabitzsch, 1923. Geh. Mk. 3 50.

Wer die Riesenliteratur kennt, die sich mit der Auslegung der Tacit. „Germania" beschäftigt, oder sich der Kritiken erinnert, denen einst R. v. Erckerts 12 Karten „Wandergg. u. Siedelgg. d. german.

Digitized by Google

Stämme in Mitteleuropa" unterworfen worden sind, oder sich gründlich in die Probleme vertieft hat, die J. Marquarts „Osteurop. u. ostasiat. Streifzüge" heraufbeschworen, der wird mir ohne weiteres zustimmen, wenn ich D.s jüngster Arbeit zwar an sich uneingeschränktes Lob zolle, aber einen abschließenden Charakter absprechе. Sie bildet, wie so viele ihrer Art, eine wichtige Etappe — bis zum nächsten Marksteine. Zum Gepidenbuche desselben Vf.s das willkommene Seitenstück, gruppiert sie die Gesch. Rumäniens während der Völkerwanderung um die Zeit Konstantins d. Gr. als Mittelstück zw. der Mark Aurels u. der Athanarichs, umfaßt demnach rund 240 Jahre. Überzeugend wirkt die Identifizierung des bisher mit Siebenbürgen gleichgestellten Kaukalands mit dem Bezirke Buzau (n.ö. v. Bukarest), der uns seit Falkenhayns glänzendem Winterfeldzuge von 1916/17 vertraut ist. Fesselnd liest sich auch der Roman, der mit dem Goldschatze von Pietroasa verknüpft ist. Unter den got. Namen auf S. 54—57 vermisse ich Gaatha. Auf S. 63, Z. 27 lies 29!

Hans F. Helmolt.

Regesta pontific. Romanor. iubente soc. Gottingensi congessit **Paul. Fridol. Kehr.**

Italia pontificia cong. **P. F. Kehr.** vol. VII Venetiae et Histria p. I: Prov. Aquil.

Germania pontificia cong. **A. Brackmann.** vol. II Prov. Maguntinensis p. I: Dioeceses Eichstet., August., Constant. I. Berol. apud Weidmannos 1923 (XXXV, 354 S.; XXIII, 239 S.).

Nach 9jähriger durch den Krieg u. seine unheilvollen Folgen verursachter Unterbrechung kann die ma.liche Geschichtsforschung in den vorl. Bänden den Fortgang des bekannten Papstregestenwerkes begrüßen. Die Drucklegung ist ermöglicht worden durch das Eingreifen der Notgemeinschaft d. dtsch. Wissensch. u. die Hilfsbereitschaft des jetzigen Papstes, den die Geschichtswissenschaft ja zu den ihrigen zählen darf. Die Anlage ist die gleiche wie in den früheren Bden.; wer das Werk kennt, dem ist es ein unentbehrliches Forschungswerkzeug; ist es doch mehr als ein Verzeichnis der Papstbriefe u. -urk. in regionaler Anordnung, nämlich ein Wattenbach für die urkundl. Überlieferg. Wenn auch der volle Ertrag des Werkes erst nach seinem leider noch allzufernen Abschluß eingebracht werden kann, so bietet doch jeder Bd. Stoff genug für Untersuchungen verschiedener Art; als Mitarbeiter mit dem Material vertraut, darf ich vielleicht hierfür einige Hinweise geben.

Der neue Bd. der Ital. pontif. umfaßt den größten u. wichtigsten Teil der Kirchenprov. Aquileia; neben dem Patriarchat Aquil. selbst die kleinen Diöz. Concordia, Ceneda, Feltre u. Belluno u. die wichtigen Bist. Treviso, Vicenza, Padua, Verona u Mantua. Es sind die Landschaften der Marken Treviso, Verona u. Friaul, übrigens Gebiete, die in den tredici comuni Veronesi u. sette comuni

Digitized by Google

Vicentini auch deutsche Sprachinseln aufweisen: in Calavena im Veronesischen finden wir i. J. 1180 einen Erzpriester mit dem vielsagenden Namen Cimbrius (S. 295). Die Bist. Como u. Trient sind in früheren Bdn. behandelt (Ital. pont. VI, 1, 397 ff. u. Germ. pont. I, 398 ff.); diejenigen Istriens (Triest, Pola, Parenzo, Pedena, Cittanuova u. Capodistria) werden im 2. Tl. des 7. Bdes. folgen, der außerdem die Kirchenprov. Grado, d. h. die Bist., Kirchen u. Klöster der Republik Venedig umfassen wird. Mit dem vorl. Bd. ist insofern ein gewisser Abschluß erreicht, als nunmehr das Material der zu Reichsitalien gehörenden Gebiete — bis auf Istrien — vollständig vorliegt. Es besteht jetzt die Möglichkeit, die Gesch. des Kampfes zw. Kaisert. u. Papstt. in Ober- u. Mittelital. an Hand der Urk. genau zu verfolgen (vgl. hierzu die Anregungen, die Kehr in den Gött. Nachr. 1912, 328 ff. nach Abschluß des 6. Bds. gegeben hat). Die der Kärntner Mark benachbarten Gebiete Italiens waren in der Salierzeit u. bes. seit dem Aufkommen der patarenischen Bewegung in der Lombardei der Hauptstützpunkt der dtsch. Herrschaft in Italien; die Patriarchen v. Aquil. waren größtenteils, wie auch viele Bischöfe, Deutsche (vgl. dazu auch G. Schwartz, D. Besetzg. d. Bist. Reichsital. unt. d. sächs. u. sal. Kaisern, 1913), haben für ihre Interessen die Unterstützung der Kaiser gefunden, wie Poppo durch Konrad II., u. als Gegenleistung die Sache ihres Herrn standhaft vertreten, wie Udalrich unt. Heinr. IV. Daher wurzelte in diesen Gebieten auch die Sache des Gegenpapsttums Clemens' III. (Wiberts v. Ravenna) fest; unser Bd. verzeichnet von ihm 7 Stücke für 6 verschiedene Empfänger. Dem stehen nur 4 Stücke Urbans II., alle für Polirone, u. 1 Bannsentenz gegen Udalrich v. Aquil. gegenüber. Auch unter Paschal II. sind die Beziehungen der Kurie zum Osten Oberitaliens noch gering (8 Nr. für 6 versch. Empf.). Die Bedeutung dieser Zahlen tritt erst ins rechte Licht, wenn man sich davon überzeugt, daß in den beiden Teilen des 6. Bds., der die Kirchenprov. Mailand umfaßt, kein einziges Stück des Gegenpapstes verzeichnet ist. 80 Jahre später ist das Bild ganz anders; in den großen Kämpfen zw. Alex. III. u. Friedr. I. steht der Episkopat der Kirchenprov. Aquil. ganz auf Seiten des Papstes, u. einen weithin sichtbaren Ausdruck fand dieser Umschwung in der Reise Alex. III. nach Venedig u. dem Aufenthalt der Kurie unter Lucius III. u. Urban III. in Verona: daher auch die zahlreichen Privilegien dieser Päpste für Kirchen u. Klöster dieser Gegenden. Der Umschwung ist hier wie anderwärts zu einem guten Teil auf die Tätigkeit der päpstl. Legaten zurückzuführen, für die der Bd. reiches Material bietet. Daneben tritt die Bedeutung der Klöster scharf hervor, allen voran das bedeutendste Cluniacenserkloster auf italien. Boden Polirone (S. 323 ff.) — die Ruhestätte d. Gräf. Mathilde v. Tuszien, bis ihre Gebeine 1635 in den vatikan. Grotten beigesetzt wurden — für das der Bd. nicht weniger als 104 Nr. verzeichnet. Für die Kenntnis der Ausbreitung der päpstl. Autorität wird es von Nutzen sein, die Verzweigung der großen Mönchs- u. Kanonikerkongregationen zu verfolgen; in unseren Gebieten steht

Digitized by Google

Polirone da obenan, das seine bedeutendsten Erwerbungen vom Ende des Investiturstreits an macht, so unt. Calixt II. das Kloster Praglia im Paduanischen (S. 190 ff.), unt. Innoc. II. Campese (S. 209 f.), S. Fermo e Rustico in Lonigo (S. 147 f.), Villanuova im Vicentinischen (S. 148 ff.) u. a. Die anderen Kongregationen treten dagegen zurück, u. das Bild, das man aus der Betrachtung ihres Besitzes gewinnt, ist ziemlich bunt; so finden wir z. B. Vallombrosaner in Verona (S. Trinità, S. 381 f.), Camaldulenser in Treviso (S. Cristina, S. 112 f.), Cistercienser in Follina (S. 84 f.) neben alten Benediktinerklöstern, die ihre Selbständigkeit bewahrten, wie etwa Sesto (S. 77 ff.) oder S. Zeno in Verona (S. 267 ff.). Unter den Chorherrnkongregationen war gegen Ende des 12. Jh. der von Alex. III. bes. geförderte neue Orden der Kreuzträger (Crociferi) hier weit verbreitet (S. Crucis in Vicenza, S. 192 f., S. Maria Magdalena in Padua, S. 186 f., S. Luca in Verona, S. 266 f.); um dieselbe Zeit nahmen die Chorherrn von S. Giorgio in Braida in Verona (S. 259 ff.), deren reiches Archiv Kehr neu aufgefunden hat, die Statuten von S. Maria in Portu in Ravenna an usw. Gerne erführe man auch Näheres über den Zusammenschluß des Stadtklerus in den großen Städten u. ihre innere Verfassung (für Vicenza vgl. S. 135, für Padua S. 171 ff., für Verona S. 245 ff.). Auch einzelne Persönlichkeiten verdienten eine eingehendere Erfassung ihrer kirchenpolit. Tätigkeit im Dienste der päpstl. Sache wie die Bischöfe Gerard v. Padua, Ognibene u. Adelard v. Verona oder Johannes v. Vicenza, der 1184 erschlagen wurde. Endlich harren noch einige Fälschungsgruppen ihres Bearbeiters wie vor allem S. Giustina in Padua (S. 177 ff.), wo übrigens auch eine interessante Nachricht für die Beziehungen Leos IX. zu Ungarn zu finden ist (S. 180 Nr. 2).

Brackmanns neuer Bd. umfaßt die Diöz. Eichstätt, Augsburg u. den rechtsrhein. Teil von Konstanz; der linksrhein. Teil soll zusammen mit Chur u. den übrigen auf heute schweizerischem Gebiete liegenden Diöz. (Basel, Sitten, Genf u. Lausanne, die zu verschiedenen burgund. Metropolen gehörten) in einem 2. Tl. folgen. Hier ist die kirchenpolit. Stellung der Bischöfe gerade umgekehrt, wie in Friaul u. der Mark Verona. Einer Notiz Clemens' III. (Wiberts) u. einer seines Agitators, des Kardinals Humbert, stehen nicht weniger als 21 Stücke Urbans II. (dazu noch die Fälschung für Weingarten) gegenüber. In diesen oberdeutschen Gebieten der Welfen u. Zähringer u. der von Hirsau ausgehenden Klosterbewegung fand die Kurie im Investiturstreit ihre ergebensten Vorkämpfer. Im Streit Friedr. I. mit der Kurie hielt man hier aber am Kaiser fest; während Kehr in seinem Bd. nur 3 Nrn. Victors IV. (Octavians) verzeichnet, hat Br. von diesem, seinem Nachfolger Calixt III. (Johannes von Struma) u. einem schismatischen Kardinal 10 Nrn. Diese Zahlen sprechen so deutlich, wie der Inhalt der Briefe. Die dtsch. Gesch. des Ma.s u. ihre Zusammenhänge mit der Politik der Kurie sind in ganz anderer Weise durchforscht als die italien.; trotzdem kann Br. noch einiges

Digitized by Google

bisher unbekannte Material verwerten, das er mit größeren krit. Einzeluntersuchungen in einem 2. Bde. der Stud. u. Vorarbeiten vorlegen wird. Bei dieser Sachlage ist die Hauptbedeutung des Bdes. in den krit. Anm. zu den einzelnen Stücken zu erblicken, in denen zu der vielfach schon recht umfangreichen Lit. Stellung genommen wird. Die weitere Forschung wird sich hier hauptsächlich der einzelnen Anstalten annehmen u. den mannigfachen Beziehungen zw. den Klöstern u. ihren Bischöfen, den Eigenkirchenherrn, Kaisern u. Päpsten nachgehen müssen, um die Übereinstimmungen u. Verschiedenheiten der rechtlichen Verhältnisse möglichst scharf zu erfassen. Daneben wird der starke Einfluß der Reformbewegung zu verfolgen sein; es ist höchst beachtenswert, daß alte Klöster wie Wessobrunn (S. 64 ff.), Benediktbeuern (S. 69 ff.), Ottobeuren (S. 78 ff.) erst unter Innoc. II. oder Eugen III. sich an die Kurie wandten, um sich ihre Rechte verbriefen zu lassen. Um so schmerzlicher ist der Verlust der bis Hadrian I. zurückreichenden alten Überlieferung von Reichenau (S. 147 ff.). Im übrigen ist aus dem Urkundenschatz dieser Gebiete doch noch erstaunlich viel u. gut erhalten; von den im vollen Wortlaut überlieferten Stücken ist genau die Hälfte im Orig. erhalten, während die Zahl der Orig. in dem Kehrschen Bd. noch nicht $^1/_3$ erreicht.

Die entsagungsvolle Arbeit des Regestenmachens ist heute weniger populär als je; man strebt nach Zusammenfassung u. Erkenntnis der die politische Gestaltung bewegenden geistigen Kräfte. Dies wird aber, was das frühere Ma. u. seine Kämpfe zw. Imper. u. Kurie angeht, erst möglich sein, wenn man die unendlich weit verzweigten u. fein veräftelten Beziehungen des Papsttums kennt, wie sie sich in den Briefen u. Privilegien der Kurie äußern. Man darf nicht vergessen, daß die Kurie seit der Mitte des 11. Jh.s eine wahrhaft universale Macht war; im Kampf gegen das Kaisertum hat sie sich vielfach auf Kräfte gestützt, die jenseits der Grenzen des Imperiums lagen. Möchten die Zeitverhältnisse gestatten, das Unternehmen in dem ursprünglich geplanten Umfang fortzusetzen; es ist neben der Fortführung z. T. noch weit zurückgebliebenen Serien der Mon. Germ. hist. das dringendste Bedürfnis der ma.lichen Geschichtsforschung. W. Holtzmann.

Windelband, W.: D. auswärtige Politik d. Großmächte i. d. Neuzeit (1494—1919). 8°. 422 S. Stuttg. u. Berl., Dtsch. Verlagsanst., 1922.

Polit. Gesch., nur politische, u. zwar lediglich äußere Gesch. behandelt W. in diesem stattlichen Buche: einen Stoff, der i. allg. nicht als sehr anziehend gilt; ein Gebiet, das ganz u. gar der „hohen Politik" angehört, wo der gemütlose Calcul im Dienste eines mehr oder weniger verdeckten Machtstrebens herrscht. Das „europäische Gleichgewicht" ist das Ziel dieses Strebens, oder vielmehr sein regulierendes Prinzip; denn indem jede Großmacht die höchste

Digitized by Google

Kraft entfaltet u. den weiteſtreichenden Einfluß zu erringen trachtet, hindert u. bekämpft eine die andere, ſo daß ſich ein Zuſtand des Gleichgewichts ergibt, der allerdings durch mannigfaltige Verſchiebungen der Macht ſtets von neuem gefährdet wird. Demnach hätten wir ein „ewiges Werden", einen beſtändigen Wechſel; u. dieſe immer wiederholten Bewegungen feſtzuſtellen, würde, ſelbſt wenn es geſtattet wäre, ſie als Auswirkungen eines Naturgeſetzes anzuſprechen, dennoch um nichts unterhaltender ſein als die Beobachtung alltäglichſter kreatürlicher Vorgänge. Aber jenes Werden vollzieht ſich über den naturgeſetzlich beſtimmten Kreiſen, es iſt eben geſchichtlich; u. ſeine Betrachtung erſchließt uns darum all die Reize, welche der Entwicklung des Individuellen, des Perſönlichen, des Bedeutſamen anhaften (wobei kaum bemerkt zu werden braucht, daß es Volksindividuen u. Staatsperſönlichkeiten gibt, ſowie ferner, daß auch Maſſenerſcheinungen den Stempel des Bedeutſamen u. Einmaligen tragen können).

Es iſt W. vortrefflich gelungen, ſein Thema im Nachzeichnen der großen Linien ſowie der mannigfachſten Abwandlungen des polit. Geſchehens würdig u. geſchmackvoll abzuhandeln. Er gliedert ſein Werk durchaus ſachgemäß wie folgt: Kap. I: D. Entſtehung d. europ. Staatenſyſtems; II: D. Glieder d. Staatenſyſtems z. Zt. ſ. Entſtehg.; III: D. vorbereitenden Kämpfe um Ital. (1494—1519); IV: D. Kampf geg. d. Vormachtſtellg. Spaniens (1519—1659); V: gegen die Frankreichs (1659—1815); VI: D. Weltſtellg. Englands (1815—1919). Der Umfang der einzelnen Kap. wäre bei Zuſammenfaſſung des I.—III. gleichmäßiger ausgefallen. Die Überſchrift des Kap. VI hätte bei Innehaltung des für Kap. IV u. V maßgebenden Einteilungsgrundes etwa gelautet: D. Kampf geg. d. Vormachtſtellg. Deutſchlands. Aber von einer ſolchen können in der Tat nur unſere Feinde ſprechen, die ja den Weltkrieg zu einem guten Teil deshalb geführt haben wollen. Demnach wird W. ſeine Formulierung mit Recht feſthalten; denn eine andere endgültige kurze Kennzeichnung des VI. Kap. dürfte unmöglich ſein, ſolange die bezüglichen Entwicklungsreihen nicht abgeſchloſſen ſind. Immerhin ſtellt dies Kap. — für den deutſchen Vf. ſelbſtverſtändlich — Deutſchland in den Mittelpunkt, u. dementſprechend hätte Bismarck als Leiter der deutſchen Politik in den Überſchriften der Unterabſchn. dieſes Kap. ebenſo ſeine Stelle verdient, wie Philipp II. u. Heinr. IV., Ludw. XIV u. Napoleon I. in denen des IV. u. V. erwähnt werden. Allein dieſe formalen u. etwaige andere Bemerkungen, die der Auswahl der Tatſachen ſowie der Beurteilung der Vorgänge u. Perſonen durch den Vf. zu widmen wären, möchten dem gediegenen, flüſſig geſchriebenen Buche W.s in keiner Weiſe Eintrag tun; denn es erſcheint vortrefflich geeignet, eine Schule der „hohen Politik" abzugeben, wie ſein Vf. ſich wohl wünſcht u. wie es einſt Heeren mit ſeinem Handbuche im Sinne hatte. Es fragt ſich nur, ob der Deutſche die Anlagen hat, um dieſe Schule mit Erfolg zu beſuchen.

Erich Bleich.

Digitized by Google

Andreas, W., Geist. u. Staat. Histor. Porträts. VIII, 195 S. Münch. u. Berl., Oldenburg, 1922.

Das histor. Porträt hat in die moderne Historiographie mit Macaulays glänzenden, auf blendende Antithesen gestellten Essays seinen Einzug gehalten. Einer seiner Essays hat den Gegenstand mit einem Kap. des vorl. Buches gemein, der über Bacon. Geist u. Staat: Macaulay begnügt sich mit der Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen dem geistvollen genialen Denker u. dem erbärmlichen, feigen Staatsmann, A. gräbt tiefer u. findet die gemeinsame Wurzel des wissenschaftlichen u. des politischen Ehrgeizes Bacons in dem Machtstreben des Renaissancemenschen. Ohne an der Tatsächlichkeit von Macaulays Feststellungen viel zu ändern, ist die Darstellung aus der Atmosphäre des Anekdotischen u. Individual-psychol. in die welthistor. u. zeitpsychol. gerückt.

Das gilt von allen diesen biogr. Skizzen. Ihre Helden sind nicht die Protagonisten, sondern charakteristische Vertreter der Epochen der Neuzeit. In dem Italiener Bald. Castiglione, dem Vf. des gesellschaftlichen Lehrbuchs der Zeit, des „Corteggiano", u. dem Engländer Bacon sind die 2 Pole der Renaiss. vertreten. In Pater Joseph, dem Gehilfen Richelieus, schwingt die Gegenreformation aus u. bahnt die absolute Monarchie des Kontinents sich an. In Maria Theresia zeigt sich die aufgeklärte Despotie in ihrer sympathischesten, noch vom Abendrot des patriarchalischen Herrschertums verklärten Gestalt. Die franz. Revol. u. die Erhebung nationaler Staaten gegen ihren Sohn Napoleon wird im Spiegel einer freilich unzweifelhaften Neben-Figur, des unerschrockenen Feindes von Hardenbergs „neumodischem Judenstaat", v. d. Marwitz gezeigt. Die stärkste, polit.-soziale Strömung der 2. Hälfte des 19. Jhs. vertritt der eine der beiden Begründer des „wissenschaftlichen" Sozialismus, „der junge Engels".

Die Sammlung ist E. Marcks gewidmet, mit dessen wohl abgestimmtem Farbenreichtum u. psycholog. Feinheit die Darstellung die meiste Verwandtschaft zeigt; der Grundzug des Buches, die Einbettung des Biograph. in das Universalhistor. geht in rühmlicher deutscher Historiker-Tradition bis auf Ranke zurück. Als ein gemeinsames Bekenntnis der von ihm ausgegangenen Richtung können die folgenden Schlußzeilen der Vorrede gelten:

„Der Historiker kann seines Amtes nur walten in tiefer Ehrfurcht vor dem unendlichen Reichtum der geschichtlichen Welt u. dem geheimnisvollen Gewebe ihrer Kräfte. Liebevoll gebe er sich ihren Erscheinungen hin, ohne sich durch die Leidenschaften des Tages die Unbefangenheit u. Schärfe des Blicks rauben zu lassen. Mehr als je muß er heute sich erfüllen mit dem unerschütterlichen Willen zur Gerechtigkeit, der sein Handwerk adelt. Die Schatten aber, die er aus dem Totenreich beschwört, werden Farbe u. Leben erst gewinnen, wenn sie von seinem Herzblut getrunken haben. Er hat sie nicht zu

Digitized by Google

richten, sondern zu verstehen. Gelingt ihm das in den Grenzen, die unserer Erkenntnis gezogen sind, so weitet sich sein enges Dasein, u. es strömt ein Hauch hinein aus Gottes großer Welt."

Wilh. Herse.

Kretzschmar, J.: **D. Heilbronner Bund 1632—35.** 1., 2., XIII, 486 S.; 626 S. u. 1 Karte; 503 S. Lübeck, H. G. Rahtgens, 1922.

Die Ziele der Politik Gustav Adolfs in Deutschland lassen sich in den beiden Forderungen der satisfactio u. assecuratio ausdrücken. Sein frühzeitiger Tod hat die Beantwortung der Fragen, ob u. in welcher Form er sie erreicht hätte, unmöglich gemacht. In gewisser Beziehung gibt K.s Buch üb. d. Heilbr. Bund Antwort. Es zeigt die Schwierigkeiten, die auch G. A. zu überwinden gehabt hätte, wenn er die protestant. Stände Deutschlands unter Schwedens Führung zu einem corpus Evangelicorum vereinte. Diesen Gedanken G. A.s hat nach seinem Tode sein Kanzler Axel Oxenstierna weiter verfolgt, ihm sollte der Heilbr. Bund festere Gestalt geben. Vf. hat sich zur Aufgabe gemacht, da eine zusammenhängende Darstellung der Gesch. des Bundes bisher fehlte, die wichtige Frage nach den Ursachen des Zusammenbruches der glänzenden Stellung Schwedens zu untersuchen. Er kommt dabei, um dies vorwegzunehmen, zu dem Ergebnis, „daß sie keineswegs auf dem Gebiete der Kriegsereignisse allein liegen, daß sie ihren Ursprung vielmehr in den Mängeln u. Schwächen haben, die dem Bunde wie der ganzen Stellung Schwedens in Deutschland anhafteten". So gibt die Arbeit K.s eine Darstellung der inneren Verhältnisse des Heilbr. Bundes. Nur ein militärisches Ereignis, die Schlacht von Nördlingen, die für das Schicksal des Bundes ausschlaggebend war, ist in den Kreis der Betrachtungen gezogen (II, 598 ff.).

Vf. geht von den Plänen G. A.s u. seiner Lage am Ende seines Lebens aus. Weder militärisch noch politisch stand der Schwedenkönig damals auf der Höhe der Macht. Die ebenbürtige Gegnerschaft Wallensteins hatte ihm auf seiner Siegeslaufbahn Halt geboten. Politisch aber hatte sich die Stellung der protestant. Stände insofern zu Schwedens Ungunsten verschoben, als nach Beseitigung der drohenden Gefahren durch die Siege G. A.s die Interessen beider Parteien nur solange zusammenfielen, wie die Libertät der Stände nicht Gefahr lief. In diesem krit. Augenblick trat Oxenstierna das Erbe seines Herrn an. Er hatte mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als G. A. „Er war kein Herr, sondern ein Diener seines Staates." Dazu kam der wesentliche Unterschied in den Persönlichkeiten selbst. Die Größe Oxenstiernas zeigte sich auf schwed. Boden, nicht auf deutschem. Sodann war er Diplomat u. kein Soldat, sein König aber Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, kein Diplomat. (I, 86). G. A. hat Fehler, mit der Feder begangen, mit dem Schwerte gutgemacht. In der Übernahme des directorium belli durch Oxenstierna nach dem Tode

Digitized by Google

seines Königs liegt der Schlüssel zum Verständnis seines Verhaltens in den späteren Jahren. Dazu kam noch ein anderes: O. trieb schwed. Politik, nur schwed. Interessen waren für ihn maßgebend, auch bei den Fragen, die die protestant. Stände angingen. Hier liegt der Keim des Konfliktes: in dem Augenblick, wo die Interessen beider Parteien einander entgegenliefen, mußten sie sich trennen. O. hat es nicht zu hindern gewußt. Die natürliche Folge dieser polit. Einstellung des schwed. Kanzlers war die Änderung des Inhaltes der Forderungen der satisfactio u. assecuratio. Blieb die erste in großen Umrissen auch bestehen, so mußte die zweite, da sie in enger Verbindung mit der Person des Königs stand, ihren Inhalt allmählich verlieren. „Wie zu Beginn der deutschen Expedition des Königs trat die satisfactio wieder in den Vordergrund." Diesen Wandlungen der schwed. Politik geht K. nach u. zeigt, wie die verschiedenen Interessen in einen immer schärferen Konflikt gerieten, zumal die Persönlichkeit fehlte, die der „Libertät" der protestant. Stände Einhalt gebot. Ihre Partikularinteressen erschwerten die Arbeiten O.s außerordentlich u. brachten sie schließlich zum scheitern. K. beschäftigt sich eingehend mit den wirr durcheinanderlaufenden, vielfach divergierenden Tendenzen der einzelnen Stände u. ihrer Stellung gegenüber O., wobei die veränderte Einstellung der schwed. Politik scharf herausgearbeitet ist. Neben der Darstellung der Gesch. des Heilbr. Bundes gibt Vf. treffende Charakteristiken bedeutender Führer im dtsch. u. schwed. Lager, so Oxenstiernas, der Herzöge Wilh. u. Bernhard v. Weimar, Löfflers.

Zwecks tieferen Eingehens auf die Sonderinteressen u. -ziele der Stände war die Heranziehung von umfangreichem Quellenmaterial nötig. So hat Vf. alle in Betracht kommenden Archive in Deutschland durchforscht, außerdem das Reichsarch. in Stockholm u. das Staatsarch. in Zürich. Den Besuch der Archive von Paris u. Kopenhagen, die über manche Fragen Aufschluß geben könnten, verhinderte der Weltkrieg. Aber nicht nur die Akten der protestant. Stände, die sich allein mit dem Bunde befassen, glaubte Vf. heranziehen zu müssen, auch ein Vertiefen in die Partikulargesch. war zur richtigen Beurteilung der Haltung der bedeutendsten Stände erforderlich. So ist in mühsamer Arbeit ein wertvolles Werk zustandegekommen, das eine Lücke in der Lit. über den 30jährigen Krieg ausfüllt. Ein ausführliches Register neben dem detaillierten Inhaltsverzeichnis erleichtert seine Benutzung. Unbequem für die Lektüre ist dagegen die Anordnung der zahlreichen Anm., die sich gesammelt im 3. Bde. befinden.

Die Not der deutschen Wissenschaft spricht auch aus diesem Buch. Im Aug. 1918 abgeschlossen, konnte es erst im Okt. 1922 in Druck gegeben werden. Da die sächs. Kommiss. f. Gesch. in Leipz. die Kosten der Herstellung für die in ihrem Auftrag übernommene Arbeit nicht aufbringen konnte, haben schwed. Mittel das Erscheinen ermöglichen müssen.

Rolf Geleng.

Digitized by Google

Wätjen, H.: D. holländ. Kolonialreich in Brasilien. E. Kap. d. F. A. Perthes, d. Kolonialgesch. d. 17. Jhs. M. 1 Karte. Gotha, Die Gesch. d. holländ. Kolonialreichs in Brasilien ist nur eine Episode der europ. Kolonialgesch. d. 16.—18. Jhs., aber ihr ganze Verlauf u. sichern ihr Aussichten, die sie eine Zeitlang zu eröffnen schien, geht auf größere Beachtung. Die Gründung der holländ. Kolonie die Westindische Compagnie (W. J. C.) zurück, die auf Betreiben des bekannten Antwerpener Projektemachers Usselinx 1621 begründet, den Kampf gegen die span. See- u. Kolonialmacht in der westl. Erdhälfte u. die Begründung einer niederländ. Handelsherrschaft nach dem Muster der Ostind. Comp. an der W.küste Afrikas u. in Amerika zum Zweck hatte. Die Wegnahme der span. Silberflotte durch Piet Hein 1628 u. der ungeheure Geldsegen, der damals auf die W.J.C. herniederging, gab ihr den Mut, einen 1624 gegen Bahia gerichteten, aber mißglückten Anschlag zu wiederholen. 1630 wurde Pernambuco erobert u. damit die 24jährige Episode der holländ. Herrschaft in Brasilien eingeleitet. Es kam den Holländern zugute, daß Spanien, bekanntlich seit 1580 im Besitze Portugals u. seiner Kolonien, den portugies. Niederlassungen hier wenig Beachtung u. Unterstützung widmete. Portugal mußte in dem großen Kampfe Spaniens mit seinen kolonialen Konkurrenten die Zeche bezahlen. Die Glanzzeit der Kolonie „Neuholland" war die Statthalterschaft des Grafen Joh. Moritz von Nassau-Siegen 1637—44. Der treffliche Fürst, dem Holländer wie Brasilianer auch später noch ein gutes Andenken bewahrten, wußte durch ein ebenso tatkräftiges wie gemäßigtes u. gerechtes Regiment der Kolonie einen verheißungsvollen Aufschwung zu geben. Aber der portugies. Widerstand hatte nie geruht u. fand neue Belebung, als die Erneuerung der Selbständigkeit Portugals 1640 den Aufständischen kräftige Hilfe sicherte. Verhängnisvoll jedoch wurde der holländ. Kolonie vor allem die Geldnot der W.J.C., die ihr gewaltiges, 1628 gewonnenes Kapital anfänglich durch übermäßige Dividendenausschüttungen, dann durch den kostspieligen Kaperkrieg verpulverte, u. nun zu einem höchst kleinlichen Spar- u. Knausersystem überging, ja die Kolonie direkt im Stiche ließ. Als Graf Joh. Moritz 1644 abberufen wurde, war das Schicksal der Kolonie nur noch eine Frage der Zeit. 1654 fiel die Hauptstadt Recife (Pernambuco) in portugies. Hände u. 1661 leistete Holland im Haager Frieden gegen eine Geldentschädigung auf sie Verzicht. — W. hat die Gesch. der Kolonie auf Grund des überreichen Aktenmaterials im Haag ganz neu bearbeitet, u. wenn auch die Hauptlinien bereits in Netschers Buch „Les Hollandais au Brésil" (1853) gezogen waren, so vermochte er doch auf Grund der Akten u. unter Heranziehung der umfänglichen holländ., portugies. u. brasilian. Lit. manchen neuen Zug beizufügen. Vollständig Neues bietet sein 2. Buch (S. 179—261), in dem die inneren Zustände, Verwaltung, Finanzen, Kirche, die sehr interessante Judenfrage, die Stellung zu Portugiesen u. Indianern usw., sowie vor allem das 3. (S. 262—348), worin das Wirtschaftsleben der

Digitized by Google

Kolonie, ihre Produkte, der Kampf zw. Monopol u. Freihandel, die Ein- u. Ausfuhr, sowie die Seeschiffahrt nach Brasilien zur Darstellung gelangen. Ein Besuch des Vf. in Brasilien im Sommer 1914 führte zwar nicht zur erhofften Auffindung neuer Archivalien, ergab aber aus der brasilian. Zeitschr.-Lit. reiche Ausbeute u. vermittelte ein Bild von Land u. Leuten. Auf der Rückkehr hatte W. das Unglück, in engl. Kriegsgefangenschaft zu geraten, u. wenn ihm auch die Möglichkeit, an die Ausarbeitung des Buches zu gehen, das harte Los jahrelanger Einschließung im Gefangenenlager etwas erleichterte, so waren doch außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden, um das Material vor dem Untergang zu behüten u. das Buch zu vollenden. Man darf den Vf. u. die Wissenschaft dazu beglückwünschen.

W. Vogel.

Ballhausen, C., Dr. phil., D. erste engl.-holl. Seekrieg 1652—54 sowie d. schwed.-holl. Seekrieg 1658—59. M. 23 Karten u. 4 Plänen. XXI, 804 S. Haag, M. Nijhoff, 1923.

Der prächtigen Ausstattg. des Buches entspricht der innere Gehalt in keiner Weise; kaum jemals ist ein so fesselnder Stoff einem zu seiner Behandlg. in jeder Hinsicht so ungeeigneten „Historiker" ausgeliefert gewesen. An Geduld hat es — um d. bekannte Faustzitat umzukehren — dem Vf., leider einem Reichsdeutschen, nicht gefehlt, wohl aber an Kunst u. Wissenschaft. Eine „wissenschaftl. Untersuchg." der gen. Seekriege, wie sie B. in etwas anmaßender Weise ankündigt, kann sich nur aufbauen auf dem hdschr. Material, das die Archive der betr. Länder noch heute in reichster Fülle enthalten. Welch schöne Ergebnisse das Studium der Originalakten zu liefern vermag, haben erst kürzlich die wertvollen Bücher von Joh. E. Elias gezeigt (vom Rf. besprochen: „Hans. Gesch.-bl.", 1923, S. 151 f.). B. stützt sich lediglich auf gedruckte Literatur, unter der indes wichtige Werke fehlen. Aber ihre 14 S. füllende Aufzählg., die statt in alphabet. in einer nach sachl. Gesichtspunkten geordneten Reihenfolge hätte erfolgen müssen, ist für den Benutzer des Wälzers fast wertlos, zumal eine krit. Beurteilg. der zitierten Werke nicht gegeben ist. Kritiklosigkeit verleiht dem Buche überhaupt das Gepräge. Gut verbürgte Nachrichten, unsichere Überlieferung werden unbedenklich zusammengearbeitet. Wichtiges von Nebensächlichem zu scheiden, ist B. völlig außerstande; er erstickt in dem Wust seiner Exzerpte, die z. T. geradezu alberne Einzelheiten mitteilen; überflüssig ist ein Teil der Stammtafeln. Die Gabe auch zur leidlichen Darstellg. geht B. ab; seine stilistische Hilflosigkeit ist ebenso empörend wie grotesk. Eine Gliederung des Stoffes nach höheren Gesichtspunkten fehlt. Einzelheiten auf Einzelheiten, in zerhackten Sätzen aneinander gestoppelt, machen die Lektüre zu einer fortgesetzten Qual. Auch die geographischen Kenntnisse B.s sind z. T. schwach. Vor allem aber gebricht es ihm an dem Wissen, ohne das ein Nichtseemann sich an einen solchen

Digitized by Google

Stoff überhaupt nicht wagen darf. Während indes Forscher vom Range Gardiners u. Corbetts die ersten militär. Autoritäten ihrer Marine befragten, hat B. überhaupt keinen seemännischen Berater gehabt. Die Früchte dieser geradezu verbrecherischen Unterlassung sind die unglaublichsten Irrtümer seemänn., naut., artilleriſt. u. takt. Art. Hat doch B. nicht einmal seine deutschen Vorlagen verstanden! Er kennt u. a. nicht die Striche des Kompasses, u. mehr als einmal sind in Text u. zugehöriger Karte die betr. Windrichtungen verschieden angegeben; er „verbessert" sogar die richtigen Angaben eines altholländischen Gewährsmannes. Das ungeheuerliche Machwerk ist eine Versündigung am Andenken eines Tromp u. De Ruyter. Dem Vf. geht das allerbescheidenste Maß von Selbstkritik u. jegliches Verantwortungsgefühl gegenüber der Wissenschaft ab, wenn er seine Arbeit in dieser „Form" für druckreif u. für die Darstellg. der gen. Kriege hält. Das Recht, über sie mitzureden, hat er ein- für allemal verwirkt. Es ist ein Rätsel, wie die hochangesehene Firma M. Nijhoff ein solches Buch zum Abdruck hat annehmen können. Aber da B.s Fortsetzg. — noch 2 Bde. in gleicher Tonart — durch Colenbranders De Ruyter-Biographie überflüssig werden wird, gibt sich d. Ref. der Hoffnung hin, daß der Verlag die einzig mögliche Folgerung ziehen u. Historiker u. Seeoffiziere mit B.s weiteren „wissensch. Untersuchgen." verschonen wird.

Friedrich Graefe.

Rieß, L., D. Zeitalter des Absolutismus u. der Aufklärung. (= A. Reimanns Geschichtswerk f. höh. Schulen. III. Bd. 6.) 8°. 224 S. Münch. u. Berl., R. Oldenbourg, 1923.

Das Buch beginnt mit einem Aufriß der Neuordnung des Staatensystems u. Verfassungslebens in Mittel- u. Westeuropa um die Mitte des 17. Jh. Es gibt ein anschauliches Bild von der höfischen Kultur im Zeitalter der Kabinettskriege, von der Begründung des europ. Gleichgewichts u. dem Emporstiege Rußlands. Die treibenden Kräfte der Weltbewegung in der Aufklärungszeit werden aufgedeckt u. bes. in ihren Auswirkungen in Deutschland u. England gekennzeichnet. Darauf folgt die Schilderung der Politik Rußlands unter Katharina II. u. der Entstehung der Vereinigten Staaten in Amerika. Mit einem Überblick über die volkswirtschaftlichen, sozialen u. nationalen Strömungen gegen Ende des Zeitalters des aufgeklärten Despotismus u. einer Zeichnung der damals aufkommenden neuen Kulturideale schließt das Werk, das mit seinen Quellen- u. Lit.angaben, seinen Anmerkungen u. Anlagen dem Geschichtslehrer mancherlei Winke für den Unterricht geben u. bei geeigneter Anleitung auch dem Schüler zur Vertiefung seiner Kenntnisse förderlich sein wird.

Trotz der gedrängten Form u. der Fülle des verarbeiteten Stoffes ist ein Buch entstanden, das durch seine Darstellungskunst fesselt. Mit Recht stellt R. das kulturelle Moment in den Vordergrund, denn nicht Kriegsereignisse, sondern Ideenkomplexe bestimmen den Charakter

Digitized by Google

des allg. Lebens jener Zeit. In der Periode vom Westf. Frieden bis zur franz. Rev. haben Kriege nur selten entscheidende Umwandlungen herbeigeführt. Darum werden innere Entwicklungen u. ihre Einwirkungen auf die öffentliche Meinung, aus denen ein neuer Zeitgeist entsprang, hervorgehoben. So schließt sich an eine eingehende Schilderung der höfischen Kultur in der 2. Hälfte des 17. Jh. der klare Aufriß der neuen Grundlagen einer bürgerlichen Weltkultur, wie sie im 18. Jh. sich entwickelt. Ob der Vf. den Geist des Rokokos u. Zopfes in der europ. oder des Pietismus u. Philanthropismus in der dtsch. Kultur darstellt, stets sehen wir uns von kundiger Hand geleitet u. von einfühlendem Sinn geführt.

Die beigegebenen Anl. wird der tiefer Schürfende mit Freuden begrüßen, bieten sie doch eine Menge Einblicke in Einzelvorgänge des geschichtlichen Lebens. So wird das Verständnis für die „glorreiche Rev." in England unstreitig durch die Kenntnis der Bill of Rights von 1689 erhöht. Ihr Abdruck erfolgt derartig, daß gegenüber den Beschwerdepunkten die erklärten Rechte kursiv gedruckt sind. Abgedruckt ist ferner in gekürzter Übersetzung die Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten v. 4. Juli 1776. Einige mutige Heimatliebe bekundende Briefstellen Liselottes aus der Korresp. mit ihrer Tante (Kurf. Sophie v. Hannov.) lenken den Blick auf diese echte deutsche Frau, die am sittenlosen franz. Hofe ihre Reinheit wahrte. Bedeutsame Anm. finden sich für die Zeit Friedrichs d. Gr. Mit kritischem Scharfsinn beurteilt R. die moralischen Betrachtungen, die Koser an das Protokoll von Klein-Schnellendorf (1741) anknüpft; er zeigt, daß sie auf Verkennung der polit.-militär. Lage beruhen, daß „Vernichtungsstrategie" damals noch völlig außerhalb der Möglichkeit lag. In geschickter Weise wird die langgesponnene Kontroverse üb. d. Ursprung des 7jährigen Krieges behandelt; dabei fällt ein bedeutsamer Hinweis auf die polit. Testamente v. 1752 u. 1768, die in vollem Wortlaut erst 1920 herausgegeben sind: einige wichtige Sätze daraus kommen zum Abdruck. Bei der Betrachtung der Entwicklung der dtsch. Lit. u. Wissensch. in d. J. 1756—1806 u. ihrer Bedeutung für das Erwachen des Nationalgefühls zieht R. die Parallele zu dem Siegeszug der chines. Kultur unter der Fremdherrschaft des mandsch. Kaiserhauses im 18. Jh., um zu zeigen, daß der Geist der Kulturvölker unabhängig von ihren polit. Schicksalen sein könne, wenn man auch nicht übersehen dürfe, daß es sich beide Male nur um Episoden der Nationalgeschichte handelt, die unter der Nachwirkung ehemaliger größerer, noch unvergessener Weltgeltung stehen, u. wir uns nur aus ganz besonders gearteten Verhältnissen erklären können, daß ein ehedem machtvolles Volk zur Tatenlosigkeit u. zu rein geistigem Leben hinabgedrückt wird. Derartige über das Buch verstreute Schlaglichter lassen es außerordentlich anregend wirken.

Gumlich.

Digitized by Google

Frh. v. Schrötter, F.: D. Münzen Friedr. Wilhelms d. Gr. Kurfürsten u. Friedr. III. v. Brandenburg, Münz- u. Geldgesch. 1640—1700. (Staatl. Museen in Berlin.) Gr. 8°. X, 596 S. Berl., E. A. Schwetschke & Sohn, 1922.

Das gewaltige Unternehmen der Berl. Akad., Geschichte u. Entwicklung d. preuß. Staatsverwaltung von 1701—1806 nach einem gemeinsamen Plane, aber in Einzeldarstellungen der einzelnen Zweige zu schildern, die sg. Acta Borussica, mußte natürlich auch das Münzwesen mit einbegreifen; mit der Aufgabe wurde i. J. 1897 Frhr. v. Schrötter betraut u. hat sie in 16jähriger Arbeit, als deren Frucht 3 Bde. Münzbeschreibg. u. 4 Bde. Münzgesch. v. 1904—1913 erschienen, gelöst; er hat damit ein Werk geschaffen, wie es für die anderen großen deutschen Territorien, insbes. Sachsen, Braunschweig, Österreich, trotz wiederholter Aufforderung u. mancher Anläufe noch immer nicht vorliegt. Die Epochenjahre 1701 u. 1806 aber sind, so gut sie zu manchen anderen Zweigen des Staatslebens passen mögen, fürs Münzwesen höchst ungünstig: so hat Schr. als Anfangsjahr schon 1690, das Jahr des Leipz. Münzvertrages, nehmen müssen, da i. J. 1701 die 1690 inaugurierte Entwicklung in vollem Flusse war; aber auch dieser Anfang ist noch nicht befriedigend; u. als Endjahr war 1806 denkbar ungeeignet, weil die Haupterscheinungen der Zeit, der übertriebene Scheidemünzschlag zwecks Erzielung eines hohen Münzgewinnes, auch nach 1806 in Berlin, nunmehr zugunsten der Kasse der franz. Besatzungsbehörde, eifrig weiterbetrieben wurde u. auch bezüglich der Gold- u. Silberkurantmünzen wesentliche Änderungen erst 1809, 1816 u. schließlich 1821 eintraten; 1821 wäre hier das gegebene Epochenjahr gewesen. Dem Schema der Acta Boruss. zuliebe wurden diese Rücksichten preisgegeben, u. es entstand daher schon während der Arbeit der Wunsch, den Torso durch Anstückung eines Unterbaues, die Zeit bis 1701 behandelnd, u. eines Oberteiles, die Zeit von 1806—1873 behandelnd, zu einem lebensvollen Standbilde zu ergänzen. Den Oberbau, die Münzgesch. von 1806—1873, also bis zum Ende der selbständigen Münzhoheit Preußens, werden wir in Kürze vor uns sehen, die Akad. hat die Herausgabe dieses seit lange fertigen Werkes Schr. kürzlich übernommen, u. der Druck ist im Gange. Für den Unterbau aber mußten die Staatl. Museen kurz vor dem Weltkriege die Patenschaft übernehmen. Es war selbstverständlich, daß man als Anfangsjahr desselben den Regierungsantritt des Gr. Kurfürsten nahm, u. ebenso, daß man wie in den Acta Boruss. Münzbeschreibg. u. Münzgesch. trennte, wenngleich sich die Fachnumismatiker noch nicht alle an diese für die neuere Münzkunde durchaus gegebene Zweiteilung gewöhnen können. So ist denn die Münzbeschreibung der Münzen des Gesamtstaates (natürlich nicht bloß der Mark selbst) von 1640—1701 in einem starken, die 3 Teile der Münzbeschreibung von 1701—1806 zusammengenommen an Umfang übertreffenden Bde. (312 S., 863 Nr., 53 Lichtdrucktaf.) schon 1913 erschienen, die hier zur Besprechung stehende Münzgesch. aber in

Digitized by Google

anderem Verlage erst 1922. Dem Grundsatze der Acta Boruss., der Darstellung (S. 1—494) den Abdruck der wichtigsten Akten (S. 495—548) folgen zu lassen, treu zu bleiben, war um der Einheitlichkeit des Ganzen willen geboten. Auch dem Verlaufe der Darstellung merkt man es freilich oft noch an, daß sie aus fortlaufenden Exzerpten der Akten entstanden ist; dadurch ist es zwar gelungen, eine Fülle von Einzelheiten, namentlich auch vom Widerstreit der damaligen Tagesmeinungen, in den Text zu bringen; aber es sind dabei einleitende Wendungen wie „was (der u. der) einen unhaltbaren Zustand nannte", (der u. der) „mußte sich nur wundern, daß" usw., „sagte Canstein", „der Kurfürst schrieb, daß", „die Stände klagten, daß" usw., wieder u. wieder stehen geblieben, u. dadurch ist der eigentliche Sachverhalt häufig in den Nebensatz oder in die indirekte Rede gekommen, was die Flüssigkeit der Schilderung oft hemmt u. dem Leser zuweilen die Lektüre des ohnehin äußerst schwierigen Stoffes wie auch bei den früheren Bdn. nicht eben erleichtert. Ein deutlicher Fortschritt gegen diese ist ein engeres Zusammengehen mit dem münzbeschreibenden Teile, indem auf diesen bei der Schilderung der Prägung der betreffenden Münzsorten meist verwiesen, der Entstehung u. Veränderung auch der jeweiligen Münzbilder mehr als in den früheren Bdn. nachgegangen wird, auch bei Auftreten fremder Sorten auf münzbeschreibende Werke verwiesen wird. Der Tabellen (S. 549—570, über Prägestatistik, Münzfüße u. den Parallelinhalt der Münzkontrakte von 1681—1690) sei noch besonders gedacht, weil kein Leser so leicht wird ermessen können, welche ungeheure Mühe die Verdichtung von Münzakten zu Tabellen macht. In das wie immer sehr ausführlich gehaltene Register sind auch kurze Beschreibungen des Lebens u. der oft wechselvollen Laufbahn der Münzbeamten eingearbeitet, in deren Ermittelung manche anderen Vf. münzgeschichtlicher Werke ihre Haupt-, wenn nicht ihre alleinige Aufgabe sehen.

Ich gebe zum Schluß einen Überblick über den allgemein historischen Hauptinhalt des Buches. Wir lernen aus ihm, wie im Münzwesen der Hauptverlauf der Gesch. des brandenburg-preuß. Staates in dieser Epoche sich widerspiegelt: Wir sehen einmal das bewußte Streben des Kurfürsten, das bunte Gemisch von Territorien, die er aus dem mehr zufällig zusammengeerbten Landbesitze seines Hauses u. dem Zuwachs, den ihm der westfälische Frieden brachte, — nur drei einigermaßen kompakte, in sich aber unzusammenhängende Gebiete östl. der Elbe, dazu ein halbes Dutzend kleiner Gebietsfetzen im W., — zu einem Staate zusammenzuschweißen, diesen Zusammenschluß wenn nötig auch gegen das ja in allen Fragen jämmerlich versagende heilige römische Reich durchzusetzen, u. diesen seinen Staat nach anderen als den altständisch-territorialen Grundsätzen zu verwalten. Dahin zielen zunächst seine Bemühungen um eine gewisse Münzeinheit, die sich auswirken zunächst in einem einheitlichen Reglement für die Münzstätten, das 1667 erschien u. 3 Menschenalter die Grundlage alles Münzgebahrens geblieben ist, sodann in dem Streben nach einer Einheitsmünze für den ganzen

Digitized by Google

Staat, wenngleich deren gleichmäßige Einteilung u. eine gemeinsame Scheidemünze noch nicht erstrebt werden konnte — dazu waren die einzelnen Gebiete, bes. die im Westen, viel zu klein, unfähig, ein eigenes Wirtschaftsgebiet zu bilden, abhängig von größeren, wirtschaftlich u. oft auch politisch mächtigeren Nachbarn (so die Niederlande für Cleve, Polen für Ostpreußen). Es war deshalb nicht möglich, die verschiedenen Landeswährungen, die poln.-preuß., das Stüber- u. Schillingsystem am Rhein, die Mariengroschen u. Körtlinge in Westfalen u. am Harz ganz zu beseitigen. Der Kampf gegen diese Währungen bildet einen wichtigen Teil der Gesch. der provinz. Münzstätten, der zu Königsberg, Krossen, Magdeburg, Halberstadt, Bielefeld, Lünen, Cleve u. Emmerich; das Kap. über Ostpreußen ist wegen der Integrität u. fachmännischen Tüchtigkeit der dortigen Münzbeamten einer der erfreulichsten Abschn. des Buches. Das Endziel, die volle Münzeinheit, ist erst 1821 erreicht worden. Jene Bemühungen aber sehen wir immer wieder durchkreuzt von den Sonderinteressen der Einzelländer u. dem Widerstande der Stände u. Beamten dort; aber schließlich hat er sie doch wenigstens insofern durchgesetzt, als in dem Gulden des Münzvertrages von Zinna (1667) u. Leipzig (1690) eine obere Einheitsmünze für den Gesamtstaat geschaffen wird. — Dieser Erfolg aber ist gegen Kaiser u. Reich, gegen dessen längst überlebte Münzordnungen nur im Verein mit dem reichlich über eigenes Bergsilber verfügenden Kursachsen, wozu später Braunschweig trat, erzielt u. den Vertragschließenden als reichlich namentlich in Süddeutschland übel verdacht worden; schließlich aber ist der Nachfolger des durch gewissenlose, gewinnsüchtige Nachmünzer bald unwirksam gemachten zinnaischen Fußes, der Leipziger Fuß, den Friedrich III. 1690 mit Sachsen — Braunschweig trat auch diesmal erst später bei — schloß u. der durch energisches Vorgehen gegen die „Heckenmünzen" vor dem Schicksal des Zinnaer bewahrt wurde, doch zum Reichsfuße erhoben worden. — Die Versuche endlich, den Staat nach neuen Grundsätzen zu verwalten, erkennen wir im Münzwesen vor allem an dem allmählichen Preisgeben des fiskalischen Standpunktes: war doch das Münzwesen hier u. da schon im Altertum, dann fast das ganze Mittelalter hindurch bis damals als nutzbares Recht, als gewinnbringendes Geschäft betrachtet worden u. nicht als eine zum gemeinen Besten zu erfüllende Staatspflicht. Freilich hat der Kurfürst selbst wieder u. wieder, so in den fünfziger Jahren bei Aufstellung seines ersten stehenden Heeres u. bei dessen Verwendung im schwedisch-polnischen Kriege, dann wieder in den siebziger Jahren im Kriege gegen Frankreich u. Schweden in die alte Praxis zurückfallen müssen, wie es sein Nachfolger bei den großen Ausgaben zur u. nach Erwerbung der Königskrone, sein großer Urenkel im Siebenjährigen Kriege abermals getan haben — aber wer will ihm u. ihnen das verdenken in einer Periode, die Staatsanleihen nicht kannte u. ein geregeltes Steuersystem eben erst auszubauen im Begriff stand? Gegen Ende seiner Regierung jedenfalls hat Friedrich Wilhelm das

Digitized by Google

Münzwesen durchaus in modernen Bahnen gehalten. Ferner ist in diesem Zusammenhange eine allmähliche Besserung der Münzverwaltung zu konstatieren; man bemüht sich, wenn auch oft noch vergebens, Beamte statt der doch immer in die eigene Tasche wirtschaftenden Unternehmer zu verwenden, sie regelrecht zu besolden, auf bestimmte Leistung zu verpflichten u. im Instanzenzuge zu beaufsichtigen, sowie die Beschaffung des Betriebskapitals für die Münze möglichst selbst in die Hand zu nehmen — so fasse ich die Darleihung von Geld durch den Kurfürsten selbst u. die Kurfürstin auf; daß es dabei namentlich der letzteren um hohe Verzinsung dieser in den „Münzverlag" gesteckten Gelder zu tun war, kann ihr doch niemand verargen. Auch im Münzwesen hat es jedenfalls der Kurfürst verstanden, tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen u. ihnen, wie z. B. dem Obermünzdirektor Gilli, gegen Anfeindungen u. gegenüber vielleicht in Vielem berechtigten Vorwürfen doch die Stange zu halten. In Knyphausen wurde schließlich auch eine Persönlichkeit gefunden, die das schwierige Amt einer oberen Instanz für die von allen Vorgängern halb als Hexerei angesehene Münzmaterie wirklich auszuüben fähig war. Von besonderem verfassungsgeschichtlichen Interesse ist noch ein einmaliger Rückfall in die Verhältnisse des 16. Jh., insofern 1661 das Münzrecht für „Landmünze" einmal den brandenburgischen Ständen verliehen wird, die durch Überschwemmung mit schlechter Scheidemünze aufgebracht waren; die Zeit ständischer Mitregierung aber war vorüber, sie konnten der Sache nicht Herr werden und 1665 übernahm doch die Regierung die Prägung wieder.

So also sehen wir im großen u. im kleinen im Münzwesen sich die allgemeine Geschichte der Zeit widerspiegeln. Vielleicht wird schon in Kürze Gelegenheit sein, dem auch an der Hand der Münzgeschichte Preußens im 19. Jh. nachzugehen.

K. Regling.

Reininger, R.: Kant. Seine Anhänger u. s. Gegner. (= Gesch. d. Philos. i. Einzeldarstellgg. Hrsg. v. G. Kafka. Bd. 27/8.) 8°. 313 S. Münch., Reinhardt, 1923.

Wohl in Hinblick auf den 200jährigen Geburtstag ist in der Reihe der „Gesch. d. Philos. i. Einzeldarstellgg." ein K. gewidmeter Bd. erschienen. Nach den ausgezeichneten Arbeiten von Cassirer u. Kroner, die beide K. mehr, als bisher geschah, vom Standpunkt des nachkantschen Idealismus aus ansahen u. ihn als Stufe zu diesem bewerteten, war es für den Vf. nicht leicht, eine an diese beiden Autoren oder, um einen älteren zu nennen, an J. E. Erdmann heranreichende Darstellung zu geben. Der Vf. hat in der Tat in seinem Buche diese Höhe nicht nur nicht erreicht, sondern, wie es scheint, absichtlich diesen Ausblick auf die großen Fortbildner des K.schen Gedankensystems vermieden u. somit m. E. den wichtigsten u. gerechtesten Maßstab, der allein in dem geschichtl. Fortgang gefunden werden

Digitized by Google

kann, zu seinem Schaden beiseite geschoben. Am deutlichsten tritt das im XIII. Abschn.: „K.s Anhänger u. seine Gegner" hervor, wo zwar Hamann, Herder, Jacobi, Fries, Schulze, Maimon, Beck, Bardili, Schiller u. Goethe, wenn auch meist sehr kurz, behandelt werden — der Untertitel des Buches läßt gerade hier größte Ausführlichkeit erwarten —, nicht aber Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, offenbar, weil nach dem Vf. diese Fortbildner „dem Rausch der Spekulation" verfallen sind (S. 296). — Die größte Seitenzahl umfaßt die Darstellung von K.s Lehre (S. 24—236), bei deren Entwicklung der Vf. den systemat. Zusammenhang der mannigfaltigen Gedankengänge gut herausarbeitet, Dunkelheiten oder Widersprüche in K.s System aufzuklären versucht, aber nicht in eine einseitige Verherrlichung K.s verfällt, sondern auf offengelassene Probleme — hierin namentlich von Liebert beeinflußt — hinweist. Am wenigsten wird der Vf. hierbei dem Problem von Glauben u. Wissen gerecht. K. hat hier eine befriedigende Lösung nicht gegeben, auch bei seiner Stellung zur Metaphysik nicht geben können. Seine Kritik richtet sich nicht nur, wie der Vf. meint, gegen die spekulative Metaphysik u. Theol., sondern auch gegen den aus der Tiefe des menschlichen Gemütes quellenden Glauben. Der Vf. vermag seine Stellung in dieser Frage nur dadurch zu retten, daß er behauptet, K.s Theologie könne nur unter dem Gesichtspunkt der zweifachen Wahrheit richtig verstanden u. gewürdigt werden. K.s Meinung sei, daß eben dasselbe, was vom Standpunkt philosoph. Kritik aus nur als Idee, Hypothese oder Fiktion gewertet werden könne, für den emotionalen Menschen trotzdem Gegenstand eines lebendigen u. felsenfesten Glaubens sein könne (S. 258). Hätte K. „je nach Bedarf in verschiedenen Stockwerken der eigenen Seele wohnen" können, so wäre das für seinen Charakter, der gerade in letzter Zeit von kathol. Seite wegen dieser doppelten Moral heftig verurteilt worden ist (vgl. Deneffe, K. u. d. kathol. Wahrheit), wenig günstig; in der Tat aber widerspricht dieser einer solchen Auffassung völlig. Man braucht nur Jachmanns oder Borowskis Lebensbilder K.s nachzulesen, die der Vf., der gerade das Leben u. die ethischen Anschauungen K.s in Beziehung setzen will, in viel größerem Umfange hätte ausnutzen sollen.

Das zur Einführung in K. recht geeignete Buch wird am besten so gelesen, daß Abschn. XII, der die Grundgedanken von K.s Philos. wiedergibt, vor der Darstellung des Systems (Abschn. IV) durchgearbeitet wird.

Sange.

---

v. Hake, P.: Zusammenbruch u. Aufstieg d. franz. Wirtschaftslebens 1789—99. 8°. V, 258 S. München, C. H. Beck, 1923.

Diese bei M. Sering u. dem Ref. gearbeitete, hier nicht als solche gekennzeichnete Berl. Diss. wendet sich mit erfreulichem Wirklichkeitssinn der seit Wahl u. Wolters in Deutschland kaum wieder bearbeiteten u. doch schon paradigmatisch für das Verständnis der

Digitized by Google

ganzen Neueren Zeit so wichtigen Wirtschaftsgesch. der Franz. Rev. zu. Zwar ist überall spürbar, daß Wahl u. Behandlung des Gegenstandes ursprünglich von einem stark außerwissenschaftlichen, um nicht zu sagen tendenziösen Interesse an seinen Entsprechungen zu gegenwärtiger politischer Wirklichkeit u. Theorie geleitet waren. Aber diese von den Ereignissen ja bereits überholte Analogie macht, von dem bisweilen allzu aufdringlichen Pathos der Sprache abgesehen, namentlich für weitere Kreise kaum weniger lehrreich, wie (auch in den statistischen Taf. u. Kurven des Anh.) die Konjunkturentwicklung der revolutionären Zwangs- u. Währungswirtschaft bis zum Beginn der Sanierung durch die Diktatur u. die Eroberungskriege Napoleons im Zusammenhang vorgeführt wird. Denn in eine zunächst ziemlich äußerliche Aneinanderreihung der politischen Geschehnisse u. ihrer finanz- u. marktpolitischen Begleiterscheinungen ist doch wenigstens soviel von den neueren französischen Darstellungen u. Quellenveröffentlichungen hineingearbeitet, daß der tiefere Untergrund der großen gesellschaftlichen Umwälzungen in Landwirtschaft u. Gewerben durchscheint, deren Durchführung die Wirtschaftspolitik der Revolutionsregierungen ebenso erschwerte, wie ihre allmähliche Vollendung dem Konsulat festeren Boden unter die Füße gab. E. Brinkmann.

Gebhardts Handb. d. deutschen Gesch. 6. Aufl. hrsg. v. A. Meister. 3. Bd. Bearb. v. Georg Schuster. V. Abschluß d. deutschen Bundesakte (1815) b. z. Ende d. Weltkrieges. Nachtr.: D. Verfassg. d. dtsch. Republik. 8°. VI, 756 S. Stuttg., Berl. u. Leipz., Union, Dtsch. Verl.-Gesellsch., 1923.

In dem wohl von allen deutschen Historikern mit Spannung erwarteten Schlußband kommt allein Dr. Georg Schuster zum Wort; mitverantwortlich ist selbstverständlich der neue Hrsg. des Gesamtwerkes. Man hat immer wieder bei der Lektüre seine Freude an der Zusammenarbeit zwei so besonnener, die Summe langjähriger Forschungen ziehender Gelehrter u. festigt sich in der Überzeugung, daß der Gerechtigkeitssinn des Mannes doch erst ausgangs der 50er, anfangs der 60er Jahre zur höchsten Vollendung gelangt, — auch v. Treitschkes Wort über M. Duncker fiel mir wieder ein: „er gehörte zu den Glücklichen, die im hohen Alter ihr Bestes leisten". Vorsichtiges Abwägen des Für u. Wider, mustergültige Berichterstattung über noch nicht gelöste Streitfragen, übersichtliche Gruppierung des gewaltigen Stoffes zeichnet insbesondere diesen 3. Bd. aus; Dominante ist u. bleibt auch für Sch. u. M. die Meinung von M. Lenz, „daß die politische Historie in das Zentrum aller Geschichtsforschung zu stellen sei, weil der Staat Träger u. Sammler aller geistigen Potenz, aller Kultur ist, u. weil nur die auf ihn als das Zentrum gerichtete Betrachtung sich von den beschränkenden Gesichtspunkten, wie sie das gesellschaftliche Leben u. das Parteiwesen mit sich bringen, frei erhalten kann". Rankescher Geist weht nach wie vor durch das Gebhardtsche Handbuch; mit der Objektivität u. Universalität des

Digitized by Google

Altmeisters können sich in 1. Linie die neu hinzugekommenen Kapitel „D. polit. Parteien" u. „Der Weltkrieg" — Ludendorff wird allerdings überschätzt — messen; von dem Streben, das Selbst auszulöschen, zeugen insbesondere die fein abgestimmten Urteile über Bismarck u. Wilhelm II., über den gegen Dietr. Schäfer in Schutz genommenen Caprivi u. seine Nachfolger, von denen Bülow aus intimerer Aktenkenntnis eine neue ungünstige Beleuchtung erfährt, Hohenlohe m. E. etwas zu schlecht wegkommt, — Sch. kennt wohl nicht den Gedächtnisartikel des Grafen v. Rehbinder auf Hohenlohe (allerdings seines Neffen) in der Deutschen Revue (Juli, Aug. 1902).

Einige Verbesserungsvorschläge mögen gestattet sein für eine hoffentlich recht bald notwendig werdende neue Aufl. Daß die leider nicht mehr berücksichtigte Literatur der 2. Hälfte des Jahres 1922 nachgetragen u. verwertet werden wird, ist ja selbstverständlich. Vermißt habe ich auf S. 1 in der Lit.übers. Meineckes Weltbürgertum etc., u. Sartorius v. Waltershausen Dtsch. Wirtsch.gesch. 1815 bis 1914, auch Georg v. Belows Deutsche Geschichtschreibg. etc., u. M. Ritters Entwicklg. d. Gesch.wissensch. (deren 5. Buch ein guter Führer durch das 19. Jh. für den ratlosen Anfänger u. auch für ältere Forscher ist, neben Below u. Fueter). S. 3 müßte m. E. auf Rankes Aufsatz „Die großen Mächte" hingewiesen werden; junge Historiker, die leider viel zu wenig zu den Werken des Altmeisters greifen, sollten wenigstens diesen programmatischen Essai lesen. Unter den Ursachen der Nichteinlösung des preußischen Verfassungsversprechens v. 22. Mai 1815 scheint mir der Einfluß des Zaren auf Friedrich Wilhelm III. neben dem Metternichs nicht genügend hervorgehoben; des Ref. Schrift: Ancillon u. Kronpr. Friedr. Wilh. IV. war wohl zu erwähnen. Der Abschn. „Im Kampf um das Verfassungsversprechen" ergänzt das in des Ref. bezügl. Abhandlungen veröffentlichte Aktenmaterial sehr wesentlich und begründet dessen von Meineckes Auffassung abweichende Einschätzung Hardenbergs. Besondere Erwähnung verdient neben P. Wentzkes Gesch. d. dtsch. Burschenschaft der 7. Bd. der Quellen u. Darstellg. z. Gesch. d. Burschenschaft u. der dtsch. Einheitsbewegung, der kurze Lebensabrisse u. Würdigungen bringt, z. B. Karl Follens von Hermann Haupt, Uwe Jens Lornsens von F. Rachfahl. S. 97 dürfte sich empfehlen, auch E. Ludwigs Bismarckbuch kurz zu charakterisieren u. vor der Schrift K. Schefflers in angemessener Weise zu warnen; solche knappe „Abfertigungen" werden jetzt gerade am meisten gelesen u. richten in der jungen Saat realpolitischen Denkens großes Unheil an. S. 136 scheint mir die ablehnende Haltung Wilhelm Alter gegenüber nicht bestimmt genug zum Ausdruck gebracht, — warum kein Wort sittlichen Tadels über diesen Fälscher? Für die Außenpolitik seit 1871 konnte bedauerlicherweise die Aktenpublikation des A. A. nicht mehr benutzt werden; hier gilt's vor allem nachzuholen, auch die inzwischen reichlich erschienenen Memoiren u. darstellende Lit. zu verwerten, Stellung zu nehmen zu Rachfahls „Dtschld. u. d. Weltpolit." u. zu anderem. Und dann zu den Neuerscheinungen über Bismarcks Entlassung u. letzte Kämpfe, über das

Digitized by Google

Wilhelminische Zeitalter u. den Weltkrieg! So richtig mir hier überall die Grundlinien gezogen zu sein scheinen u. die geleistete Riesenarbeit Achtung verdient, so wenig darf ich doch verschweigen, daß die Darstellung des Details den inzwischen erreichten Stand unsres Wissens nicht zum adäquaten Ausdruck bringt; hier ist insbes. zum Schluß mancherlei schon überholt, — Bücherschicksal! Unvermeidlich bei einem Werke, dessen Druck sich $1^1/_2$ Jahre hinzog! Wir wollen uns seiner trotzdem freuen, es fleißig lesen u. aufs wärmste empfehlen (den Nachtr. übrigens unter Hinweis auf die leider unerwähnt gebliebene prächtige kleine Schrift Ph. Zorns D. dtsch. Staatsgedanke, Leipz. 1921), wollen namentlich aufmerksam machen auf das, was Sch. mit Bezug auf den engl.-russ. Vertrag über Persien, Afghanistan u. Tibet v. 31. Aug. 1907 sagt: „Die zivilisierte Welt sah diesem Treiben gelassen zu. Sie ist eben nur gerecht gegen den Starken, nur rücksichtsvoll gegen den Gefürchteten. Und das Schicksal der Staaten hängt nicht ab von seinem moralischen Recht, sondern von dem Gebrauche seiner Kraft." Auch auf S. 600 stehen besonders beachtenswerte Worte: „Schlieffen hat recht behalten, der getreue Ekkehard seines Volkes, der, wie einst Bismarck unser politisches Schicksal vorausgesagt hat, das militärische Ende Deutschlands mit prophetischem Blick erkannt hatte. Aber Propheten gelten nichts im Vaterlande. Am wenigsten Propheten vom Schlage eines Bismarck, eines Moltke, eines Schlieffen."

Paul Haake.

Rapp, A.: D. Kampf um d. Demokratie in Deutschland seit d. großen franz. Rev. (Sammlg. belehr. Unterhaltungsschriften, hrsg. v. H. Vollmer, Bd. 100/1.) 362 S. Berl.-Wilmersd., H. Paetel, 1923.

Das Buch, in einer populären Sammlung erschienen, versucht mit Glück sein verwickeltes Thema volkstümlich zu behandeln. Wie schwer das ist, weiß Jeder, der sich mit der Gesch. der Parteien u. polit. Strömungen des 19. Jh. befaßt hat; es sei nur an die Unzulänglichkeit der „Gesch. d. dtsch. Liberalismus" des zweifellos so begabten Klein-Hattingen erinnert. R. erscheint durch reiche Kenntnis des Materials u. ungewöhnliche Befähigung zu volkstümlicher, zugleich klarer u. anschaulich-lebendiger Darstellung für die Lösung einer solchen Aufgabe berufen.

In einem einl. Abschn. kennzeichnet er das Wesen der demokrat. Bestrebungen. Die ganze Spannweite zwischen den altväterlichen Schweizer Landsgemeinden u. den modernen demokrat. Großstaaten wird aufgezeigt, das Verhältnis zum Liberalismus, zum Sozialismus abgegrenzt. Bei der Entwicklung von d. franz. Rev. bis 1848, die dann folgt, werden insbes. die süddeutschen Demokratenführer Wirth u. Siebenpfeiffer durch eingehende Wiedergabe ihrer Gedankengänge charakterisiert. Den Kern der Darstellung bildet das umfangreichste 3. Kap. üb. d. Bewegung von 1848. Die vage Begeisterung der 48er Jugend ist S. 184 ff. glänzend wiedergegeben. Parallelen zwischen den Revo-

Digitized by Google

lutionen von 1848 u. 1918 werden gezogen, bes. eingehend wird deswegen die bad. Rev. v. 1849 geschildert — hier wären einige Sätze über die gleichzeitige Pfälzer Erhebung einzuschalten, die ein so kompetenter Teilnehmer wie L. Bamberger mit Humor u. Selbstironie erzählt hat. Über der anschaulichen Darstellung der komischen u. grotesken Seiten der 48er Bewegung gerät R. zuweilen in Gefahr, das relativ Berechtigte daran zu unterschätzen. So sind die Forderungen des von ihm so scharf verurteilten Offenburger Manifestes fast sämtlich jetzt Gemeingut aller Parteien. Mit Recht wird hervorgehoben, daß nicht die alten Regierungen, sondern die Frankfurter, vom Parlament eingesetzte Regierung für Deutschland das erste Beispiel der Niederwerfung eines demokr. Aufstandes gab. In dem Kap. üb. „d. Zeitalter Bismarcks" ist das Bild der Württemberg. Demokratie der 60er Jahre so sicher hingestellt, wie man es von diesem ihrem intimen Kenner erwarten durfte; überraschend stark erscheint der franz. Einfluß bei Männern wie L. Pfau u. K. Mayer, viel natürlicher die Hinneigung zur benachbarten Schweizer Kantönli-Demokratie. Das Schlußkap. gibt Rechenschaft über die demokrat. Bewegung der jüngsten Zeit — seit 1890 — u. den Sieg der Demokratie in der Kriegsnot. Aus der Vorkriegszeit hat Friedr. Naumann u. sein national-soziales Programm eingehende Würdigung gefunden; in der scharfen Ablehnung von Naumanns „Sozialismus d. geistigen Lebens" tritt R.s altliberaler, geistesaristokratischer Standpunkt am deutlichsten hervor. Die Schilderung der Entwicklung seit 1917, die wir alle „schaudernd miterlebt", bedarf naturgemäß am stärksten der durch täglich neu erschlossenes Quellenmaterial ermöglichten Überprüfung.

Alles in allem: ein guter Wurf, aber ein „provisorisches" Buch, das nach der 2., erweit. u. verb. Aufl. verlangt. Für eine solche seien einige Desiderata angefügt: Zu der eingehenden Schilderung der 2 süddtsch. Gruppen (Wirth-Siebenpfeiffer u. Pfau-Mayer) möge eine solche der 3. (Fr. Payer u. der 2 Hausmann) hinzukommen; von norddtsch. Demokraten ist Schultze-Delitzsch genannt, aber nicht an der entscheidenden Stelle, als Vorkämpfer der Selbsthilfe der unteren Stände, auch der typisch norddtsch. u. preuß. Demokrat Franz Ziegler (vgl. Mehring, Lessing-Legende[3], 37—48) verdient Erwähnung; das „von" vor Waldecks Namen ist zu streichen. Wilh. Herse.

Duncker, M.: Polit. Briefw. a. s. Nachl. Hrsg. von Joh. Schultze. (= Dtsch. Geschichtsquellen d. 19. Jhs., hrsg. durch d. Hist. Komm. b. d. Bayer. Akad. d. Wissensch., Bd. 12.) 8°. XXIV, 487 S. Dtsch. Verlags-Anstalt, Stuttg. u. Berl., 1923.

Die Veröffentlichung des D.schen Nachlasses beschränkt sich auf die Teile, aus denen von seinem Biographen Haym am wenigsten geschöpft worden ist. Sie bietet das Wichtigste aus der Korrespondenz D.s mit Verwandten, Freunden u. Parteigenossen über persönl., wissen-

Digitized by Google

schaftl. u. polit. Angelegenheiten u. aus den Akten amtl. u. halbamtl. Charakters während seiner Tätigkeit als Leiter der preuß. Regierungspresse u. als Vortr. Rat des Kronprinzen 1859—1866. Daher begegnen uns auch eine ganze Reihe Briefe des letzteren, des Fürsten Karl Anton v. Hohenzollern u. des Augustenburgers Friedrichs (8.), Licht werfend auf ihre Stellung zu Wilhelm I. u. Bismarck u. sich selbst charakterisierend. Welche Hoffnungen Königin Augusta im März 1861 auf Karl Anton setzte, geht aus dem Tagebuch der Frau Charlotte D. hervor (S. 273 Anm.), wie Wilhelm I. den Wittelsbacher im August d. J. „anfauchte" („geht Ihr Eure Wege, ich werde meinen gehen") aus einer Aufzeichnung D.s über ein Gespräch mit Beseler, Interessantes über die Konseilsitzung am 20. Jan. 1862 aus einer Mitteilung des Kronprinzen an D. (S. 310).

Einen großen Raum nehmen D.s eigene Briefe u. polit. Aufsätze aus d. J. 1847—1871 ein; leider wurde nach weiteren in den Nachlässen der Empfänger noch vorhandenen Briefen von ihm nicht gefahndet; ein Bild seines Entwicklungsganges entwirft dafür eine gut einführende, 14 S. füllende Lebensskizze aus der Feder des Hrsg. Unter den mehr als 5 Dutzend Briefschreibern, die in dem stattlichen Bde. vertreten sind, stehen obenan Heinr. v. Sybel, Haym, Herm. Baumgarten, K. Ägidi, Konst. Rößler, K. Samwer, K. Francke, Gust. Freytag, Aug. v. Saucken-Julienfelde, Frh. Franz v. Roggenbach u. der zur Stuttgarter Gesandtschaft gehörende preuß. Legationssekr. v. Zschock, der am 11. Jan. 1860 meint: „Lassen Sie Bismarck Minister werden, dann hat Preußen seine Zukunft mit einem Schlage vernichtet", der am 12. April 1862 das Wort des württemberg. Herrschers sachlich billigt: „In Berlin zieht man die Revolution an den Haaren herbei u. ist für das Irrenhaus reif", u. der hinzufügt: „Bismarck als Minister würde mit einem Schlage Preußen in Deutschland isolieren, er würde durch die magische Kraft seines abstoßenden Namens allein aus den dtsch. Mittel- u. Kleinstaaten ein fürs erste zur gemeinsamen Abwehr vereintes Ganzes gegen Preußen bilden, dieses mit Österreich in enge Verbindung bringen u. alle konstitutionellen u. von nationalem Gefühl ergriffenen Parteien außerhalb Preußens in die Notwendigkeit versetzen, zu einem inneren Ausbau der deutschen Verfassung im Sinne der Würzburger die Hand zu bieten". Respekt flößt Sybels Scharfblick ein; man stimmt Ägidis Urteil zu: „wir haben nicht viele politische Köpfe wie S.". Ähnliche Empfindungen weckt der v. 7. Aug. 1866 datierte Brief des klugen, weitsichtigen u. geduldigen Schwaben Gust. Rümelin, der leider nur noch mit 2 Schreiben vertreten ist, weniger der am 5. Aug. 1866 Bismarck für den größten preußischen Staatsmann außer Stein erklärende, nördlich vom Main wie Frh. v. Vincke einen Einheitsstaat „ohne die vielen kleinen Kaziken" (Vincke) fordernde, 1867 das allgemeine gleiche Stimmrecht verwerfende Wilh. Wehrenpfennig oder der noch im Sommer 1870 gegen Bismarck Bayerns u. Roms wegen mißtrauische Herm. Baumgarten oder der seit dem März 1862 sich wieder zu Sr. M. allergetreuester Opposition zählende, vor einem scharfen Strich zwischen Liberalen u. Demokraten

Digitized by Google

zurückscheuende Rud. Haym, oder gar der noch 1859 recht radikale, die Regierungen versöhnende Arnold Ruge, der am 26. Mai d. J. poltert: „Wo etwas für die Menschheit geschehen, wo humanere Gedanken u. edlere Gefühle über das Volk kommen sollen, da müssen es die Einzelnen tun u. in der Stille ihres Kopfes u. Herzens die neuen Keime ziehen. Man hebe also den Pariastand der Einzelnen auf. Doch, was sage ich? Auch das muß der Paria selbst tun." Man stimmt wieder Ägidi zu, der am 28. Juni 1864 von Bismarck schrieb, er wolle den Augustenburger nicht, — „es wäre ihm wohl erwünscht, die Sache siegreich durchzufechten, u. doch ganz anders, als die deutsche Volksweisheit inklusive Abgeordnetenhaus u. Professorenpack sich träumen ließ. Unsere deutsche Wissenschaft — das darf man im stillen sagen — hat sich jedenfalls stark vergalloppiert. Wer weiß aber, wozu das gut war! Wenn nur die Sache siegt."

Alles in allem bietet dieses bunte Gemisch mehr oder weniger verstiegener Ideologien u. realpolitischer Gedanken dem Forscher viel. Es ist eine Fundgrube für die Gesch. der dtsch. Einheitsbewegung u. der Parteien, insbes. der konstitutionellen, der gemäßigt liberalen, die, wie Freytag im März 1856 schrieb, die Fürsten zwar auf gesetzlichem Wege einhegen, aber ihr gesetzliches Recht ehren wollte, für die Gesch. des Pressewesens u. die der öffentlichen Meinung. Speziell über die Stimmung im dtsch. Süden erfahren wir manches Neue. Die Preußen seien „zu pap" — hieß es im Sommer 1859, als sie nicht, wie die protestant. Württemberger hofften, zum Schutze gegen eine franz. Invasion einmarschierten. Unter den auf Hohenzollern Hoffenden äußerte der Cannstatter Rechtslehrer Reyscher am 12. Febr. 1861: „Will Preußens Oberhaupt auch jetzt nicht [die Bundesreform in die Wege leiten], so wird die Verzweiflung auch die Zahmsten ergreifen u. hinüberführen in das Lager der blutroten Demokratie." — Hingewiesen sei noch auf ein sehr herbes Urteil Freytags über den Koburger Herzog Ernst vom 31. Jan. 1862 (S. 312) u. auf die bisher nicht bekannte Tatsache, daß der Dichter im Juni 1863 die Indiskretion der Times über die zwischen dem preuß. Kronprinzen u. Wilhelm I. anläßlich des Danziger Vorfalls gewechselten Briefe verschuldete; D. mißbilligte sie sehr u. hat Freytag seitdem gemieden.

Paul Haake.

Egelhaaf, G.: Gesch. d. neuesten Zeit v. Frankfurt. Frieden b. z. Gegenw. 9. Aufl. (24. u. 25. Tauf.). I. Bd. X, 511 S. II. Bd. II, 660 S. Stuttg., K. Krabbe, E. Gußmann, 1924.

E. stellt sein bewährtes, stoffreiches, sich allgemeiner Beliebtheit erfreuendes, allmählich auf 2 stattliche Bde. angewachsenes, vom Verlage würdig ausgestattetes Lese- u. Nachschlagewerk in 9. Aufl. zur Verfügung. Auch ihrer dürfen wir uns aufrichtig freuen. Die Darstellung, die bis zum Sturze der Cuno-Regierung fortgeführt ist, hat auf Grund der von 1919 bis Aug. 1923 neuerschienenen Lit. ge-

Digitized by Google

wissenhafte Durcharbeitung erfahren u. entspricht demgemäß dem Stande unserer heutigen Kenntnis, soweit diese nicht bereits wieder in einzelnen Punkten durch neuere Publikationen vertieft u. ergänzt worden ist. In den beiden letzten neuen Kap. werden die wichtigsten polit. Fragen u. Ereignisse der jüngsten Vergangenheit erörtert, unbefangen u. mit ruhigem, sicherem Urteil: der innere Ausbau der dtsch. Republik mit ihren andauernden Regierungskrisen, d. Kapp-Putsch, d. Ruhrkrieg u. d. Zerfall der dtsch. Währung, das Schicksal Oesterreichs, das in dem Prälaten Seipel einen klugen, entschlossenen Führer gefunden hat, die zerstörende Wirksamkeit des Bolschewismus in Rußland, der in Ital. vorherrschende Faschismus u. die Angora-Türkei. Hiernach unterliegt es keinem Zweifel, daß das Werk E.s auch in der vorl. neuen Gestalt berufen ist, dem Leser nicht nur reiche Belehrung u. Anregung zu bieten, sondern auch seine histor. Erkenntnis zu vertiefen u. seine polit. Bildung zu fördern.

Angesichts solcher Qualitäten fallen einzelne Irrtümer u. Ungenauigkeiten nicht sonderlich ins Gewicht. So kehrt z. B. (I, 229) die Legende wieder, Bismarck habe dafür gesorgt, daß der Kaiserin Friedrich eine „Witwenpension von 12 Million. Mark gesichert wurde". Der Vf. sucht sie jetzt durch eine den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an der Stirn tragende Notiz bei Waldersee (Denkw. I, 404) zu stützen. Lucius, der den Vorgängen erheblich näher stand als der Chef des GStabes, weiß nichts davon zu berichten, daß Kais. Wilh. I. ein Privatvermögen von 22 Mill. hinterlassen, daß Kaiser Friedrich — infolge eines Formfehlers im Testamente seines Vaters — über diese Summe zugunsten seiner Gemahlin u. Kinder verfügt u. daß der Kanzler die Hand dazu geboten habe. Abgesehen davon, ist die maßgebende, von sachkundiger Seite entworfene letztwillige Verfügung Kais. Wilh. I. niemals angefochten worden. Außerdem war die von ihm hinterlassene Summe sehr erheblich niedriger. Sie betrug weder 22 noch 12 Mill. Mark. — Der Prinzenerzieher Hinzpeter war nicht Theologe (I, 234), sondern klass. Philologe. — Nicht recht zu verstehen ist, daß in diesem deutschen Werke (II, 207) der völlig wirkungslos gebliebene Brief des italien. Schauspielers Moissi, dessen unqualifizierbares Verhalten in u. nach dem Weltkriege nicht genug gebrandmarkt werden kann, wiederum als eine besonders schöne Tat gefeiert wird. — Die russ. Mobilmachung (II, 188), die schon am 29. Juli erfolgen sollte, ist nicht am 31., sondern am 30. befohlen worden. — Die Schlacht im Sambre-Maasbogen (II, 223) war keineswegs ein „vollkommener Sieg", zu dem alle Voraussetzungen fehlten, sondern nur ein „ordinärer" Erfolg. Die Schilderung der Marneschlacht (II, 227 f.) trifft in der vorgetragenen Form nicht den Kern der Sache. Und von einem „Befehl Moltkes", die Schlacht abzubrechen, kann nicht die Rede sein. — Über die belg. Frage (II, 192), die Eroberung Antwerpens (II, 231) u. a. hätte sich, auch im Rahmen des vorl. Buches, noch mancherlei Wissenswertes beibringen lassen.

Das dankenswerte Register ist im ganzen durchaus zuverlässig. Aber man traut seinen Augen nicht, wenn man hier bei den Stich-

Digitized by Google

wörtern Augusta, Auguste Victoria, Friedrich u. Wilhelm von „Kaiserinnen von Deutschld.", von Kaisern u. einem Kronprinzen von Deutschld. liest. Einige offenkundige Druckfehler, wie „Dahowe" statt Dahome, „Brandenburg, Prinz", statt Provinz usw., würden zu berichtigen sein. Georg Schuster.

---

v. Hagen, M.: Bismarcks Kolonialpolitik. Stuttg. u. Gotha, F. A. Perthes, 1923. XXVI, 593 S.

Das großangelegte Buch will die Bismarcksche Kolonialpolitik darstellen, d. h. nicht in erster Linie die Gesch. der kolonialen Erwerbungen u. deren weitere Verwaltung unter seiner Kanzlerschaft, sondern seine persönliche Stellung zur kolonialen Frage überhaupt im Rahmen seiner Gesamtpolitik. Einen breiten Raum nimmt daher die Schilderung der vorbereitenden Zeit u. der abwartenden Haltung ein, die B. gegenüber den von verschiedenen Seiten seit Beginn der 70er Jahre an ihn herantretenden kolonialen Anregungen bis 1884 bewahrte. Das Ganze zerfällt in 4 Bücher. Nach einer Einl. üb. die Vorgesch. u. die Wirksamkeit der vorbereitenden Kolonial„bewegung" behandelt das 1. Buch (S. 42—117) die Stellung B.s z. Kolonialpolit. b. z. s. Eintritt in die Bewegung (u. a. die Fidschi- u. Samoa-Angelegenheit 1874—80, sowie die Postdampfervorlage v. 1884, die nach des Vf.s Nachweis keinen beabsichtigten Zusammenhang mit der Kolonialpolitik hatte, aber tatsächlich doch eine ihrer Voraussetzungen wurde); das 2. Buch die „Voraussetzgg. u. Veranlassgg. f. B.s Eintritt in die Weltpolitik"; das 3. Buch (S. 174—293) B.s innere Kolonialpolitik, d. h. s. kolonialpolit. „System", s. grundsätzlichen Anschauungen üb. Erwerb u. Verwaltung der Kolonien, ferner s. Kolonialpolitik im Reichstage, die parlamentar. Kämpfe darum u. die Stellung der Parteien dazu. Erst im 4. Buch, das etwa die Hälfte des Ganzen (S. 294—570) umfaßt, wird dann die Erwerbung der Kolonien selbst in ihren Einzelheiten, auch den nicht durchgeführten Projekten (Luciabai 1885), dargelegt. Die Untersuchung baut sich auf breiter Unterlage auf. Neben den offiz. Aktenveröffentlichungen, den dtsch. Weißbüchern u. den Parlamentspapieren sämtlicher konkurrierenden Kolonialmächte sind auch die Memoiren u. Biographien der beteiligten Persönlichkeiten, Pressestimmen u. a. herangezogen u. alle Aufstellungen durch Quellennachweise u. oft umfangreiche Zitate in den Anm. belegt, ein Verfahren krit. Durchdringung u. Fundierung, die der Vf., wie mir scheint, mit vollem Recht gegen die anmerkungsfeindliche Zeitströmung verteidigt. Da das Buch schon vor Jahren abgeschlossen u. während der Inflationszeit absatzweise gedruckt ist, konnte die neue Aktenpubl. des Ausw. Amtes von 1922 (D. große Polit. der Europ. Kab. 1871—1914, Bd. 1—6) leider nicht mehr in der Darstellung ausgenutzt werden, sie erfährt aber in einem Nachtrag (S. 571—75) noch eine kurze Würdigung. Freilich bleibt es zu bedauern, daß die Untersuchung sich nicht von vornherein auf sie aufbauen konnte, u. insofern wäre ihm eine spätere Umarbeitung zu

Digitized by Google

wünschen. Das Ganze ist jedenfalls ein ungemein wichtiger Beitr. z. Gesch. der dtsch. „Weltpolitik", deren Zusammenhänge mit der europ. Politik B.s hier zum 1. Male eine eingehende streng krit. Behandlung erfahren. Besonderes Interesse erweckt gerade das 2. Buch, weil es zeigt, welche Gründe B. veranlaßten, sich so lange der kolonialen Bewegung gegenüber zögernd zurückzuhalten u. unter welcher Konstellation er dann aus dieser abwartenden Haltung glaubte heraustreten zu können. Erst das Reifen seiner europ. Bündnispolitik (Bündnis mit Österr.-Ungarn, Dreibund, Neutralitätsvertrag mit Rußland 1881 u. 1884) schien ihm Gewähr zu bieten, daß Deutschland sich ungefährdet auf dieses neue politische Betätigungsfeld hinauswagen dürfe. Bes. fesselnd sind ferner die Beziehungen zu Engl., die sich ja wie ein roter Faden durch die ganze Entwicklung ziehen u. auf deren Behandlung durch den Kanzler helles Licht fällt. Ein ausführliches Inhalts- u. Lit.verzeichnis sowie ein Register erhöhen die praktische Verwendbarkeit des Buches. W. Vogel.

Bismarck-Erinnerungen d. Staatsministers Frhrn. Lucius v. Ballhausen. M. 1 Bildn. u. 1 Fakš. 4.—6. Aufl. m. Register. XII, 622 S. Stuttg. u. Berl., J. G. Cotta Nachf., 1921.

D. Vf., einer der Begründer u. Führer der kons. Partei, war von Juli 1879 bis Nov. 1890 preuß. Landwirtschaftsmin. u. Bismarck, dem er zuerst auf dem Schlachtfelde von Königgrätz begegnet war, „nicht nur polit., sondern auch persönl. treu befreundet". Schon aus diesem Grunde verdienen seine Erinnerungen aufmerksame Beachtung. Erwägt man ferner, daß das Buch der Hauptsache nach aus gleichzeitigen Niederschriften besteht, die nur gelegentlich durch „Erinnerg." erweitert sind u. hier u. da wohl auch eine Überarbeitung erfahren haben, so ergibt sich, daß wir es hier mit einem Quellenwerk zur Gesch. B.s u. der 70er u. 80er Jahre zu tun haben, das in bezug auf Zuverlässigkeit u. Reichhaltigkeit des Inhalts kaum seinesgleichen hat.

Die Aufzeichnungen erstrecken sich über jenen Zeitraum, da das Dt. Reich sich einer „immensen Machtstellung" erfreute, so daß der kluge, welterfahrene L. am 1. Januar 1884 froh bewegten Herzens bekennt: „Es ist eine glorioše Zeit, die des Lebens wert ist." (S. 278.)

Im Vordergrunde der Aufzeichnungen stehen natürlich die markige Gestalt des Altreichskanzlers u. s. staatsmännisches Wirken auf dem Felde der auswärt. u. inneren, der wirtschaftl. u. sozialen Politik. B. bleibt, wie L. am 23. März 1888 (S. 440) notiert, „der überlegene Meister in allen Transaktionen". Interessante Aufschlüsse erhalten wir über das Drei-Kaiser- u. das dtsch.-österr. Bündnis, über die europ. Krisis 1886—87, den Rückversicherungsvertrag u. s. Vorgesch. Am 28. März 1887 (S. 378) erklärte Großfürst Wladimir dem Fürsten B.: „Im Falle eines unglücklichen Krieges sei die

Digitized by Google

Dynastie Romanow verloren; darüber mache er sich keine Illusionen. Es sei ein Bündnis mit Rußl. soweit möglich, daß man sich Neutralität garantiere für den Fall eines russ.-türk. u. eines deutsch-franz. Krieges." B. erwiderte ihm: „Deutschl. könne auch nach 2 Seiten Krieg führen. Es werde 1 Million in defensive Stellungen an die O.grenze bringen können. Es werde sich schlagen bis zum letzten Blutstropfen u. ihm werde dann, im Fall der Niederlage, eine anständige Grabschrift lieber sein wie (!) das Leben."

Wiederholt wurde von B. die Möglichkeit eines Krieges zw. Engl. u. Frankr. erörtert (S. 316, 336, 442, 468). Er sei zwar sehr unbequem für Deutschl., aber „man werde Engl. schließlich doch nicht völlig unterliegen lassen dürfen, sondern ihm zu Hilfe kommen müssen"..... „Wir könnten nicht ruhig Engl. von Frankr. angreifen u. vernichten lassen; wir müßten auch Engl. (wie Österr.-Ung.) in seiner europ. Stellung erhalten." Dem entspricht B.s Äußerung v. 23. März 1888 (S. 441 f.). In einem „großartigen Resümee", das er an diesem Tage in Gegenw. Kais. Friedrichs u. s. Söhne von seiner bisher unter Zustimmung des verew. Kaisers verfolgten Politik gab, zählt er auch die feindl. Mächte auf, die bereit seien, über Deutschl. herzufallen. Aber es ist sehr bemerkenswert, daß hier von Engl. keine Rede ist.

In eigenartiger Beleuchtung erscheinen Fürst Alexander v. Bulgarien u. s. beabsichtigte Verbindung mit der dtsch. Kaisertochter (S. 293, 298 f., 358 usw.). Es handelte sich dabei um nichts anderes als eine hess.-engl. Intrige, um zw. Deutschl. u. Rußl. einen Bruch herbeizuführen. Die höchst einseitige Darstellung Cortis (Alex. v. Battenberg, 1920), der den Battenb. mit der Gloriole unverdienten Märtyrertums umgibt, der insbes. die Schattenseiten im Wesen seines Helden zu bemänteln sich bemüht, s. Neigung zur Intrige, s. Treulosigkeit u. Verschlagenheit, erfährt so willkommene Berichtigung u. Ergänzung.

Sehr wertvoll sind weiter die Nachrichten über den von B. i. J. 1881 gewaltsam herbeigeführten Sturz des Grf. Botho Eulenburg (S. 196—203 u. 558 ff.) u. die Mitteilungen üb. d. Sitzungen des Staatsministeriums, über die bisher kaum mehr als eine unscheinbare Kunde in die Öffentlichkeit gelangt ist. Durch viele neue, interessante Züge wird bes. das Charakterbild K. Wilhelms I. bereichert (S. 196, 277, 320, 329 usw.). Weniger gewinnen Kais. Friedr., s. Gemahlin u. s. Mutter, die Kais. Augusta. Dabei ist indes B.s notorische Abneigung gegen die Genannten in Rechnung zu setzen. Auch über das Wesen u. die Entwicklung Kais. Wilhelms II. finden sich bei L. wertvolle Notizen (S. 374, 469, 471, 490, 497 usw.). Bemerkenswert erscheint bes. die Charakteristik, die Fürst Woldemar v. Lippe-Detmold, „ein sehr klar urteilender, heller Herr", 16. Dez. 1888 (S. 484) von ihm entwirft. Nicht minder interessant sind die Äußerungen B.s über Kg. Friedr. Wilh. IV., den Zaren Alex. III., Kais. Franz Jos., Kronpr. Rudolf, die Kge. Alfons XII., Vict.

Digitized by Google

Emanuel III. u. Napol. III., den Prinz. Ludwig (III.) v. Bayern u. a. Fürstlichkeiten. Ebenso üb. s. Mitarbeiter, namentlich Harry Arnim, Boettticher usw., über Parlamentarier, wie Bennigsen, Miquel, Windthorst u. zahlreiche a. Persönlichkeiten, die im öffentl. Leben eine Rolle gespielt haben. Dankenswert ist das ausführliche, von Herb. Schiller mustergültig bearb. Regist. Zu bemerken ist jedoch, daß der bekannte Kaisererzieher sich Hinzpeter, nicht Hintzpeter schrieb.

Georg Schuster.

Michaelis, G.: Für Staat u. Volk. E. Lebensgesch. 8°. XIII, 440 S. Berl., Furche-Verl., 1922. Geb. Mk. 9.—.

Von höherem geschichtl. Interesse ist vor allem das letzte Drittel des Buches; denn hier spricht zu uns der Mann, dem in den Kriegsjahren 1915—17 das Ernährungskommissariat u. Juli bis Okt. 1917 sogar das Amt des Reichskanzlers anvertraut war. Von den Amtserfahrungen u. den polit. Vorgängen dieser bedeutsamen Jahre handeln Kap. 13 u. 14 (S. 267—370); das 15. (S. 371—84) gibt eine aus eigener Beobachtung geschöpfte, ruhig abwägende Charakteristik des Kaisers. — M. stellt S. 285 fest: „Die Überzeugung der Gleichberechtigung der inneren Kriegführung mit der gegen den äußeren Feind brach sich auch in der Kriegsverwaltung allmählich Bahn." Diese Überzeugung mußte m. E. verhängnisvoll werden; denn sie beruhte auf der unberechtigten Gleichsetzung der äußeren u. einer sg. inneren Front, verglich den Kampf gegen den Feind mit dem Leiden, das vom Hunger ausging, stellte die Sättigung des Einzelwesens neben die Selbstbehauptung des Staatswesens. Und wenn man schon von einem Kampfe gegen den Hunger sprach, wo blieb denn da der Grimm u. Haß, mit denen man sonst seinen Feinden begegnet? Insofern sagt M. sehr richtig S. 288: „Es war tief schmerzlich u. für das Schicksal des deutschen Volkes von verhängnisvoller Wirkung, daß die Wut der breiten Masse sich nicht gegen die Feinde richtete, die durch die Blockade (üb. deren Wirkungen: S. 274/5) den jammervollen Zustand schufen, sondern daß eine zielbewußte volksfeindl. Agitation nicht müde wurde, die Städte gegen die Landbewohner aufzuhetzen u. den inneren Widerstreit u. Haß zu schüren." Dazu zwei Beobachtungen: 1. betreffend die „agrarischen Männer der Rechten im Parlament, nämlich daß auch sie körperlich unter der Not u. Minderernährung litten"; 2. betr. die „Vertreter der anderen Stände, namentlich auch der Arbeiter", die „ein System des ‚Hamsterns' ausbildeten". — Von bes. Interesse ist sodann die (anläßlich einer Balkanfahrt, Nov. 1916, gegebene) Schilderung der nur immer fordernden Bundesgenossen: Österreichs (S. 291/3), Bulgariens, der Türkei. Endurteil (S. 299): „kurz, alles machen wir u. immer wieder wir." Und dazu waren wir so nachgiebig, daß wir unsere christl. Mannschaften in der Türkei Freitags ihren Sonntag mit Gottesdienst feiern ließen (S. 312).

Die Schilderung der Reichskanzlerzeit ist im wesentl. um 4 Angelegenheiten gruppiert: 1. um die mehr als unselige Friedens-

Digitized by Google

resolution; 2. um die fast unwirksame Papstnote v. 2. Aug.; 3. um den Kronrat v. 11. Sept., betr. belg. Frage (die eines engl. „Friedensfühlers" wegen besprochen wurde); 4. um die Reichstagssitzung v. 9. Okt., betr. die Verschwörung in der Marine. Gegenspieler ist in 1. Linie Erzberger, der 1917 durch seine Indiskretionen die Friedensentschließg. so gut wie zunichte machte, seinerseits aber 1919 M. beschuldigte, das engl. Friedensangebot unwirksam gemacht zu haben; in diesem Falle wirkte Reichskanzler Bauer mit E. zusammen. Die Reichstagssitzung v. 9. Okt. endlich führte M.' Sturz herbei: denn der Abgeordn. Dittmann durfte zwar behaupten, die meuternden Matrosen seien wegen ihrer polit. Gesinnung bestraft worden, der Staatssekr. des Reichsmarineamts durfte aber den Abgeordn. Dittm. nicht der Mitschuld bezichtigen (obgleich er in persönl. Beziehungen zu den Meuterern gestanden hatte), ohne daß diese „Entgleisung" den Marinevertreter u. den Reichskanzler unmöglich machte.

Die ersten 2 Dritteile des Buches führen den Lebenslauf eines tüchtigen, bes. befähigten Beamten vor, der, 1892—1909 in der Verwaltung des Rheinlandes, Westfalens, Schlesiens tätig u. wiederholt durch bes. Aufträge ausgezeichnet, bis zum Unterstaatssekr. im Finanzminist. aufsteigt. Solche Darstellungen gewähren erwünschten Einblick in das Getriebe der Verwaltung wie in die Absichten u. Ziele der Beamten; sie wirken mit dem Reiz, den die Anschauung des Daseins kleinerer oder größerer, jedenfalls noch überschaubarer Gemeinwesen auslöst. Ref. gedenkt mit Freuden der Anregungen, die ihm durch die Lektüre der „Erinnerungen e. preuß. Beamten", nämlich Ernsthausens (1879—89 Oberpräsident von Westpreußen), geworden sind; er stellt gern fest, daß auch M. vortreffliche Schilderungen seiner amtl. Tätigkeit gibt, zumal der Lösung bes. Aufgaben, z. B. des von ihm geleiteten Oberregulierungswerkes in Breslau unter Zedlitz (dessen Charakteristik: S. 207—211). — Eine eigenartige Welt erschließen die Blätter (S. 54—139), auf denen M. von seiner Tätigkeit als Hochschullehrer in Japan, 1885—89, berichtet; u. nicht unerwähnt darf bleiben, was M. in seiner letzten beruflichen Tätigkeit als Oberpräsident in Stettin 1918—19 gewirkt u. in der Revolutionszeit erlebt hat. Endlich sei, um auch dieser Seite der Persönlichkeit gerecht zu werden, auf die überall durchschimmernde christl. Gesinnung u. charitative Wirksamkeit hingewiesen, sowie auf die Bekenntnistreue, die aus Worten, Werken u. dem gesamten Leben dieses der christl. Gemeinschaftsbewegung angehörenden Mannes spricht.

Erich Bleich.

Freytag-Loringhoven, Frhr. v.: Menschen u. Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah. M. mehreren Karten i. Text. 8°. VI, 338 S. Berl., E. S. Mittler & S., 1923.

Ref. sieht die Hauptbedeutung dieses sehr ansprechenden Buches in dem II. Tl. (Im Weltkriege, S. 191 ff.) mit seinen höchst belangreichen Schilderungen, die man am besten als Zeugenaussagen wertet.

Digitized by Google

Denn der Vf. befand sich (zu seinem eigenen Bedauern) während des Krieges zwar in hervorragenden militärischen Stellungen, aber doch in solchen, die ihn nicht so sehr zu eigentlich kriegerischem Handeln veranlaßten, als vielmehr zum fachmännischen Beobachter bedeutsamster kriegerischer Handlungen machten. Er war nämlich vom 2. Aug. 1914 bis zum 23. Jan. 1915 Deutscher General beim Oberkommando des österr.-ung. Heeres, sodann vom 24. Jan. 1915 bis zum 12. Sept. 1916 Generalquartiermeister des deutschen Feldheeres (S. 262—317) u. endlich Chef des Stellvertr. Generalstabes der Armee, in welcher Stellung er seine Dienstlaufbahn am 1. Febr. 1919 beschloß. Von den demgemäß gebildeten 3 Abschn. des II. Tl. hebt sich der mittlere als der bei weitem wichtigste heraus: er bringt vor allem eine ruhige Kennzeichnung des Generalstabschefs Falkenhayn sowie eine gerecht abwägende Beurteilung seiner kriegerischen Maßnahmen u. zieht das Fazit mit den schönen Worten: „In allen Stellungen, die Falkenhayn im Kriege bekleidet hat, erwies er sich als eine begnadete Soldatennatur von wahrhaft großer Denkungsart. Ihm schuldet das Vaterland reichen Dank." Je klarer man erkennt, wie glücklich u. eingehend der Nachweis (bes. S. 280—295) für die Feldherrngröße Falkenhayns durch Fr.-L. erbracht sei, desto schmerzlicher empfindet man, wie wenig des schuldigen Dankes ihm bei Lebzeiten u. nach seinem viel zu früh erfolgten Tode gezollt worden. Ihm fehlte auch der politische Blick nicht, der dem an erster Stelle stehenden Militär notwendig ist; denn wenn anders der Krieg die unter Anwendung von Gewalt fortgeführte Politik darstellt, so muß mindestens der leitende, die Gewalt anwendende Feldherr klar zu sehen wissen u. darüber zu befinden haben, wann die Anwendung der Gewalt ein Ende nehmen u. die Politik der Verhandlungen einsetzen soll (hierzu sehr bemerkenswert S. 287 u. 290). Freilich entzog sich das Falkenhaynsche Wirken der öffentlichen Erkenntnis nur allzusehr; denn „so sehr er die Bedeutung der Presse zu würdigen wußte, so sehr widerstrebte es ihm, sich ihrer zur eigenen Verherrlichung zu bedienen. Maler u. Photographen konnten ihm nicht beikommen". Der Mann trat hinter seinem Werke zurück: *seine* Kriegserinnerungen sind „Die OHL. in den J. 1914—16" u. „Der Feldzug der 9. Armee". Er „hatte nach seiner guten preuß. Auffassung hinter der Person des Obersten Kriegsherrn zurückzutreten. Ihm lag an dem Urteil der Menge nichts, vielleicht zu wenig" (S. 282).

Wie sachlich Falkenhayn dachte, wie wenig er in noch so wohlbegründeten strategischen Lehren befangen war, wie er aus der Natur u. der Notwendigkeit der jeweiligen Lage heraus handelte, bekundet Fr.-L. in dem Satze: „die Umfassung einer Heeresfront von 1500 km Ausdehnung (nämlich der russ. im Mai 1915) unterliegt durchaus anderen Bedingungen als diejenige einer einzelnen Armee. Diese natürliche Begrenztheit der Schlieffenschen Lehre erkannt u. an ihre Stelle die zusammengefaßte Wirkung heutiger schwerster Waffenwirkung zur Erzielung eines Durchbruchs gesetzt zu haben, kennzeichnet die Biegsamkeit in den Entschlüssen Falkenhayns, die sich den gegebenen

Digitized by Google

Verhältnissen anpaßten u. von jeglicher theoretischen Einwirkung fernzuhalten wußten. Überdies rechnet auch der Durchbruch mit der Einwirkung auf die feindliche Flanke. Nur wenn er diese erzielt, hat er überhaupt operative Wirkung. Bei der Gorlice-Operation war solches in erhöhtem Maße der Fall, denn sie rollte in der Folge die ganze russ. Karpathenfront auf". (S. 285, dazu S. 260.)

Was für Falkenhayn in mehr als einem Falle verhängnisvoll wurde, die völlig unzureichenden Leistungen des österr.-ung. Heeres (man denke nur an das Versagen gegenüber der Brussilowoffensive, demzufolge unsere OHL. ihre letzten Reserven statt vor Verdun in Ostgalizien einsetzen mußte) — das hatte Fr.-L. vom Anfang des Krieges an als General beim österr. Oberkommando kennengelernt. Besonders eigenartig wirkte diese Unzulänglichkeit, wenn sie in kritische Ausfälle gegen die deutsche Kriegführung umschlug. „Nachgerade wurde es Mode — nicht bei der Armee, die wußte, was sie an uns hatte — die Deutschen für alles und jedes verantwortlich zu machen." (S. 227). Übrigens war doch auch die Armee selber, der m. E. über Gebühr gerühmte Conrad v. Hötzendorf an der Spitze, gar zu sehr auf das Ausschauen nach deutscher Hilfe eingestellt; auch dafür liefert Fr.-L. manchen Beweis (S. 221, 225, 226/7). Daß man bei eigener Schwäche nach dem Stärkeren ruft, ist verständlich; aber es ist beschämend, wenn der Stärkere nicht so durch die Zahl als durch den Mut überlegen ist. „Die (österr.) Divisionen hatten zum großen Teil nur Regimentsstärke. Alles Unheil wurde denn auch stets auf die schwachen Stände geschoben. Als ich Ende Dez. Conrad auf diesen schweren Übelstand hinwies, erwiderte er: ‚Sie haben ja auch schwache Stände', worauf ich ihm entgegnete: ‚Gewiß, Exzellenz, aber sie halten.' Der deutsche Soldat versagte in der Tat nie, auch nicht, wenn er einer sechsfachen Übermacht gegenüberstand." (S. 258.)

Vortrefflich sind endlich die Bemerkungen Fr.-L.s zur Beurteilung des Kriegsendes u. der Revolution (S. 327—333): „es ist sinnlos, wenn immer noch ein Teil der Deutschen der militärischen Führung allein die Schuld am Verlust des Krieges zuschiebt, wo längst feststeht, daß jeder Versuch, zu einem annehmbaren Frieden zu gelangen, an dem Vernichtungswillen unserer Feinde scheitern mußte, sonach nichts übrig blieb als zäheste Gegenwehr bis aufs äußerste". Nur möchte man das Wort „allein" gestrichen sehen; was denn allerdings zur Folge hätte, daß man einen andern Schuldigen ausfindig machte!

Wenn des Buches I. Tl. („In 38 Friedensjahren") hier kürzer besprochen wird, so geschieht es nicht, weil er dem Rez. weniger bedeutsam erscheint, sondern weil er, im Rahmen der Schilderung eines Einzellebens, nur von neuem beweiskräftig dartut, daß unser Heer, insbes. auch sein Offizierkorps, allen aus der Sache erwachsenden Ansprüchen vollauf genügte, wofür ja der Weltkrieg zumal in den ersten Jahren deutliches Zeugnis ablegt. So bieten die Abschn. 2 (S. 30–54: Im 2. Garderegiment zu Fuß), 4 (S. 77–90: Komp.-Chef im Gren.-Rgt. 11) u. 6 (S. 111—31: Kommandeur des Gren.-Rgts. 12) wertvolle Schilderungen militärischen Lebens der Jahre

Digitized by Google

1876—86, 1895—97 u. 1907—10, während deren Fr.-L. als Leutnant, Hauptmann u. Oberst Frontdienste tat. Lange Jahre ist er im Großen Generalstabe vor allem mit kriegsgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt, zuletzt (1910—13) als Oberquartiermeister mit der Leitung der beiden kriegsgeschichtlichen Abteiluugen betraut gewesen. So finden sich S. 90—96 beachtenswerte Bemerkungen zur wissenschaftlichen Behandlung älterer Kriege, zumal der Friderizianischen, durch den Generalstab, dem die „Delbrücksche Schule" die volle Eignung dafür nicht ohne Grund aberkannt hat. Fr.-L. nimmt hier, wie auch sonst oft, eine vermittelnde Stellung ein; z. B. sind seine Beurteilungen der deutschen Politik u. Diplomatie sowie der Person des Kaisers von versöhnlichem Geiste getragen, obwohl für die Diplomatie auch Fr.-L.s Milde nicht ganz ohne scharfe Noten auskommt. Die Kennzeichnung Wilhelms II. als Militär (S. 63, 107 f.) berührt, nach so vielen Herabwürdigungen, durchaus sympathisch; sie beruht, wie die Darlegungen über die Generalstabschefs Schlieffen u. Moltke, auf eigenen Beobachtungen u. den Erfahrungen persönlichen Umgangs: Fr.-L. hielt, als Nachfolger Dickhuth-Harrachs, dem Kaiser auf den Nordlandsreisen 1913 u. 1914 kriegsgeschichliche Vorträge; i. J. 1914 wurde er aus Cassel, wo er Divisionär war, eigens dazu berufen u. gelangte so in der Umgebung des Obersten Kriegsherrn in die kritischen Tage des Juli hinein.

Fr.-L. erfreute sich zufolge seiner vielfachen Betrauung mit kriegsgeschichtlichen Aufgaben u. seiner zu einem guten Teil darauf fußenden schriftstellerischen Tätigkeit eines großen, wohl verdienten Ansehens in der Armee; auch das vorl. Buch zeugt von den eindringenden Studien des Vf. u. zieht von seiner Belesenheit mannigfachen Nutzen. In gemeinsamen kriegsgeschichtl. Interessen mag das enge Verhältnis Fr.-L.s zu Schlieffen begründet gewesen sein; im Hinblick darauf fand sich wohl auch Falkenhayn zu dem Wunsche veranlaßt, Fr.-L. möchte „den Grund zu einer geschichtl. Darstellung des Krieges legen .. Die Arbeit ist ein Torso geblieben, hat aber vielleicht später im Reichsarchiv zur ersten Orientierung einigen Nutzen stiften können" (S. 266). — Kriegsgeschichtlich fundiert sind viele der maßvollen u. einsichtigen Erwägungen Fr.-L.s; wohl auch darüber, „wie selten doch wahrhaft große Feldherrngaben sind. Sie fanden sich nach König Friedrich erst wieder bei Napoleon u. dann bei Moltke. Die Männer zwischen ihnen u. um sie u. die nach Moltke kamen, haben vielfach hohe militärische Gaben, viel Können u. kühnes Handeln gezeigt, eigentlich geniale Neuerer aber sind sie nicht gewesen. Eine Ausnahme bildet allein der Feldmarschall Graf Schlieffen. Ihm aber ist es versagt geblieben, sein geistiges Eigentum, die Fortbildung Moltkescher Lehren, in die Praxis des Krieges zu übertragen" (S. 71). Wie dieses Urteil zunächst volkstümliche Anschauungen behauptend u. bloß bekräftigend wiedergibt, zudem das stark abgenutzte Wort „genial" ohne Begründung verwendet, so führt das weitere Urteil über Schlieffen völlig abseits. Es geht nicht an, den Kriegsschriftsteller u. -theoretiker mit dem Feldherrn in eine Linie zu stellen, wie es zu Schlieffens Gunsten

Digitized by Google

vielfach geschehen ist, wie auch Fr.-L. tut. Zu solcher Übernahme traditioneller Urteile steht übrigens in schroffem Gegensatz die m. E. voreilige Äußerung (S. 295): „einen Feldherrn ersten Ranges hat überhaupt keine Armee im Weltkriege aufzuweisen, weder bei den Mittelmächten noch bei ihren Feinden". Die Wissenschaft sollte ihrer Natur nach zur Vermeidung der Superlative neigen; denn wenn sie bei Erweiterung ihrer Kenntnisse u. Vertiefung ihrer Erkenntnisse stolze Superlative zu bloßen Elativen werden sieht (wie viele Tüchtige gibt es nicht, u. wer ist so kühn, gleich vom Tüchtigsten zu sprechen?), so wird sie andererseits von vornherein bestreiten, daß in diesem gewaltigen Ringen so vieler Völker nicht auch besonders ausgezeichnete Feldherrngaben wirksam geworden seien. Wir Deutschen wenigstens haben hinreichend Ursache, auf die Hindenburg, Ludendorff u. Mackensen stolz zu sein. Und schildert nicht gerade Fr.-L. Falkenhayn in einer Weise, daß man verwundert ist, ihm dann nachher den ersten Rang abgesprochen zu sehen? Erich Bleich.

Egelhaafs Hist.-polit. **Jahresübersicht** f. 1922 u. 1923, fortgef. v. Herm. Haug. 15./16. Jg. d. polit. Jahresübersicht. 318, 212 S. Stuttg., C. Krabbe, E. Gußmann, 1923 u. 1924.

Dem verdienstvollen Werke drohte, wie vielen anderen wissenschaftl. Unternehmungen, im vorigen Jahre ein vorzeitiges Ende. Daß es dazu nicht gekommen ist, daß sich der rührige Verlag vielmehr entschlossen hat, es trotz der Zeiten Ungunst fortzuführen, ist ein Verdienst, das ungeteilte Anerkennung verdient.

Das Jahr 1922 stand im Zeichen der Konferenzen: der Konf. v. Cannes (Jan.), d. Konf. der Finanzminister u. der von Paris (März), d. Kl. Entente in Belgrad (März), d. Neutralen in Bern (April) u. d. vielgepriesenen von Genua (April), mit der der dtsch.-russ. Vertr. v. Rapallo in unmittelbarer Verbindung steht, der Konf. im Haag (Juni), in Lond. (Aug. u. Dez.), der Levantekonf. usw. Aber trotz aller Verhandlungen kam es weder hinsichtlich der Friedenslasten Deutschl.s noch des wirtschaftl. Wiederaufbaues Rußl.s zu einer Einigung. Die verschiedenen Friedensschlüsse bereiten der Befriedung Europas Hemmnisse, die der blindwütige Haß uns. Feinde nicht in Rechnung gestellt hat.

Von innerdeutschen Ereignissen sind zu nennen: d. Eisenbahnerstreik, d. Übergabe Oberschlesiens, d. Rathenau-Mord u. d. aus diesem Anlaß beschlossenen Gesetze z. Schutze d. Republ. Sie führten eine neue Verschärfung der Parteigegensätze herbei u. hatten einen schweren Konflikt zw. Berl. u. München zur Folge. Schließlich verschob sich die ganze innere Lage durch den Rücktritt des Wirth-Kabinetts, das durch die Geschäfts-Regierung Cuno abgelöst wurde.

Auf dem übrigen Welttheater traten bes. in die Erscheinung der Umschwung im Orient, d. Umsturz in Griechenl., d. Regierungswechsel in Engl., vor allem die nationalistische Revolution in Italien.

Digitized by Google

Im Vordergrund der Ereignisse des J. 1923 stand der Ruhrkrieg, der die Weltpolitik erheblich beeinflußte u. dem die Regierung Cunos durch den „passiv. Widerstand" zu begegnen suchte. Die trostlosen deutschen Parteiverhältnisse u. der zunehmende Verfall der dtsch. Währung brachten ihn schließlich um seine Wirkung. Hinzukam, daß Engl. Deutschl. zu Verhandlungen drängte. Die Kapitulation vor Frankr. vollzog die neue Regierung Stresemann. Dieser Umstand u. die wachsenden wirtschaftl. Nöte steigerten die allg. Unzufriedenheit, die sich schließlich in dem Hitler-Putsch u. in kommunist. Unruhen Luft machte. Unter dem Zwange der Not wurde endlich die Währung durch Einführung der Helfferichschen R.-M. befestigt.

Als 2. großes Ereignis steht neben dem Ruhrkrieg der Orientfrieden. Weiter kommen in Betracht die eine Arbeiterregierung ankündenden Neuwahlen in Engl., d. Befestigung des Faszismus in Ital. u. s. Vorstoß nach Korfu, d. Errichtung der Militär-Diktatur in Span. u. d. Erdbeben in Jap., das „die Abhängigkeit der Weltpolitik von den natürlichen Grundlagen des Völkerlebens vor Augen führt".

Alle diese Vorgänge werden neb. a. wichtigen Tatsachen u. Ereignissen in den vorl. Jg. eingehend u. sorgfältig, klar u. anregend geschildert. Wir erhalten so eine Gegenwartsgesch., auf deren Bedeutung nicht eindringlich genug hingewiesen werden kann.

Georg Schuster.

Hartmann, Ludo M.: Kurzgefaßte Gesch. Italiens v. Romulus b. Viktor Emanuel. 8°. 342 S. Gotha/Stuttg., F. A. Perthes, 1924.

Der Geschichtsschreiber des ma.lichen Italiens liefert in diesem Buche eine kurzgefaßte Gesamtgesch. des Landes. Alle Vorzüge, die jenes große Werk auszeichnen, finden sich auch hier: die zuverlässige Art, der weite Blick, die enge Verbindung von polit. u. Kulturgesch. Niemand wird das Buch daher ohne Gewinn aus der Hand legen, wie es sich von selbst versteht, wenn ein Kenner der Verhältnisse den Griffel führt. Auf der 1. Seite findet sich eine Widmung an „Rob. Davidsohn, den Geschichtsschreiber von Florenz", u. eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen den beiden hervorragenden deutschen Geschichtsschreibern Italiens wird sich schwerlich verkennen lassen. Beide zeigen ihre Meisterschaft da am stärksten, wo sie von den Institutionen u. der wirtschaftl. Entwicklung zu erzählen haben. Welche unerschöpfliche Fundgrube an positivem Wissen enthält in dieser Beziehung Davidsohns Gesch. von Florenz! Aber ebenso erstaunlich ist, was H. auf wenigen Seiten etwa über die Zersetzung des röm. Reiches durch die Grundherrschaft oder über die wirtschaftl. Grundlagen der Renaiss.kultur zu sagen weiß. Hier hat man das Gefühl, daß ein anderer das schwerlich so kurz u. doch zugleich erschöpfend hätte sagen können. Ob diese Vorzüge aber genügen werden, um dem Buche auch im heutigen Italien zu einem durchschlagenden

Digitized by Google

Erfolge zu verhelfen? Wenn einst die Röm. Gesch. Mommsens die Italiener so in Banden schlug, daß fast jeder gebildete Mann u. Jüngling mindestens die Schilderung Caesars im Gedächtnis behielt, so wird diese kurzgefaßte Gesch. Italiens auf solche Wirkung nicht rechnen können. Eine Tatsache reiht sich an die andere in fast beängstigender Fülle. Persönlichkeitsschilderungen reizen diesen Schüler Mommsens nicht. Von Caesar berichtet er auf rund 2 S. nur das Allernotwendigste. Die großen Männer der italien. Gesch. lassen ihn kalt. Nur bei der Schilderung von Persönlichkeiten wie Mazzini u. Garibaldi spürt man einen Hauch verständnisvollen Nachempfindens. Und auch der ma.liche Historiker verleugnet sich nicht. Mit S. 50 haben wir bereits das Jahr 476 erreicht. Von S. 51—228 reicht das Ma., von S. 229—321 die Neuzeit, u. mit dem Venti Settembre ist es zu Ende. Ob die Italiener damit zufrieden sind? Die deutschen Leser werden, wie ich glaube, der Meinung sein, daß H. ihnen auch manches kluge Wort über die Zeit nach 1870 hätte sagen können. Vielleicht entschließt sich der Vf. später, den Schlußpunkt nicht in die Zeit Viktor Emanuels zu setzen, sondern in die sturmbewegte Gegenwart, die den gewaltigen Aufstieg Italiens erlebt u. eine neue Ära seiner Gesch. heraufziehen sieht. Wo so viele Unberufene das Wort ergreifen, sollte der Historiker nicht schweigen, u. wir haben das Vertrauen, daß H. auch über die jüngste Vergangenheit als Historiker u. nicht als Parteimann u. Politiker zu berichten versuchen würde.

Albert Brackmann.

Giolitti, Giov., Denkwürdigkeiten meines Lebens. M. 1 Briefe G.s an d. Übers. Wolfg. C. Ludwig Stein als Einl. u. 1 Charakterbild d. Menschen u. Staatsmanns v. O. Malagodi, Senator d. Königr. Italien. Gr.-8°. 280 S. Stuttg. u. Berl., Dtsch. Verlags-Anst., 1923.

Kein anderes Kulturvolk der Erde ist so rasch bereit, den Gegner anzuhören u. seine Gründe zu würdigen, wie das deutsche. Davon profitiert die italienische Nation a priori insofern, als wir jeder einigermaßen sachlich anmutenden Rechtfertigung des Pfingstverrats von 1915 gern gestatten, ihre Anschauung zu entwickeln, selbst dann, wenn sie von dem unleugbaren Vorteile, daß inzwischen die k. u. k. Großmacht von der Bildfläche verschwunden ist u. nicht widersprechen kann, einen recht ausgiebigen Gebrauch macht. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Entlastung zeitlich ziemlich weit zurückgreifen muß, um den Abfall vom Dreibunde während des Weltkrieges einigermaßen plausibel zu machen. Vielleicht enttäuscht jedoch G.s Rückblick gerade hierin, weil der Vf., der seine größten Erfolge auf den Gebieten des Innern u. vor allem der Finanzen errungen hat, die auswärtigen Angelegenheiteu selbstverständlich nur streift u. bloß dann in den Mittelpunkt seiner Erzählung rückt, wenn sie ihn als Ministerpräsidenten (1892/93, 1903/05, 1906/09, 1911/14 u. 1920/21) entscheidend beschäftigt haben. Hiernach wird man diese neuen Denk-

Digitized by Google

würdigkeiten einzuschätzen haben in 1. Linie als sehr instruktive Beiträge zur Kenntnis von den inneren Vorgängen in Italien seit 1882, wo G. Abgeordneter wurde, u. erst in 2. Linie als Aufklärung der Rätsel, die die äußere Politik Italiens namentlich während des Libyschen u. der Balkankriege hinterlassen hat.

Solange G. gewirkt hat, ist er, dem italienischen Durchschnitt unähnlich u. fast wesensfremd, jedem Schein u. Theaterdonner abhold gewesen. Sein Gegenpol ist hierin etwa d'Annunzio, seit der Einverleibung Fiumes in Italien „Principe di Monte Nevoso". Von lauter Phrase wollte G. nichts wissen. Deshalb wirkt der Satz auf S. 7, Malagodi habe ihn „überredet", sein Leben zu beschreiben, durchaus glaubwürdig. Und man vertraut ihm auch, wenn er sagt, seine Darstellung geschichtlicher Vorgänge, die für die politische Entwicklung Italiens von großer Bedeutung waren, sei „getreu", obwohl (oder darf man sagen: weil) er damit seinem Vaterlande nützen wolle. Wenn man von dieser Plattform aus unvoreingenommen an die Memoiren herantritt, so wird man die Versicherung des Vf.s bei allen entscheidenden Gelegenheiten durchaus bestätigt finden. Diese Beobachtung schafft nach u. nach, trotz der fast gesuchten Schlichtheit des Ausdrucks, eine warme Atmosphäre u. einen engen Kontakt zwischen dem greisen Autobiographen u. dem Leser. Letzterer folgt ihm schließlich ziemlich willig auch dort, wo das Gesagte nicht ohne Korrektur bleiben kann. Ich meine da vor allem die Stellen, wo G. das Verhältnis der Donaumonarchie zu Serbien streift oder ausführlicher behandelt. Vielleicht ist es von einem italien. Staatsmanne zu viel verlangt, daß er sich in die Seele eines maßgebenden Herrn vom Ballhausplatz hineinzudenken versuche. G. tut es jedenfalls nicht. Es fällt mir nicht ein, die k. u. k. Politik der Nadelstiche gegen die Karageorgiewitsch u. den großserb. Gedanken zu verteidigen oder etwa gar als vorbildlich hinzustellen. Aber für die furchtbare Gefahr, die dem Dualismus u. namentlich dem von Erzherzog Franz Ferdinand getragenen Trialismus von Belgrad aus drohten, hat G. auffallend wenig Verständnis. Meist tut er diese Notwehr Österreich-Ungarns als „Vorwand" für eine angebliche Expansion ab, die nach Artikel VII des Dreibundvertrags natürlich verboten war. Wie schon in den Tagen Bülows u. Aehrenthals, so hat man auch hier wieder das Gefühl, als ob die Parteien aneinander vorbeiredeten, wenn sie auf diese heikeln Probleme zu sprechen kamen.

Die Rolle, die Giolitti als der von allen Parteien geachtete Expremier unmittelbar vor Italiens Eintritt in den Weltkrieg persönlich gespielt hat, war die eines zielbewußten Realpolitikers, d. h. in diesem Falle die eines ausgesprochenen Neutralitäts- u. Konzessionspolitikers. Hätte er damals, im April 1915, die Geschicke seines Landes zu lenken gehabt, so wäre dieses wahrscheinlich, unter verhältnismäßig großem Gebietsgewinn, von der aktiven Teilnahme am Kampfe verschont geblieben. (Unwillkürlich malt man sich die Perspektive aus, die der Notenkampf der 13 Tage angenommen hätte, wenn auf dem Posten, den Bethmann schlecht u. recht ausfüllte, noch der gewandte

Digitized by Google

Bülow gestanden hätte.) Es ist bezeichnend, daß G. von dem Londoner Vertrage, durch den sich Italien an die Entente gebunden hatte, erst nach Jahren erfahren hat. Die vornehme Art, wie er das mit ihm selbst gespielte Doppelspiel Carcanos, Salandras u. des Königs selbst schildert, hat etwas Rührendes u. Versöhnendes. Dasselbe gilt zum guten Schlusse von dem Jahre Juni 1920 bis Juli 1921, während dessen der nahezu Achtzigjährige zum 5. Male den Vorsitz im Ministerrat innegehabt hat. Damit scheidet man von einem an klaren u. eindeutigen Belehrungen reichen Bekenntnisbuch unter aufrichtigem Danke für die daraus gezogene Bereicherung unseres Wissens von Italiens innerer Entfaltung während des letzten Menschenalters u. unter dem wohltuenden Eindruck, nicht bloß einem Staatsmanne großen Formates, sondern auch einem Ehrenmanne haben nähertreten zu dürfen. Hans F. Helmolt.

Salomon, Dr. F., Engl. Gesch. v. d. Anfängen b. z. Gegenw. VII, 342 S. Leipz., K. F. Koehler, 1923.

Der Vf. des 1906 erschienenen Buches „William Pitt d. Jüng.", das noch unvollendet ist, hat sich seitdem der gegenwärtigen engl. Politik zugewandt u. namentlich den brit. Imperialismus wiederholt behandelt. Jetzt gibt er uns im engen Rahmen eine von lange her vorbereitete Darstellung, die den deutschen Leser darüber aufklären soll, „wie der engl. Staat entstanden ist, wie die engl Nation in ihren verschiedenen Schichten nach u. nach von ihm Besitz ergriffen u. ihn nach ihrem Willen gestaltet hat, u. wie die Staatsgesch. in eine Reichsgesch. eingemündet ist". Das wäre im wesentlichen eine Verfassungsgesch., wie sie am Ende des vorigen Jh.s Gneist geliefert hat. Statt der so angekündigten Entwicklungsgesch. des engl. Staates erhalten wir aber, wie S. in der „Anm. zur Lit." am Ende des Buches selber hervorhebt, einen Versuch, „den Stand der Forschung wiederzugeben", wie er hauptsächlich in der 12bändigen „Polit. Hist. of Engl." von 12 „bewährten Forschern" seit 1906 niedergelegt ist. Dabei wird weniger der Zusammenhang der Begebenheiten verfolgt, als in einer langen Reihe von biograph. Notizen über Könige u. Staatsmänner eine Erklärung für den Wandel der Zustände gesucht. Daß dadurch die Lektüre an Reiz gewinnt, ist unleugbar; mischt sich doch bei dieser Art der Geschichtsbehandlung immer sehr viel Anekdotisches in die Darstellung ein. Ob die Porträtierungen richtig getroffen sind, ist bei der Skizzenhaftigkeit, zu der sich d. Vf. gezwungen sah, allerdings sehr fraglich. Nicht nur subjektive Urteile, die von der communis opinio abweichen, sondern auch künstlerische Absichten spielen dabei störend hinein. Während z. B. Heinr. II., der 1. Plantagenet, noch als „Reformator von Recht u. Gericht" gewürdigt wird, heißt es von seinen Söhnen Richard u. Johann, daß sie „kaum noch Engländer zu nennen waren". Wegen des Überwucherns der Persönlichkeitsschilderung kommen die wichtigsten verfassungsgeschichtl. Momente sehr häufig zu kurz. So sind z. B. die Angaben über das

Digitized by Google

Zustandekommen der Magna Charta (S. 27 f.) recht ungenau. S. spricht von den „13 Artikeln" der Barone u. läßt die Magna Charta am 15. Juni 1215 durch den König „unterschreiben". Von den neueren absprechenden Beurteilungen ihrer Bedeutung hält sich S. fern; er zitiert Macaulay u. Ranke, ohne den Sinn ihrer Bemerkungen scharf zu erfassen. Sehr entsagungsvoll lautet die Behauptung, daß das Rätsel von der Entstehung des engl. Parlaments dem forschenden Geiste vielleicht nie ganz lösbar sein wird. S. steht dabei noch auf dem älteren Standpunkte, wonach Simon v. Montfort als Schöpfer des House of Commons anzusehen ist.

Vom 4. Kap. („Zeitalter d. Tudors") ab überwiegt immer mehr die bloße Geschichtserzählung, bei der Zitate u. statist. Einzelheiten eingestreut werden u. immer wieder die Formgebung durch Fragen, die d. Vf. an sich selbst stellt, belebt wird. Gerade in einer solchen populären Darstellung stören die zahlreichen Unrichtigkeiten, die jedem Leser auffallen müssen. So z. B. läßt S. auf dem bekannten Wollsack nicht den Kanzler, sondern den Sprecher des Hauses der Gemeinen „seinen Sitz einnehmen" (S. 42) u. folgert daraus, daß das Parlament dem Könige die Wolle als den Hauptschatz des Landes symbolisch bezeichnen wollte. Den im Bunde mit Span. 1558 gegen Frankr. geführten Krieg läßt S. „unglücklich verlaufen" (S. 74), obwohl die Siege von St. Quentin u. Gravelingen doch besondere Ruhmestaten der engl. Waffen waren. Francis Drake soll „als erster die Welt umsegelt haben" (S. 86). Dem 1. Stuart von Engl. wird eine Regierung v. 1603—14 gegeben u. die unparlamentar. Regierung Karls I. v. 1629—37 datiert; ebenso falsch heißt es: „Jakob I. verheiratete seinen ältesten Sohn mit einer span. Infantin" (S. 96). Da der ostasiat. Tee schon 1619 nach Engl. gelangt war, kann man nicht behaupten, daß die Ostind. Komp. dem König Karl II. zu Weihnachten 1664 „als etwas ganz Neues 2 Pfund Tee übergab" (S. 123). Auch ist es nicht richtig, daß Guinee „seitdem die Bezeichnung der engl. Goldmünze geblieben ist" (ib.). Der Zusatz auf S. 149, daß die Parlamentsdauer von 7 Jahren „noch heute innegehalten wird", trifft längst nicht mehr zu. Auffallend ist, daß „der Bruder des Herzogs v. Wellington (S. 191, 208 u. im Index) Lord Wolseley statt Wellesley" genannt wird u. daß in den Napoleon. Kriegen der Peninsular War gar nicht erwähnt wird. Daß Helgoland „nur im Zusammenhange der hannov. Interessen des Königshauses begehrenswert war" (S. 192), kann wohl nicht behauptet werden. „Die moderne engl. Arbeiterbewegung" läßt S. nicht mit den Maschinenzerstörungen der Lydditen u. dem Generalstreik v. 1. April 1820, sondern erst mit dem dadurch erfochtenen Gesetz v. 1825 üb. d. Koalitionsfreiheit beginnen (S. 202). Ebenso wird die Trennung Engl. von der reaktionären Politik der Kontinentalmächte, obwohl sie sich schon während des Kongresses von Verona 1822 vollzog, erst auf Cannings Ministerium zurückgeführt. Durch falsche Chronologie ist die Darstellung über Engl.s Mitwirkung an der Befreiung der Griechen stark entstellt; der Philhellenismus, als

Digitized by Google

dessen Vorkämpfer Canning gefeiert wurde, ist nicht einmal erwähnt. Nicht erst der Fall Athens (1826) u. der Akropolis (1827) brachte den Umschwung, sondern bekanntlich schon der Fall Missolungis (1824). Dort u. nicht in Athen fand ja auch Byron den Tod, den S. erwähnt. Das Wort von dem „untoward event" der Schlacht von Navarino legt S. „Canning im Parlament" in den Mund, obwohl dieser bereits am 8. Aug. 1827 gestorben war u. die Schlacht erst am 20. Okt. 1827 stattfand. Was soll man zu dem Satze sagen: „1823 hatte Indien schon nahezu den heutigen Umfang erreicht"? (S. 208). Von der Wahlreform von 1832 lesen wir: „Eine ihrer Wirkungen war die Aufhebung sämtlicher Wahlflecken"; in Wirklichkeit handelte es sich nur um 56 mit weniger als 2000 Einw. Mit seiner Behauptung, daß „der Sturz des Julikönigtums" dem Lord Palmerston „höchst unwillkommen war" (S. 232), wird S. wohl niemand überzeugen. Bei der Inhaltsangabe der Reformbill v. 1867, durch die eine Oberschicht der Arbeiter in den Städten das Wahlrecht erhielt, werden wir belehrt, daß nur Inhaber „eigener Wohnungen, deren jährl. Wert unmöbliert mindestens 200 £ betrug", wahlberechtigt wurden; in Wirklichkeit waren nur 10 £ erforderlich. Von einem „Dominion of North America" (S. 250 u. S. 291) statt Canada kann natürlich nicht die Rede sein.

Das 8. u. letzte Kap. ist überschrieben: „Die Gegenw. (1874 bis 1914)". Da bestrebt sich S., als „Historiker Engl.s nur von Engl. aus im wesentl. noch über den weiteren Ablauf zu berichten" (S. 258). Ob ihm das auf den 75 letzten S. seines Buches gelungen ist, möchte ich nicht entscheiden. Im wesentl. wiederholt hier S. Gedanken, die er schon in früheren Publ. (außer den erwähnten auch in der Festschr. f. F. Liebermann, s. „Mitt." 1923, S. 107/8) bekanntgegeben hat. Bes. Interesse wird auf die Versuche einer Annäherung Engl.s an Deutschl. gelegt. Trotz des Spectator-Artikels v. 1897 u. des gleichzeitigen Diktums von Lord Rosebery leugnet S. die wirtschaftl. Rivalität als eine Ursache der Verstimmung, u. läßt nur den dtsch. Flottenbau dafür in Betracht kommen. Auch in diesem Abschn. stoßen wir auf Fehler in tatsächlichen Angaben. So z. B. soll „Kapitän Boykott das Verfahren ersonnen haben, das unter B.s Namen durch die ganze Welt gegangen ist". In Wirklichkeit weiß doch jedermann, daß er nur das 1. Opfer dieses Verfahrens war. Wir lesen „von dem Oxforder Hist. Seeley", obwohl dieser sein Leben lang mit Cambridge verknüpft war (S. 259). Eine gleiche Ungenauigkeit ist es, wenn dem dtsch. Histor. u. Polit. Dahlmann (S. 197 u. im Ind.) der Vorname Karl statt Friedr. Gust. gegeben wird.

Gerade weil d. Vf. mit dem Anspruch auftritt, eine Lücke in unserer histor. Lit. auszufüllen, mußte ich mich dem unliebsamen Geschäft unterziehen, darzutun, daß seinem Buche das 1. Erfordernis dazu, nämlich Zuverlässigkeit der tatsächlichen Angaben, selbst in solchen Dingen mangelt, die allbekannt sind. Tiefere Gedanken, die dafür einen Ersatz bieten könnten, habe ich in den polit. Erwägungen, die ziemlich viel Raum einnehmen, nicht gefunden. Ludwig Rieß.

Digitized by Google

Levy, H., D. Engl. Wirtschaft (Handb. der Engl.-Amerik. Kultur, hrsg. v. W. Dibelius). IV, 153 S. Lpz.-Bl., B. G. Teubner, 1922.

Deutschlands Wettbewerb bildete einen der Zündstoffe des Weltbrandes von 1914; u. die Entstehung von Englands heutigem Zustand verfolgt dies Büchlein, freilich nur in allgemeinen Umrissen, bis etwa 1600 hinauf. Schon deshalb wird jeder Historiker, soweit er fachmännischer Schulung in Volkswirtschaft oder Auslandskunde entbehrt, diese Einführung dankbar begrüßen. Auch zieht sie die allgemeine Staatslage wie manches Einzelereignis politischer Geschichte zur Erklärung heran. — Die Tatsachen werden nebst einer Fülle statistischer Angaben, die teilweise bis 1921 herabreichen, allerdings willkürlich ausgewählt, vorgeführt. Nicht nur hätten Eisenbahn, Telegraph, Telephon, Kanal u. Straße samt Transportgewerbe ein besonderes Kap. verdient; L. schweigt auch von Staatsfinanz u. Gemeindewirtschaft, von Warenhaus, Kleinladen u. Handwerk, von Gas, Elektrizität u. Wasserkraft, von Mühlen, Brauerei u. Fischerei. Neben den Tatsachen erscheint, weniger eingehend, die nationalökonom. Lehre samt ihrer philosoph. Begründung. Das Programm der Parteien u. Einzelreformer wird angegeben, u. in der Öffentlichen Meinung, mit ihrem unbestimmten Schwanken u. ihrer unbegrenzten Macht, manches Vorurteil nachgewiesen, z. B. das für unbeschränkten Wettbewerb des Handels u. Gewerbes gegen Monopol u. Staatsaufsicht. Wichtigste Zukunftsfragen reiht der Schluß klar auf, ohne sich ins Politisieren oder Prophezeien zu verirren.

Jedem Kap. voran stehen die Titel ausgewählter Bücher über den betr. Gegenstand. L. selbst hat „Soziolog. Studien" verfaßt u. monographisch, aus eigener Kenntnis Englands, den ökonom. Liberalismus, die Landwirtschaft unter Getreidezoll, den Großbetrieb im Gutsbesitz, bes. auch das Kartell- u. Trustwesen durchforscht, das, wie Großbetrieb überhaupt, in England später u. weniger auftritt als in Nordamerika u. Deutschland, nicht weil dort das Volk individualistischer von Natur, sondern weil hier die jüngere Industrie leichter sofort die vorteilhafteste Form fand, weil dort die Kohle in verschiedensten Landesteilen vorkommt, u. weil für Feinfabrikat, z. B. des Garns, sich Trust weniger eignet als für Rohstoffgewinnung z. B. des Petroleums. Zurückhaltend aber schiebt L., zugunsten eines abgetönten Gesamtbildes, jene Punkte nicht in den Vordergrund. Er vergleicht meistenteils Deutschlands Zustände u. führt, politisch u. sozial möglichst unparteiisch, die entgegengesetzten Strömungen vor. Er selbst neigt mit seiner Generation zum Staatssozialismus. Hinsichtlich der Ursachen teilt er meist die Anschauung unserer berühmten Soziologen: überraschende Abweichung von herrschender Lehre stände vielleicht einem kurzen Leitfaden nicht an. Er stellt lebendig dar, ordnet, ohne Systematik anzustreben, übersichtlich u. schreibt meist einfach u. deutlich. Mit Recht weist er die für die Geschichtswissenschaft freilich schon abgetanen Irrtümer liberaler Anglomanen oder sozialdemokratischer Parteischriften ausdrücklich ab.

Digitized by Google

Je ein Abschnitt betrifft den Außenhandel (samt Weltbörse, wobei Amerikas nunmehriger Vorrang zu betonen war), die Industrie (samt der Eifersucht auf Deutschlands Wettbewerb, bes. in Eisen u. Chemikalien), die Landwirtschaft (samt Verschiebung zwischen Saatflur u. Weide, sowie Schichtung der Besitzerklassen u. Landarbeiter), endlich die soziale Frage (nebst Sozialisierungsbestreben, bes. im Bergbau, Einfluß der Arbeiter auf die Werkleitung, staatlichen Versicherungszwang für die Arbeiter). — Die „Neubrit. Wirtschaftspolit." zeigt zum Schlusse, wie der Individualismus- u. Selbstverwaltungs-Glaube des frühen 19. Jh.s jetzt zurücktritt hinter den von Beamten zentral verwalteten Sozialstaat, der den Handel seiner Bürger über See durch Konsuln, Nachrichtendienst usw. stützt, mit Hilfe der Kirche u. Christlich-Sozialen die Volksbildung demokratisiert, die einst verspottete, aber seit einem Jahrzehnt gerühmte systematische Organisation der Deutschen nachahmt u. im Schutzzollprogramm zum 18. Jh. zurückkehrt. Für den Schutzzoll entschied der Grund aus der Kriegserfahrung: trotz der Flotte, die vor 1915 Englands Versorgung zu sichern schien, ward Nahrung u. Rohstoff aus Übersee nicht bloß teurer, sondern bei Weiterwirken des U.-Boots drohte geradezu Aushungerung. Und kriegsnotwendig erwiesen sich auch andere der Insel nicht eigene Artikel wie Farben, Chemikalien, Instrumente, gewisse Metalle, Holz, Petroleum: künftig sammelt der Staat Vorrat, oder fördert oder beschlagnahmt die Erzeugung in einem Imperiumsteile (während früher z. B. Deutsche in Australien Wolfram gruben). Daß der Sieg von 1918 England von der Gefahr befreite, die Weltherrschaft zur See mit Deutschland zu teilen, sagt das Buch deutlich, betont aber nicht, daß er es auch des besten Auslandskunden beraubte u. dem Wettbewerbe Amerikas unterwarf.

Die „Grundlagen d. engl. Wirtschaftsentwicklg.", mit denen L., ohne Anspruch auf historische Vollständigkeit, anhebt, dulden Ergänzung durch Hervorhebung des Vorsprungs, den schon seit den Tudors jenes Gemeinwesen vor Deutschland genoß in einheitlichem Maß- u. Münzsystem, wissenschaftlichem Recht, zentraler Verwaltung, Finanztechnik, festen Regierungsämtern, kraftvollem Landfrieden, leidlicher Verkehrsfreiheit, zielbewußter Außenhandelspolitik. — Daß im 16. u. 17. Jh. fremde Flüchtlinge, deren Lehrmeisterschaft in manchem Gewerbe freilich feststeht, das Puritanertum wesentlich steigerten, oder daß die Politik der Volkssouveränität (so verträglich mit Sozialismus u. Kommunismus!) zum wirtschaftlichen Individualismus beitrug, bleibt zweifelhaft. Letzterer entfaltete sich in England eher aus anderen Ursachen, deren eine, der Calvinismus, gebührend betont ist, u. a. vielleicht dank Selbstverwaltung samt Parlamentarismus u. weil in der Neuzeit bei fehlender Leibeigenschaft die Stände nach Blut, Beruf u. Ehre sich weniger schroff schieden. — Im ganzen aber decken sich L.s soziologische Beobachtungen mit denen des Ref. Auch L. rühmt die Zuverlässigkeit im Alltagsverkehr [m. E. ein Zeichen altkultivierten Rechtsgefühls] u. den Einfluß praktischer Religiosität. Dem Brit. Imperium Altersschwäche nachzusagen, hat sich Deutschlands Öffent-

Digitized by Google

liche Meinung nun wohl abgewöhnt. Unsere Jugend wird künftig die Willensstärke u. Machtmittel des feindlichen Volkes u. Staates richtiger einschätzen u. dafür teilweise diesem Führer danken, der aus Einzelberichten interessierter Wirtschafter oder parteilicher Zeitungen den nicht leichten Weg zur Erkenntnis des Wirklichen ihr zu bahnen sucht. F. Liebermann.

Schäfer, Dietr., Osteuropa u. wir Deutschen. (= Nation. Bücherei, hrsg. v. D. Schäfer.) Gr.-8°. 191 S. Berlin, O. Elsner, 1924. Mk. 3.50.

Ob es wohl noch einmal Gemeingut des deutschen Volkes wird, daß auch außerhalb der Reichsgrenzen deutsche Volksgenossen wohnen, für die Deutschland die Verantwortung trägt? Vor dem Kriege traf man unter 100 sog. Gebildeten nicht einen, der eine Ahnung davon hatte, daß u. wo in der Welt Deutsche in geschlossenen Siedlungen wohnen. Noch während des Krieges konnte ein deutscher Staatssekretär des Äußeren (!) ganz unbefangen die Frage stellen: „Nicht wahr, die Balten sind doch alle katholisch?" Ein wenig besser mag es heute damit stehen. Aber in den weitesten Kreisen herrscht doch immer noch eine bodenlose Unkenntnis über das Deutschtum im Ausland. Das gilt vor allem für Osteuropa. Der Geschichts- u. Erdkundeunterricht haben in dieser Beziehung viel gesündigt — u. sündigen weiter. Um so dankbarer begrüßen wir die vorl. Schrift unseres Dietrich Schäfer. Gibt sie doch zum 1. Male eine zusammenhängende Darstellung der geschichtl. Entfaltung des Deutschtums in Osteuropa von den Anfängen der Germanen bis zur jüngsten Gegenwart.

Sch. bestimmt als Osteuropa den Teil unseres Erdteils, der östl. der Linie Stettin—Triest liegt. Doch schildert er zunächst in großen Zügen die Kolonisation zwischen Elbe u. Oder, um sich dann alsbald der friedlichen Einwanderung deutscher Kulturbringer in die Lande östlich der Oder u. Görlitzer Neiße zuzuwenden. Denn „Germanisierung von Gebieten, die jenseits dieser Grenze liegen, ist, mit einziger Ausnahme des Ordenslandes, im ganzen Ma., ja bis ins 18. Jh., ausschließlich u. allein durch die einheimischen, nichtdeutschen Staatsleitungen begonnen u. gefördert worden" (S. 11). Mit besonderer Ausführlichkeit u. nachdrücklicher Wucht wird dieser Satz vor allem Polen gegenüber erwiesen. Aber auch in Böhmen u. Ungarn, Südslawien, Rumänien u. Rußland werden die Entwicklung u. Leistung des Deutschtums, nicht weniger aber seine Leiden geschichtlich dargelegt u. durch wertvolles Zahlenmaterial belegt. Neben der großen Geschichtslüge von der deutschen Eroberungssucht wird auch manche einzelne Legende abgetan (vgl. S. 34 die Widerlegung der angeblichen Ausrottung aller Preußen durch den Orden). Ganz besonders wichtig erscheint mir, daß auch über die gegenwärtige Lage des Deutschtums im Osten ein statistisches Material von seltener Vollständigkeit dargeboten wird. So gehört das Buch in die Hand jedes Lehrers der Gesch. u. Erdkunde. Es ist zugleich ein schlagender Beweis dafür,

Digitized by Google

daß ein Erdkundeunterricht ohne eindringliche geschichtl. Kenntnisse seine nationale Aufgabe überhaupt nicht erfüllen kann. Ein sorgsam ausgewählter Lit.anh. weist die Wege zu weiterer Vertiefung in das ganze Gebiet. — An einzelnen Versehen u. Druckfehlern seien notiert: S. 78 wird die Stadt Posen 1793 als überwiegend polnisch, einige Zeilen weiter als zur Hälfte deutsch bezeichnet. S. 112 Z. 4 v. u. lies Posen statt Polen; S. 160 Z. 8 v. u. l. 1920 statt 1820. Zu S. 181: Saratow zählte 1905 16 400 Deutsche.

Gerhard Bonwetsch.

Meisl, J., Gesch. d. Juden i. Polen u. Rußland. I. u. II. Bd. 344 u. 220 S. Berl., Schwetschke u. S., 1921/22.

Das vorl., auf 4 Bde. berechnete, flott geschriebene, auch für Laien lesbare Werk, will seinen Gegenstand von den Anfängen bis zum Weltkriege behandeln. Bd. I führt bis etwa 1650. — Die Juden, seit der Zerstörung des 2. Tempels (70 n. Chr.) ohne staatliche Selbständigkeit u. schließlich auch ohne nationale Eigentümlichkeit, hatten als Bindeglied im wesentlichen die Religion, während sie in allen anderen Lebensäußerungen sich allmählich in ihre Umgebung einfühlten. Einzig in den weiten Gebieten des westl. Rußlands hat sich ein letzter nationaler Splitter der Juden erhalten, weil sie dort, in ungeheuren Massen zusammengeballt, ein Eigenleben führen konnten. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird ihre Gesch. bes. lehrreich. Sie spiegelt sich am deutlichsten in der Sprache wieder. Diese ist nicht die alte nationale Sprache der Bibel, das klass. Hebräisch der Propheten, auch nicht ein vom Hebr. abgewandelter, sondern ein Dialekt der dtsch. Sprache, der in seiner Klangfärbung an den alemann. Dialekt der Nordschweiz, seine Quelle, erinnert. Wohl wird ein Teil der Juden Polens aus dem Orient über Kaukasus u. Krim eingewandert sein, ihre Mehrzahl aber stammte aus Westeuropa, bes. aus Deutschland, von wo sich seit dem 12. Jh. ein unaufhörlicher Strom in das Polenreich ergießt. Polen wird die Zuflucht aller im W. verfolgten Juden, die nach dem O. ihre reine mhd. Sprache, ihre hohe Kultur, ihre talmudischen Kenntnisse u. ihre wirtschaftl. Fähigkeiten mitbringen u. dem bis dahin schlummernden poln. Judentum geistige Regsamkeit verleihen. Wenn ihre Sprache, losgelöst von dem Mutterboden, die Entwicklung zum Nhd. nicht mehr mitmacht u. neben hebräischen Brocken auch poln., litauische u. russ. annimmt, so ist auch diese Entwicklung ein Spiegelbild ihrer Geschichte. Die Bedeutung der Juden auf volkswirtschaftl. Gebiet, als Münzpächter u. Grundbesitzer, als Ackerbauern u. Schöpfer der Tausch- u. Geldwirtschaft, erkennen bes. die Fürsten u. der Adel an; daher bleibt ihre Lage im allg. günstig.

Der 2. Bd. (1648—1764) schildert die umfangreichen Judenverfolgungen, die sich an die Kosakenaufstände unter Bogdan Chmielnicki (1648) anschließen u. eine völlige Wandlung in den bis dahin ziemlich günstigen rechtl., sozialen u. wirtschaftl. Verhältnissen der Juden herbeiführen. Von nun an bewegt sich die Entwicklung

Digitized by Google

des poln. Judentums in absteigender Linie; die Einwanderung hört auf, an ihre Stelle tritt eine allmählich anwachsende Rückwanderung nach Deutschland. Bald in Galizien, bald in Wolhynien oder in Litauen, überall flammt jetzt der Judenhaß auf u. entlädt sich bei allen möglichen Gelegenheiten in mehr oder minder blutigen Verfolgungen. Dadurch wird mit der sozialen u. rechtl. auch die wirtschaftl. Stellung der Juden allmählich schlechter. Wie im Ma. in Deutschland werden sie jetzt in Polen vom platten Land in die Städte gedrängt u. auch hier aus Handel u. bes. Handwerk verdrängt, so daß sie schließlich nur Kleinhändler u. Trödler sind, aber bestrebt, sich immer ergiebigere Erwerbsquellen zu erschließen, je größer der Steuerdruck wird, der auf ihnen lastet. Diese Steuern werden nicht vom einzelnen Juden, sondern von der Gesamtheit erhoben. Es ist die wertvollste Erscheinung der poln. Judengesch., daß damals nicht nur die jüd. Gemeinde, der Kahal, volle Autonomie nach innen u. nach außen besitzt u. wegen der Steuereintreibung vom Staate überaus geschützt u. gefördert wird, sondern außerdem eine Gesamtorganisation der jüd. Gemeinden in der Vierländersynode in Polen u. einer entsprechenden Vertretung in Litauen besitzt. Diese kulturelle Autonomie hebt das Judentum in vieler Hinsicht u. erweist sich geistig u. materiell als Segen, bis die Zerrüttung der Finanzen u. des Steuerwesens 1764 zum Untergang dieser Selbstverwaltung führt. Überaus produktiv ist die geistige Arbeit der Juden. Abgesehen davon, daß das allg. geistige Niveau bedeutend höher ist als das der Umgebung, da jeder jüd. Knabe lesen u. schreiben kann, werden auf den talmudischen Hochschulen Glanzleistungen von Männern vollbracht, die mit erstaunlichem Scharfsinn die subtilsten Fragen des Lebens bis in die letzten Konsequenzen durchdenken. Meisterhaft ist auch das Übergreifen der kabbalistischen u. messianischen Bewegung des Sabbatai Zwi nach Polen sowie die Entstehung des Chaßidismus auf poln. Boden geschildert. Die Gesch. der Juden im eigentlichen Rußland tritt demgegenüber zurück, weil es ihnen dort erst sehr spät u. nur vereinzelt gelingt, sich dauernd niederzulassen.

Siegbert Neufeld.

Kurze Anzeigen.

Oldenbourgs Hist.-Geograph. Taschenbuch. E. Almanach f. d. J 1924. 8°. 108 S. Münch. u. Berl., R. Oldenbourg, [1924]. Mk. 0.80.

Gibt vornehmlich Proben aus Veröffentlichungen des O.schen Verlages, z. B. aus Andreas, Geist u. Staat (s. „Mitt." 52, S. 74), aus Dix, Polit. Geogr. (2. Aufl. 1923), aus Wütschke, D. Kampf um d. Erdball (s. „Mitt." 52, S. 113), Troeltschs Rezension üb. Spenglers 2. Bd. (= Hist. Zschr. 128). Dannemann behandelt (im Rahmen einer Antrittsvorlesg.) die „Wissenschaft als Einheit"; er setzt sich kräftig für die Beschäftigung mit der Gesch. der Wissenschaften ein, nicht als ob sie nun jeder quellenmäßig studieren solle, sondern „der

Digitized by Google

Überblick über die Entwicklung der Wissenschaft" müsse „durch Lehrvorträge u. geeignete Schriften als etwas Fertiges geboten werden", weil damit ein sicherer Grund gelegt werde. Dies sagt ein Naturwissenschaftler, der Hrsg. der Sammlg.: „Der Werdegang der Entdeckungen u. Erfindungen". Der Historiker stimmt gern bei, zumal wenn er die Schlußfolgerung für seine Wissenschaft bereits gezogen hat (s. „Mitt." 51, S. 1). — Fr. Schneider (S. 20—25) erörtert in kurzen beachtenswerten Worten „d. Zukunft d. dtsch. Geschichtswissenschaft". — Den letzten Teil des Almanachs bilden: D. Entwicklung des Verlags u. (S. 92—105) das Verlagsverzeichnis (I. Gesch., Philos.; II. Kunst- u. Lit.wissenschaft; III. Geogr.).

Bleich.

Kemmerich, M.: D. Kausalgesetz d. Weltgesch. 2. verb. Aufl. VIII, 764 S. Ludwigshafen, Lhotzky, 1922.

In der 2. Aufl. sind neu u. von bes. Interesse die Auseinandersetzungen mit Spengler, mit dem sich K. in mancher Hinsicht berührt, u. die Berechnungen der weiteren Zukunft Europas, die K. mittels Übertragung der math.-naturwissenschaftl. Betrachtungsweise u. mystischer Gedankengänge auf die Gesch. vornimmt (hierzu s. „Mitt." 50, S. 68). — Die etwas magere, durchaus ungeschichtliche Grundauffassung ist die der 1. Aufl. (Liebe dich u. die Freunde! Jeder muß zum konsequenten Egoismus erzogen werden. S. 425). Sange.

Bütschke, Joh.: D. Kampf um den Erdball. Polit.-geogr. Betrachtgg. zu den weltpolit. Machtfragen d. Gegenw. u. nahen Zukunft. M. 28 Kartenskizz. i. Text. VII, 188 S. Münch. u. Berl., R. Oldenbourg, 1922.

W. gibt in Tl. I u. II („D. geogr. Grundlagen weltpolit. Machtfragen" u. „Geogr. Triebkräfte weltpolit. Machtbegehrens") eine Art allg. polit. Geogr., d. h. eine Darstellung der Elemente, aus denen weltpolit. Betätigung erwachsen ist, u. der geogr. Formen, in denen sie sich bisher zu vollziehen pflegte. Tl. III „D. Träger" (S. 60 bis 78) u. IV „Die wichtigsten Kraftfelder weltpolit. Machtbegehrens" enthalten dagegen die spez. polit. Geogr. der Erde im letzten Menschenalter. Das Buch ist ein brauchbares Hilfsmittel, um in die konkreten geopolit. Fragen der Gegenw. einzuführen, u. wird z. B. vom Lehrer zur Vorbereitung für die neubewilligte Geographiestunde auf der Oberstufe mit Nutzen verwendet werden. Da die Einführung in diese Dinge bei uns bisher nur allzusehr vernachlässigt worden ist, aber bei der drohenden Verengerung unseres Gesichtskreises nötiger denn je wird, ist jeder Versuch in dieser Richtung zu begrüßen, zumal der Vf. im ganzen besonnenes Urteil zeigt. Manchem freilich wird man nicht zustimmen können, so ist z. B. die Machtstellung Frankreichs (auch wohl Rußlands) zweifellos unterschätzt, die Japans überschätzt; die selbständige Bedeutung Chinas für die Weltpolitik der Zukunft (trotz seiner gegenwärtigen polit. Ohnmacht) wird bei weitem nicht genügend gewürdigt. Im ganzen wünschte man sich ein solches Buch etwas lebhafter, anregender, farbenreicher. W. Vogel.

Digitized by Google

Hoech, G. Th.: D. Eingliederg. Indiens i. d. Gesch. d. Baukunst. (= Mannusbibl. H. 29.) Gr.-8°. 43 S. Leipz., C. Kabitzsch, 1923.

Ausgehend davon, daß z. B. die Steinbauten der ägypt. Pyramiden auf eine Nachahmung der aufgesetzten Haufen abgehobenen Schlammbodens im Fayum zurückzuführen seien u. so eine charakteristische bodenständige Bauform darstellten, weist H. in bemerkenswerten Erörterungen für die ind. Baukunst die Entstehung aus einer Nachahmung des Bambusbusches u. daraus entwickelter Bambusbauten nach. Bes. der ind. Baustil hat nicht geringen Einfluß auf die Bauweise in Italien u. weiter westwärts gehabt u. trug damit zur raschen Ausbildung des roman. Stils bei. Auch die Nachahmungen einheimischer ind. Pflanzen- u. Blütenformen beim ind. Baustil (z. B. der Lotosblume) lassen sich in architektonischen Zieraten des Westens erkennen (z. B. im Akanthusblatt, das sich nach H. wohl an das Blatt des Bärenklaus anlehnt, aber vielmehr aus ind. Lotoszieraten zu erklären ist). E. Herr.

Wägner, W., Hellas. Die alten Griechen u. i. Kultur. Nach d. 10. v. F. Baumgarten verfaßten Ausg. neubearb. v. L. Martens. M. 215 Abb. i. Text u. 3 Beil. 8°. VII, 406 S. Berl., Neufeld u. Henius, [1922].

Der durch mehr als 60 Jahre bewährte Wägner in neuer Bearbeitung, freilich textlich um ein starkes Drittel u. illustrativ noch mehr gekürzt! Betroffen sind davon vornehmlich die erzählenden Teile (griech. Sagenwelt; Perserkriege usw.), weniger jene, die Kulturzustände schildern. Doch ist das Buch durchaus lesbar geblieben u. durch die immer noch große Zahl der Abb. wohl geeignet, eine lebhafte u. ziemlich umfassende Vorstellung auch des äußeren griech. Daseins zu geben. Vermißt wird die Vergegenwärtigung des Gesamtschauplatzes durch Schilderung der Landesteile u. Beigabe einer Karte. Bleich.

Dittenberger, W.: Sylloge inscript. graec. 3. verm. Aufl. 4. Bd., 2. Tl. 8°. V, S. 185—638. Leipz., Hirzel, 1924. Mk. 20.—.

Abschluß des großen Werkes, dessen Erscheinen 1915 begann u. dessen einzelne Teile in den „Mitt." (1917 S. 183 ff.; 1918 S. 92 ff.; 1921 S. 10) angezeigt wurden. Der vorl. Bd. enthält den 4. Index, die exempla sermonis graeci, ein mit peinlichster Sorgfalt ausgearbeitetes Register aller wichtigen Wörter u. Wortverbindungen. Erst dieses Verzeichnis erschließt den ganzen Reichtum der Syll. u. macht ihn in vollem Umfange nutzbar. Gerade diese Indices heben im Verein mit den unentbehrlichen Anm. die dtsch. Inschriftensammlungen über die franz. u. engl. (z. B. Michel u. Hicks-Hill) heraus u. sichern ihnen auch neben den „Inscript. graec." selbständigen Wert. Mit berechtigtem Stolz darf Hiller v. Gärtringen, dem neben der Herausgabe der Löwenanteil der Inschriften u. die Bearbeitung der Indices zufiel, auf die Neubearbeitung des „Dittenberger" blicken, für die ihm jeder Forscher dankbar sein wird. Fritz Geyer.

Digitized by Google

Schwyzer, Ed., Dialectorum Graecarum exempla epigraphica potiora. (3. erneuert. Aufl. d. „Delectus inscript. Graec. propter dialect. memorabilium“ v. P. Cauer.) 8°. XVI, 463 S. Leipz., Hirzel, 1923. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—.

Die große Bedeutung der Dialektforschung für die Aufhellung der ältesten griech. Gesch. ist heute allg. anerkannt. Sie hat uns gelehrt, daß die nordwestgriech. Stämme, einst als Äolier bezeichnet, den Doriern teils sprachlich nahestanden, teils, wie die Phoker u. Lokrer, zu ihnen gehörten, während Thessaler u. Boioter eine Sondergruppe bildeten, sowie daß im Peloponnes die Arkader mitten im Dorischen eine Sprachinsel bildeten. Erst die Inschriftenkunde hat der Dialektforschung diese Erkenntnisse vermittelt. So ist es zu begrüßen, daß Schw. den Cauerschen „Delectus“ neubearb. u. ansehnlich verm. vorlegt; etwa 100 weniger wichtige Urk. sind fortgefallen, dafür aber über 300 neu aufgenommen, so daß die Auswahl ein wertvolles Hilfsmittel für den Historiker darstellt, das neben der großen Sammlg. von Collitz-Bechtel sich in Ehren behaupten wird.

Fritz Geyer.

Rosenberg, A., Gesch. d. röm. Republik (= Nat. u. Geisteswiss. 838). Leipz., B. G. Teubner.

Ungemein lebensvolle Darstellung der Haupttatsachen, die für R. in den sozialen Kämpfen bestehen. Die Auffassung, durch die polit. Ansichten des Vf. merklich beeinflußt, ist immerhin die eines geistvollen u. kenntnisreichen Historikers. Leider werden, entsprechend dem Charakter der Publikation, keine Belege auch für noch so subjektive Auslassungen gegeben. So mag das Bändchen anregend sein; in eine populäre Sammlung u. in die Hände unkritischer Leser gehört es nicht.

H. Philipp.

Müllenhoff, K., Deutsche Altertumskunde. Bd. IV. Neuer, verm. Abdr. besorgt durch M. Roediger. 8°. 776 S. Berl., Weidmann, 1920.

Auch neben Nordens Buch (s. „Mitt.“ 51, S. 31) wird dieser Germaniaband M.s unentbehrlich bleiben; die Arbeiten beider ergänzen einander: Germanist u. klass. Philologe reichen sich die Hand. Es fehlt nur noch der archäologische Erklärer der Germania, da Wilkes Arbeit lediglich als Vorarbeit zu werten ist. Der von Roediger nicht mehr erlebte Neudruck beschränkt sich auf Berichtigungen der rekonstruierten Germaniaforschungen M.s, auf Zusätze im Sueben- u. Langobardenkap. u. in den Anhängen, sowie auf Bereicherung des Registers.

H. Philipp.

Strauß, K., Studien z. mal. Keramik (= „Mannus-Bibl. Nr. 30). Leipz., C. Kabitzsch, 1923.

Diese Studien, hauptsächlich ostdeutschen Funden aus dem 12. bis 16. Jh. geltend, geben ein übersichtliches Bild spätslawischer u. gemischt-deutsch-slawischer Keramik (die Behandlung der slawischen Periode v. 6.—12. Jh. wird späterer Veröffentlichung vorbehalten).

Digitized by Google

Von besonderem Interesse ist, wie für die Einzelfunde u. ihre örtlichen Unterscheidungsmerkmale Herkunft aus sächs., fränk., hess. oder rhein. Keramik festgestellt wird. Die Resultate dieser Einzelforschungen liefern oftmals Ergänzungen oder Bestätigungen zu Quellennachrichten über die Heimat der deutschen Kolonisten des Ostlandes. — Auch die eigentliche Technik des Töpfereibetriebes findet hier erstmalig zusammenfassende Behandlung. — Von St. durchforschte Sammlungen: Liegnitzer Museum, Märk. Mus. Berlin, Sammlungen in Frankfurt a. O. u. Elbing. Aug. Knieke.

Tangl, Georgine: D. Register Innocenz' III. über d. Reichsfrage 1198—1209. (D. Gesch.schreiber d. dtsch. Vorzeit.) Bd. 95. XXXV, 256 S. Leipz., Dyk, 1923. Mk. 7.—.

Die Lieder Walthers v. d. Vogelweide haben das Interesse stets ganz bes. auf den dtsch. Thronstreit hingelenkt. Leidenschaftlich nahm er geg. Innoc. III. Stellung; u. so mag es kommen, daß man häufig auf eine falsche Beurteilung dieses Mannes stößt. Dem Historiker d. Stauferzeit ist das Regist. des laut Walther „zu jungen Papstes" eine wohlvertraute Quelle. Aber er wird es mit Freude begrüßen, daß sie nun in einer handl., auch weiteren Kreisen einen tieferen Einblick gestattenden Ausg. vorliegt. So weist die Vf. in ihrer Einl. nach, daß es Innoc. nicht auf die Vernichtung Deutschl.s, sondern auf die Herstellung geordneter Zustände, selbstverständlich unter Wahrung der päpstl. Interessen, ankam. — Bes. wichtig sind die Bemerkungen üb. d. Handschr. selbst, die mit ihren zahlreichen Rasuren, Verbesserungen, Nachtragungen, dem häufigen Wechsel von Schreibern u. Neuansatz der Schrift gerade an zeitl. oder sachl. wichtigen Einschnitten sich als Muster eines Originalregisters erweist. Der Anmerkungsapparat klärt dankenswert vor allem über die vielen Personen u. die mannigfachen Ereignisse auf. Die Übersetzung liest sich flüssig, dabei ist der monumentale Stil der Zeit gewahrt. T. hat gut daran getan, weniger wichtige Briefe nur im Auszug wiederzugeben. Da wir nur wenig brauchbare lat. Ausg. des Regist. besitzen, so wird diese dtsch. Ausg. hinfort bei wissenschaftl. Arbeit herangezogen werden müssen: darüber hinaus aber ist sie geeignet, auch den Fernerstehenden in die brennendsten Fragen des Hochmittelalters einzuführen. Willy Cohn.

Hessen, J.: Patristische u. scholast. Philos. (= Jedermanns Bücherei; Abt.: Philos., hrsg. v. E. Bergmann). 128 S. Breslau, F. Hirt, 1922.

Gediegene u. für die Knotenpunkte der Entwicklung verhältnismäßig auch eingehende Darstellg., welche die Hauptprobleme lichtvoll erörtert. Dem Vf. kommt dabei s. vorgängige wissenschaftl. Beschäftigung, s. gründliche Einlassung mit den Gedankengebäuden so hervorstechender Persönlichkeiten wie Augustinus u. Thomas v. Aquino oder Bonaventura trefflich zustatten. Seine Stellung zur ma.lichen Philos. ist klar umschrieben: er steht ihr durchaus anerkennend u. würdigend gegenüber, wie es auch die Wissenschaft unserer Tage im allg.

Digitized by Google

mt. Absoluten Wert mißt er der Scholastik freilich nicht bei, weil „die philos. Bewegung bei der Scholastik nicht stehen geblieben, sondern weitergeschritten ist", u. weil man sonst mit jener „am Geistesleben des Ma.s sich berauschenden" Neuromantik „im Geistesleben der Neuzeit nur Abfall u. Irrtum" sehen müßte. Diesen Schluß möchte Ref. nicht gelten lassen; er ist vielmehr geneigt, dem Jesuiten Ehrl beizupflichten, dessen vom Vf. (S. 123) angeführtes Urteil lautet: „Die Scholastik ist als Wissenschaft für jeden gläubigen Denker die Philosophie u. die Theologie." Bleich.

Heimsoeth, H.: D. 6 großen Themen der abendländischen Metaphysik u. d. Ausgang des Ma. (= Schriftenreihe d. Preuß. Jahrb. Nr. 6.) 8°. 343 S. Berl., G. Stilke, 1922.

Das Buch wendet sich gegen die Überschätzung der Renaissance in der Geschichte der Philosophie. Nicht durch sie, sondern durch die deutsche Mystik, zumal Meister Eckhart u. Nikolaus von Kues, ist die neue Problemstellung zum Siege gekommen, die freilich schon seit Augustin anklingt, aber erst seit dem 14. Jh. die Spekulation bestimmt u. sich trotz der klassischen Decke des Humanismus erhält, bis sie bei Boehme, Leibniz, Kant usw. wieder zum Durchbruch kommt. Wesentlich ist der Hinweis, daß diese Philosophie in der Volkssprache redet u. damit eine ungleich tiefere Wirkung ausübt als die gelehrte Begriffsspekulation. Die Tatsache, daß die Mystiker ihre Ausdrucksform aus der Scholastik übernommen haben, schlägt H. gering an gegenüber dem neuen Sinn der alten Formeln. Die 6 großen Themen sind: Gott u. Welt; Unendlichkeit im Endlichen; Seele u. Außenwelt; Sein u. Lebendigkeit; das Individuum; Erkenntnis u. Wille. Auf ihre Erörterung kann hier leider nicht eingegangen werden.

Gerh. Bonwetsch.

Mehring, F., Deutsche Gesch. v. Ausgange d. Ma. 238 S. Stuttg., Berl., Verl. Dietz (Buchhandl. Vorwärts), 1922.

Zu welchen Verzerrungen u. Entstellungen, um nicht zu sagen Fälschungen, es führt, wenn man die Geschichte durch die Brille des „histor. Materialismus" betrachtet, zeigt diese Schrift des Geschichtschreibers des Sozialismus. Aus Vorträgen entstanden, die M. an den sozialdemokr. Parteischulen gehalten hat, ist dieser „Leitfaden f. Lehrende u. Lernende" jedes wissenschaftlichen Geistes bar geblieben; sich mit seinen dreisten Behauptungen auseinanderzusetzen, lohnt nicht.

Rich. Neumann.

Kaser, K.: Gesch. Europas i. Zeitalter d. Absolutismus u. d. Vollendung d. modernen Staatensystems (1660—1789). 8°. VI, 263 S. (= Weltgesch. i. gemeinverständl. Darstellg . . . hrsg. v. L. M. Hartmann, 6. Bd. 2. H.) Stuttg.-Gotha, F. A. Perthes, 1923.

Schlägt die Brücke zwischen Kasers „Reform." u. Bourgins „Franz. Rev.": s. „Mitt." 1923 S. 63/4. Die dort hervorgehobenen

Digitized by Google

Vorzüge K.scher Geschichtschreibung teilend, erfreut es insbes. durch die zielbewußte Art, in der Absolutismus u. Merkantilismus als Staats- u. zugehörige Wirtschaftstheorie aufeinander bezogen werden; die Entwicklung des Staatskreditwesens u. der Börsengeschäfte wird klar umrissen. Der 2. Abschn. (S. 155—199) behandelt die europ. Politik d. J. 1721—1763 unter der Überschrift: Aufstieg Englands zur Weltmacht, Preußens zur Großmacht. In dem Lit.-Vermerk dieses Abschn. wird Droysens Gesch. d. preuß. Polit. als „in d. Auffassg. veraltet" bezeichnet. War Droysens Anschauung jemals modern? War u. ist sie nicht über solche Bezeichnungen erhaben, nämlich die geschichtsphilosophische, wissenschaftlich gestützte u. politisch begründete Ansicht eines preußischen Patrioten? Bleich.

Lamers, Joh.: D. Industrieschulen d. Herzogtums Westfalen um d. Wende d. 18. Jh.s in i. geschichtl. Entwickl. u. Bedeutg. quellenmäßig dargest. 8°. 125 S. Paderborn, Schöningh, 1918.

Die fleißige u. tüchtige Arbeit bringt wertvolle Beiträge für verschiedene Zweige der neueren Kulturgesch. Denn sie fördert unsere Erkenntnis auf dem Gebiete der Entwicklung der Landwirtschaft, des Gewerbes u. des Schulwesens wie auf dem der Verwaltungsgesch. der dtsch. geistl. Fürstentümer in den Jahren 1780—1816. — In dem Worte Industrieschulen bezeichnete „Industrie" noch jede produktive wirtschaftl. Tätigkeit, dagegen fehlte die bes. Beziehung auf Stoffbearbeitung u. Gewinnzwecke, ganz bes. aber auf fabrikmäßige Stoffbearbeitung. Die Industrieschulen entsprangen dem Wunsch, den Unterricht nützlicher zu gestalten, um die wirtschaftl. Lage der Untertanen zu heben. Vor allem handelte es sich um Unterricht im Garten- u. Obstbau sowie im Nähen u. Stricken. Dazu kam die in den freien Nachmittagsstunden erlernte „Lokalindustrie", so genannt, weil sie sich nach den lokalen Erzeugnissen u. Bedürfnissen richtete: Körbeflechten, Besenbinden, Schneiden von hölzernen Löffeln, Zubereiten von Schwefelfäden usw. Sie sollte die mit Viehhüten beschäftigten Kinder vor Müßiggang u. die armer Eltern vor Bettelei bewahren. Bes. verwiesen sei auf eine 16 S. umfassende statist. Tab., die außer der Zahl der in den einzelnen Schulen unterrichteten Kinder auch diejenige der von ihnen 1811—14 gepflanzten Bäume u. hergestellten Industrieprodukte angibt. Carl Koehne.

Baer, F.: D. Protokollbuch d. Landjudenschaft d. Herzogtums Kleve. 1. Tl. D. Gesch. d. Landjudenschaft d. Hrzgt.s K. Berl., Schwetschke u. S., 1922.

Die vorl. 1. Veröffentlichg. d. Akad. f. d. Wissensch. d. Judentums gibt als Vorarbeit für das Protokollbuch die Judengeschichte dieses Verwaltungsgebietes von den Anfängen (zirka 1100) bis zur Emanzipation mit vielen Seitenblicken u. Vergleichen. Das wirtschaftl. u. soziale Leben im 17. u. 18. Jh., die rechtl. Stellung der Landjudenschaft, ihre Verwaltung u. Organisation werden meisterhaft dargestellt. Im Anh. sind 26 bezgl. Aktenstücke a. d. J. 1650—1761

Digitized by Google

abgedruckt. — Die saubere u. gediegene Arbeit gewährt einen vorzüglichen Einblick in das jüdische Gemeindeleben. S. Neufeld.

Hamilton, Jefferson, Washington. Auszüge aus ihren Werken ausgew. u. eingel. v. Rein. (= Klass. d. Polit. hrsg. v. Meinecke u. Oncken Bd. 7.) 8°. 188 S. Berl., Hobbing, 1923.

Von den 3 Amerikanern verdient, wie auch die in die Zeit- u. Lebensgesch. der 3 Männer recht gut einführende Einl. des Hrsg. darlegt (S. 13—48), Hamilton den 1. Platz. Ihm ist daher auch durch Auszüge aus dem „Föderalisten") der größte Raum (S. 51 bis 120) zugestanden worden. „Das Besondere seiner Aufgabe war dadurch gegeben, daß er nicht in eine Nation hineingeboren wurde, sondern daß er eine werdende Nation schaffen sollte. So wurde er zum stärksten Tatmenschen der nationalen Politik in den Ver. Staaten" (S. 29), stand im schärfsten Gegensatz zu dem utopischen Idealisten u. politischen Intellektualisten Jefferson, in naher Beziehung zu Washington, dessen Adjutant im Felde, Ratgeber u. Mitarbeiter in Politik u. Diplomatie er war. — Wie klar ist doch von allen drei Männern das Wesen des amerikan. Staates erkannt worden u. wie ordnen sie diesem Begriffe alles unter! Sange.

Lülmann, H. †, D. Anfänge Aug. Ludw. v. Rochaus 1810—1850. M. e. Nachw. v. H. Oncken. (= Heidelb. Abhdlg. z. mittl. u. neuer. Gesch., hrsg. v. K. Hampe u. H. Oncken. H. 53.) 8°. VIII, 88 S. Heidelb., C. Winters Univ.buchhdlg., 1921.

L. (ein zufolge Kriegsverwundung dahingegangener Schüler Onckens) schildert Leben u. geistige Entwicklung des Vf. der „Realpolitik" u. der „Gesch. Frankreichs i. d. J. 1815—52". Rochau büßte seine Beteiligung an dem Sturm auf die Frankfurter Hauptwache (1833) in langjähriger Haft u. dann, nach geglückter Flucht (1836), durch mehr als 10j. Verbannung in Paris. Mitarbeiter d. „Dtsch. Zeitg.", Mitglied d. „Vorparlaments", Berichterstatter der „A. A. Ztg." im Frankf. Parl. ringt er sich zu dem Bekenntnis durch: „es ist ein Grundirrtum, anzunehmen, daß Preußen die Führerrolle in Deutschland verdienen müsse; sie gebührt ihm von Haus aus, solange das jetzige deutsche Staatensystem besteht, denn bei ihm ist die Macht." Bleich.

Friedensburg, W.: Stephan Born u. d. Organisationsbestrebungen d. Berlin. Arbeiterschaft b. z. Berl. Arbeiterkongr. (1840 bis Sept. 1848). Beiheft 1 z. Arch. f. d. Gesch. d. Sozialismus u. d. Arbeiterbewegg., hrsg. v. Grünberg. 8°. 101 S. Leipz., Hirschfeld, 1923.

Stephan Born — Simon Buttermilch aus Lissa in Posen (geb. 1824) — ist als Begründer der „Arbeiterverbrüderung" von 1848 aus G. Adlers, Mehrings u. Bernsteins Schriften bekannt. Die vorl. Rostocker Diss. behandelt B.s Werdegang, seinen Einfluß auf die Berl. Arbeiterbewegg. u. die Beziehungen zu seinen Lehrmeistern Marx u. Engels; hierfür bisher noch ungenützt gebliebene Erzeugnisse aus B.s

Digitized by Google

Feder, sowie wertvolle Archivalien des Geh. Staatsarch. Berl. (insbes. Polizeiakten), des Berl. Stadtarch., des Ratsarch. Leipz., des Arch. d. sozialdemokr. Partei Berl. verwertend, gewinnt sie ein lebendiges Bild. Wenn dieser „Handwerksburschen-Sozialismus" zumeist auch nur verschwommene, von den franz. Sozialisten u. Kommunisten übernommene Gedanken äußert, so zeigt sich doch bei B., insbes. in s. Schrift geg. Karl Heinzen, der Einfluß des „Kommunist. Manifestes" schon sehr deutlich. Rich. Neumann.

Baron, S.: D. polit. Theorie Ferd. Lassalles. Beiheft 2 z. obigem Arch. 8°. 122 S. ib.

Vf. geht von der Feststellung aus, daß sich die überlieferte polit. Theorie des Marxismus als unzureichend erwiesen habe. Vielen erscheine die Rückkehr zu Lassalle notwendig, um über die Schwierigkeiten des Sozialismus den einschneidenden staatlichen u. nationalen Problemen der Gegenw. gegenüber hinwegzukommen. Die vorl. Schrift will durch eine „systemat. u. krit. Darstellg. der Anschauung L.s" zur Klärung führen, die sich daraus ergebenden „deutlichen Schlußfolgerungen für die prakt. Polit. der Gegenw." aber dem Politiker überlassen. L.s Ansichten über Individuum, Gesellschaft, Nation, Staat, Verfassung, Revol. u. allg. Wahlrecht ergeben die Elemente einer polit. Theorie, die auch heute noch etwas Lebendiges u. die notwendige Ergänzung des Marxismus sei. Mit Recht hebt Vf. hervor, daß L. das Verhältnis von Wirtschaft u. Politik richtiger ansah als Marx, der die Vorherrschaft der Wirtschaft zum Dogma erhob u. sich durch seinen „histor. Materialismus" die Möglichkeit histor. Erkenntnis verbaute. L. war ein besserer Historiker. Allerdings schätzt der Vf. den Einfluß des Charakters auf das Erkennen bei L. wohl nicht richtig ein. Das Urteil eines Menschenkenners wie Bismarck über L. wiegt schwerer als d. Vf. annimmt. Das letzte Wort über die Staatstheorie L.s dürfte auch mit dieser sorgfältigen Arbeit nicht gesprochen sein. Rich. Neumann.

Methodisches Handb. d. dtsch. Gesch. hrsg. v. A. Bär: Tl. IX, 1. Abt.: D. Weltkrieg 1914—1919 zu Lande, zur See, in den Schutzgebieten; bearb. v. Immanuel. M. 5 Kart. 8°. VIII, 314 S. — Tl. IX, 2. Abt.: D. auswärtige Politik Deutschlands 1890—1919; bearb. v. H. F. Helmolt. 8°. 272 S. Berl., Union Dtsch. Verl.-Gesellsch., 1921 u. 1923.

Mit diesen Teilen schließt das in Lehrerkreisen wohl bekannte Buch den Kreis seiner Betrachtungen. Die fachmännisch aufs beste ausgerüsteten Bearbeiter breiten, geschickt gliedernd u. wirkungsvoll zusammenfassend, den reichen Stoff in übersichtlicher Darstellung aus. Die wichtigste Lit. wird jeweils am Beginn der Abschn. aufgeführt (für den Weltkrieg liefern die betr. Sammelberichte unserer „Mitt." wertvolle Ergänzungen oder Berichtigungen). Die Begebnisse der auswärtigen Politik werden durch eine Fülle vortrefflich gewählter Zeugnisse u. Zitate beleuchtet u. erläutert, besondere Probleme in knappen „Beobachtungen" oder „Betrachtungen" erörtert; auch „Auf-

Digitized by Google

gaben" werden gestellt u. Anleitungen zu deren Lösung (z. B. durch sehr reichhaltige Tabellen) gegeben. Bleich.

Zobeltitz, E. v., Chronik d. Gesellsch. unt. d. letzten Kaiserreich. 1. Bd. 1894—1901. 398 S. 2 Bd. 1902—1914. 381 S. 2. Aufl. Hamb., Alsterverl., 1922.

Daß nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine neue Aufl. des liebenswürdigen Buches nötig geworden, ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß sein Inhalt zeitgemäß ist. — In den beiden Bdn. sind 224 Art. zusammengestellt, die Z. in der Zeit v. 1894—1914 in den „Hamb. Nachr." veröffentlicht hat. Es sind Plaudereien, Berichte u. Schilderungen, also leichte Ware, harmlos in ihrer Art, aber originell gedacht, stimmungsvoll u. eigenartig geformt. Sie führen uns zurück in die Vergangenheit, in den „fluchbeladenen Junker- u. Polizeistaat u. seine Metropole", in die Zeit, da „die gesellschaftl. Kult. auf der Höhe stand." In buntem Wechsel ziehen die merkwürdigsten Erscheinungen, Erinnerungen weckend, an unserem geistigen Auge vorüber. Dazu die Fülle berühmter Namen: Edw. v. Manteuffel (was d. Vf. I, 22 ff. über dessen schriftl. Nachl. mitteilt, entspricht nicht ganz den geschichtl. Tatsachen), Helmholtz u. Brugsch-Pascha usw. Kurz ein Reichtum von Anregung u. Stoff, wie er in solcher Üppigkeit dem Kulturhistoriker selten geboten wird. Georg Schuster.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

495. Sitzung. Freitag, d. 12. Okt. 1923. Herr Brackmann übernahm den Vorsitz: er zog Richtlinien für die weitere Betätigung der Hist. Gesellschaft, dankte den Herren Reimann, Schuster, Bleich für die Geschäftsführung während des Interims u. beantragte, den bisherigen Vorsitzenden, Herrn Schäfer, um Übernahme des Ehrenvorsitzes zu bitten.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Oberstleutnant a. D. Archivrat Solger, Hofrat Paul Ewald, Studienassessor Dr. Hadlich, Dr. Holtzmann, Fräulein Oekinghaus.

Sodann sprach Univ.-Prof. Dr. Paul Haake über „Bismarck u. d. europ. Mächte v. 1871—1890". Vornehmlich auf Grund der Aktenpubl. d. Ausw. Amtes schilderte er die auf die Erhaltung des Friedens u. die Sicherung des Errungenen bedachte Außenpolitik des Kanzlers, dem als Ideal einer Friedensassekuranz der Bund aller Großmächte gegen Frankreich vorschwebte; B. hat nicht 1875 oder später, wie Nachfahl behauptet, zwischen England u. Rußland optieren wollen u. selbst beim Abschluß des Zweibundes mit Österreich schon die Wiedergewinnung des Zaren im Auge gehabt. Zum Schlusse wurde, der Meisterpolitik B.s gegenüber, an der Hand der 2. Serie der Aktenpubl. Caprivis krasser Dilettantismus kurz charakterisiert, der sich — sei es aus innerpolitischen Gründen, sei es um Helgolands willen — Hals über Kopf den Engländern in die Arme warf u. aus Rücksicht für sie u. Italien den Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht erneuerte. (Die Zschr. f. Polit. wird demnächst einen Aufsatz von Haake „Der neue Kurs 1890" bringen. Den Hauptteil des Vortrages enthält sein im 35. Bde. der Forschg. z. brandenb. u. preuß. Gesch. erschienener Aufsatz „D. dtsch. Außenpolitik v. 1871—90".)

496. Sitzung. Freitag, d. 2. Nov. 1923. Leitung: Herr Brackmann, der von der Übernahme des Ehrenvorsitzes durch Herrn Schäfer Mitteilung macht.

Sodann sprach Prof. Dr. Rieß über „Neuere Forschungen zur Germania des Tacitus". Als Scheidegrenze wählte er das Erscheinen der diplomat. Ausg. des in der Bibl. des Grafen Balleani in Jesi befindl. Manuskr. durch Annebaldi (Leipz. 1910). Für die Textgestaltung kommen noch die neuen

Digitized by Google

Ausg. v. Halm-Andreſen (1914), die 7. u. 8. Aufl. der „erläut." Edition v. Schweizer-Sidler, die E. Schwyzer beſorgt hat (Halle 1912 u. 23), u. die Ausg. mit Komm. v. A. Gudemann (1916) in Betracht. Überaus zahlreich ſind die während des Weltkrieges erſchienenen, vielfach illuſtr. dtſch. Überſetzg. Unter den gelehrten Neubearbeitg. einzelner Probleme ſteht die Monogr. E. Nordens „D. germ. Urgeſch. in Tac.' Germania" (Leipz. 1920) mit Nachtr. v. 1922 obenan, die ſich freilich nur mit Kap. 2—4 befaßt. Der Vortragende legte dar, daß Tac. zwiſchen den verſchiedenen Auffaſſungen ſeiner Zeitgenoſſen, deren Argumente er anführt, diejenige bevorzugt, die den germ. Einheitstypus als ein hiſtor. Produkt auffaßt, wofür die richtige Überſetzung von „ipsos Germanos" („gerade die Germanen") und „exstitisse" („geworden ſein") entſcheidend iſt. Ein 2. Hauptproblem bleibt noch immer die richtige Interpretation von „centeni" im Zuſammenhang mit dem Gefolgsweſen u. dem Richteramt der principes. Dafür iſt der Übertritt der ehemaligen Gefolgsleute in die Markgenoſſenſchaft ihrer Heimat (bei ihrer Verheiratung) wichtig. Aus Analogien des noch heute zu beobachtenden Überganges zu geordnetem Ackerbau (im Oſtjordanlande u. auf Formoſa) läßt ſich ſchließen, daß bei der germ. „occupatio" die beſtellte Ackerflur jedes Jahr gegen das Wild u. das Weidevieh umgattert werden mußte u. daß dieſe Arbeit den vollberechtigten Markgenoſſen zufiel. Das vielumſtrittene Wort „invicem" (Kap. 26) erweiſt ſich als eine durch Handſchriftenvergleich nicht mehr zu beſeitigende Textverderbnis. Ein vernünftiger Sinn iſt nur zu gewinnen, wenn man ſich zu der kühnen Emendation „viris" entſchließt. — An der Ausſprache beteiligten ſich die Herren: v. Stranz, Sternfeld, Laſſon, Cauer, Reimann, Brackmann u. Rathke.

497. Sitzung. Freitag, d. 7. Dez. 1923. Leitung: Der Ehrenvorſitzende Herr Schäfer. — Der Schatzmeiſter Herr Schuſter beantragt, den Mitgliedsbeitrag für 1924 auf 2 Goldmark feſtzuſetzen u. für das nächſte Heft der „Mitteilungen" (Jg. 51, H. 3, 4) die Erhebung von weiteren 2 Mark pro Bezieher zu genehmigen. Die Verſammlung beſchließt demgemäß.

Es folgte der Vortrag des Univerſitätsprofeſſors Dr. Brackmann: „D. Urſprung u. d. Weſen der europ. Nationalſtaaten". Der Vortragende behandelte zunächſt die beiden Begriffe „Staat" u. „Nation" u. legte unter Auseinanderſetzung mit den jüngſten Veröffentlichungen über dieſe Frage, vor allem mit Scheler in ſ. „Geſ. Schriften z. Soziol. u. Weltanſchauungslehre" Bd. II (1923) u. mit Boutroux, dem † Präſidenten der Acad. française., in ſ. Vortrage üb. d. franz. Nationalidee (1918), die Gründe dar, warum man bei einer Unterſuchung über den Urſprung der Nationalſtaaten den Blick nicht auf Deutſchland, ſondern auf Frankreich u. einige andere europ. Staaten gerichtet halten müſſe. In Frankreich liegt eine Wurzel des ſich entwickelnden Nationalſtaates in dem Fortwirken der univerſalen Gedanken des Imperium Romanum, die im Frankenreiche durch die Träger des Reichseinheitsgedankens, ſpäter durch die Vorkämpfer für die karolingiſche Legende fortgeführt wurden u. zu den Theorien von dem „größeren" Frankreich u. von dem Recht ſeiner Herrſchaft über die Nachbarnationen führten. Die andere Wurzel, eng mit der erſten verwachſen, liegt in der Anſchauung, daß die Kaeptinger die Rechtsnachfolger Karls d. Gr. ſeien, eine Anſchauung, die bis auf Napoleon I. gewirkt hat. Auf Grund dieſer Anſchauungen entſtand hier ſchon frühzeitig ein ſtarkes Nationalbewußtſein u. im Zuſammenhange damit die Überzeugung von einer Weltmiſſion. Die franz. Revol. bildete den Inhalt dieſer Gedanken um u. vermehrte ihre Stärke, aber im Grunde genommen handelt es ſich bei dieſer franz. Entwicklung um eine einheitliche Linie, die vom 12. Jh. über Karl von Anjou, Philipp den Schönen, die Jungfrau von Orléans, das Zeitalter Ludwigs XIV., Napoleons I. bis auf Clémenceau u. Poincaré führt. Mit dieſer franz. Entwicklung verglich der Vortragende dann die Entwicklung in Italien, Spanien, Schweden u. behandelte zum Schluß dieſes erſten Teiles die engl. u. ruſſ. Form des Nationalſtaates. Als konſtitutive Momente des Nationalſtaates wurden in einem 2. Teile der Glaube an eine beſondere Miſſion in der Welt, der Drang zur Expanſion u. die ſtarke Wirkung auf das religiöſe Gebiet bezeichnet. In eingehenden Darlegungen beſchäftigte ſich der Vortragende vor allem mit dem letzteren, gewöhnlich unterſchätzten Punkte und zeigte, wie in allen Nationalſtaaten, ſo verſchieden die Wir-

Digitized by Google

kung im einzelnen ist, die kirchlichen Anschauungen ins Nationale umgebogen werden, um zuletzt die schwierige Frage aufzuwerfen, in wie weit nicht die Abneigung des Deutschen gegen jeden Nationalismus u. die Hemmungen auf dem Wege zur nationalstaatlichen Entwicklung aus der religiösen Eigenart des Deutschen zu erklären seien. Er setzte sich dabei mit Holls „Luther" I. Bd. auseinander u. wies auf die deutsch-völkische Bewegung hin, bei der sich wiederum, ganz abgesehen von der nicht ernst zu nehmenden Hinwendung zum alten Wodansglauben, offenbare Anzeichen solcher Beziehungen zwischen nationalstaatlichen u. nationalreligiösen Gedanken bemerkbar machten. Zum Schluß warf er die Frage nach den Ursachen der Entwicklung der nationalstaatlichen Gedanken auf u. ging hier davon aus, daß das Erwachen des Nationalbewußtseins fast überall von dem Druck abhänge, der den Staat von außen trifft. Das führte ihn auf die weitere Frage nach den Entwicklungsmöglichkeiten des Nationalstaates, wobei er auf die zwei verschiedenen Möglichkeiten aufmerksam machte: die französische Form des Sieges des stärksten Nationalstaates u. die Bismarcksche des befriedeten Europas, in dem jeder Nation ihr Recht würde. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren v. Strantz, Lasson, Sternfeld, Vogel, Reimann, Klewitz, Schäfer.

498. Sitzung. Freitag, d. 11. Jan. 1924. Leitung: Herr Brackmann. — Den Vortrag des Abends hielt Privatdozent Studienrat Dr. Albert Herrmann über „D. Bewohner d. russ. Waldzone im Altertum". Anknüpfend an Eberts „Südrußland i. Altertum", umgrenzt der Vortragende zunächst das alte Waldgebiet, indem er es auf Grund pflanzengeogr. u. histor. Argumente weiter nach S. bis ins heutige Steppengebiet hinausreichen läßt. Bestimmte Flußlinien bildeten seit alters die Verkehrswege in dem sonst undurchdringlichen Urwalde. Von der jüngeren Steinzeit an sind bes. an der oberen u. mittleren Wolga Bewohner nachweisbar, seit der Bronzezeit die Finno-Ugrier, während von W. her langsam die Urslawen vordringen. Die histor. Überlieferung wird von Homer bis Ptolemäus verfolgt; bes. werden die verschiedenen Ansichten über die Wohnsitze der Issedonen krit. beleuchtet, die in Wirklichkeit östl. vom Uralgebirge anzusetzen sind. Weiter wird gezeigt, welche Waldbewohner vor dem Hunneneinbruch dem Ostgotenkönig Ermanarich untertan gewesen sind. Den Schluß bildet der Hinweis darauf, daß unter den Waldbewohnern später allein die Vorfahren der Ungarn eine neue Heimat aufgesucht haben. — An der Aussprache nahmen u. a. die Herren Tzenoff, Cauer, Bleich u. Brackmann teil.

499. Sitzung. Freitag, d. 1. Febr. 1924. Leitung: Herr Brackmann. — Es sprach Oberstleutnant a. D. Solger über: „Der österreichisch-ungarische Aufmarsch 1914". Er entwarf auf Grund einer Anzahl noch nicht veröffentlichter Akten, die ihm im Reichsarchiv zur Verfügung gestanden haben, zunächst ein Bild von der Auffassung der Lage in Wien im Juli 1914, insbes. seitens des Generals v. Conrad. Belastet mit dem, Jahre hindurch gehegten Wunsch einer kriegerischen Abrechnung mit Serbien, sah Conrad nur dies eine Ziel. Ein einziges Mal — am 27. VII. — hat er den Versuch gemacht, eine Einwirkung auf Rußland herbeizuführen, sich aber nicht weiter um die Ausführung bekümmert. Da die Nachricht von der russischen Gesamtmobilmachung durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen während des ganzen 31. Juli nicht nach Wien gelangt ist, so hat Conrad bis zum Eintreffen des Telegramms Kaiser Wilhelms am Abend dieses Tages daran festgehalten, daß er den Krieg gegen Serbien zunächst durchführen könne. Auf dieser Einstellung beruht die verderbliche Zweiteilung im Aufmarsch. Während ein weit überlegener Gegner im NO. drohte, wurde fast die Hälfte der Armee nach dem SO. in Marsch gesetzt. In der Nacht vom 31. zum 1. erwies es sich nur noch teilweise möglich, den Aufmarsch umzulenken. Die Reise der 2. Armee an die Donau u. erst von dort nach Galizien mußte in den Kauf genommen werden. Der nicht zu rechtfertigende Zeitverlust beim österr.-ung. Aufmarsch von 1914 liegt in Conrads zäh festgehaltener Vorstellung begründet, daß Rußland anfänglich beiseitestehen werde.

500. Sitzung. Freitag, d. 7. März 1924. Leitung: Herr Brackmann. — Zu Prüfern des Kassenberichtes wählte die Versammlung die Herren Haake u. Sange.

Digitized by Google

Die 500. Sitzung wurde besonders ausgezeichnet; der allverehrte Ehrenvorsitzende der Gesellschaft, Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Dietrich Schäfer hielt den Festvortrag über: „Deutschland als Wahlreich". — Im Anschluß an die Sitzung vereinigte sich eine erhebliche Anzahl der Vereinsmitglieder zu gemütlichem Beisammensein.

501. Sitzung. Freitag, d. 4. April 1924. Leitung: Herr Reimann. — Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Haake u. Sange geprüft u. richtig befunden worden. Die von Herrn Haake beantragte Entlastung wurde mit Dank erteilt.

Der wissenschaftl. Teil brachte einen Vortrag des Studienrates Dr. Friedrich Graefe über „Englische Blockadestrategie in den Kriegen der Segelschiffszeit 1512—1815". Nach einführenden Bemerkungen über Arten u. Technik der Blockaden in jenen Tagen (Beobachtungs-, Bewachungs- u. Einschließungsblockaden, Notwendigkeit von Stützpunkten im eigenen Lande, z. T. auch in befreundeten Staaten) schilderte der Redner vor allem als die militärisch wirksamsten u. zugleich geschichtlich bedeutendsten die Block. von Cadiz 1656/57, Brest 1759, Toulon 1796/97, Cadiz 1797/99, Brest 1800/02, 1803 ff. Die Aussprache, an der sich die Herren Schuster u. Reimann beteiligten, behandelte u. a. das engl. Blockadesystem im Weltkrieg. (Der frühere Vortrag des Redners [Mitt. 50, S. 61/62] ist inzwischen gedruckt in der „Marine-Rundschau" 1923, Heft 7 u. 8; nicht, wie geplant, in den Hans. Gesch.-Bl.)

502. Sitzung. Freitag, d. 2. Mai 1924. Leitung: Herr Reimann. — Es sprach Reichsarchivdirektor Prof. Dr. Herre über: „Österreich-Ungarns Stellung im Mächtesystem der Vorkriegszeit".

503. Sitzung. Freitag, d. 6. Juni 1924. Leitung: Herr Brackmann. — Dr. W. Holtzmann behandelt die „Vorgeschichte des ersten Kreuzzuges. Er führte aus: die Frage, welche Motive Papst Urban II. bestimmten, zum Kreuzzug aufzurufen, ist noch nicht befriedigend beantwortet. In franz. Arbeiten wird der Kreuzzug neuerdings auf das Bestreben, den Maurenkämpfern in Spanien durch eine Diversion Luft zu verschaffen, oder auf Unionsabsichten zurückgeführt. Die Versuche, das kirchliche Schisma von 1054 zu beseitigen, die unter Alexander II. einsetzten u. bes. von Gregor VII. verfolgt wurden, wurden nach Gregors Tod durch den Gegenpapst Clemens III. (Wibert von Ravenna) fortgesetzt, bis es Urban II. gelang, in dieser Frage die Führung an sich zu reißen. Diese Unionsbestrebungen waren aber für Urbans Kreuzzugsaufruf nicht maßgebend; die Anregung dazu ging vielmehr aus von Bitten des byzantin. Kaisers um polit.-militärische Unterstützung. Die Nachricht Bernolds von der Gesandtschaft Alexios' in Piacenza ist das am besten beglaubigte Zeugnis eines derartigen Gesuches; sie hätte nicht bezweifelt werden dürfen. Der Gedanke, an Stelle einer Aufforderung zur Hilfeleistung für das bedrängte oström. Reich das offensive Ziel: Befreiung Palästinas u. des h. Grabes zu setzen, ist erst auf franz. Boden aufgetaucht, vermutlich in dem Kreise der dortigen radikalen Reformer. Als Gewährsmann Urbans für die Lage des Orients ist Bischof Ademar von Le Puy anzusehen, in dessen Residenz Urban nach Überschreitung der Alpen weilte u. den er später, offenbar auf Grund früherer Verabredung, zum Kreuzzugslegaten ernannte. Militärisch wurde das Unternehmen gesichert durch die Gewinnung des Grafen Raimund von St. Gilles, die ebenfalls noch vor dem Konzil von Clermont erfolgte. Raimund gehörte zu einer Reihe südfranz. u. span. Territorialherrn, die seit den Anfängen der Reform in ein engeres, z. T. lehnsrechtliches Verhältnis zur Kurie getreten waren u. auf die schon Gregor VII. bei seinem Orientplan gerechnet hatte. Die Verschiebung des Zieles von der Defensive (Piacenza) zur Offensive (Clermont) u. die Übernahme u. Verbreitung des die Massen fortreißenden Schlagwortes „Jerusalem" durch die Kurie ist zu erklären aus der Hauptaufgabe der Politik Urbans II., dem Kampf gegen Kaiser u. Gegenpapst, in dem die Ausrufung des Kreuzzugs den Höhepunkt bildet. (Diese Ausführungen beruhen zum großen Teil auf einer Abhdlg. des Vortragenden, die in der Hist. Vjschr. erscheinen soll: Studien zur Orientpolitik des Reformpapsttums u. zur Entstehg. d. 1. Kreuzzuges.) An der Aussprache beteiligten sich die Herren Rassow u. Brackmann.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Neue wissenschaftliche Werke:

Die lex Bajuvariorum.

Textgeschichte, Handschriftenkritik und Entstehung. Mit zwei Anhängen: Lex Alamannorum und lex Ribuaria von **Bruno Krusch.** Geh. 15 M.

Das Buch ist aus einer Nachprüfung der seit Jahren im Druck befindlichen neuen Ausgabe der Lex Bajuvariorum in der Quart-Serie der Monumenta Germaniae hervorgegangen, die der Verfasser im Auftrage der Zentral-Direktion vorgenommen hatte, und kommt zu dem überraschenden Resultat, daß die alte angeblich „verfehlte" Folio-Ausgabe Merkels den Urtext im ganzen richtig wiedergibt, die neue des Freiherrn v. Schwind dagegen eine spätere Überarbeitung aus der Zeit nach dem Sturze Tassilos oder vielmehr einen Mischtext, so daß die alten echten Lesarten dort in den Noten stehen. Zugleich wird in den Anhängen der Nachweis erbracht, daß auch die bereits erschienenen neuen Leges-Ausgaben der M. G., die Lex Alamannorum K. Lehmanns und die Lex Ribuaria R. Sohms, schon in der Anlage verunglückt sind, indem jüngere Bearbeitungen und minderwertige Handschriften zugrunde gelegt wurden.

Kleinere Dichtungen Konrads von Würzburg.

Herausgegeben von **Edward Schröder.** I. Der Welt Lohn. Das Herzmaere. Heinrich von Kempen. Geh. 2 M.

Diese auf drei Bände berechnete Ausgabe Konrads von Würzburg soll dem Mangel an billigen Texten für den akademischen Unterricht abhelfen, und sie wird daher an allen Universitäten willkommen geheißen werden. Die beiden folgenden Bände werden enthalten: Band 2: Der Schwanritter, Das Turnier von Nantes, Band 3: Die Klage der Kunst, Die Leichen, Lieder und Sprüche.

Georg Andreas Reimer

und sein Kreis. Zur Geschichte des politischen Denkens in Deutschland um die Zeit der Befreiungskriege von **Theodor Roller.** Geh. 2 M.

Diese Schrift über Georg Andreas Reimer, der im Jahre 1822 die Weidmannsche Buchhandlung erwarb, zeigt den bedeutenden, charaktervollen Mann nicht in seiner Berufstätigkeit, sondern in seinem Wirken um das Allgemeinwohl und in seinem Kampf um die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft.

Deutsche Texte des Mittelalters.

Band XXXI. **Konrad von Helmsdorf,** Der Spiegel des menschlichen Heils. Aus der St. Gallener Handschrift herausgegeben von **Axel Lindqvist.** Mit einer Tafel in Lichtdruck. Geh. 9 M.

Monumenta Germaniae historica.

Scriptores rerum Germanicarum. Nova Series. Tom. IV. Fasc. I. Die Chronik des Mathias von Neuenburg. Herausgegeben von **Adolf Hofmeister.** Geh. 12 M.

Noch einmal: Die Bühne des Hans Sachs

von **Max Herrmann.** Geh. 0.60 M.

Das Schriftchen bildet einen Nachtrag zu dem im vorigen Jahre erschienenen Buche: Die Bühne des Hans Sachs. Ein offener Brief an Albert Köster.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Reichsgründung und Reichszerstörung. Von Paul Haake 1

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Vorgeschichte. (Herr) 10
Reformationsgeschichtliche Neuerscheinungen. II. (Wolf) 13
Neueste Bismarck-Literatur. (Haake) 23
Zur Literatur über den Weltkrieg. VII. (Schuster) 33

Lenz, Wille, Macht und Schicksal. (Bleich) 54
— Kleine historische Schriften. II. Band.: Von Luther zu Bismarck. (Bleich) 54
Schneider, Philosophie der Geschichte. 1. u. 2. Teil. (Bleich) 57
Sellin, Mose und seine Bedeutung für die israelitisch-jüdische Religionsgeschichte. (Meißner) . . 60
Fimmen, Die kret.-myken. Kultur. 2. Auflage. (Geyer) 60
Jacobi, Die Fragmente der griechischen Historiker. 1. Teil. (Geyer) 62
Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit. 1. Band. (Cauer) 63
Ferrero, Der Untergang der Zivilisation des Altertums. (Bleich) 66
Jaeger, Gregorii Nysseni opera. Voll. I—II. Contra Eunomium libri. (Lasson) 67
Diculescu, Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien. (Helmolt) 68
Kehr, Italia pontificia. (Holtzmann) 69
Brackmann, Germania pontificia. (Holtzmann) 69
Windelband, Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit (1494—1919). (Bleich) . . 72
Andreas, Geist und Staat. Histor. Porträts. (Herse) 74
Kretzschmar, Der Heilbronner Bund 1632—35. 1., 2. und 3. Band. (Geleng) 75
Wätjen, Das holländische Kolonialreich in Brasilien. (Vogel) 77
Ballhausen, Der erste englisch-holländische Seekrieg 1652—54 sowie der schwedisch-holländische Seekrieg 1658—59. (Graefe) 78
Rieß, Das Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung. (Gumlich) 79
v. Schrötter, Die Münzen Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten und Friedrichs III. von Brandenburg, Münz- und Geldgeschichte 1640—1700. (Regling) 81
Reininger, Kant. Seine Anhänger und seine Gegner. (Sange) 84
v. Hake, Zusammenbruch und Aufstieg des französischen Wirtschaftslebens 1789—99. (Brinkmann) 85
Schuster, Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. III.: 1815—1919. 6. Auflage. (Haake) 86
Rapp, Der Kampf um die Demokratie in Deutschland seit der großen franz. Rev. (Herse) 88
Duncker, Politischer Briefwechsel aus seinem Nachlaß. (Haake) 89
Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. I. u. II. Bd. 9. Auflage. (Schuster) 91
v. Hagen, Bismarcks Kolonialpolitik. (Vogel) 93
v. Ballhausen, Bismarck-Erinnerungen. 4.—6. Auflage. (Schuster) 94
Michaelis, Für Staat und Volk. (Bleich) 96
v. Freytag-Loringhoven, Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah. (Bleich) . 97
Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1922 und 1923. (Schuster) 101
Hartmann, Kurzgefaßte Geschichte Italiens von Romulus bis Viktor Emanuel. (Brackmann) . 102
Giolitti, Denkwürdigkeiten meines Lebens. (Helmolt) 103
Salomon, Englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. (Rieß) 105
Levy, Die Englische Wirtschaft. (Liebermann) 108
Schäfer, Osteuropa und wir Deutschen. (Bonwetsch) 110
Meisl, Geschichte der Juden in Polen und Rußland. I. u. II. Bd. (Neufeld) 111

Kurze Anzeigen 112
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 121

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Dreizehnter Band

Der ganzen Reihe 53. Band

Berlin SW 68
Weidmannsche Buchhandlung
1925

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Aachen, Albert von: Geschichte des 1. Kreuzzugs. (Holtzmann) 136
Aly, Wolf, Geschichte der griech. Literatur. (Geyer) 113
Amed Djemal, Erinnerungen usw. (Helmolt) 84
Anzeigen, Kurze . . . . . 87 u. 177
Auslandsdeutschtum, s. Grenzdeutschtum.
Bauer, Der Untergang der Kulturvölker usw. (Sange) 22
Berghöfer, Meyer Amschel Rotschild. (Koehne) 119
Birt, Alexander der Große usw. (Geyer) 32
Borchardt, Der hist. Materialismus. (Sange) 23
—, Deutsche Wirtschaftsgesch. (Sange) 23
Brandes, Georg: Cajus Julius Caesar. (Geyer) 115
Brinkmann, Carl: England. (Rieß) 162
— — Englische Geschichte 1815—1914. (Rieß) 165
— — Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. (Rieß) 167
Caspar, Hermann v. Salza. (Cohn) 137
Churchill, Winston S., Weltkrisis 1911—1914. (Schuster) 97
Classen, W., D. Werden d. dtsch. Volkes. 3. Bd. (Herse) 65
Cosmas von Prag, D. Chronik der Böhmen. ed. Bretholz. (Cohn) . . 59
Croce, Randbemerkungen e. Philosophen z. Weltkriege 1914—1920. (Sange) 19
Czibulka, A. v., Die großen Kapitäne. (Graefe) 61
— — Andreas Doria. (Graefe) 62
Dahlmann, Japans älteste Beziehungen usw. (Rieß) 174
Daniloff, Rußland im Weltkrieg 1914—1915. (Neumann) 172
Dubnow, D. neuest. Gesch. d. jüd. Volkes 1789—1914. (Neufeld) . . . 84
Egelhaafs Hist.-polit. Übersicht f. 1924. (Schuster) 161
Ehrenberg, Viktor, Neugründer des Staates usw. (Geyer) 108
Engel-Jánosi, Soziale Probleme der Renaissance. (Koehne) 145
Fulenburg, Phil. zu, Aus 50 Jahren. (Schuster) 80
Foerster, Geschichte und Persönlichkeit. (Sange) 24
Franke, O., D. Großmächte in Ostasien v. 1894—1914. (Helmolt) . . 85
Griedjung, D. Zeitalter des Imperialismus. (Sternfeld) 45
Geschichtswissenschaft u. Kriegsschuldlüge. (Bleich u. Neumann) 1—17
Gragger, Rob., Preußen, Weimar u. d. ungarische Königskrone. (Schuster) 66
Grenz- u. Auslandsdeutschtum, Zur Literatur über das. (Gumlich) 120
Gundolf: Caesar, Geschichte seines Ruhmes. (Cauer) 130
Hammann, O., Dtsch. Weltpolitik 1890—1912. (Haake) 76
Harnack, Adolf v., Die Mission u. Ausbreitg. d. Christentums usw. (Lasson) 56
Hartung, Fritz, Dtsch. Gesch. 1871—1919. (Schuster) 79
Hasenclever, Peter, aus Remscheid-Ehringhausen (Biographie usw.) (Koehne) 117
Haushofer, K., Japan u. d. Japaner. (Helmolt) 86
Hertz, Das Hamburger Seehandelshaus J. C. Goddefroy usw. (Koehne) . 118
Hettner, Der Gang der Kultur usw. (Sange) 22
Hofmann, A. v., Gesch. der Deutschen. 3. 4. Band. (Schuster) 137
Hohlfeld, Gesch. d. Dtsch. Reiches 1871—1924. (Sternfeld) 43
Hoogeweg, Die Stifter u. Klöster der Provinz Pommern. (Abb) . . . 175
Hübner, Die Mediatisierungsfrage usw. (Sternfeld) 40
Hümmerich, Die 1. dtsch. Handelsfahrt usw. (Koehne) 39
Jäger-Riemann, Weltgeschichte 2. Bd. (Sternfeld) 133
Jüthner, Hellenen und Barbaren. (Geyer) 33
Kampers, Vom Verdegang der abendländischen Kaisermystik. (Bonwetsch) 134
Kriegsschuldlüge, s. Geschichtswissenschaft usw.
Kromayer, Antike Schlachtfelder. (Geyer) 31
Kurze Anzeigen, s. Anzeigen.

Digitized by Google

Seite

Leese, Die Geschichtsphilosophie Hegels usw. (Sange) 20
Lehmann, Paul, D. Parodie im M.A. (Schillmann) 60
— — Parodistische Texte. (Schillmann) 60
Litt, Individuum u. Gemeinschaft. (Sange) 26
—, Erkenntnis u. Leben. (Sange) 27
Lüttgert, Preußens Unterrichtskämpfe 1848. (Haake) 150
Maasen, Hans Jakob Fugger. (Koehne) 38
Meinecke, Persönlichkeit u. geschichtl. Welt. (Sange) 24
Meyendorff, Peter von, Briefwechsel. ed. Hoetzsch. (Schuster) . . . 69
Meyer, Eduard, Kleine Schriften. Bd. 1. 2. (Geyer) 104
—, — Blüte u. Niedergang des Hellenismus usw. (Geyer) 110
—, — Ursprung u. Anfänge des Christentums. Bd. III. (Versu) . . . 53
Mohler, Bessarion als Theologe usw. (Holtzmann) 143
Moltke, Helmuth v., Erinnerungen usw. 1877—1916. (Sternfeld) . . . 47
Montgelas, Max, Leitfaden zur Kriegsschuldfrage. (Neumann) . . . 5
Monumenta Germ. hist. Poet. lat. medii. aevi. tom. 4. pars II 2. (Schillmann) 58
Lenz, Max, Deutschland im Kreise der Großmächte 1871—1914. (Bleich) 159
Neubert, Max, Die dorische Wanderung usw. (Geyer) 107
Niebuhr, Barthold: Politische Schriften. (Bleich) 147
Oppikofer, Eigentumsgemeinschaften usw. (Koehne) 142
Pichler, „Philosophie der Geschichte". (Sange) 22
Rachfahl, Die dtsch. Politik Friedr. Wilh. IV. 1848/49. (Sternfeld) . . 41
Radowitz' Nachgelassene Briefe usw. (Bleich) 72
Raumer, A. v., Der Ritter v. Lanz usw. (Herse) 68
Regesten zur Schlesischen Gesch. 1334—1337. (Cohn) 87
Regling, Kurt. Die antike Münze usw. (Geyer) 116
Reventlow, E. v., Polit. Vorgesch. d. Großen Krieges. (Sternfeld) . . 45
Rheindorf, England u. d. dtsch.-franz. Krieg 1870/71. (Sternfeld) . . 42
Robert, Die griech. Heldensage. (Geyer) 29
Rosenbaum, Beruf u. Herkunft d. Abgeordneten usw. (Sternfeld) . . 40
Rosthorn, Geschichte Chinas. (Herrmann) 50
Sallwürk, Geschichte als Kulturwissenschaft. (Sange) 21
Sayer, Das Zollwesen der Stadt Basel usw. (Koehne) 141
Schlözer, Kurd v., Petersburger Briefe. (Sternfeld) 42
Schnabel, Vom Sinn des geschichtl. Studiums usw. (Sange) 21
—, 1789—1919. Eine Einführung usw. (Sange) 21
v. Schön, Erlebtes. (Sternfeld) 46
Schwertfeger, Die diplomatischen Akten usw. 1871—1914. Wegweiser Bd. I. 2. (Bleich) 153
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 184
Strieder, Studien z. Gesch. d. kapitalist. Organisationsformen. (Koehne) 37
—, Levantinische Handelsfahrten. (Koehne) 39
Sturm, Joh. Christoph v. Preysing. (Reimann) 63
Suchomlinow, Erinnerungen. (Neumann) 13
Tirpitz, A. v., Politische Dokumente. (Haake) 155
Troeltsch, Ernst, Der Historismus u. s Probleme. (Sange) 18
— —, Spektator-Briefe. (Sange) 19
Beckinchusens Briefwechsel ed. Stieda (Koehne) 36
Vigener, Fritz: Ketteler. (Bonwetsch) 151
Wackernagel, Städt. Schuldscheine usw. (Koehne) 142
Weber, Max, Wirtschaftsgeschichte. (Häpke) 49
Weltkrisis 1911—1914. (Schuster) . . . . . 97—104
Wentzke, Die 1. dtsch. Nationalversammlung usw. (Sternfeld) 40
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von, Hellenistische Dichtung usw. . 111
Wilcken, Ulrich, Griech. Gesch. (Geyer) 28
Wilhelm, Kronprinz, Erinnerungen. (Bleich) 82
Witte, Graf: Erinnerungen. (Haake) 168
Zedlitz-Trützschler, Robert, Graf: 12 Jahre am deutschen Kaiserhof. (Sternfeld) 48

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Dreizehnter Band

Der ganzen Reihe 53. Band

Erstes Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1925

NOV 13 1925

Digitized by Google

Neue Erscheinungen:

INSCRIPTIONES LATINAE CHRISTIANAE VETERES

EDIDIT

ERNESTUS DIEHL

Vol. I (Fasc. I—VI). Geheftet 24 M., in Halbleder geb. 30 M.

„Wenn diese Ausgabe, die das gesamte, an den verschiedensten Stellen publizierte Inschriften-Material berücksichtigt, vollendet vorliegen wird, wird ein Handbuch geschaffen sein, das jedem Kirchenhistoriker unentbehrlich sein wird." A. v. Harnack in „Deutsche Literaturzeitung".

Heidelberger Index zum Theodosianus.

Hergestellt unter der Leitung von

Otto Gradenwitz.

gr. Lex.-8°. (292 S.) Geh. 60 M.

Für den Codex Theodosianus fehlte bisher ein Index. Diese Lücke soll der von Otto Gradenwitz herausgegebene „Heidelberger Index zum Theodosianus" ausfüllen, durch den die Möglichkeit gegeben wird, lexikalisch den Urtext der im Justinianus gekürzten Gesetze zu vergleichen und die zahlreichen im Justinianus fehlenden Gesetze zu benutzen.

DIE LATEINISCHE REIMPROSA

von

KARL POLHEIM

gr. 8°. (XX u. 539 S.) Geh. 27 M.

Reimprosa ist eine besondere Form der lateinischen Kunstprosa mit Reimen an der Sprechpause. Von der Antike ausgehend beherrscht sie in vervollkommneter Form das gesamte lateinische Schrifttum des Mittelalters. Das vorliegende Buch untersucht zum erstenmal ihre Gesetze, z. B. an den Werken der Hrotsvit (Roswitha) und ihre Verbreitung bis ins 14. und 15. Jahrh. hinein auf dem Gebiete der Briefliteratur, der Rechtsdenkmäler, der Annalen und Chroniken, der Biographie und Hagiographie, der Predigt und des theologischen Traktats.

Bemerkungen zu dem Sprachgebrauch des Tacitus

von

Prof. Dr. Friedrich Knoke

gr. 8°. (36 S.) geh. 1.50 M.

Der Verfasser zeigt in der vorliegenden Schrift, wie eine richtige Kenntnis der Sprache des Tacitus und eine sorgfältige Beachtung seiner Worte völlig ausreichen, um der Hauptsache nach zu einem befriedigenden Ergebnis in der Feststellung des Sprachgebrauchs zu gelangen.

Antike Bildungsideale

von

Heinrich Weinstock

gr. 8°. (55 S.) geh. 1.40 M.

Die Geschichte der antiken Bildung setzt der Verfasser als bekannt voraus; seine Absicht ist, das Wesen und den Wert der Bildungsideale des Altertums an sich, aus dem Volkscharakter und dem Staatsleben der Griechen und Römer heraus im Lichte der Geistesgeschichte darzustellen und ihren für uns verwendbaren Gehalt nachzuweisen.

Digitized by Google

Geschichtswissenschaft und Kriegsschuldlüge.

Von Erich Bleich und Richard Neumann.

I.

Es handelt sich um das wichtigste Anliegen der Wissenschaft, um die in strenger Sachlichkeit erkannte und mit Freimut bekannte Wahrheit. Sind wir doch nicht geneigt, mit Pilatus zweifelnd zu fragen, was denn Wahrheit sei, oder mit dem Sophisten ironisch zu überlegen, ob sie mehr als δόξα, ob sie γνώμη bedeuten könne! Auch geben wir keineswegs zu, daß in dem fortdauernden Streben und Suchen nach Wahrheit, wie es einen Lessing befriedigen mochte, die wissenschaftliche Tätigkeit ihr Ziel gefunden habe. Vielmehr gehen wir von dem Grundsatz aus, daß die Wahrheit mehr als ein subjektives Fürwahrhalten, daß sie ein objektives Absolutes sei; und es gibt uns keine geringe Sicherheit, daß ein Mann wie Troeltsch, der alles unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung und des Fortschrittes betrachtete, schließlich doch das Bedürfnis empfand, von den bloßen, ewig sich wiederholenden Relativitäten zur reinen, dauerhaften „Absolutheit" vorzudringen. Wir halten mit Hegel den menschlichen Geist nicht nur für befähigt, die absolute Wahrheit annäherungsweise zu ergründen, sondern auch für stark genug, sie zu ertragen; denn freundlich klingt uns jenes, wenn auch vieldeutige, Wort ins Ohr: „Die Wahrheit aber wird euch frei machen!" Dabei braucht kaum erst bemerkt zu werden, daß dieses Wörtchen „frei" weder die politische noch die sittliche, sondern die geistige Freiheit meint, deren Erarbeitung das schönste Ziel jeder recht gerichteten Wissenschaft darstellt.

Die Erforschung der Wahrheit als Antrieb, das heißt als selbstgewisses Streben nach der reinen Erkenntnis wirklicher, auch geistiger Vorgänge und Tatbestände ist der Ausgangspunkt aller Wissenschaft; am Ende aber steht in schlichter Größe, in bescheidener Selbstverständlichkeit und Einfachheit die erforschte und sicher gestellte Wahrheit. Mit vollem Bewußtsein an dieser Ermittlung der Wahrheit zu arbeiten, macht den Stolz des Gelehrten, und die Wahrhaftigkeit strahlt ihm als vornehmste Tugend.

So sucht der Historiker geschichtliche Vorgangsreihen und Tatbestände klarzustellen. Er bemüht sich um den sicheren Nachweis, wie „es eigentlich gewesen ist"; und daß er solchen führen könne, macht ihm Rankes bekanntes Wort gewiß. Immerhin bezieht sich dieses Wort nur auf das Gewesene; es lenkt den Forschungstrieb auf diejenigen Zeitläufte und Tätigkeitsgebiete, die uns, wenigstens

Digitized by Google

unmittelbar, „nichts angehen", die uns weder zeitlich noch persönlich näher berühren, die weit zurückliegen und dem Vorteile suchenden Eigennutz so gut wie entrückt sind. Und demnach dürfte sich dieser Forschungsdrang lediglich auf eine altersgraue Vorzeit, auf ferne Zeitalter richten, zu denen hin die tragende Brücke erst geschlagen werden muß, sei es durch eine engere antiquarische Neugier, sei es durch jene weitherzigere Humanität, die sich schlechterdings nichts Menschliches fremd sehen will. Denn allein in diesen Fällen scheint vorurteilsloses Erkennen und unbefangenes Anschauen gewährleistet; nur unter der Voraussetzung des interesselosen Bildens einer künstlerisch gearteten Geschichtschreibung scheinen ästhetische Spiegelungen vergangener Zeiten erstehen zu können.

Und sonach wäre dem Historiker versagt, zeitgeschichtliche Tatbestände, wenn auch mit dem Bestreben strengster Sachlichkeit, zu umschreiben? Bloß deshalb versagt, weil an deren Erkenntnis sein ganzes Herz hängt? So müßte er davon abstehen, den wahren Sachverhalt ermitteln zu wollen, falls er in Gefahr kommt, durch eigensüchtige Empfindungen abgelenkt, durch patriotische Wallungen verwirrt zu werden? So sollte er dem vielleicht bedeutsamsten weltgeschichtlichen Problem fernbleiben, weil er vielleicht selbst daran zweifelt, ob es möglich sei, die notwendige Objektivität aufzubringen? Er dürfte die Frage nach dem Ursprunge des Weltkrieges nicht stellen und mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu beantworten streben? Er sollte die Wahrheit nicht suchen dürfen, weil sie, gefunden und anerkannt, ihn nicht bloß geistig von einem Banne lösen, sondern auch politisch frei machen könnte? Er müßte der theoretischen, historischen Untersuchung ausweichen, weil sie praktische, politische Folgen haben könnte?

In all diesen Bedenken und Fragen erheben sich offenbar nur Einwände, die auf die Unvollkommenheit und Schwäche der forschenden Persönlichkeit abzielen. Aber es kann sich füglich nicht, wenigstens nicht zuerst, darum handeln, ob der Historiker als solcher etwas zu leisten vermöge oder nicht, ob seine Leistung als wissenschaftliche die objektiven Maßstäbe innehalten und ihnen gerecht werden wird, sondern ob es die zu erforschende Sache zuläßt, in unserem Falle also, ob über den Ursprung des Weltkrieges wissenschaftlich und allgemeingültig befunden werden kann. Dies erscheint durchaus möglich. Denn es kommt nicht darauf an, ob eine Vorgangsreihe den ältesten Zeiten oder unseren jüngsten Tagen angehört, sondern sie wird Gegenstand geschichtlicher Behandlung, sobald sie sich vollendet hat, sobald sie in abgeschlossener Entwicklung vorliegt. Die Frage nach dem Ursprunge des Krieges mag nach dem *Friedensschlusse* gar wohl in wissenschaftlicher Absicht gestellt werden. Ja, verständigerweise muß es sogar geschehen. Denn wenn „wissenschaftlich verfahren" nach dem Worte jenes klugen englischen Historikers nichts anderes bedeutet als eine „Verdoppelung des Verstandes" vornehmen, so sieht man keinen, aber auch gar keinen Grund, warum dieser Vorteil der „Verdoppelung des Verstandes" nicht auch der Betrachtung dieses wichtigsten Vorgangskomplexes zugute kommen soll. Die Geschichts-

Digitized by Google

wissenschaft, die auf Thukydides' Werk als auf ein κτῆμα εἰς ἀεὶ blickt, die von Lessings Wertung zeitgeschichtlicher Darstellung gern Notiz nimmt, — sie darf, nein, sie muß die Frage nach dem Ursprunge des Weltkrieges in ihren Stoffkreis ziehen.

Ein Weiteres, Wesentlicheres kommt hinzu. Wesentlicher, weil es über die vorstehenden theoretischen Erwägungen weit hinaus- und mitten in das Bereich der Tatsachen hineinführt. Durch die bittere Logik der bloßen Tatsache dürfte man aber auch diejenigen zwingen, denen selbst die bestgemeinten und trefflichst gelungenen Erörterungen nichts anzuhaben und abzunötigen vermögen. Den Historiker überzeugt jedenfalls am sichersten der Nachweis, daß etwas tatsächlich geschehen sei; und hier bietet sich eine Tatsache, auf deren Boden man sich wird stellen müssen: die gegnerischen Historiker haben ein geschichtlich begründetes Urteil über die Entstehung des Weltkrieges gefällt. Dies Moment ist entscheidend. Was verschlägt es am Ende, ob die Geschichtsphilosophie in methodischer Auseinandersetzung zu dem Schlusse kommt, es sei erlaubt, oder ob sie grundsätzlich freistellt, den letzten Ursprüngen des Weltkrieges nachzugehen. Der deutsche Historiker muß es tun, weil er sich jener furchtbaren Wendung gegenüber sieht, mittels deren aus der Frage nach dem Ursprunge die nach der Schuld am Weltkriege geworden ist.

Niemand wird in Abrede stellen, daß dem deutschen Geschichtsforscher erlaubt sei, was die gegnerischen Historiker längst getan haben, daß er seinerseits zur fachmännischen Urteilsbildung schreiten muß, da nun einmal die Historische Kommission der Gegenseite das Versailler Friedensdokument mit geschichtlicher Beweisführung zu untermauern und zu begründen versucht hat. Diese Kommission hat sich angelegen sein lassen, ihre Auftraggeber zu rechtfertigen und die Schuldfrage zuungunsten des Deutschen Reiches zu beantworten. Wir aber sind unduldsam gegenüber der Behauptung, daß die Schuld am Weltkriege dem deutschen Volke beigemessen werden müsse, oder gar bloß dem, der damals beim Ausbruche des Weltkrieges die höchste Macht in Deutschland innehatte; und wem diese Behauptung nur historisch-politisch zugestutzt, nicht wissenschaftlich erwiesen und deshalb belanglos erscheint, dem müßte sich zugleich die Überzeugung aufdrängen, daß gegenüber jener Kommission, die uns das, wenn auch nichtige, so doch vernichtende Urteil zu sprechen gewagt hat, alle deutschen Historiker sich wie von selbst zu einer Arbeitsgemeinschaft verbunden fühlen sollten, die, auf breiterer Grundlage und mit besseren Mitteln, vor allem mit größerer Sachlichkeit forschend, zu einem sichereren Ergebnis kommen würde. Unsere deutsche Geschichtswissenschaft kann sich der Verpflichtung, den Gegenbeweis zu führen, nicht entziehen. Und niemand darf sagen, sie werde es nicht können, weil die Quellen, die vorhanden und erschließbar sind, keineswegs alle fließen. Schlimm genug, daß es nicht der Fall! Allein, wenn Quellen genug vorhanden waren, um jenes vernichtende Urteil zu fällen, so sind nun nach so vielen anderen, zumal unseren deutschen Veröffentlichungen erst recht genug da, um jenes Urteil zu be-

Digitized by Google

und zu verurteilen, so die Wahrheit herauszustellen und die Lüge zu löschen.

Dabei berührt uns nicht im mindesten die Frage, ob die Tilgung der Kriegsschuldlüge folgerichtig nicht auch die Tilgung des größten Teiles unserer Kriegsschulden herbeiführen würde; denn das wäre eine politische Folge, die den Wissenschaftler nichts angeht. Freilich haben wir nicht die geringste Veranlassung, der Wahrheit über den Ursprung des Weltkrieges etwa deshalb zu mißtrauen, weil sie uns Vorteil bringen könnte. Sollte man sie nicht gerechterweise um so mehr zur Anerkennung zu bringen suchen, weil ihr Gegenspiel anderen, und nicht gerade unseren Freunden, großen Nutzen, uns aber unsäglichen Schaden und Nachteil bringt? Doch, wie gesagt, weder suchen wir die Wahrheit zur Erreichung eines außer ihr liegenden Zweckes, noch mißtrauen wir ihr wegen der bedeutsamen Folgerungen, die man aus ihr ziehen könnte, sondern wir bemühen uns aus Forschungsdrang, im Streben nach Wahrhaftigkeit, aus Reinlichkeitsgefühl. Und diesen uns beherrschenden Zwang wird jeder anerkennen, der da weiß, wie die Lüge am Herzen fressen, wie die lediglich durch militärische Macht gestützte Behauptung den Menschen peinigen kann; wie die breit hingepflanzte Unwahrheit ihn anekelt, ihn zuerst voll Scham und Ingrimm in sich selbst hineintreibt, bis das gequälte Herz sich endlich Luft macht. Denn auch das Herz darf schließlich wohl sprechen in einer Wissenschaft, die sich in erster Linie mit den sittlichen Kräften der menschlichen Natur befaßt und die im Rahmen des Schulunterrichtes den stolzen Namen des „ethischen Faches" führt. Auch in diesem Punkte hat Friedrich Schneider das Richtige getroffen, wenn er in dem Aufsatze „Die Zukunft der deutschen Geschichtswissenschaft" (Oldenburgs Historisch-geographisches Taschenbuch 1924, S. 24) sagt: „Man braucht nur an die Klärung und Darstellung der sogenannten Schuldfrage zu denken, um zu bemerken, daß hier alle Kräfte des menschlichen Geistes und Gemütes vereint arbeiten müssen, um der Wahrheit gegen eine Welt von Lüge, Gemeinheit, Torheit und geistiger Nachlässigkeit zum Siege zu verhelfen."

Wir beschließen diesen allgemeinen Teil, indem wir unsere Ergebnisse zusammenfassen: es darf als ausgemacht gelten und wir halten uns überzeugt, daß die Geschichtswissenschaft gar wohl verstattet, dem Ursprunge des Weltkrieges schon jetzt nachzuforschen; der deutsche Historiker zumal hat nicht nur das gute Recht, sondern sogar die unabweisliche Pflicht, anscheinend geschichtlich begründete Urteile über die Schuld am Kriege zu überprüfen und richtig zu stellen; und der wahrheitsliebende Mensch wird sich gedrängt fühlen, gegen die Lüge, die sich ihm hier in ihrer verderbenbringenden Macht furchtbar offenbart, mit aller Kraft der Wahrhaftigkeit anzukämpfen. Die Wahrheit aber wird euch frei machen, wenn anders ihr frei sein wollt.

Erich Bleich.

Digitized by Google

II.

Montgelas, Graf Max: Leitfaden zur Kriegsschuldfrage. IV, 208 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter u. Co., 1923.
Tschomlinow, W. A.: Erinnerungen. Deutsche Ausgabe. XXXI, 526 S. Berlin, Reimar Hobbing, 1924.

Im 21. Kapitel seiner sehr wertvollen „Deutschen Geschichte vom Frankfurter Frieden bis zum Vertrag von Versailles 1871—1919" (1924) behandelt Fritz Hartung auch den Ausbruch des Weltkrieges und die Schuldfrage. Er nimmt dort zu unserem Thema Stellung, und deswegen sei es erlaubt, die beiden wichtigsten Sätze jenes Kapitels hier im Wortlaut wiederzugeben. Nachdem Hartung bei seinem Überblick über die Lage in Europa während der schicksalsschweren Stunden um die Monatswende Juli—August 1914 zu der Feststellung gekommen ist, daß der morschen Donaumonarchie die Tatkraft zu einer folgerichtigen Machtpolitik nicht mehr zugetraut und das Schwergewicht des Vorwurfs, den Krieg bewußt herbeigeführt und entfesselt zu haben, der deutschen Regierung zur Last gelegt wurde, fährt er fort: „Der Historiker kann das Eingehen auf diese sogenannte Schuldfrage vornehm ablehnen. Er ist kein Sittenrichter, der moralische Werturteile abzugeben hat, sondern er ist Beobachter, der möglichst unbefangen festzustellen sucht, ‚wie es eigentlich gewesen'." Sodann weist Hartung darauf hin, wie der Historiker die gewaltigen Vorgänge, die dem Kriege voraufgehen, als „Lebensprozesse" beschreiben, nach sittlicher Berechtigung dagegen nicht fragen werde. Aber gleich darauf lesen wir: „Nachdem einmal von politischer Seite die Schuldfrage aufgeworfen ist, nachdem sie zu einer Schicksalsfrage für das deutsche Volk geworden ist, von deren Klärung die Zukunft abhängt, darf sich der Historiker der Beantwortung nicht entziehen. Selbstverständlich muß er dabei den Grundsätzen seiner Wissenschaft treubleiben."

Man möchte wünschen, diese beiden Sätze, zumal der erste, hätten eine glücklichere Fassung erhalten. Denn so, wie sie dastehen, werden sie leicht den Eindruck erwecken, Hartung meine, daß die Beschäftigung mit der „Schuldfrage" eigentlich des Historikers unwürdig sei. Dieser gerate durch Berührung mit ihr in die Gefahr, unwissenschaftlich zu werden. Und doch ist das nicht des Verfassers Ansicht, wie der betreffende Abschnitt seines Buches als Ganzes beweist. Es wird überhaupt nur wenige Deutsche geben, die daran zweifeln, daß die Behandlung der Schuldfrage, da von ihrer Klärung die Zukunft des deutschen Volkes abhängt, für den deutschen Historiker geradezu patriotische Pflicht ist. Deshalb darf dieser sich am wenigsten durch das mißtönende Geschrei von Leuten beirren lassen, die den Kampf für die Wahrheit in der Schuldfrage mit Mißgunst und Vorurteil verfolgen und der deutschen Wissenschaft den Vorwurf zu machen wagen, ihre Ergebnisse hätten für die Erkenntnis der wahren Zusammenhänge nur sehr bedingten Wert, da sie mit einer gewissen, in der Sache selbst nicht gegebenen Tendenz zu einem politischen Zweck erarbeitet seien. Die Vorgänge, die sich unlängst in der 1922 ge-

Digitized by Google

bildeten „Neutralen Kommission für die Erforschung der Ursachen des Weltkrieges" abgespielt und zu einer heftigen Fehde des Holländers Dr. Japikse mit dem Norweger Dr. Harris Aall geführt haben, sprechen da eine eindringliche Sprache. (Vgl.: Die Kriegsschuldfrage, Monatsschrift für internationale Aufklärung; Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen, Berlin. 2. Jg. 1924, H. 9 und 12.) Und wer anderseits Bücher wie die der Engländer Asquith und Churchill oder das des Russen Daniloff nach der angedeuteten Richtung untersucht, wird mit schmerzlichem Bedauern immer wieder feststellen, wie wenig man im Auslande, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die Ergebnisse der deutschen Schuldfragenforschung beachtet.

Der Grund dieser Erscheinung wird eben durch jene Preßfehde zwischen Japikse und Harris Aall ohne weiteres klar. Japikse unterscheidet zwei Wege, auf denen man an das Ziel, die Aufklärung der Ursachen des Weltkrieges, gelangen kann. Bei Verfolgung des einen handelt es sich darum, „rein wissenschaftlich vorzugehen ohne jeden Nebenzweck", „allein unter Anwendung der strengen historischen Methode". Der andere Weg ist das Verfahren, „auch rein wissenschaftlich vorzugehen, aber mit dem Nebenzweck, eine Bewegung gegen den Artikel 231 des Versailler Vertrages oder gegen den ganzen Vertrag in die Wege zu leiten". Japikse zögert zwar nicht anzuerkennen, daß die deutsche Forschung „das heikle Thema" bis zu einem hohen Grade wissenschaftlich aufgefaßt habe. Zum Beweise dafür erinnert er an die Aktenausgabe des Auswärtigen Amtes, an Brandenburgs Werk (s. „Mitteilungen" 52, S. 4 ff.), an Montgelas' Leitfaden; aber in demselben Atemzuge behauptet er, die deutsche Forschung könne dem Problem nicht so frei und unbefangen gegenüberstehen wie die neutrale, weil eben für die deutsche Wissenschaft die Lösung der Schuldfrage neben dem rein wissenschaftlichen auch einen praktischen Zweck behalte: „den Schuldparagraphen des Versailler Vertrages loszuwerden". Mit Überraschuug liest man weiter, daß dieser Wunsch, „der an sich — so sagt Japikse — ohne weiteres zu genehmigen ist", der deutschen Forschung hemmend im Wege stehe; ein Eindruck, dem er, Japikse, sich auch bei dem Lesen der kleinen Schrift Delbrücks über den Stand der Kriegsschuldfrage nicht entziehen könne. Welche Befangenheit liegt in diesem vorschnellen Urteil über die Leistungen der deutschen Kriegsschuldforschung! Wie bestätigt es die oben gemachten Ausführungen! Der Umstand, daß es gefällt werden konnte, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß alle Äußerungen seitens deutscher Historiker, die den politischen Zweck der Kriegsschuldforschung berühren, dazu verwertet werden, auch die sichersten Ergebnisse ihrer Arbeiten herabzusetzen.

Wie diese Gefahr glücklich vermieden werden kann, dafür ist der „Leitfaden zur Kriegsschuldfrage" des Mitherausgebers der „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" ein Beweis, dem auch Japikse, trotz seiner von Harris Aall trefflich beleuchteten und ironisierten „Vorurteilslosigkeit" gegen Deutschland, seine Anerkennung nicht versagen kann. Indem wir zunächst von den wertvollen Belegen,

Digitized by Google

Anlagen und Nachträgen dieses Buches absehen, wenden wir uns sogleich seinen vier Teilen zu, die zwar nicht in ihrem Inhalt, aber in ihrer Anordnung in gleicher Weise wertvoll sind.

Der Historiker hat sich daran gewöhnt, bei der Erforschung der Vorgeschichte von Kriegsereignissen die Begriffe Ursache und Veranlassung sozusagen als Leitlinien anzuwenden und mit ihrer Hilfe die Tatsachen, die zu dem Ausbruch des Krieges in irgendeiner Beziehung stehen, zu ordnen und in das oft erst mühsam zu erforschende rechte Verhältnis miteinander zu bringen. Für den Weltkrieg jedoch scheint er dieser Arbeit überhoben zu sein. Wenigstens hat die eine der am Kriege beteiligten Mächtegruppen schon am Ende des Krieges erklärt, daß sie auf die Frage nach dessen Ursache und Anlaß eine Antwort zu erteilen vermöge. Ja, darüber hinaus zwang sie die andere im Kampfe unterlegene Gruppe mit allen Mitteln der Gewalt, diese Antwort als wahr anzuerkennen, obwohl der Forschung noch kein Archiv völlig geöffnet war. So entstand der Artikel 231 des Diktates von Versailles, in dem über den Anlaß des Krieges behauptet wurde, daß er der Entente „durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungen" worden sei. So entstand das Ultimatum vom 16. Juni 1919, dessen langatmigen Wortschwall Montgelas auf folgende 5 Behauptungen zurückführt: daß nämlich „Deutschland allein von allen Mächten für einen großen Krieg gerüstet gewesen sei", „daß Deutschland seit Jahrzehnten einen Angriffs-, Eroberungs- und Unterjochungskrieg planmäßig vorbereitet und diesen Krieg im Jahre 1914 mit Vorbedacht entfesselt habe, um die Vorherrschaft in Europa zu erlangen und seine ‚Weltherrschaftspläne' zu verwirklichen". „Die gegnerischen Nationen aber seien nur darauf bedacht gewesen, ‚ihre Freiheit zu retten'."

Wie soll sich der Historiker diesen Behauptungen gegenüber verhalten? Soll er sie auf ihre Richtigkeit prüfen wie die Ausführungen irgendeines Forschers, der über Ursache und Veranlassung der Perser- oder punischen Kriege, des Dreißig- oder Siebenjährigen Krieges geschrieben hat? Gewiß nicht, denn jene Antwort von Versailles auf die Kriegsschuldfrage ist aus politischen Beweggründen und zu politischen Zwecken gegeben, und nur ihre Begründung ist in den Mantel einer Art historischer Beweisführung gehüllt. *Diese gilt es auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen.*

Ein Umstand ist hierbei völlig unbeachtet geblieben; er wird auch von Montgelas nicht in der Weise gewürdigt, wie er es verdient. Es ist nämlich bisher nur festgestellt worden, daß die Schuldfrage gleichbedeutend ist mit dem, was wir sonst als Ursache und Veranlassung zu unterscheiden pflegen, und ferner, daß der historischen Forschung obliegt, die Antwort der Entente, wie sie im Winter 1918 bis 1919 festgelegt wurde, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Welches aber soll der Zeitpunkt sein, mit dem die Arbeit des Historikers einzusetzen hat? Man könnte meinen, daß hierüber kaum Zweifel bestehen; denn jene Kommission von „Historikern", die den Politikern der Entente in Versailles die geschichtlichen Beweise für ihr Schuld-

Digitized by Google

urteil über Deutschland lieferte, bekundete im Ultimatum vom 16. Juni 1919: „Der Ausbruch des Krieges ist nicht auf einen plötzlichen Entschluß, der in einer schweren Krisis gefaßt ist, zurückzuführen. Er war das logische Ergebnis einer Politik, die seit Jahrzehnten von Deutschland unter dem Einfluß des preußischen Systems verfolgt wurde. Die ganze Geschichte Preußens ist durch den Geist der Beherrschung, des Angriffs und des Krieges charakterisiert. Hypnotisiert durch den Erfolg, mit welchem Bismarck, der Tradition Friedrichs des Großen folgend, die Nachbarn Preußens beraubte und die deutsche Einheit durch Blut und Eisen schmiedete, unterwarf sich das deutsche Volk nach 1871 fast vorbehaltlos dem Einfluß und der Führerschaft seiner preußischen Herrschaft."

Die historische Kommission der Ententemächte glaubte also die Wurzeln des Weltkrieges schon in der Vollendung der Einigung Deutschlands durch Bismarck, das heißt in der deutschen Entwicklung seit 1871 zu erkennen; und es ist somit eine treffende Entgegnung auf diesen Satz des Ultimatums, wenn die Aktenveröffentlichung des Auswärtigen Amtes („Die große Politik der Europäischen Kabinette 1871—1914") eben mit diesem Jahre einsetzt. Dagegen wird von Montgelas die Zeitspanne von 1871—1907 auf $5^1/_2$ Druckseiten abgetan. Es kann zwar nicht bestritten werden, daß diese wenigen Seiten in größter Zusammenpressung ungeheuer Wichtiges enthalten, aber es sind eben doch nur Hinweise, die eine gründlichere Ausführung nicht nur verdienen, sondern nach allem, was seit dem Beginn der sogenannten Friedensverhandlungen von Versailles vorgegangen ist, erfordern. Es bedurfte des Nachweises, daß Deutschlands Kolonialpolitik nicht mit dem Streben nach „Weltherrschaft", seine europäische Politik nicht mit dem Willen auf „Vorherrschaft in Europa" zu erklären ist, wie es das Schuldurteil von Versailles behauptet. Ebenso hätte man den dritten Anklagepunkt des Ultimatums, betreffend den seit Jahrzehnten vorbereiteten Angriffskrieg, in der Weise widerlegt zu sehen gewünscht, daß gründlicher auf die Zeit Bismarcks zurückgegriffen worden wäre. Die zur Legende gewordene Gewaltpolitik Bismarcks spielt doch eine gar zu große Rolle in der ausländischen Geschichtschreibung, nicht zuletzt deshalb, weil sie 1919 von den Gegnern Deutschlands sozusagen dokumentarisch festgelegt worden ist. Montgelas begnügt sich auch hier mit dem Hinweis, Deutschland habe weder 1875 die rasche französische Heeresorganisation noch 1887 den Schnäbelezwischenfall als Anlaß zu einem Kriege gegen Frankreich benutzt. Mit derselben Kürze geht er über die ersten fünfzehn Jahre der deutschen Politik nach Bismarcks Abgange hinweg. Während dieser Jahre hätte eine deutsche Regierung, in deren Erwägungen der Gedanke des Präventivkrieges überhaupt eine Rolle gespielt hätte, dreimal günstige Gelegenheiten zum Eingreifen gehabt, so 1898 (nach Faschoda) zum Kriege gegen Frankreich, als die englischen Kriegsschiffe sich schon zum Auslaufen gegen Frankreichs Küsten rüsteten; ebenso 1899—1902, als England durch den Burenkrieg in Anspruch genommen war; so endlich während des russisch-japanischen Krieges

Digitized by Google

und danach, als Rußland durch die Niederlagen in Asien und die ihnen folgende Revolution zu jeder militärischen Anstrengung gegen Deutschland unfähig war (auf diesen Gegenstand wird im folgenden bei den Ausführungen über Suchomlinows Lebenserinnerungen noch einmal zurückzukommen sein). Aber in allen drei Fällen wurde der Gedanke eines Präventivkrieges deutscherseits abgelehnt.

Während Montgelas' Leitfaden diese wichtigen Tatsachen in allzu großer räumlicher und inhaltlicher Beschränkung behandelt, beginnt seine ausführliche, zusammenhängende Darstellung der Ursachen des Weltkrieges, wie schon erwähnt, mit dem Jahre 1907. Die geläufige Einteilung des Stoffes in Ursachen und unmittelbare Veranlassung findet sich hier in der Abwandlung: Die Vorgeschichte (II. Teil) und die Krise (III. und IV. Teil des Buches). „Die Vorgeschichte" enthält die Darstellung der Ereignisse der Jahre 1907—1914, der 3. und 4. Teil geben eine Übersicht über die Vorgänge vom Morde von Serajewo bis zum Ausbruch des Krieges. Unter sorgfältiger Sichtung des ungeheuren Materials, das für diese Zeit vorliegt, mit vorsichtig abwägendem Urteil und heißer Liebe zur Wahrheit hat der Verfasser ein Buch geschaffen, das den Leser wirklich als „Leitfaden" durch die Wirrnisse jener kritischen Tage und Wochen hindurchführt und das wegen seiner wissenschaftlichen Methode bleibenden Wert behalten wird, selbst wenn die Ansichten über diese oder jene Einzelheit auf Grund neuer Veröffentlichungen sich ändern sollten.

Gleich am Anfang seiner Ausführungen über die weitere Vorgeschichte des Weltkrieges begründet Montgelas die Begrenzung seiner Arbeit. Das Jahr 1907 zeigt eine Weltlage, die gänzlich verschieden war von der zur Zeit des Abganges Bismarcks. Damals ist Frankreich isoliert, Deutschland offener oder stiller Teilhaber aller Bündnisse in Europa. 1907 ist der französisch-russisch-englische Dreiverband vollendet, Japan gehört ihm zu, Italien seit 1902 dem Dreibunde entfremdet, Deutschland und Österreich-Ungarn politisch vereinsamt, 120 Millionen Menschen umklammert von 800 Millionen, die über alle denkbaren Hilfsmittel verfügen und in der Lage sind, die eingeschlossenen Gegner sofort von allem überseeischen Verkehr abzuschneiden. Das ist eine Gruppierung, die an sich schon für den Bestand des Friedens gefährlich ist, doppelt gefährlich aber, wenn noch von außen Gefahrmomente dazukommen. Solche ergaben sich aus der Tatsache, daß Rußland aus Asien nach Europa „zurückkehrte", daß es sich seit der Niederlage in Asien seiner „historischen Mission" wieder zuwandte, seine Ziele auf dem Balkan wieder aufnahm und dabei den Weg der deutschen Politik nach Bagdad überquerte, aus der Tatsache der englisch-russischen Verständigung über den nahen Orient, während Deutschland gerade durch die Bagdadbahn gleichzeitig zu beiden in Gegensatz kam, aus der Tatsache, daß sich neben den alten Gegensätzen Deutschland—Frankreich und Österreich—Rußland nun auch noch ein solcher zwischen England und Deutschland herausbildete. Diese Lage Europas vom Jahre 1907, entstanden durch den „imperialistischen Wettlauf der großen Kolonialmächte, ihr Bestreben,

Digitized by Google

immer weitere Teile der Erdoberfläche sich zu unterwerfen, wobei die schlimmsten Sünden gegen die Freiheit der Völker Asiens und Afrikas begangen wurden", erscheint dem Verfasser als der Nährboden des Krieges. Schwere „Versäumnisse" der deutschen Politik, zu deren schwersten Montgelas die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland 1890 und das Verschleppen der englischen Bündnisangebote von 1898 bis 1901 rechnet, halfen die gekennzeichnete Lage herbeiführen. Von ihr ausgehend, führt der Verfasser nun die Geschichte der folgenden, schicksalsschweren Jahre durch: die Konferenzen von Haag mit ihrem Streit um das Rüstungsproblem und das Schiedsverfahren, die Annexion von Bosnien und der Herzegowina, den russisch-italienischen Vertrag von Racconigi 1909, die Entspannung des Jahres 1910 durch die Potsdamer Abmachungen, die Marokkokrise des Jahres 1911, den tripolitanischen Krieg von 1911, die deutschen Annäherungsversuche an England und Frankreich Anfang 1912, die Balkankriege 1912 und 1913, die Entwicklung der Meerengenfrage, die Zusammenkünfte von Miramar, Konopischt und Paris, das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Serbien. Mehrmals ergibt sich im Verlaufe der Darstellung der Ereignisse von 1907 bis 1914, daß die deutsche Regierung Gelegenheiten zu einem Präventivkriege hätte finden können, wenn sie solche gesucht hätte. Sie nutzte sie aber niemals aus, so nicht während der bosnischen Krise von 1908/09, der Marokkokrise von 1911, während der Balkankriege 1912 und 1913.

Läßt schon eine solche unanfechtbare historische Beweisführung erkennen, wieviel Wahres in der Behauptung von der seit Jahrzehnten von deutscher Seite betriebenen Angriffs-, Eroberungs- und Unterjochungspolitik enthalten ist, so wird diese „These" von Versailles geradezu in den Bereich des Komischen verwiesen werden müssen, wenn man sich von dem militärischen Sachverständigen Grafen Montgelas einen Einblick in die Land- und Seerüstungen der europäischen Mächte von 1907 bis 1914 geben läßt. Hatte schon 1892 der französische Generalstab berechnet, daß der Zweibund Rußland—Frankreich 700 000 Mann mehr aufstellen könne als der Dreibund, so läßt das von Montgelas übersichtlich zusammengestellte Material ein ständiges Anwachsen der militärischen Überlegenheit Rußlands—Frankreichs gegenüber den Mittelmächten erkennen; 1914 beträgt sie bei Abrechnung der erst später eintreffenden, für die ersten Kriegshandlungen also nicht verwertbaren außereuropäischen Truppen Rußlands 1 212 000 Mann. Sprechen solche Zahlen für den Kriegswillen Deutschlands oder der anderen? Und selbst diejenigen, die in der deutschen Flottenpolitik eine fehlerhafte Politik erkennen zu müssen glauben, werden nicht behaupten wollen, daß eine Flotte wie die deutsche, die 1914 35 Großkampfschiffe und insgesamt 1,02 Millionen Tonnen der englischen von 60 Großkampfschiffen und 2,17 Millionen Tonnen entgegenstellen konnte, als Beweis für Deutschlands Kriegswillen aufgefaßt werden kann.

So lagen die Dinge, als die Schüsse von Serajewo die seit 1907 oft kritische Lage Europas in einen Zustand der Fieberhitze

Digitized by Google

versetzten. Es ist leicht begreiflich, daß der Mitherausgeber der „deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" in seinem „Leitfaden" gerade über die Wochen vom 28. Juni 1914 bis zu dem Augenblick, wo die Kanonen ihre eherne Sprache zu reden begannen, besonders wertvolle Aufschlüsse zu geben weiß. Die Einleitung des englischen Blaubuches erklärt: „Niemals hat ein Verbrechen in ganz Europa größeren Abscheu in allen Kreisen erregt, niemals war ein Verbrechen weniger gerechtfertigt." . . . „Österreich war provoziert. Es hatte sich über eine gefährliche Volksbewegung gegen seine Regierung zu beklagen." Und Viviani vergaß sich am 5. Juli 1922 in der französischen Kammer so weit, daß er gestand: „Man würde es verstanden haben, wenn Österreich tags darauf in einem Augenblick der Erregung ein Ultimatum, sogar ein brutales Ultimatum an Serbien gerichtet hätte."

Wie konnte es dahin kommen, daß einige Wochen nach dem 28. Juni ganz Europa sich gegen die Mittelmächte wandte, als Österreich den Willen kundgab, seinen verbrecherischen Nachbarn zur Rechenschaft zu ziehen? Wie konnte es dahin kommen, daß aus den Folgen des Verbrechens von Serajewo innerhalb kurzer Zeit im Urteil fast der gesamten Welt ein Angriff der Mittelmächte auf die Freiheit der friedliebenden Völker Europas konstruiert wurde? Das Rätsel wird immer dunkler, wenn man die letzten Mitteilungen der in Wien erscheinenden Zeitschrift „La Fédération Balcanique" vom 1. Dezember 1924 über „die Geheimnisse der Belgrader Kamarilla" liest, die sich in Boghitschewitsch' Aufsatz „Weitere Einzelheiten über das Attentat von Sarajewo" (Die Kriegsschuldfrage, 3. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1925) wiederfinden: der russische Gesandte Hartwig, der damalige Ministerpräsident Paschitsch, ja sogar der jetzige König von Jugoslawien sind vorher über das beabsichtigte Attentat auf den Erzherzog genau unterrichtet gewesen. Und für ein Volk, in dessen politischer Leitung Menschen der gekennzeichneten Art überragenden Einfluß haben, zieht fast die gesamte Kulturmenschheit in den „Freiheitskrieg", stempelt die Mittelmächte zu Verbrechernationen und verurteilt sie schließlich als solche, die den Frieden der Welt aus gewinnsüchtiger Absicht bedrohten?

Wie sich Montgelas in dem ersten Hauptteil seines Buches mit den Behauptungen der Gegenseite über die Ursachen, „die Vorgeschichte" des Weltkrieges auseinandersetzt und das historische Tatsachenmaterial zusammenträgt, das von ihm und anderen zur Widerlegung des gegnerischen Schuldurteils beigebracht worden ist, so wendet er sich in dem umfangreicheren zweiten Teil über „die Krisen" den Vorgängen kurz vor Kriegsausbruch, der „Entfesselung" des Krieges zu. Das Verfahren bleibt dasselbe. Es wird untersucht, ob der Krieg der Entente wirklich, wie im Artikel 231 des Versailler Diktates behauptet wird, „durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungen" worden sei. Bekanntlich mußte schon Kautsky auf Grund der Studien in den Dokumenten zum Kriegsausbruch zugeben, daß Deutschland diesen Krieg nicht herbeigeführt,

Digitized by Google

ja ihn schließlich zu vermeiden gesucht habe. Aber über die Haltung der deutschen Regierung wurden dennoch immer wieder Unrichtigkeiten verbreitet; böswillige, aber um so bestimmter ausgesprochene Behauptungen der gegnerischen Propaganda hüllten die Vorgänge immer von neuem in Dunkel, so daß es noch längerer Forschungsarbeit bedurfte, um endlich zu einem einigermaßen klaren Bilde über all das zu gelangen, was sich vom 28. Juni bis zu den Kriegserklärungen zutrug. Hierbei genügte es nicht, zu untersuchen, was Deutschlands und Österreichs Staatsmänner getan oder unterlassen haben. Nicht weniger wichtig, ja eigentlich noch bedeutungsvoller, wie die Ergebnisse lehrten, war es, zu erforschen, was auf der Seite der Entente geschehen ist. Zwar ist aus den Archiven der anderen, mit Ausnahme der russischen, nicht viel mehr bekannt geworden, als was die Regierungen für ihre Zwecke für gut befanden zu veröffentlichen. Aber gerade die russischen Akten zusammen mit den Äußerungen der beteiligten Persönlichkeiten, die in Denkwürdigkeiten aus eitlem Selbstgefühl heraus niedergelegt wurden oder in erregten parlamentarischen Verhandlungen einem sonst verschlossenen Munde entfuhren, geben doch schon genügend Einzelheiten, um die Hauptlinien der gegnerischen Politik aufzudecken. Nach diesen Gesichtspunkten verfährt Montgelas.

Gewiß ließ die Berliner Regierung anfangs unter dem Eindruck des Verbrechens Österreich freie Hand, erklärte ihr Einverständnis mit allen Maßnahmen, die der Verbündete treffen würde, also auch mit einem Kriege gegen Serbien, aber die Behauptung vom deutschen Kronrat am 5. oder 6. Juli ist eine Legende, die von der feindlichen Propaganda seit 1917 verbreitet wurde und von Montgelas überzeugend auf ihren Ursprung, nämlich auf Hotelklatsch, zurückgeführt wird. Damals wurde in Deutschland keine militärische Vorbereitungsmaßnahme getroffen. Zur gerechten Beurteilung des österreichischen Ultimatums weist Montgelas auf Noten ähnlicher Art hin, die England und Frankreich 1882 an Ägypten, England 1890 an Portugal, die Vereinigten Staaten 1898 an Spanien, England 1906 an die Türkei, der Dreiverband 1916 und 1917 an Griechenland richteten. Man könnte diese Liste trefflich ergänzen durch die Note Englands an Ägypten vom Jahre 1924 nach der Ermordung Lee Starks. Eingehende Darstellungen finden die Bemühungen Deutschlands um die Lokalisierung des Krieges, die 6 Tage deutsch-englischer Vermittlung, schließlich der Druck, der von Deutschland ausgeübt wurde, um den Bundesgenossen nach der Annahme des Ultimatums durch Serbien zum Nachgeben zu zwingen.

Auf der anderen Seite aber sehen wir Poincarés Wirksamkeit in Petersburg, die intrigante Haltung Frankreichs und Rußlands während der deutsch-englischen Vermittlung, die Komödie des französischen Schachzuges der 10 Kilometer, die russische Mobilmachung. Was haben angesichts dieser Dinge die rein als Formalitäten aufzufassenden Kriegserklärungen Deutschlands für die „Entfesselung" des Krieges noch zu bedeuten? Und wenn schließlich der Fall Belgien von französischer und englischer Seite immer wieder als ein unerhörtes

Digitized by Google

Verbrechen Deutschlands dargestellt wird, so erscheint diese Entrüstung nicht anders als „pharisäerhafte Anmaßung" angesichts der Neutralitätsverletzungen, die von London und Paris ausgegangen sind.

Das ist durch die wissenschaftliche Arbeit über die Schuldfrage in den letzten Jahren immer klarer geworden, daß die Politik der deutschen Regierung auch nach Bismarck keine Ziele verfolgte, die nur durch Krieg zu erreichen gewesen wären. Auch die noch ausstehenden Bände des großen Urkundenwerkes werden in dieser Hinsicht wohl keine Änderung des Urteils nötig machen, da sich nach eidlichem Zeugnis sachkundiger Männer in den vielen tausend Aktenbänden des Auswärtigen Amtes kein einziges Dokument hat auffinden lassen, das einen Kriegswillen auf deutscher Seite bekundet. Und als die Dinge in den letzten Stunden auf des Messers Schneide standen, da ist deutscherseits mit aller Anstrengung für die Erhaltung des Friedens gearbeitet worden. Also weder ein Hinarbeiten auf den Krieg noch ein böswilliges Unterlassen solcher Maßnahmen, die ihn vermeidbar machten, ist der deutschen Regierung bisher nachgewiesen. Das Urteil von Versailles stimmt also mit den Tatsachen nachweisbar nicht überein.

Auf der anderen Seite aber mehren sich die Veröffentlichungen, die — gleichgültig, ob gewollt oder ungewollt — eine Gruppe von einflußreichen Staatsmännern der Gegner Deutschlands auf das schwerste belasten. Es ergab sich oben schon einmal die Gelegenheit, auf die Kreise am serbischen Hofe hinzuweisen. Daneben treten die Persönlichkeiten, die in Paris und Petersburg den Staat leiteten und ihn mit Überlegung in den Krieg hineinführten, immer mehr aus dem Dunkel hervor, in das sie sich bisher hatten hüllen können. Bei der ängstlichen Geheimhaltung des Inhalts der englischen und französischen Archive und den bei aller Reichhaltigkeit des schon Vorliegenden bisher doch immer noch unvollkommen erfolgten Veröffentlichungen aus den russischen Archiven ist jede Äußerung von seiten führender Männer der Ententestaaten wichtig, auch wenn sie in Form von „Erinnerungen" erfolgt. Zu der Gruppe dieser Schriften gehört das Buch Suchomlinows, des zur Zeit der letzten kritischen Jahre seit 1909 und bei Kriegsausbruch im Amt befindlichen russischen Kriegsministers, der 1915 seines Postens enthoben wurde.

Es kann nicht die Absicht sein, den gesamten Inhalt dieser Selbstbiographie des in Deutschland in der Verbannung lebenden Verfassers hier auch nur anzudeuten. Sie soll nach seinem Wunsche durch ihren Inhalt „viele zwischen dem deutschen und dem russischen Volke liegende Mißverständnisse beseitigen" helfen, ist „unter den schweren Bedingungen des Flüchtlingslebens" entstanden und den früheren Kameraden in der russischen zarischen Armee gewidmet. Suchomlinow ist nicht Politiker, sondern nur Soldat gewesen; Georg Cleinow erkennt an ihm sogar einen Mangel an Augenmaß in politischen Dingen und verweist dazu auf den bekannten Artikel des Generals „Rußland ist fertig, Frankreich muß ebenfalls fertig sein", den er am 1./14. Juni

Digitized by Google

1914 in der „Birschewija Wjedomosti“ veröffentlichte. Suchomlinow wollte durch diesen Artikel, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, wie durch einen „kalten Wasserstrahl“ die aufgeregte rußlandfeindliche Presse beruhigen, er sieht in ihm nur eine Geste — vom Grafen Pourtalès allerdings als „Fanfaronade“ bezeichnet —, „um die Alarmisten jenseits der Grenze zur Besinnung zu bringen“. Es ist bekannt, daß er aber gerade das Gegenteil von dem Erstrebten erreichte und damit geradezu Öl ins Feuer goß, ja später als einer der „Kriegshetzer“ verdächtigt werden konnte. Was von dieser Verdächtigung zu halten ist, wird allerdings aus dem Hinweis Cleinows auf die Erinnerungen des tschechischen Sozialistenführers Klofač klar, der mitteilt, daß Suchomlinow den panslawistischen Kriegstreibern in Petersburg als ein unsicherer Kantonist galt.

Für die Kriegsschuldfragenforschung geben schon die Kapitel seines Buches wertvolles Material, in denen der fünfundsiebzigjährige Greis auf die Anfänge der Arbeit zur Erfüllung seiner historischen Aufgabe zurückblickt und den Zustand der russischen Armee in und nach dem Kriege gegen Japan schildert. „Der ganze Personal- und Mannschaftsbestand löste sich auf, und ich war gezwungen, aus den 16 Kompagnien der Infanterieregimenter 8 zu formieren. Statt 60 Offiziere im Regiment hatte ich deren nur 10 oder 12; Bekleidung und Ausrüstung — alles ging nach dem fernen Osten und alle Kammern und Depots wurden leer.“ Dazu kam eine völlige Zerreißung der normalen Truppenverteilung im europäischen Rußland, die zu der größten Unordnung führte. Als Beispiel führt Suchomlinow die Vorgänge bei der 33. Infanteriedivision an, die aus Kijew nach dem Kaukasus kommandiert war: „zur Ergänzung der Garnison in Kijew mußten Truppenteile aus anderen Korps, aus Rowno, Dubno und Luck nach Kijew geholt werden. Die Familien aber und das Eigentum der 33. Infanteriedivision waren in Kijew geblieben; ebenso erging es den nach Kijew verlegten Truppenteilen, deren Kammern, Vorräte, Reserven am alten Standort bleiben mußten. Man kann sich vorstellen, welche Verwirrung dadurch bei einer etwa notwendig werdenden Mobilmachung entstanden wäre, da es verboten war, die Mobilmachungsübersicht zu ändern. In ähnlicher Lage befanden sich viele Truppenteile der übrigen Bezirke. In der Truppe selbst sah es schlimm genug aus: weder Stiefel, noch Bekleidung, noch Vorräte, noch Train waren vorhanden“. Hinzu kam eine sich ständig mehr auswirkende Zerrüttung der Kommandogewalt, die in der eigenartigen Organisation der obersten russischen Kommandostellen begründet lag.

Wie gefährlich die Lage damals für Rußland war, läßt sich nicht besser als mit Suchomlinows eigenen Worten schildern: „Die Westgrenze des Reiches war tatsächlich von Truppen entblößt, weil die Regimenter ohne Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften eben theoretische Gebilde, aber keine Kampftruppen waren. Vielleicht das Schlimmste bei dieser Lage aber war, daß die Kommandostäbe von den Korps abwärts vollständig den Kopf verloren hatten und selbst die elementarsten Vorschriften in Vergessenheit geraten schienen. So

Digitized by Google

konnte es vorkommen, daß im Oktober 1905 ein falscher „Offizier mit besonderen Aufträgen" von mir herumspionieren konnte, ohne daß mir eine Meldung von seinem Eintreffen gemacht worden wäre. Im „Kijewljanin" (Suchomlinow war 1904—08 Oberbefehlshaber des Kijewer Militärbezirkes) finde ich meinen Strafbefehl, den ich damals erließ und der zeigt, wie weit die innere Zerrüttung der Armee bereits gediehen war . . . Die Mobilmachung im Südwestgebiet war vollständig in Frage gestellt, und das Land lag offen für jeden Einfall, den Deutschland und Österreich-Ungarn hätten ausführen wollen."

Leider vergißt Suchomlinow in dem Zusammenhang seines Berichtes sich klarzumachen, daß Deutschland und Österreich damals diese Lage zu ihren Gunsten hätten ausnützen können, wenn ihre Regierungen den Kriegswillen wirklich gehabt hätten, den auch er bei ihnen feststellen zu müssen glaubt. Daß der General diesen Zuständen der russischen Armee schnelle Abhilfe verschaffen und ihre Kampfkraft wiederherstellen wollte, erkennen wir mit ihm gern als seine Pflicht an; daß er aber noch 1923 diese Pflicht damit begründet, daß damals von russischer Seite beobachtet werden mußte, wie in Deutschland und Österreich die Rüstungen „täglich wuchsen" und die Menge der Kampfmittel „täglich zunahm", ist nur als Vorurteil zu erklären.

Als Chef des Generalstabes und vor allem als Kriegsminister hat Suchomlinow dann in geradezu ungeheurer Arbeitsleistung das Werk der Reorganisation der russischen Armee durchgeführt. Es ist verständlich, wenn der berechtigte Stolz auf diese Tat mehrfach durchblickt. Die Widerstände der Finanzverwaltung, der unter Führung Nikolai Nikolajewitschs stehenden Großfürstenpartei, deren Einfluß Suchomlinow auszuschalten sich bemühte, der Duma waren nicht gering. Dennoch gelang es ihm, zunächst die Fehler in der Organisation der Kommandostellen zu beseitigen, überflüssige Kommissionen auszuschalten und dann durch energische Reformen in allen Zweigen der Heeresverwaltung wie Intendantur, Militärbildungswesen, Sanitätsverwaltung, Veterinärwesen und vor allem der militärischen Ausbildung von Offizieren und Mannschaften aller Gattungen, den Verbesserungen der Mobilmachungsvorschriften usw. „die russische Armee aus einer reinen Verteidigungswaffe, die sie noch 1909 war, in eine Angriffswaffe erster Ordnung umzuwandeln". Wem ein solcher Angriff in der Vorstellung des russischen Soldaten allein gelten konnte, wird an mehreren Stellen klar ausgesprochen: Deutschland.

Durch seine Arbeit hatte Suchomlinow ein Instrument der Macht geschaffen, mit dem die russische Diplomatie arbeiten konnte und — das ist für den Zusammenhang dieser Ausführungen das wertvollste Ergebnis des Suchomlinowschen Buches — nachweisbar auf den Krieg hin gearbeitet hat. An dieser Feststellung kann auch die Tatsache nichts ändern, daß die Reform des russischen Heeres 1914 noch nicht vollendet war, da „das große Programm" dieses Neubaues erst 1916 durchgeführt sein sollte. Mag dem Kriegsminister immerhin der Ausbruch des Krieges gerade 1914 „sehr unerwünscht" gewesen sein, da er dadurch in seiner Aufbauarbeit gestört wurde und — wie er 1924

Digitized by Google

in der „Kriegsschuldfrage“ (Juliheft, S. 230) erklärte — dem Kriege als solchem schon ablehnend gegenüberstand wegen all der Verheerungen und all des Elends, das er über ein Land bringt: — er wie die verantwortlichen und unverantwortlichen Staatsmänner Rußlands wußten ganz genau, daß Rußlands Armee nie so gut zu einem Kriege ausgerüstet gewesen ist wie 1914. „Zur Zeit der Julikrise war unsere Armee wohl kampffähig und für einen Krieg von 6—8 Monaten besser denn je zuvor ausgerüstet.“ Mit einer längeren Kriegsdauer aber rechnete in den europäischen Staaten damals überhaupt niemand. Und wenn Suchomlinow dann mit unverkennbarem Bedauern über den anderen Verlauf der Ereignisse betont, daß die russische Armee erst 1916 vollständig hätte auf der Höhe sein können, um dann in den Händen der Diplomatie „vielleicht“ das Instrument abzugeben, das einen Krieg von vornherein unmöglich machte, so wird jeder Leser seiner Erinnerungen berechtigte Zweifel hegen dürfen, ob dieses „vielleicht“ bei ihm ganz ehrlich gemeint ist. So wie er selbst die verantwortlichen und die unverantwortlichen Leiter des russischen Reiches schildert, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ihr Kriegswille, der 1914 vorhanden war, mit jedem Jahre gewachsen wäre, gerade wegen der Fortschritte im Neubau des russischen Heeres.

Es mag darum gestattet sein, die Frage nach der Bedeutung der russischen Mobilmachung für die Kriegsschuldfrage hier abzusetzen, da sie genügend geklärt erscheint.

Wichtiger ist es, auf das Urteil hinzuweisen, das Suchomlinow über die Diplomaten abgibt, die den Ausbruch des Krieges im Juli herbeiführen wollten. „Damals aber, zwischen dem 24. und 30. Juli, hatte einzig und allein die hohe Politik das Wort. Das war ganz klar aus den Beschlüssen des Kronrats vom 25. Juli zu erkennen. Dort war Ssasonow, dem Diplomaten, nicht aber mir, dem Kriegsminister, die Vollmacht ausgeliefert worden, die Form der Mobilmachung (Teil- oder Vollmobilmachung) von Fall zu Fall, wenn auch erst nach besonderem Vortrag beim Zaren, zu bestimmen. In dieser fein ausgedachten Anordnung, auf die übrigens nicht der Zar gekommen sein dürfte, lag der Grund meiner scheinbaren Interesselosigkeit an den Vorgängen: ich war durch sie als bestimmender Faktor ausgeschaltet.“ (S. 374.)

Suchomlinow betont im Anschluß daran, daß jeder Versuch „die Kulissengeschichte des Kriegsausbruches“ zu ergründen, seine besondere Aufmerksamkeit wird den Tagen zuwenden müssen, in die der Besuch Poincarés in Petersburg fällt, und den sich an diesen Besuch anschließenden Tagen, etwa vom 24.—28. Juli. „Ich bin fest davon überzeugt“, fährt er dann fort, „daß in dieser Zeit die Entscheidung über Krieg und Frieden in dem Sinne fiel, in dem Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, Ssasonow und Poincaré sich verschworen hatten, jeden Versuch, eine friedliche Lösung zu finden, unter allen Umständen zum Scheitern bringen zu wollen.“ (S. 374.) Ssasonow und der Großfürst handelten bis zur Abreise des Präsidenten von Frankreich hinter den Kulissen, nach dem Kronrat vom 25. Juli aber, gestützt

Digitized by Google

auf die dort gefaßten Beschlüsse und das dem Außenminister gegebene Mandat, völlig ohne Kontakt mit dem Kriegsminister." „Ssasonow arbeitete nach den Direktiven, die er aus Paris über Iswolski erhielt, wobei er, wie wir aus der Behandlung der Depesche Swerbjejews aus Berlin ersehen, alle Daten zurückstellte, die geeignet waren, dem Frieden noch eine Pforte zu öffnen." (S. 375.)

Daß der Krieg gegen Deutschland in Rußland populär war, wußte der Kreis um Ssasonow, Nikolai Nikolajew und die beiden Montenegrinerinnen. Daß der Zustand der Armee, nach Suchomlinows eigenen Angaben, keinen Anlaß zur Besorgnis gab, ist schon gesagt worden. Dazu aber kam die für Rußland überaus günstige diplomatische Lage, die Suchomlinow (S. 360) mit den Worten kennzeichnet: „Überdies waren Ssasonows Mitteilungen über die Stellung Frankreichs und Englands zu dem Konflikt derart, daß für uns keine Veranlassung zum Kleinmut vorlag. Auch seine Mitteilungen über Italien und Rumänien wirkten in der gleichen Richtung."

Suchomlinow ist Monarchist auch in der Verbannung geblieben. Dennoch bekunden seine Erinnerungen gegen einige Mitglieder des Hauses Romanow eine Schärfe und Gereiztheit, die nicht zu überbieten ist. Seine Urteile über den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch lassen geradezu Haß gegen diesen Mann erkennen, den Daniloff in seinem Buche nur mit Worten hoher Anerkennung charakterisiert. So ist es nicht verwunderlich, daß Suchomlinow den Ausbruch des Krieges auf eine Reihe von „Zufälligkeiten" und „Mißverständnissen", die „zum Teil ausschließlich aus den eigentümlichen Verhältnissen im Hause Romanow" erklärbar sein sollen, zurückführt. Die Ursachen aber erkennt er in den tiefer liegenden Zusammenhängen der „gegebenen europäischen politischen Konjuntur". Die Drahtzieher, die schon während der Balkankriege auf eine günstige Gelegenheit für den ihren Zwecken dienenden Krieg gewartet hatten, wollten diese günstige Konjunktur der Julitage 1914 nicht wieder ungenützt vorübergehen lassen, und sie erreichten ihr Ziel. Diese Drahtzieher aber saßen nicht in Berlin, wie die Ententestaatsmänner behaupteten und noch heute nicht als falsch eingestehen wollen. Vielen ist die heuchlerische Maske vom Gesicht heruntergerissen worden, vieles ist noch verhüllt geblieben. Das deutsche Volk darf den weiteren Ergebnissen der Forschungsarbeit an dem Problem der „Kriegsschuld" mit ruhigem Gewissen entgegensehen. Die Behauptungen jener Staatsmänner, die in Versailles als Kläger und Richter zugleich aufzutreten sich erkühnten, haben sich — das darf heute schon ohne Einschränkung gesagt werden — als unrichtig erwiesen. Diese Gewißheit kann dazu beitragen, daß der Riß sich wieder schließt, der durch das deutsche Volk hindurchgeht.

Die außenpolitischen Folgen, die sich aus der Widerlegung der gegen Deutschland erhobenen Anklage ergeben, berühren die Forschungsarbeit als solche nicht. Sie sind Sache der dazu berufenen Politiker. Doch läßt sich, auch in diesem Zusammenhange, der Wunsch nach erfolg-

Digitized by Google

reicher Verwertung der Ergebnisse der Kriegsschuldforschung durch die zünftigen Diplomaten und Politiker nicht unterdrücken.

Richard Neumann.

Neuere geschichtsphilosophische Literatur.

Die geschichtsphilosophischen Betrachtungen der letzten Jahre haben im Zusammenhang mit dem Umschwung, der das gesamte Geistesleben ergriffen hat, eine Einstellung erfahren, deren Folge sein wird, daß in kurzer Zeit zahlreiche frühere Untersuchungen als belanglos beiseite geschoben werden, weil sie einer absterbenden Weltanschauung angehören. Die Erscheinungen des Jahres 1924 tragen noch einen Übergangscharakter; sie spiegeln den Kampf zwischen materialistischer und idealistischer Denkweise wieder, der sich aber immer mehr zugunsten des deutschen Idealismus zu entscheiden scheint. Nicht umfangreiche Werke, sondern kleine Abhandlungen bilden den Niederschlag dieses Streites, der uns zur Zeit am abgeklärtesten in rechtsphilosophischen Arbeiten begegnet, die wieder befruchtend auf die geschichtsphilosophischen Untersuchungen einwirken. Sie knüpfen bewußt an die Hauptvertreter des deutschen Idealismus, insbesondere an Hegel, an, zu dessen Wiederbelebung die Einleitungen der Lassonschen Hegelausgabe das Wesentlichste beigetragen haben. Unter denen, die den Staatsgedanken Hegels für die Jetztzeit fruchtbar machen, sei nur erinnert an Max Wundt („Staatsphilosophie", 1923), O. Spann („Der wahre Staat", 1921), Binding („Rechtsbegriff und Rechtsidee", 1915). Bei Binding heißt es z. B.: „Ist es nicht Hegels metaphysischer Geschichtsidealismus, nach dem unser, die großen Ereignisse des Jahres 1914 erlebendes Gemüt verlangt?"

Von den geschichtsphilosophischen Arbeiten stehen Troeltschs zahlreiche, jetzt gesammelte Aufsätze im Mittelpunkt, insbesondere ein Band [1]). Es liegt insofern eine gewisse Tragik in der Forscherarbeit von Troeltsch, als er am Ende seines Lebens immer deutlicher erkannte, daß der von ihm eingeschlagene Weg nicht aus dem Konflikt zwischen Absolutem und Relativem herausführte; vergeblich hat er sich mit der Windelband-Rickertschen Werttheorie abgemüht; seine Geschichtlogik schreitet über Rickert hinaus. Für Troeltsch wird der Entwicklungsbegriff die entscheidende historische Kategorie. Mittels dieser bekämpft er den nach seiner Meinung falschen Begriff der Absolutheit. Aber freilich, wenn sich ihm die geschichtsphilosophische Betrachtung nicht verflüchtigen, wenn ihm nicht aller Sinn des geschichtlichen Geschehens zerstört werden soll, so muß auch er eine Absolutheit anerkennen. Diese ist für ihn das im Individuellen wirksame Allgemeine. Diese Kraft erweist sich ihm zugleich als eine religiöse Macht, die mit dem protestantischen Rechtfertigungsbegriff eng zusammenhängt. „In der logischen Bearbeitung nähern wir uns einer reinen Erfassung

[1]) Der Historismus und seine Probleme (= Gesammelte Schriften, Bd. 3). 777 S. Tübingen, Mohr, 1922.

Digitized by Google

des göttlichen Lebens und Ideengehaltes, aber wir nähern uns nur, und bei jedem Schritt weiter zerbrechen wir in Widersprüchen." („Der Historismus", S. 685.) „Letzten Endes liegt die eigentliche Überführung und Gewißheit doch immer in einem Gefühl, schauend das Reale im einzelnen wie im Zusammenhang erfaßt zu haben. Es ist Schauen, nicht Entdecken" (S. 678). „Solche Geschichtsphilosophie verlangt eine konstruktive Zusammendrängung des Gegebenen und einen Zuschuß des Glaubens an eine im Gegebenen sich offenbarende göttliche Idee" (S. 692). — Zahlreiche historische Untersuchungen liegen von Troeltsch vor. Er hat sie mit fortschreitenden Jahren nicht allzu hoch bewertet, wie er denn mehr und mehr die Überschätzung des Geschichtlichen als verhängnisvoll für ein Volk und insbesondere für dessen Staatsmänner anzusehen geneigt war. Aber eine andere Lösung, den Sinn des geschichtlichen Lebens zu verstehen, als eine gefühlsmäßige, der er zu Unrecht einen absoluten Wert zuschreibt, hat er nicht zu finden vermocht. Diese Schwäche seiner Weltanschauung tritt recht deutlich in den Spektator-Briefen hervor[1]), einer Sammlung der seit November 1918 vier Jahre lang im „Kunstwart" erschienenen Aufsätze, die in der Bewertung vieler revolutionärer Ereignisse schon jetzt überholt sind, unter einer zu großen Breite leiden, vor allem aber eines festgefügten Staatsgedankens ermangeln und vom Staatsmann bald den Glauben an das Gelingen seines Werkes fordern, bald ihn wegen dieses Glaubens tadeln. Es treten auf diese Weise die merkwürdigsten Widersprüche zutage; aber anzuerkennen ist, wie der in demokratischen Anschauungen tief verwurzelte Verfasser doch einen möglichst objektiven Standpunkt einzunehmen bestrebt ist. „Daß die Demokratie uns im Grunde nicht liegt, und daß sie die Mängel der Mittelmäßigkeit und Spießerhaftigkeit trägt, ist nicht zu leugnen" (S. 52). Wir müssen sie aber annehmen, weil sie im Zug der Zeit liegt; insbesondere, weil sie dem Ausland angenehm ist. (Vgl. S. 94: „Auf solches Denken der Fremden, deren Kultur- und Moralkrieg heute noch andauert, müssen wir uns nun einmal einstellen.")

Das Unphilosophische solcher Betrachtungen tritt recht deutlich hervor, wenn zum Vergleiche B. Croce[2]) herangezogen wird. Bei diesem ist alles fest ineinander gefügt, wuchtig, knapp, künstlerisch gestaltet. Er steht, unbekümmert um rechts und links, um Orden und Ehrenzeichen, nur im Dienst der Wahrheit und entwickelt leidenschaftslos, und doch von innigster Vaterlandsliebe geleitet, seine Auffassung. „Die Lehre vom Staat als Recht ist nichts anderes, als ein geschwätziger Trost für den Schwachen und Besiegten. Sie ist eine reine Theorie, die auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus immer eine Torheit bleibt (S. 104). „Die Geschichte zeigt, daß die Staaten fortwährend um die Erhaltung und das Gedeihen der besten Form

[1]) Ernst Troeltsch, Spektator-Briefe. Mit einem Geleitwort von Friedrich Heinecke. 321 S. Tübingen, Mohr, 1924.

[2]) Randbemerkungen eines Philosophen zum Weltkriege 1914—1920, übersetzt von Julius Schlosser. 319 S. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag, 1922.

Digitized by Google

in einem Kampf auf Tod und Leben stehen. Und einer der aktuellen Fälle dieses Kampfes ist eben der, den man Krieg nennt. Bricht dieser aus, so haben die Bestandteile der verschiedenen Gruppen keine andere sittliche Pflicht, als die, sich zur Verteidigung ihrer eigenen Gruppe zusammenzuschließen, zum Schutze des Vaterlandes, um den Gegner zu unterwerfen, seine Macht zu beschränken oder um ruhmvoll zu unterliegen, indem sie den Keim für künftige Gegenschläge legen" (S. 100). „Es gibt nichts Törichteres, als vom Recht die Abschaffung der Kriege zu erwarten, denn das Recht ist in sich selbst Kampf oder Krieg oder ein Zwischenspiel von Kampf und Krieg, und es vermag den Krieg nicht abzuschaffen, ohne sich selbst abzuschaffen" (S. 129 und S. 93). „Allein ich erlaube mir zu denken, daß niemals ein Volk über das andere Gerechtigkeit übt, sondern Gott, oder jener Gott, der die Geschichte ist, über sämtliche Völker." Besonders eingehend behandelt Croce den Nationalismus. Er kommt aber auch auf die verschiedensten Staatsmänner der kriegführenden Staaten zu sprechen und findet manches sehr harte Wort gegen seine Landsleute (D'Annunzio). Das ausgezeichnete Buch kann nur aufs wärmste empfohlen werden. Jeder Leser wird zahlreiche Anregungen und Aufklärungen mitnehmen. Croce bekennt sich von jeher zu Hegel, auf den er sich auch in dem vorliegenden Buche immer wieder beruft und den er gegen Angriffe energisch verteidigt: „Hegel war niemals ein von der Welt abgeschiedener Denker, gleichgültig gegen ihre Angelegenheiten, nie ein Mystiker oder ein Buddhist, vielmehr ausgeprägt und politisch nicht bloß in der Grundrichtung seiner Philosophie, sondern auch in seiner besonderen Tätigkeit als Schriftsteller und Publizist". — Über Hegel liegt eine Arbeit von Leese vor [1]). Hier ist zum ersten Male die Lassonsche Ausgabe von Hegels Geschichtsphilosophie verarbeitet worden, und man darf Leeses Buch als eine glückliche Ergänzung von Rosenzweigs „Hegel und der Staat" (s. „Mitteilungen" 1923, S. 207) bezeichnen. Möchte Leeses Schrift weit in die Kreise der akademischen Jugend dringen und zum Verständnis Hegels beitragen, der in der Darstellung selbst sehr reichlich zu Worte kommt! Auf die Abschnitte „Begriff der Freiheit und Begriff des Staates" sei besonders aufmerksam gemacht. Richtig ist im Sinne Hegels (S. 115) „der Staat als das wirklich vorhandene sittliche Leben" formuliert.

Es setzt in Erstaunen, daß diese Einsicht unserem Volke in den letzten 50 Jahren so ganz verloren gehen konnte. Mit welcher Eindringlichkeit hat z. B. noch J. E. Erdmann in seinen hervorragenden philosophischen „Vorlesungen über den Staat" (Halle 1851, S. 18) diesen Standpunkt entwickelt! Und nur vorübergehend sei erwähnt, daß R. Kroner (Logos XII, S. 123 ff.) in einem sich mit Rickert auseinandersetzenden, sehr feinsinnigen Aufsatz „Geschichte und Philosophie" sich ebenfalls dieser Auffassung nähert. Auch Schnabel

[1]) Die Geschichtsphilosophie Hegels auf Grund der neu erschlossenen Quellen untersucht und dargestellt. 312 S. Berlin, Furche-Verlag, 1922.

Digitized by Google

knüpft in seinem Vortrag [1]) an Hegels Grundgedanken an: „Die Kontinuität lehrt uns, daß wir gebunden und verpflichtet sind durch einen höheren und allgemeinen Willen, sie lehrt, daß der Strom einer großen Entwicklung durch alle Jahrtausende ergangen ist und ein Glied an das andere sich fügt. In diesem Sinne erzeugt der Gedanke der historischen Kontinuität Ehrfurcht und bedeutet eine Kraft der Erhaltung. Aber nicht umsonst hat man die Hegelsche Philosophie, die diesen Entwicklungsgedanken am schärfsten ausgebildet hat, mit einem Januskopfe verglichen. Denn allerdings lehrt sie den Eigenwert jedes Gliedes in dieser Kette jedes historischen Momentes; allerdings spricht sie von der Einheit von Denken und Sein: alles was ist, ist vernünftig. Aber daneben steht bei Hegel der andere Satz, daß jede Stufe der historischen Entwicklung nur das Resultat der früheren und die Voraussetzung der folgenden ist. So lehrt die historische Kontinuität also einerseits allerdings die Erhaltung, aber doch andererseits den unaufhaltsamen Wandel und, daß es demnach niemals einen Bruch mit der Vergangenheit geben kann." (S. 9.) Es ist besonders wertvoll, daß Schnabel diese Gedanken einem Buche [2]) zugrunde gelegt hat, in dem er das sehr umfangreiche Material nach inneren Entwicklungsnotwendigkeiten zu gliedern sucht, aber leider noch zu sehr ins einzelne geht, vor allem jedoch die Explikation des Staatsbegriffes nicht genügend in den Mittelpunkt seiner Darstellung rückt, mag er auch noch so oft zwischen den Verfassungen von 1848, 1871 und 1919 Parallelen ziehen. Auch Schnabel zollt, wie ein Vergleich mit Ranke und Droysen deutlich macht, der wirtschaftsgeschichtlichen Auffassung des letzten Menschenalters gar zu starken Respekt. Sein Buch wird aber trotzdem jedem ein guter Führer sein, zu ernstem Nachdenken anregen und aus dem Sumpf materialistischer Geschichtsauffassung heraushelfen. — Dazu kann auch Sallwürks Buch [3]) beitragen, das in seinen drei Hauptabschnitten „Geschichte oder Geschehen", „Geschichte und Philosophie", „Geschichte und Kultur", einen Überblick über die verschiedenen augenblicklichen Richtungen gibt, ein umfangreiches Material verarbeitet und in seiner kritischen Stellungnahme mit Recht darauf hinweist, daß jede geschichtliche philosophische Fragestellung schließlich eine Auseinandersetzung über die Bestimmung des Menschen ist. „Man muß es einigen Geschichtsphilosophen zum Vorwurf machen, daß sie zuerst die Idee eines höchsten Zieles aufgestellt haben, zu dem die menschliche Bestimmung den einzelnen Menschen oder die ganze Menschheit durch ihre geschichtliche Auswirkung führen sollte, und dann erst in der Geschichte nach den Tatsachen sich umsahen, welche diesen Weg der Entwicklung als den durch jene Bestimmung geforderten erweisen könnten; sie wären

[1]) Vom Sinn des geschichtlichen Studiums in der Gegenwart. 19 S. Karlsruhe, Boltze, 1923. Mk. 1.—.

[2]) 1789—1919. Eine Einführung in die Geschichte der neuesten Zeit. 198 S. Leipzig, Teubner, 1924. Mk. 4.—.

[3]) Geschichte als Kulturwissenschaft (= Friedr. Manns Pädagogisches Magazin, H. 900). 242 S. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1922.

Digitized by Google

aber gewiß umgekehrt verfahren, wenn sie nicht die feste Überzeugung gehabt hätten, daß die Geschichte der menschlichen Kultur mit all den Tatsachen, die sie in sich schließt, nichts anderes sei, als die allmähliche Annäherung an jenes dem Menschen bestimmte Ziel und die Darstellung desselben in den einzelnen Graden ihrer möglichen Verwirklichung."

Ganz andere Wege beschreitet Pichler in seinem Vortrage[1]) Er sagt (S. 1): „Wenn die metaphysische Geschichtsphilosophie nach Ziel und Führer der Menschheit in der Geschichte frägt und Gott, Weltgeist oder Natur uns zur Erlösung oder zur Freiheit oder zur fortschreitenden Vollkommenheit führen läßt, so hören wir gläubig oder ungläubig zu, je nachdem wir Sinn haben für Metaphysik oder nicht. Ob nun Metaphysik im allgemeinen kühn oder nur leichtsinnig ist, darüber mögen die Erkenntnistheoretiker streiten. Gegen die metaphysische Geschichtsphilosophie spricht aber keineswegs bloß kritische Besonnenheit, sondern vor allem ein tiefer Sinn für Geschichte." Aber zwischen diesen Sätzen und ihren Ausführungen klafft ein großer Widerspruch; denn der von Pichler verwendete Hegelsche „Volksgeist und Zeitgeist" als „Grundlage aller Geschichte" (S. 10) setzt eine metaphysische Geschichtsphilosophie voraus. Wenn ferner „die Geschichte als Tat, als Werk des Willens betrachtet wird" (S. 11), wenn der Verfasser den Fortschritt in der Geschichte nicht als Sache des Glaubens, sondern des Willens behandelt sehen will, so ist nicht recht ersichtlich, inwiefern das ohne metaphysische Grundlegung geschehen könnte. — Noch weiter abseits führen die Erörterungen Bauers[2]), der davon ausgeht, daß der Mensch von Natur ein Einzelorganismus und kein staatenbildender sei; er sei keine Termite oder Ameise (S. 9). Derartige Anschauungen versperren jeden Weg zu einer haltbaren Geschichts- und Staatsphilosophie. Schon in Platos „Protagoras" findet man die richtige Antwort auf solche widersinnigen Ausführungen. — Hettner lehnt sich in seiner Schrift[3]) in erster Linie an die Ergebnisse der Völkerpsychologie an und stellt die Kulturentwicklung der Menschheit in zu einseitiger Weise unter einen wirtschaftlichen Gesichtspunkt. Es heißt bei ihm (S. 2 fg.): „Die geographische Betrachtung, der es darauf ankommt, die Entwicklung der Kultur an die in der Natur der Erdoberfläche gegebenen Bedingungen anzuknüpfen, wird ihre Aufmerksamkeit in erster Linie der allgemeinen Lebensform zuwenden müssen, wenn sie sich mit der ursprünglichsten und üblichsten Auffassung der allgemeinen Kulturgeschichte begegnet. Die Lebensform ist mehr als eine bloße Wirtschaftsform, sie umfaßt auch die Siedlung und den Verkehr und ist bestimmend für die Möglichkeiten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, der ganzen materiellen und

[1]) „Philosophie der Geschichte". 20 S. Tübingen, Mohr, 1922.
[2]) Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie. (Sonderabdruck aus „Deutschlands Erneuerung".) 12 S. München, Lehmann, 1922.
[3]) Der Gang der Kultur über die Erde. (= Geographische Schriften, hrsg. von A. Hettner, Heft 1.) 53 S. Leipzig, Teubner, 1923. Mk. 1.40.

Digitized by Google

geistigen Kultur. Zwar hat man auch in der Geographie, wie in der Geschichte, die seelische Entwicklung der Menschheit zugrunde legen wollen; aber der hierauf begründeten Klassifikation der Völker und Kulturen geht die wissenschaftliche Bestimmtheit ab, die Einordnung der Einzelvölker und Kulturen bleibt willkürlich, und es fehlen auch die unmittelbaren Beziehungen zu den äußeren Lebensbedingungen. Die Entwicklung des Seelenlebens vollzieht sich auch nicht aus sich selbst, ist nicht die primäre treibende Kraft, sondern ist vielmehr eine Folgeerscheinung." Daß auf diese Weise der Sinn der Weltgeschichte — denn der Gang der Kultur ist ohne Einsicht in den Zweck der Menschheit nicht zu lösen — nicht zu ergründen ist, steht wohl außer Zweifel. So interessant auch die Hettnerschen Ausführungen über die verschiedenen Kulturen sind, es fehlt ihnen die innere Folgerichtigkeit und die beherrschende Idee. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit C. L. Michelets „Geschichte der Menschheit" auf (Berlin 1859), wobei der Unterschied zwischen philosophischer und rein physischer Betrachtungsweise recht deutlich wird.

Von Borchardt liegt ein Schriftchen [1]) vor, das nichts Neues bietet, aber knapp und klar die wesentlichsten Gesichtspunkte hervorhebt. Indem die materiellen Bedürfnisse der Menschen sich ändern, gestalte sich die Produktionsweise um, änderten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse und erfolgten so nach und nach auf allen Gebieten Umwälzungen (S. 35 fg.). Die Änderung der materiellen Verhältnisse sei wieder eine Folge der Zunahme an Menschen, die eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse fordern, was keineswegs vom freien Willen der Menschen abhänge. Für eine derartige Auffassung scheidet das Problem des Wertes der Persönlichkeit in der Geschichte völlig aus. Der erste Teil der Schrift macht sichs mit der Widerlegung der sogenannten ideologischen Geschichtsauffassung gar zu leicht. Auf materialistischer Grundlage ruht auch Borchardts größeres Werk [2]). Die Tatsachen werden zufolge der Einstellung des Verfassers teilweise auf den Kopf gestellt. Alle Ereignisse werden vom Gesichtspunkt des Klassenkampfes aus gesehen. Vergeblich sucht man nach dem Sinn alles Geschehens und dem Zweck der Menschheit. Erstaunlich bleibt nur, wie der Verfasser der gegnerischen Geschichtschreibung Mangel an Objektivität vorwerfen kann und selbst auf diese bewußt verzichtet. „Die bürgerliche Geschichtschreibung" — so heißt es bei ihm — „ist staatserhaltend. Achtung, ja Ehrfurcht vor den führenden Persönlichkeiten, vor den Autoritäten einzuflößen, das ist, wenn nicht ihr bewußter Zweck, so doch ihr notwendiger und nicht ungern gesehener Erfolg. Wir aber wollen das gerade Gegenteil. Wir wollen die Formen des menschlichen Zusammenlebens ändern; den Staat wollen

[1]) Der historische Materialismus. Eine Einführung in die materialistische Geschichtsauffassung. 48 S. Berlin, Laub, 1922.

[2]) Deutsche Wirtschaftsgeschichte. 2. Band: Vom Ende der Hohenstaufen bis auf die Bauernkriege. 336 S. Berlin, Laub, 1924.

Digitized by Google

wir stürzen. Diesem Zweck soll auch unsere Geschichtschreibung dienen." (S. 18.)

Dem von Borchardt kaum beachteten Problem vom Wert der Persönlichkeit in der Geschichte hat Friedr. Meinecke eine Schrift gewidmet [1]), der ein Vortrag im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zugrunde liegt. Die Selbsterhaltung lehre, so führt Meinecke aus, daß „das eherne Kausalgesetz, in dessen Bande wir das geschichtliche Leben ausnahmslos geschlagen sehen, seine eigentliche letzte Wurzel doch nur habe in den Tiefen des menschlichen Geistes, daß aus diesen selben Tiefen aber auch noch andere, ebenso zwangsläufige Bedürfnisse hervorgingen, die es nicht erlaubten, die geschichtliche Welt lediglich als einen Ausschnitt aus dem allgemeinen Kausalzusammenhang der Natur zu betrachten. Der menschliche Geist schaffe und müsse schaffen aus spontanem Drange und ursprünglicher Anlage eine Welt der geistigen und sittlichen Werte, deren Schicksale im Leben wohl dem Kausalgesetze und dem Wandel der Dinge unterworfen seien, deren Dasein an sich aber eine dem Natur- und Kausalzusammenhange überlegene Sphäre im Menschen beweise. Diese Sphäre auszubauen, heiße nicht nur Kultur und Geschichte schaffen, sondern heiße auch Persönlichkeit schaffen, denn der Persönlichkeit liege es ob, die einmal geschaffenen Werte der Kultur zu erhalten und fortzubilden. — Diese Kulturwerte seien demnach, um lebendig zu bleiben und gesteigert zu werden, angewiesen auf die Mitarbeit unzähliger einzelner Individuen. Nicht nur die große und führende Persönlichkeit, der Held im Sinne Carlyles, mache Geschichte und schaffe Kultur, sondern jeder einzelne Mensch, in dem ein geistiges, von der Naturgebundenheit sich befreiendes Leben erwacht sei, wirke an ihr mit und könne etwas Ursprüngliches und Eigenes zu ihr beisteuern." — „Die historische Bildung sei nur dem gefährlich, der für die geschichtlichen Tatsachen nichts anderes als ein Gefäß sei. Für den Starken aber biete die geschichtliche Welt Trost und Halt und sei ihm die große Auseinandersetzung zwischen Freiheit und Notwendigkeit, die sich beide durchdringen müßten." (S. 31.) Damit lenkt Meinecke die Aufmerksamkeit hin auf den Kernpunkt alles geschichtsphilosophischen Denkens. Dem Problem selbst geht er, entsprechend dem Zweck der Schrift, nicht ins einzelne nach, sondern er zieht hieraus nur die notwendigen Folgen für den Geschichtslehrer und den Geschichtsunterricht.

Dasselbe Problem steht im Mittelpunkt bei Foerster [2]), der sein Buch in 3 Abschnitte gliedert (historischer und ahistorischer Mensch; Vergänglichkeit; Gegenwart und Zukunft) und in der Hauptsache sich mit Spengler auseinandersetzt. — Nicht der historische Mensch, sondern der ahistorische Mensch, das heißt der Mensch, der sich seiner Be-

[1]) Persönlichkeit und geschichtliche Welt. 39 S. Berlin, Mittler u. Sohn, 1923.

[2]) Geschichte und Persönlichkeit. 110 S. Dresden, Sibyllen-Verlag, 1923.

Digitized by Google

stimmung, seiner „Schicksalhaftigkeit" bewußt geworden ist, der seine „Uranlage, Urinhalt, Urmöglichkeit" begriffen hat, kann nach Foerster zur Persönlichkeit heranreifen. (S. 87 fg.) Dieses Bewußtsein seiner selbst erlangt der Mensch in dem Augenblick „des Erwachens seines Geschlechtes". Damit erst wird er zum eigentlichen Gliede des Lebendigen; damit erst beginnt seine Schicksalhaftigkeit zu gelten, und damit gleichzeitig verfällt er der Bewußtseins- und folglich Entwertungstatsache Tod, verfällt er der seine Lebendigkeit im allgemeinen und seine individuelle, schicksalhafte Wertigkeit im besonderen in Frage stellenden Vergänglichkeit." (S. 88.) „Erst die Tatsache des Todes macht den Menschen zu dem, was er ist, und schenkt ihm Pathos und Geist des Lebendigen." (S. 91.) „Der Tod erst schafft wahres Leben, indem er es gefährdet. Wer diesen ewigen Zwiespalt, diese ewige Spannung, diese ewige, schöpferische Unlösbarkeit nicht begreift, nicht heroisch lebt, hat keinen Geist. So sind Schwert und Geist eng verwandt, ja treffen in jener Tiefe zusammen, in der sich Tod und Leben verschwistern und aus der Rang und Adel des einzelnen und Sein des Daseins erwächst." Kein Zweifel: „Persönliche Wesenhaftigkeit ist durchaus ahistorisch." (S. 93, 69.) — Diesem ahistorischen steht der historische Mensch gegenüber. „Er bejaht die Vergänglichkeit und setzt sich mit dem historischen Geschehen identisch, mit dessen Schicksal sich das seinige erschöpft". (S. 61.) Sein Wert ist die Kultur seiner Zeit. „Da aber in jedem Menschen ein Gefühl für das Ewige lebendig ist, kommt der historische Mensch in einen Zwiespalt, indem er aus Mangel an Eigen- oder Ewigkeitswert die Kultur seiner Zeit als Dauerndes festhalten will und diese doch machtlos dem Vergänglichkeitsgedanken" ausgeliefert sieht. (S. 63.) Bei dem historischen Menschen ist alles Handeln ohne genügende innere Anteilnahme, ist veräußerlicht. Alle Kriegsbegeisterung, die ihren Ursprung in „der unendlichen Tiefe des Menschen hat, in der fast frohen, sich selbst unbewußten Erwartung, dem Tode gegenüber Sinn und Adel seiner Existenz zu finden, — alle Kriegsbegeisterung entartet im Militarismus, wenn der metaphysische Hintergrund verschwindet und Raubtierinstinkte im Menschen frei werden." (S. 74.) Dem Verfasser wird man aber in seiner Schlußfolgerung nicht beistimmen können. Historischer und ahistorischer Mensch sind ihm, wie es scheint, unvereinbar. „Es gibt nur entweder die Erfüllung der Idee des historischen oder der Idee des ahistorischen Menschen; es gibt nur entweder ein Ja zur Welt der Geschichte oder ein solches zur Welt des Menschen; es gibt nur entweder ein Verhältnis zur Welt des Vergänglichen oder ein solches zur Welt des Ewigen." (S. 110.) Aber an einer anderen Stelle wird die Notwendigkeit der vergänglichen Welt für das Bewußtwerden des Ewigkeitswertes besonders nachdrücklich betont. Die historische Vergänglichkeit, symbolisch betrachtet, sei die Verpflichtung, sie in sich zu erleben, zu bewerten und zu verwandeln, damit sie in ein tatsächliches, also kein gleichnishaftes oder persönliches Vergänglichkeitswerterlebnis, und in ein persönliches Ethos umschlägt und zum Typ des ahistorischen Schicksals-

Digitized by Google

menschen führt." Doch auch diese Lösung wird noch besondere Schwierigkeiten bieten, wenn der ahistorische Mensch dem Staatsgedanken eingeordnet werden soll. Des Verfassers Ausführungen über Hegel (S. 44 fg.) zeigen, daß Foerster zwar diese Frage sich gestellt hat, aber eine zum Teil irrtümliche Interpretation Hegels ihm den Weg zur Lösung versperrt. (Vgl. insbesondere Foersters Auffassung von Hegels Begriff „des Weltgeistes". S. 50 fg.) Mag die Arbeit Foersters, die für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist, namentlich auf die akademische Jugend ihren Einfluß ausüben!

Zum Schluß sei noch auf zwei Bücher von Litt hingewiesen [1] [2]. Der Verfasser, der Rickert-Sprangerschen Anschauungen nahe kommt, läßt auftauchende metaphysische Probleme absichtlich unerörtert. Das erschwert das Verständnis der Bücher; noch mehr aber die breite Darstellung, die recht oft jedes systematischen Aufbaues entbehrt. Es ist für den Leser wenig verlockend, sich in all die Nebenwege führen zu lassen, die der Verfasser zur Klärung der gestellten Fragen glaubt beschreiten zu müssen.

Das Buch: „Erkenntnis und Leben" ist eine Strukturlehre. Es behandelt im 3. Abschnitt, der hier allein in Betracht kommt, die Wertlehre. Erklären, Verstehen, Bewerten sind die drei verschiedenen, aber innerlich doch auch zusammenhängenden Stufen, von denen der letzteren eine zentrale Stellung zukommt. „In der Wertlehre ist die Stelle erreicht, wo der Geist sich die Handhaben schafft, Werte nicht nur in der Aktualität reinen Erlebens zu ergreifen, sondern auch das, was sie selbst an sich sind, in Gedankenformen auszusprechen und damit nicht sowohl zu erkennen, als vielmehr ausdrücklich anzuerkennen." (S. 180.) Leben ist also die Einheit von Denken und Wert. Das Eigentümliche bleibt aber, daß den Begriffen der Wertlehre ein Sinn nur zuströmen kann aus dem Erkenntnisquell des Subjekts, mithin ein Subjektives ist. (S. 198.) Nach des Verfassers Darlegung ist die geistige Bewegung der letzten hundert Jahre in ein neues Stadium eingetreten. In der ersten Phase besaß die Wissenschaft — verstanden im umfassenden Sinne Fichtes, Schellings und Schleiermachers — die oberrichterliche Gewalt über das Leben; in der zweiten Phase sank die Wissenschaft zum zweckfreien Erforschen, Beschreiben, Erklären des Tatsächlichen herab, und das Leben ging verloren; in der dritten, in der „der Ertrag der beiden ihr vorausgegangenen Phrasen, hegelisch gesprochen, aufgehoben ist" (S. 213) beherrscht das Leben den Gesamtprozeß. (S. 11/13.) Auch in „Individuum und Gemeinschaft" entwickelt der Verfasser in nicht immer leicht verständlichen, aber großen Zügen seine im letzten Grunde an Leibniz anklingende Weltanschauung. Freilich berührt er sich auch in vieler Hinsicht mit Croce und Plenge, weil auch sie der Ursprünglichkeit des Individuellen gegenüber der

[1] Individuum und Gemeinschaft. Grundlegung der Kulturphilosophie. 266 S. Leipzig, Teubner, 1924. Mk. 7.—.

[2] Erkenntnis und Leben. Untersuchungen über Gliederung, Methoden und Beruf der Wissenschaft. 214 S. ib. 1923. Mk. 5.60.

Digitized by Google

Logik einer das Leben mediatisierenden Idee zu ihrem Rechte verhelfen. „Im Ich lebt, webt, zittert, schwingt es von Seele und Schicksal aller Lebenskreise bis zu jenem letzten Gang hinauf, denen das Ich gemäß seiner Stellung im Kosmos der geistigen Bewegung eingereiht ist." (S. 253). „Es ist ein Lebensverhältnis, das, unfaßlich und rätselvoll jedem noch irgend am Raum haftenden Denken einzig im Begriff der Monade eine allenfalls zureichende gedankliche Repräsentation findet." (S. 254.) — „Die Struktur des Ich mußte so elastisch gefaßt werden, daß ihr Eintreten in diese Mannigfaltigkeit von Lebensbezügen nicht erschwert oder ausgeschlossen wurde, und dabei mußte doch wiederum die Einheit dieser Struktur wider mechanische Zerfällung gesichert werden. Es ist das Gebrechen so mancher Begriffe der ‚Person', der ‚Seele', des ‚Ich', die uns die Philosophie wie die Psychologie in alter und neuer Zeit geschenkt haben, daß sie, einseitig vom Standpunkt des isoliert gedachten Ich die Person zu substanzieller Klarheit sich verfestigen lassen, daß sie das Sein der Person aus der Fülle ihrer Erlebnisse gleichsam herausziehen. Eine Theorie der Person von solcher Art verschließt jede Möglichkeit, dem Verhältnis der Person zum lebendigen Kosmos des Geistes gerecht zu werden." (S. 260.)

Mögen die beiden Bücher, wie der Verfasser selbst sagt, viel Unfertiges, Werdendes enthalten, die Weltanschauung, die in ihnen zum Siege geführt werden soll, ist bestes deutsches Erbgut und knüpft bewußt an idealistische Strömungen vergangener Jahrhunderte an. Ohne Anerkennung einer wie auch immer gearteten Metaphysik gibt es kein höheres Dasein, gibt es keine rechte Geschichtsphilosophie, keine Wertung der Persönlichkeit: das ist der Grundton, der durch beide Schriften hindurchklingt.

Sange.

Literatur zur Geschichte des Altertums.

I.

„Die Eigenart und Bedeutung der Geschichte des Altertums beruht darin, daß dieselben Vorgänge, die uns später in den größeren Dimensionen der neueren Geschichte entgegentreten, hier in den Verhältnissen einer weit enger begrenzten Welt sich abspielen. Eben dadurch, daß sie leichter übersehbar sind und daß sie in ihren Wirkungen völlig abgeschlossen vorliegen, erhalten sie zugleich einen typischen Charakter und geben uns zum Verständnis und zur Beurteilung der späteren Entwicklung einen gar nicht hoch genug zu schätzenden Leitfaden in die Hand." So charakterisiert Eduard Meyer in einer akademischen Festrede des Jahres 1918 (abgedruckt in den kleinen Schriften II, 507 ff.) den Wert der alten Geschichte für die Gegenwart. Es erscheint notwendig, dies Urteil aus berufenem Munde gerade jetzt möglichst zu verbreiten, wo in immer weiteren Kreisen der Beschäftigung mit der alten Geschichte jeder Wert abgesprochen wird.

Digitized by Google

Aber für den Freund der antiken Geschichte ist es ebenso wichtig, auf Darstellungen hinweisen zu können, die geeignet sind, dem Vorurteil gegen die Geschichte des Altertums den Boden zu entziehen. Da es auf der Höhe der Wissenschaft stehende und zugleich für weitere Kreise bestimmte Werke über griechische Geschichte kaum gibt, so ist es mit Freuden zu begrüßen, daß einer der bedeutendsten alten Historiker, Ulr. Wilcken, uns eine allen Ansprüchen gerecht werdende griechische Geschichte vorlegt [1]). In erster Linie für die Schüler der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten bestimmt, ist das Buch allen zu empfehlen, die eine anziehend geschriebene und doch wissenschaftlich einwandfreie Geschichte des Altertums mit Ausschluß Roms besitzen wollen. Für einen Hauptvorzug des Werkes halte ich den universalhistorischen Rahmen, in den die Darstellung der Geschichte des griechischen Volkes eingespannt ist. Nach einer kurzen Übersicht über die wichtigste zusammenfassende Literatur werden wir über die älteste orientalische Kultur bis zum Ausgang des 3. Jahrtausends unterrichtet; vorzüglich versteht es W., das Wichtigste knapp und doch anschaulich darzustellen. Besonders sei auf seine Ausführungen über die Kleinasiaten hingewiesen, die Kretschmer als die Urbewohner Griechenlands und der übrigen ägäischen Welt nachgewiesen hat. Gegen Ende des 3. Jahrtausends sind dann die Griechen eingewandert und haben namentlich im Süden von den bereits seßhaften Karern viel übernommen, während in Nord- und Mittelgriechenland noch im 2. Jahrtausend die Steinzeit herrschte. Die mykenische Zeit bietet dann für den Süden das Bild einer bedeutenden Kultur. So stark die Einflüsse von Kreta aus waren, das damals das kulturelle Zentrum der östlichen Mittelmeerwelt bildete, so haben die Griechen doch ihre Eigenart behauptet, was besonders auf dem Gebiete des Palastbaues hervortritt: hier das aus dem Norden mitgebrachte Megaronhaus, auf Kreta die orientalische Palastanlage um einen weiten Hof. Die mykenische Zeit zeigt uns zugleich nach den lockeren Stammverbänden der Urzeit die ersten griechischen Staaten, die eine bedeutende Macht besessen haben müssen: leider konnten die epochemachenden Entdeckungen Forrers über ein in den hettitischen Urkunden vorkommendes achäisches Großreich nur in den Anmerkungen gewürdigt werden. Die Schilderung dieser Zeit, des 2. Jahrtausends, in dem Kreta das kulturelle Zentrum der Mittelmeerwelt war, berücksichtigt wieder eingehend die Verhältnisse der orientalischen Welt und gipfelt in dem anschaulich gezeichneten Bilde des reichen Lebens, das damals auf Kreta und an den griechischen Herrensitzen herrschte. Damals zuerst bildete, wie überzeugend dargelegt wird, die östliche Mittelmeerwelt eine Einheit, in die auch die Griechen über Kreta hineingezogen wurden. Dieser Zustand wurde durch die großen Völkerwanderungen gegen Ende des 2. Jahrtausends von Grund aus geändert. Der Einbruch der Thraker

[1]) Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte. 8°. VI, 246 S. München, Oldenbourg, 1924. (= Reimanns Geschichtswerk für höhere Schulen, III. Teil, Ergänzungsbde.: Bd. II). Auch als Sonderausgabe erhältlich. Mk. 3.—.

Digitized by Google

in Kleinasien und der Dorier in Griechenland vernichtete die hohe Kultur und warf diese Gebiete um Jahrhunderte zurück. — Dann wird die politische Entwicklung des griechischen Mittelalters, die Entstehung des Stadtstaates und seine Kultur dargestellt, wobei vor allem die homerischen Dichtungen, die Religion und die in langsamer Bildung begriffene Kunst gewürdigt werden. Die folgende Zeit bis zu den Perserkriegen, die Übergangszeit, bringt den Zusammenbruch der asiatischen Großreiche und die Schöpfung des persischen Reiches, die Ausbreitung der Griechen über die Gestade des Mittelmeeres mit dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, die Ausbildung des eigentümlichen spartanischen Staates und die Anfänge Athens sowie die gerade in den sich bildenden Industriezentren aufkommende Gewaltherrschaft einzelner Männer als Reaktion gegen die rücksichtslose Ausbeutung des Staates durch den Adel, der die Herrschaft der mächtigen Könige abgelöst hatte. Auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zeigt diese Epoche überall fortschreitende Entwicklung: Hesiod und die Lyriker, die Geheimkulte und die Orphik, die Naturphilosophen, die Plastik und Baukunst deuten auf die Blütezeit der griechischen Kultur hin. Es dürfte genügen, darauf hinzuweisen, daß auch in der Darstellung des 5. Jahrhunderts neben den politischen Ereignissen die unsterblichen Schöpfungen des griechischen Geistes, die Sophistik und Sokratik ausführlich besprochen werden. Den Glanzpunkt des Buches bildet die hellenistische Zeit, das eigentliche Arbeitsfeld W.s, die hier mit ihren großartigen Leistungen auf allen Gebieten zu ihrem Rechte kommt. Die griechischen Geschicke werden bis zur Aufrichtung der römischen Herrschaft verfolgt, so daß wir wirklich eine vollständige griechische Geschichte erhalten. Besonders die Leistungen der hellenistischen Herrscher in Staat und Wirtschaft, die grundlegenden Werke der alexandrinischen Gelehrten, die beginnende Göttermischung werden eingehend gewürdigt. Die Anmerkungen bringen eine reiche Fülle von Literaturnachweisen und Erörterungen über wissenschaftliche Probleme. Das alles wird uns in flüssiger Sprache geboten, so daß die Lektüre ein Genuß ist. Angesichts der vielfach von den bisherigen Darstellungen abweichenden Beleuchtung wird auch der Fachmann an dem Buche nicht vorbeigehen dürfen.

Der Geschichte Wilckens möge die Anzeige eines wertvollen Hilfsbuches folgen, das für die Erkenntnis der Anfänge griechischen Lebens unentbehrlich ist, die Fortsetzung des großen Werkes von C. Robert[1]). Von diesem letzten, dem Hauptwerk des großen Hallischen Archäologen liegen wieder zwei Abteilungen vor, von denen die zweite O. Kern zum Druck besorgt hat. Wenn auch die Schlußabteilung noch aussteht, so ist es doch berechtigt, jetzt schon eine eingehendere Würdigung des Ganzen vom Standpunkt des Historikers aus zu geben. Der Inhalt der beiden ersten Bücher ist in den

[1]) Die griechische Heldensage. 3. Buch, 1. und 2. Abt., 1. Hälfte. (= Griechische Mythologie von L. Preller. 4. Aufl. II 3, 1 + 2.) 8°. VI, S. 757 bis 968. VI, S. 969—1289. Berlin, Weidmann, 1921. 23. Mk. 6.60; 9.—.

Digitized by Google

„Mitteilungen" 1922, S. 81, kurz angeführt. Das 3. Buch bringt die großen Heldenepen: Argonauten, thebanischen und troïschen Kreis bis zu Ilions Zerstörung. Was noch fehlt, gehört also der späteren Ausbildung der epischen Überlieferung an.

Man könnte fragen, ob es überhaupt berechtigt ist, in einer historischen Zeitschrift die kritische Bearbeitung der griechischen Sagen anzuzeigen. Diese Frage darf unbedingt bejaht werden. Zwar stehen wir nicht mehr auf dem Standpunkt der ionischen Logographen, z. B. eines Hekataios, der nicht nur unter den griechischen Historikern der späteren Zeiten, sondern auch im 19. Jahrhundert Nachfolger fand, daß man die Sagen nur zu rationalisieren brauche, um die älteste Geschichte eines Volkes aufzuhellen. Auf diesem Wege kann man nur zu einem geschichtlichen Zerrbild kommen; denn ganz abgesehen davon, daß der willkürlichen Ausdeutung dabei Tür und Tor geöffnet ist, mischen sich doch nicht nur mythische und rein märchenhafte Züge in die Sagen, sondern es ist auch schwer festzustellen, inwieweit sie durch genealogische Erfindungen entstellt sind. Trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, daß jede volkstümliche Sage geschichtlichen Kern hat. Wie der Nibelungensage Ereignisse der Völkerwanderungszeit, dem Gudrunliede die kühnen Fahrten uud Kämpfe der Nordmannen zugrunde liegen, so ist es auch mit dem Argonautenzuge, dem Zuge der Sieben gegen Theben, den Kämpfen um Ilion. Die Entdeckung einer Wohnstätte aus der Zeit der kretisch-mykenischen Kultur auf dem Boden Ilions durch die Ausgrabungen Schliemanns hat für den troïschen Sagenkreis einen festen Boden geschaffen; und die trotzigen Herrenburgen von Mykenai und Tiryns sowie die Paläste auf Kreta lassen für diese Zeit solche großen Unternehmungen nicht unmöglich erscheinen. Neuerdings glaubt zudem Forrer, wie schon oben angeführt, in hettitischen Inschriften den Namen Trojas entdeckt und Andeutungen eines großen Hilfszuges kleinasiatischer Dynasten für diese Stadt erkannt zu haben (vgl. auch Orientalistische Literaturzeitung 1924, Sp. 113 ff.). Vielleicht ist daher die Zeit nicht mehr fern, wo wir aus historischen Urkunden Näheres über diese gewaltigen Kämpfe erfahren.

Da ist es doppelt notwendig, die griechischen Heldensagen eingehender kritischer Prüfung zu unterziehen, um aus der reichen, in allen Farben schillernden Überlieferung die ältesten Züge hervortreten zu lassen. Dieser Aufgabe hat sich R. in unermüdlicher, selbstloser Arbeit unterzogen. Man ist im Zweifel, ob man die staunenerregende Beherrschung des antiken Schrifttums, der keine noch so versteckte Bemerkung entgangen ist, die Bekanntschaft mit der ganzen einschlägigen Literatur oder den glänzenden kritischen Scharfsinn, der sich in der Sichtung des Materials und der Abschätzung des Wertes der einzelnen Nachrichten erkennen läßt, mehr bewundern soll. R. hat jedenfalls für Jahrzehnte das Buch über die griechische Heldensage geschaffen.

Wir wenden uns nun den Veröffentlichungen zu, die einzelne Epochen der griechischen Geschichte beleuchten. Von dem IV. Bande des

Digitized by Google

J. Kromayerschen Werkes liegt die erste Lieferung vor [1]). Diese Fortsetzung der auf genauer Erforschung der Schlachtfelder beruhenden Kriegsgeschichte, die für viele Probleme bereits die Lösung gebracht hat, auf deren Fortführung man aber kaum mehr zu hoffen gewagt hatte, behandelt nach einer kurzen Vorbemerkung zu den Perserkriegen die Schlachten von Marathon, Thermopylä, Salamis, Platää; nur die Schlacht bei Marathon ist von Kr. selbst bearbeitet, die übrigen hat er jüngeren Mitarbeitern überlassen. Alle legen das Hauptgewicht auf eingehende Besprechung und Widerlegung der zahlreichen Hypothesen, die über den Verlauf dieser Schlachten aufgestellt sind. Wie in den ersten Bänden wird stets von den antiken Berichten ausgegangen und versucht, sie mit der Örtlichkeit in Einklang zu bringen. Schon früher (Abhandl. d. Sächs. Akad. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 34, 1921 Nr. V) hatte Kr. für Marathon nachgewiesen, daß sich bei besonnener Prüfung der Schlachtbericht des Herodot mit dem Befund an Ort und Stelle sehr wohl in Einklang bringen läßt. Gerade in dieser konservativen Stellung der alten Überlieferung gegenüber sehe ich ein Hauptverdienst des Werkes gegenüber dem radikalen Vorgehen anderer Forscher, die die antiken Berichte beiseite werfen, wenn sie zu ihren oft sehr willkürlichen Konstruktionen nicht passen. So beschränkt sich Kr. darauf, die Entgegnungen, die seine Abhandlung hervorgerufen hat, namentlich die Delbrücks, zu untersuchen und ihre Unhaltbarkeit aufzuzeigen. Auch seine Mitarbeiter gehen vorsichtig und methodisch zu Werke. An erster Stelle steht immer die genaue Untersuchung des Schlachtfeldes und seine Bestimmung an Hand der antiken Darstellungen. Dann folgt der Versuch, den Verlauf der Kampfhandlungen anschaulich darzustellen, wobei zu der bisher vorliegenden Literatur Stellung genommen wird. Auf diesem Wege ist m. E. überall das Ziel erreicht, eine abschließende Behandlung der Schlachten der Perserkriege zu geben; auch für die so viel umstrittene Schlacht bei Salamis gilt dies. Hier wird mit Recht gegenüber Beloch an der Gleichung Psyttaleia = Lipsokutala festgehalten und gezeigt, daß auch bei dieser Gleichsetzung der Bericht Herodots durchaus einer kritischen Prüfung standhält. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir sehen mit Spannung namentlich der Bestimmung der Schlachtfelder Alexanders entgegen.

Von den griechischen Freiheitskriegen, die das Zeitalter der Vorherrschaft der Griechen im östlichen Mittelmeerbecken einleiteten, führt uns das neueste Werk von Birt zu dem großartigen Siegeszuge des gewaltigen Makedonenkönigs, der nach einer Zeit schmählicher Unterordnung unter den persischen Großkönig die Hellenen bis in das Herz des asiatischen Weltreiches, ja nach Indien führte und dem griechischen

---

[1]) Antike Schlachtfelder. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte, IV. Bd.: Schlachtfelder aus den Perserkriegen, aus der späteren griechischen Geschichte und den Feldzügen Alexanders und aus der römischen Geschichte bis Augustus. 1. Lieferung. Gr. 8°. 170 S. Berlin, Weidmann, 1924. Mk. 7.50.

Digitized by Google

Geist den Orient öffnete [1]). Mit diesem Bande schließt B. seine Geschichte des griechisch-römischen Altertums ab, der er schon drei Bände (Röm. Charakterköpfe; Charakterbilder Spätroms; Von Homer bis Sokrates) gewidmet hat. Er will keine zusammenhängende, erschöpfende Geschichte der beiden klassischen Völker geben, sondern greift das heraus, was ihm charakteristisch und wichtig für das Verständnis des Altertums erscheint. Daß wie die früheren Bände auch der vorliegende volle Beherrschung der antiken Literatur erkennen läßt, wird bei einem Professor der klassischen Philologie, der auf ein langes, arbeitsames Leben zurückblickt, nicht wundernehmen. Die Kenntnis der modernen historischen Literatur scheint mir nach den Anmerkungen nicht auf derselben Höhe zu stehen. Doch liegt es mir fern, B. daraus einen Vorwurf zu machen. Jedem, der die Quellen beherrscht, steht es frei, sich selbst nach eigener Einsicht ein Bild vergangener Zeiten zu formen, und vielleicht hat B. sich mit Absicht in der Anführung neuer Werke Zurückhaltung auferlegt. Allerdings hätte er m. E. mindestens den Bahnbrecher der Alexandergeschichte, Joh. Gust. Droysen, nach ihm etwa noch Beloch, Ed. Meyer, Kaerst nennen müssen; man vermißt diese Namen und eine Kennzeichnung der Verdienste ihrer Träger gerade in einem Buche, das in weite Kreise dringt, um so mehr als zahlreiche Arbeiten genannt sind, deren Bedeutung oft nur auf eng begrenztem Gebiete liegt. Bewundernswert erscheint die Frische, die uns aus der Darstellung entgegenweht, wenn man bedenkt, daß der Verf. das biblische Alter bereits überschritten hat. Der B.sche Stil ist zu bekannt, als daß ich ihn noch einmal charakterisieren müßte. Die Verbreitung seiner Werke beweist, daß seine Art vielen sympathisch ist und daß sie auch seine oft stark burschikose Ausdrucksweise nicht abstößt. Besonders auszeichnen möchte ich die verständnisvolle, bewundernde Beurteilung der hinreißenden, einzigartigen Persönlichkeit des königlichen Jünglings. Wer Verständnis für geschichtliche Größe besitzt, muß ihn bewundern, der jugendliche Begeisterung und Kampfesfreude mit staatsmännischer Überlegung und strategischer Umsicht vereinigte wie kein zweiter und seine stolzen Generale wie seine selbstbewußten Makedonen mit sich fortzureißen und sich unbedingt unterzuordnen verstand. Nach einer Schilderung des makedonischen Landes und Volkes zeichnet B. die vollkommen zerfahrenen Zustände Griechenlands im 4. Jahrhundert und macht dadurch den Aufstieg Philipps verständlich, der mit meisterhafter Diplomatie die Uneinigkeit seiner Gegner benutzte. Doch wird er dem seine Zeitgenossen überragenden Makedonenkönig nicht voll gerecht; er hebt die Verschlagenheit und List, die ohne Zweifel im Charakter Philipps liegen, zu einseitig hervor und läßt seine Tätigkeit als Organisator und Staatsmann zu sehr zurücktreten, so daß man von ihm einen überwiegend ungünstigen und keineswegs bedeutenden Eindruck erhält. Und doch beweist sein Werk, die Erhebung Makedoniens

[1]) Alexander der Große und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu. 8°. 497 S. Leipzig, Quelle und Meyer, o. J. [1924]. Geb. Mk. 12.—.

Digitized by Google

zur Vormacht auf dem Balkan, daß er eine große Herrscherpersönlichkeit gewesen ist. Der Abschnitt über Alexanders Jugend sucht die Eindrücke und Einflüsse nachzuweisen, die für seine Entwicklung wichtig gewesen sind; dabei weist B. mit Recht eine zu hohe Einschätzung des Unterrichts des Aristoteles zurück. Der Darstellung der Eroberung Asiens wird ein Bild des Perserreiches vorangestellt und dann der Siegeszug Alexanders bis nach Indien und sein tragisches Ende, da er sich noch mit so großen Plänen trug, lebendig, oft nur skizzierend, oft eingehend geschildert. B. ist stets anregend, wenn seine Behauptungen bisweilen auch den Widerspruch herausfordern. Seiner Ehrenrettung Hephaistions, der gewöhnlich als weichlich und Alexanders Freundschaft unwürdig hingestellt wird, stimme ich zu, doch glaube ich nicht an den Haß Parmenions gegen seinen König und an seinen Wunsch, diesen beseitigt zu sehen; da ihm dann die Herrschaft zufallen mußte. Sollte Parmenion oder Philotas wirklich geglaubt haben, daß die stolzen Marschälle sich ihnen fügen würden? Absurd ist die Annahme B.s, daß Alexander sich seines Vaters geschämt habe, wie es mir anderseits keinem Zweifel unterliegt, daß er aus politischen Gründen seine göttliche Verehrung gefordert hat. Als Alexanders Ziel betrachtet B. die Niederreißung der nationalen Schranken und Heraufführung des Weltfriedens, der nur in einem despotisch regierten Weltreich möglich sei. Diese Bemerkung ist richtig, man kann diese natürliche Folge der Aufrichtung eines Weltreiches tatsächlich als Alexanders Ideal bezeichnen. Recht unklar ist die Schilderung der Diadochenkämpfe; die großen Linien treten hier überhaupt nicht hervor. Ganz in seinem Element ist B., wenn er dann den Inhalt des Alexanderromans skizziert und in glänzenden Bildern das Geistesleben des Weltgriechentums, wie er den Hellenismus nennt, vor uns erstehen läßt: über Aristoteles, die hellenistische Naturforschung (Dikaearch, Eratosthenes, Theophrast, Archimedes u. a.), das alexandrinische Museum, die hellenistische Kunst plaudert er anschaulich und mit voller Beherrschung des Stoffes. Reizvoll wirkt auch die eingelegte Übersetzung der „Adoniazusen" des Theokrit. Das Buch geht ernst und schwer aus: in der hellenistischen Philosophie klingt die Sehnsucht des Menschen nach Seelenfrieden, nach dem Ewigen erschütternd durch, auch das Volk findet an der alten Religion kein Genüge mehr und sehnt sich nach Lebensbrot, bis schließlich Jesus auf dem Boden des von Zarathustras Lehre durchdrungenen Judentums die Lichtreligion, die allen Menschen Erlösung verheißt, verkündet.

Ein eigenartiges Thema, das Nationalbewußtsein der Griechen, behandelt Jüthner in seinem Buche [1]). Einige Kapitel aus den Beziehungen zwischen den Griechen und Nichtgriechen hat Wilcken 1906 in einem Aufsatz behandelt; J. verfolgt diese Beziehungen durch das ganze Altertum bis zur byzantinischen Zeit. Nach Fest-

[1]) Hellenen und Barbaren. Aus der Geschichte des Nationalbewußtseins. (= Das Erbe der Alten. Neue Folge, VIII.) 8°. VIII, 165 S. Leipzig, Dieterich, 1923. Mk. 3.—; geb. 4.50.

Digitized by Google

stellung von Name (barbar [indogerm.] lautmalend = stammelnd, stotternd) und Begriff (vorwiegend ungünstig: roh, feige, grausam, unzuverlässig, schwelgerisch) untersucht J., wie es möglich war, daß trotz der großen Leistungen der orientalischen Völker auf allen Gebieten, die sie vielfach zu Lehrmeistern der Griechen gemacht haben, diese ungünstige Einschätzung der Nichtgriechen entstehen konnte. Er findet die Erklärung darin, daß zur Zeit der Bildung des Begriffs nur ganz unklare Kunde von den Kulturvölkern des Orients zu den Griechen drang, daß ihnen vielmehr die wilden Völker, die sie bei Gründung ihrer Kolonien kennen lernten, die Merkmale des Barbarischen lieferten. Außerdem hatten sie Gelegenheit, fremde Volkscharaktere wie die Skythen und die Phöniker im eigenen Lande zu beobachten, räuberische Horden oder hinterlistige Betrüger und Menschenräuber, wodurch ihre Abneigung gegen alles Fremde nur gesteigert werden konnte. Als dann einzelne Griechen bis zu den Zentren der orientalischen Kultur vordrangen (Pythagoras, Herodot), waren sie schon in gewaltigem kulturellen Aufschwung begriffen und geneigt, auf alles Nichtgriechische mit Geringschätzung herabzublicken. Die grellsten Farben wurden dem häßlichen Bilde dann durch die Plünderungen und Brandschatzungen der Perser zur Zeit der Freiheitskriege aufgesetzt. Daran konnte auch die seit Alexander ermöglichte nähere Bekanntschaft mit den Kulturvölkern des Ostens nichts mehr ändern. Die Versuche, fremdes Wesen näher kennen und begreifen zu lernen, die nach den Perserkriegen einsetzten (vor allem Herodot), haben die tiefe Kluft zwischen Hellenen und Barbaren nicht zu überbrücken vermocht; selbst Herodot betont die enge Zusammengehörigkeit aller Hellenen und ihre geistige Überlegenheit. Erst Hippokrates hat die Verschiedenheiten der Völker aus den geographischen und klimatischen Verhältnissen der Länder zu begreifen versucht; dadurch wird der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren vollständig verwischt. Die Sophistik hat dann die Lehre von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen verkündet. Doch blieben diese revolutionären Ansichten bei der streng nationalen Gesinnung der Griechen damals fast ohne Wirkung. Auch Platon ist der sophistischen Lehre gegenüber sehr zurückhaltend, und Aristoteles ist von der unbedingten Überlegenheit seines Volkes so überzeugt, daß er die Barbaren als minderwertige Rasse bekämpft. Selbst die Makedonen und ihr König Philipp werden von Demosthenes noch als Barbaren beschimpft, so sehr Philipp sich als Hellene zu betätigen strebte. Alexander, obwohl nach Bildung und Anschauungen durchaus Grieche, hat den bekannten Rat des Aristoteles nicht befolgt, sondern auf eine Verschmelzung der Völker seines Reiches hingearbeitet. Es wird weiter ausgeführt, wie Isokrates, den Begriff „Hellene" verengend, als Kennzeichen des echten Hellenen attische Bildung fordert. Nach Alexander verlor das Hellenentum seinen nationalen Charakter und war auf dem besten Wege, als Weltkultur den ganzen Erdkreis zu umspannen. So war die strenge Scheidung von Hellenen und Barbaren nicht mehr aufrechtzuerhalten, da zwischen einem griechisch erzogenen Fremden und einem gebildeten Griechen kaum ein Unter-

Digitized by Google

schied zu merken war. Die hellenistische Philosophie hat daraus die Folgerungen gezogen und den Gedanken von der Gleichheit aller Menschen ausgestaltet (Diogenes der erste Kosmopolit): der Begriff „barbarisch" wird relativ und von dem Standpunkt abhängig, den man einnimmt. Dazu kommt dann die poetische Idealisierung der Barbaren als der glücklichen Naturkinder. Doch blieb selbst den Römern gegenüber, die man zu echten Griechen zu stempeln suchte, der Stolz der Hellenen lebendig, und erst allmählich wurden auch die Römer als Träger der Kultur anerkannt. Zum Schluß verfolgt J. die Stellung des Christentums zu Hellenen und Barbaren, sowie das Aufkommen der Bezeichnung Rhomäer neben Hellenen im byzantinischen Reich. Fritz Geyer.

Neue Literatur zur Geschichte bedeutender Unternehmer und wirtschaftlicher Unternehmungen.

I. Mittelalter und Frühkapitalismus.

Wenn auch die sozialistische und noch mehr die sozialpolitische Schule die wissenschaftliche Erforschung der Wirtschaftsgeschichte bedeutend gefördert hat, so lag doch bis zum ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts das große Gebiet der Geschichte der Einzelunternehmungen und der Biographie der bedeutenden Unternehmer fast völlig brach. Diese Erscheinung muß zum größten Teil darauf zurückgeführt werden, daß die sozialistische Lehre namentlich diejenige von Marx und Engels die Tätigkeit der Führer und Pioniere auf dem Gebiet der Industrie, des Handels und des Verkehrswesens gering schätzt und daß auch die Sozialpolitiker vielfach den Theoretiker und den Staatsmann im Gebiete des Wirtschaftslebens weit höher als den Mann der wirtschaftlichen Praxis werten. Erst die Arbeiten einer Reihe bedeutender Nationalökonomen, die nicht zu jenen Schulen gehören, namentlich diejenigen von Julius Wolf, Richard Ehrenberg, Wiedenfeld und von Wiese haben neuerdings auch theoretisch die Wichtigkeit der Unternehmer für die Volkswirtschaft richtiger würdigen gelehrt! Dazu kam noch, daß zunächst die Geschichte derjenigen Wirtschaftsinstitute am meisten untersucht wurde, über welche in den vom Staate von jeher sorgsam verwahrten Verwaltungsakten ein reiches Quellenmaterial vorliegt, während von den Geschäftspapieren der Privatleute sich nur weniges infolge besonderer Zufälle erhalten hat.

Verhältnismäßig am frühesten hat man sich mit den spärlichen Resten derartiger Aufzeichnungen aus dem Mittelalter beschäftigt, die ja auch für philologische, juristische und allgemein kulturelle Forschungen viel Material enthalten. Stammt doch die Ausgabe des Handlungsbuches des Ulmer Bürgers Ott Ruland, die Haßler in der Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart veranstaltete, aus dem Jahre 1843, und sind doch seitdem auch die in Band 24 und 30 der „Mitteilungen" besprochenen Geschäftsbücher Vickos von Geldersen

Digitized by Google

und der Wittenborgs veröffentlicht worden. Dagegen wurden bisher von der anderen Art der kaufmännischen Geschäftspapiere, von der Handelskorrespondenz, aus dem Mittelalter nur wenige Proben durch den Druck weiteren Kreisen bekannt gemacht. (Eine Übersicht über das davon bisher veröffentlichte gibt, soweit das Hansegebiet in Betracht kommt, die sogleich zu erwähnende Edition S. XV; vgl. auch über den kaufmännischen Briefwechsel im Mittelalter, im allgemeinen Steinhausens Geschichte des deutschen Briefes I, 1889, S. 68—72.)

Diese Gruppe der Quellen der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte hat jetzt durch eine Veröffentlichung des berühmten Leipziger Nationalökonomen Wilhelm Stieda eine sehr dankenswerte Bereicherung erfahren[1]) Im Sommer 1879 fand Stieda im Revaler Stadtarchiv eine große Anzahl von Briefen, die teils von dem aus Lübeck stammenden, sich vorzugsweise in Brügge aufhaltenden Kaufmann Hildebrand Veckinchusen verfaßt, teils an ihn gerichtet sind. Sowohl in Dorpat, wo Stieda damals Professor war, wie in Rostock und auch noch in Leipzig hat sich dieser Gelehrte mit den Geschäftspapieren jenes Kaufmanns beschäftigt, deren wenigstens teilweise Edition, durch den Krieg verlangsamt, in der Zeit der Preissteigerung durch einen Druckzuschuß der Sächsischen Akademie und das „nie versagende Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung" ermöglicht wurde. Mit Hilfe der ebenfalls ins Baltenland, wo Veckinchusen Verwandte hatte, verschlagenen Handelsbücher desselben — ihre Drucklegung, die in dem geplanten zweiten Bande des Werkes geschehen sollte, mußte vorläufig verschoben werden — und Lübecker Archivalien konnte Stieda ein deutliches Bild des wechselvollen Lebens jenes mittelalterlichen Unternehmers gewinnen. Er schildert es in der Einleitung der vorliegenden Publikation.

Wenn man auch m. E. den Charakter Veckinchusens viel ungünstiger beurteilen muß, als es von Stieda geschieht, so ist doch jene Biographie und der den Kern des Werkes bildende Abdruck von 544 Stücken aus der Korrespondenz jenes Spekulanten außerordentlich verdienstlich. Vor allem zeigt die Quellenedition, daß unbegrenztes Gewinnstreben, das weder durch Furcht vor eigenem wirtschaftlichen Zusammenbruch noch durch Rücksichtnahme auf Moral und Recht gezügelt wird, im Mittelalter nicht gefehlt hat. Selbstverständlich ist, daß die umfangreiche Publikation auf die verschiedensten Seiten der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte neues Licht wirft. Hier seien als solche nur die Objekte des Warenhandels, der Wechsel sowie die Stellung der Handlungsgehilfen und Handlungslehrlinge (vgl. Einl. S. XXVI, XXVII) genannt. Die Sammlung enthält auch Testamente und Ehekontrakte; sogar für die Geschichte der Medizin können einige Briefe (Nr. 363, 377) Gewinn bringen. Endlich sei

[1]) Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert. Herausgeg. u. eingel. von W. Stieda. Gr. 8°. LVII u. 560 S. Leipzig, Hirzel, 1921.

Digitized by Google

noch speziell auf den Brief Nr. 3 (vgl. auch Nr. 194) hingewiesen, da er zeigt, welches Gewicht auf die Mitgift in Kaufmannskreisen lange vor der Entstehung des modernen „Bourgeois" gelegt wurde.

Gleich diesem Buche beruht auch das bedeutendste Werk, das im letzten Jahrzehnt über die Geschichte des Handels und der Industrie in der Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit erschienen ist, auf umfassenden archivalischen Studien: das Werk des damaligen Leipziger Privatdozenten, jetzt Professors, Jakob Strieder[1]), das schon vielfach von hervorragenden Sachverständigen in seiner großen Bedeutung für die Geschichte der Unternehmungen gewürdigt ist (so von Brinckmann im Lit. Centralbl. 1915, S. 1221, von Rörig in Hist. Viertelj. 19 [1919/20] S. 110 ff., von Stoll im Hist. Jahrb. 40 [1920] S. 337 ff. Vgl. besonders Rehme im Jahrb. f. Nationalök. 106 [1916] S. 162—172). Es bereichert das für die wirtschaftsgeschichtliche Forschung in Betracht kommende Quellenmaterial durch den 110 Seiten umfassenden Anhang, der bisher gar nicht oder sehr schlecht publizierte Urkunden und Rechtsgutachten über Monopole, Kartelle und kapitalistische Gesellschaftsformen bringt. Der Schwerpunkt des Buches aber liegt in Untersuchungen, welche, die Ausführungen Sombarts im „Modernen Kapitalismus" über jene Institute in vielen Punkten ergänzend und berichtigend, auch ein völlig neues Bild von den Ursachen der wirtschaftlichen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts geben. Nicht der Bergbau selbst hat, wie Sombart lehrt, die Anhäufungen mobilen Kapitals geschaffen, welche in Handel und Industrie die mittelalterlichen Betriebsformen zerstörten, sondern der Handel mit den Produkten des Bergbaues. Die Metallhändler, welche sich durch jene Art von Geschäften großen Reichtum verschafften, hatten aber schon in anderen Handelszweigen nicht unbedeutende Vermögen erworben. Jene Kaufleute drangen freilich später infolge des steigenden Kapitalbedarfs der bergbaulichen Produktion in diese selbst ein und ließen sich von den Fürsten vielfach Monopole bezüglich des Bergbaubetriebes in den wichtigsten Gebieten der Montanindustrie geben. So zwang überhaupt, während geistliches und weltliches Recht die Monopole und Kartelle verboten, die „Geldnot Kirche und Staat zur Konnivenz dem kapitalistischen Kaufmann gegenüber. Mehr noch! Um sich möglichst hohe Einnahmen zu sichern, hat der Staat und die Kirche nicht selten selbst eine skrupellose monopolistische Preispolitik in fiskalischen Werken oder in Produktionszweigen getrieben, in die der Landesherr hineinzureden hatte." (S. 362.)

Auch über die vielfach recht traurige Lage der Bergleute (S. 40 ff.) und für sie erlassene Arbeiterschutzbestimmungen (S. 43), über deutsche Bergleute und deutsche bergbauliche Unternehmer im Auslande (S. 7 ff.), über mittelalterliche Inhaberpapiere (S. 51) und die Entstehung der Aktiengesellschaften (S. 110—153) erhalten wir durch Strieder mancherlei schätzenswerte Mitteilungen. Ebenso fällt aber in seiner Arbeit neues

[1]) Studien zur Geschichte der kapitalistischen Organisationsformen. Gr. 8°. XXIX und 485 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1914.

Digitized by Google

Licht auf eine Reihe bedeutender Unternehmer und Unternehmungen. Ich nenne hier nur den Krakauer Kaufmann Thurzo, der sowohl im Karpathengebiet wie in Goslar Bergwerke betrieb (S. 26, 27), die 1582 begründete Steyerer Eisenhandelskompagnie (S. 130 ff.), die Iglauer Tuchhandelskompagnie (S. 142 ff.), die 1498 in Sachsen privilegierte „Gesellschaft des Zinnkaufs" (S. 212 ff.), den Augsburger Konrad Mayer (S. 267—278), die Höchstetter als Inhaber des Idrianer Quecksilbermonopols (S. 301 ff. und 458 ff.) und die Fugger (S. 11, 27, 49, 106, 262, 265 ff., 299—301, 370 ff.). — Noch mehr als durch diese Arbeit Striebers ist die Geschichte des Hauses Fugger neuerdings durch einen jungen Forscher Wilhelm Maasen[1]) gefördert worden, der zu den vielen Gelehrten gehört, die im Kampfe für das Vaterland fielen. Er hat in einer recht tüchtigen Arbeit einen Angehörigen jenes Hauses behandelt, der von 1560—63 dessen Geschäfte, allerdings in sehr wenig erfolgreicher Art führte. Nachdem er aus dem Geschäft „ausgelöst" war, hat Hans Jakob Fugger sich aber als Vertrauensmann des Herzogs Albrecht von Bayern in einzelnen Angelegenheiten, seit 1570 als „Hof- und Kammerrat", und seit 1573 als „Hofkammerpräsident" die Funktionen eines modernen Finanzministers versehend, in höchst nützlicher Weise betätigt. Noch mehr Bedeutung hat dieser Mann aber als Freund und Förderer der Wissenschaft sowie als Geschichtschreiber. Freilich weist gerade Maasen nach, daß von den drei Hans Jakob zugeschriebenen historischen Werken der „Ehrenspiegel des Hauses Österreich" und das „Fuggersche Ehrenbuch" lediglich durch ihn angeregt und unterstützt sind. Dagegen hat dieser Fuggersproß die historische Wissenschaft durch ein „kleines, aber vorzügliches Werk", seine „Geschichte des Schmalkaldischen Krieges" unmittelbar gefördert (S. 59—73). Die Benutzung der Schrift Maasens, die auch für die politische Geschichte insbesondere Augsburgs und Bayerns und die der Wissenschaften im 16. Jahrhundert mancherlei Neues bringt, wird durch ein sorgfältig angefertigtes Namensverzeichnis erleichtert.

Ungern vermißt man ein solches in dem, gleich den beiden soeben besprochenen Schriften, ein Thema aus der Periode des deutschen Frühkapitalismus behandelnden Buche von Franz Hümmerich „Die erste deutsche Handelsfahrt nach Indien 1505/06"[2]). Es bespricht eine portugiesische Expedition, bei der drei Schiffe von deutschen Kaufleuten gestellt wurden, und an der zwei Deutsche, Balthasar Sprenger, als Vertreter dieser Kaufleute, und Hans Mayr als

---

[1]) Hans Jakob Fugger (1516—1575). Ein Beitrag zur Geschichte des XVI. Jahrhunderts. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Paul Ruf. (= Historische Forschungen und Quellen, herausgegeben von Joseph Schlecht, Heft 5.) 8°. XII + 132 S. München und Freising, Datterer, 1922.

[2]) = Historische Bibliothek, Bd. 49. München und Leipzig. R. Oldenbourg, 1922. 8°. VI + 150 S. Übrigens hätte dem lehrreichen und interessanten Buche eine Landkarte beigefügt werden sollen. Vgl. über dasselbe H. Sieveking in D. Lit.-Ztg. 1924, S. 1297 ff.

Digitized by Google

königlicher Beamter, teilnahmen. Nachdem schon Häbler 1903 in seiner vorzüglichen Schrift „Die überseeischen Unternehmungen der Welser" eine kurze Geschichte jener Fahrt gegeben, schildert sie Hümmerich jetzt ausführlich auf Grund deutscher und portugiesischer Quellen. Wir erhalten ein anschauliches Bild des mit Krieg und Piraterie aufs engste verbundenen Kolonialhandels jener Zeiten. Da der Verkehr mit Indien und die Ausfuhr der indischen Gewürze etwa 10 Jahre nach dieser Fahrt Monopol der portugiesischen Könige wurde, ergab sich für die deutschen Kaufleute die Möglichkeit, die indischen Waren mit geringerem Risiko in Lissabon und Antwerpen einzukaufen. Daher blieb jene Fahrt „das einzige deutsche Unternehmen dieser Art" (S. IV). Dagegen entwickelte sich noch im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, in der das deutsche Wirtschaftsleben im allgemeinen schon erheblich zurückging, ein direkter Verkehr Deutscher mit den Handelsorten Kleinasiens. Über ihn hat Strieder[1]) wertvolle Mitteilungen gegeben, die sich namentlich auf die schon 1861 veröffentlichten Memoiren von Hans Ulrich Krafft stützen, aber auch zahlreiche andere Quellen benutzen. Mit ihrer Hilfe wird z. B. gezeigt, daß die Handelsflottille der Augsburger Firma Manlich, in deren Auftrage Krafft 1573 Tripolis in Syrien und Aleppo besuchte, noch weit größer war, als es Kraffts Aufzeichnungen erkennen lassen (S. 16, 26, 27, 30). Außer jener Handelsgesellschaft nahmen damals auch noch andere Augsburger Kaufleute an dem Handelsverkehr mit der Levante teil. Dieser ging freilich bald nach den von Strieder geschilderten Vorgängen durch den Bankerott Manlichs und die Bemühungen der Venetianer zugrunde, welche auch im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts an der schon im Mittelalter vertretenen Anschauung festhielten, der deutsche Kaufmann dürfe die Waren des Orients nur in Venedig erwerben. Erst später entwickelte sich der deutsche Levantehandel von Hamburg, Triest und Fiume aus zu neuer Blüte. Carl Koehne.

Zur neuesten Geschichtsforschung über den Zeitraum 1848—1914.

Die Staatsumwälzung in Deutschland hat wieder auf das Jahr 1848 aufmerksam gemacht. Zwar war die Forschung darüber niemals vernachlässigt, und vor dem Weltkriege plante man sogar, eine Gesellschaft zur Erforschung der Bewegung von 1848—51 zu gründen; jetzt aber unterliegt die Auffassung dieser Zeit einer gewissen Tendenz, die den Sinn der Revolution von 1848 für die demokratische Republik von heute ausnutzen möchte. Doch hält das vor der Wahrheit nicht stand: deutlich genug hat die Mehrheit der Paulskirche und schon

[1]) Levantinische Handelsfahrten deutscher Kaufleute des 16. Jahrhunderts. (= Sammlung volkstümlicher Vorträge des Instituts für Meereskunde, XIII, 5.) 34 S. Berlin, Mittler, 1919. 8°. Vgl. Sieveking in D. Lit.-Ztg. 1921, S. 1297 ff.

Digitized by Google

des Vorparlaments für die Monarchie gezeugt. Wird dagegen geltend gemacht, daß die Männer der Mitte damals für die Republik noch nicht reif gewesen, sondern nur wenige Pioniere der Zukunft auf der Linken, so kann wohl nicht bezweifelt werden, daß die Reife des politischen Denkens doch sicher auf seiten der Dahlmann, Waitz, Arndt, Simson, Rießer, Beseler, Mathy usw. zu finden war, nicht bei den Hecker, Struve, Blum, Ruge und ihren Genossen.

Wenn es in O. E. Sutters Studie[1]) heißt: „Wäre in die Hände derer um Vogt, L. Simon, Blum das Schicksal der Paulskirche gelegt worden, dieses Parlament hätte ein Reich aufgeführt, ausdauernder als die Schöpfung Bismarcks", so ist da nichts weiter zu sagen: mit „wenn" kann man nicht Geschichte schreiben. — A. Fendrichs Heft[2]) hält sich mehr an die Tatsachen; wenn er den Struveputsch eine Literatenrevolte nennt, zeigt er doch, daß er die demokratische Verherrlichung dieser Vorgänge (W. Blos!) nicht mitmacht. — Sehr hübsch ist G. v. Skals Schrift[3]): wir lesen von den bedeutenden Vertriebenen, besonders von Schurz und Sigel, und von ihrem Schicksal in Amerika. — Den Namen einer historischen Forschung verdient L. Rosenbaums Studie[4]). Diese von G. Küntzel veranlaßte Statistik hat gutes Material zusammengetragen und auf Tabellen fleißig verwertet. Eine Statistik der Konfessionen hätte sich leicht hinzufügen lassen. — Ein nützliches Werk ist auch das von Hans Krause[5]). Hier ist der Versuch gemacht, die soziale Frage in ihrer — noch geringen — Bedeutung für die Bewegung von 1848 zu verfolgen, innerhalb und außerhalb der Parlamente. Die Benutzung von Gustav Mayers „Engels" war möglich und notwendig, überhaupt fehlt manche neue Forschung.

Anders als diese mehr populären Schriften ist Rudolf Hübners Forschung über eine Einzelfrage[6]). Der Rechtshistoriker prüft hier die Bestrebungen der Paulskirche, von den 35 Staaten eine Anzahl der kleinsten zu beseitigen oder zusammenzulegen, was schließlich daran scheiterte, daß man dafür keinen Modus finden konnte, ohne ein Unrecht zu begehen. Denn wo anfangen und wo enden? Daß dabei schon Gedanken eines Reichslandes und auch der Weimarer Verfassung (Art. 18) auftauchten, hebt der Verfasser in seiner Schrift hervor, die einen sehr wichtigen Beitrag zu den Vereinheitlichungs-Versuchen des Jahres 1848 bildet. Paul Wentzke, der treffliche Erforscher der Burschenschaft, hat in seinem Buche[7]) eine Anthologie der Frankfurter

[1]) Die Linke der Paulskirche. 53 S. Frankfurter Sozietätsdruckerei der Frankfurter Zeitung, 1921.

[2]) Die Badische Bewegung 1848/49. 73 S. ib., 1922.

[3]) Die 48er in Amerika. 90 S. ib., 1922.

[4]) Beruf und Herkunft der Abgeordneten zu den deutschen und preußischen Parlamenten 1847—1919. 76 S. ib., 1922.

[5]) Die demokratische Partei von 1848 und die soziale Frage. 202 S. ib., 1923.

[6]) Die Mediatisierungsfrage in der Frankfurter Nationalversammlung. 60 S. Erlangen, Leipzig; Deicherts Verlag, 1923.

[7]) Die erste deutsche Nationalversammlung und ihr Werk. LXIV und 404 S. München, Drei-Masken-Verlag, 1922.

Digitized by Google

Reden gegeben. Er beginnt mit dem Vor- und endet mit dem Rumpfparlament; dazwischen gibt er, nach Zeit und Materien geordnet, einen Überblick über die Verhandlungen der Paulskirche. So zieht in 10 Abteilungen ihr Werk an uns vorüber. Natürlich war es schwer, eine Auswahl zu treffen und wieder aus den erwählten Reden das Wichtigste unter vielen Kürzungen herauszugreifen; auch vermißt man ungern Redner wie Mathy, Lichnowski, Rümelin. Da kommt aber der ausführliche Kommentar, den Wentzke in der Einleitung gibt, trefflich zustatten; liest man ihn und vergleicht nun die Reden und Anträge damit, dann hat man in der Tat einen höchst nützlichen Überblick über das Verfassungswerk von 1848. —

In die eigentliche Forschung gelangen wir mit F. Rachfahls Buch[1]). Rachfahl setzt hier seine Forschungen über die Stellung des Königs zur deutschen Frage fort und prüft aufs genaueste die von Ranke, Sybel, Meinecke, Friedjung, Brandenburg schon erörterten Verhandlungen Preußens mit der Paulskirche einerseits und mit Wien andererseits. Zu bekannten Akten werden neue (im Anhang) hinzugefügt und besonders die Gegensätze des Königs zu seinem Unterstaatssekretär v. Bülow, der das Auswärtige verwaltete und, wie Bunsen und Camphausen, eine Annäherung an die Paulskirche vertrat, dargestellt, was schließlich zur Entlassung Bülows (22. Febr.) führte. Der Verfasser sieht in der Politik des Königs kein unschlüssiges Schwanken, sondern einen mit großer Hartnäckigkeit festgehaltenen Plan, der von den bekannten Görresschen Ideen ausgeht und dem Habsburger die Kaiserwürde, Preußen das Erzfeldherrnamt zuteilt. Davon läßt er sich nicht abbringen; es ist ein Mittelweg, auf dem er Österreichs Ausscheiden aus dem neuen Reich vermeiden, zugleich aber eine höhere und berechtigte Vormacht Preußens anbahnen will. Er möchte „Österreich zwingen, deutsch zu sein" und in Güte Preußen nachzugeben. Dabei übersieht er, daß Schwarzenberg nie eine Großmachtstellung Preußens zulassen wollte und auch durch die Ablehnung der Kaiserwürde, die für den König von Anfang an feststand, nicht zu gewinnen war. Sein Ziel war von preußisch-deutschem Ehrgeiz gesteckt, aber dieser ging nicht bis zur Friederizianischen Tatkraft, wie sie damals schon in der Seele seines Bruders sich regte (S. 93). Daneben spielt der Gedanke des Königs, ein Königs-Kollegium aus den sechs gekrönten Häuptern und daneben ein Staatenhaus zu errichten, die Hauptrolle: zweimal wird der Graf Brühl nach Wien geschickt, um zu verhandeln; ohne Erfolg: schon meldete sich Schwarzenbergs 70-Millionen-Projekt. Der König wollte zwei Dinge vereinigen, die sich widerstrebten: eine Verständigung mit Österreich, im Sinn der Kamarilla, und eine solche mit Frankfurt, deren Träger Bülow war. Aber die Paulskirche mit ihren radikalen Beschlüssen stieß den König mehr und mehr ab, so sehr die Erbkaiserlichen ihn umwarben; das erkannte Schwarzenberg: er hoffte Preußen zu isolieren, ohne seine

[1]) Die deutsche Politik Friedrich Wilhelms IV. im Winter 1848/49. 156 S. München u. Leipzig, Duncker & Humblot, 1919.

Digitized by Google

berechtigten Wünsche zu erfüllen, die mit einer militärischen Hegemonie drohten. So künden sich schon 1848 die Wege an, die nach Olmütz führten. — Rachfahls Forschung ist klar und eindringlich. Wenn er Robert Blum „die geistige Kreatur des sublimen schlesischen Historikers Wuttke" nennt, so folgt er Treitschke, vergröbert ihn aber in unbilliger Weise.

Zur Bismarck-Forschung haben die letzten Jahre auch manchen Beitrag geliefert. Zu erwähnen ist eine Gruppe der Briefe Kurd v. Schlözers[1]). Der geistvolle, durch seine Römischen Briefe bekannte Diplomat schreibt aus Petersburg, wo er 1857—62 an der Preußischen Botschaft beschäftigt war, Briefe an seinen Bruder, die uns lebendige und ergötzliche Schilderungen aus dem russischen Hofleben geben. Im Mittelpunkt stehen zwei Männer: der alte, weise Staatskanzler Nesselrode (gest. 1862), der Schlözer gern hat und ihm viel aus der Zeit des Kaisers Nikolaus erzählt, und der neue Chef Schlözers, Bismarck, mit dem er arg zusammenstößt, aber dann sich aussöhnt. Für Bismarck in Petersburg geben die Briefe unschätzbare Nachrichten: wie der „Pascha" herrisch auftritt, seine Untergebenen zu harter Arbeit zwingt, dann auftaut, seine Pläne verrät, ehrgeizig darauf brennt, in Berlin an die Spitze zu kommen, „höllisch interessant, immer zum Widerspruch reizend, in der Politik ebenso unbegreiflich wie im persönlichen Verkehr". Bismarck aber sieht ein, daß er Schlözer Unrecht getan, und gibt ihm bald bei Schleinitz das beste Zeugnis. Auch für die erste Zeit des Ministeriums Bismarck finden wir Nachrichten. Schlözer ist liberal, freimütig, verurteilt Bismarcks Politik, aber er sagt von ihm: „C'est un homme!" Wichtig ist die Nachricht, daß Bismarck noch nach seinem Antritt im Oktober 1862 mit Roon den König zum Nachgeben in der Dienstzeitfrage bewegen will. Viel Licht fällt auch auf Rußland in den Tagen der Bauernbefreiung: Haß gegen Österreich, Abwendung von den Deutschen, Mißwirtschaft, verzweifelte Stimmung im Adel; und schließlich hören wir das Wort: „Ihr werdet sehen, daß das Beil des russischen Bauern viel schärfer schneidet als die französische Revolution."

In das Jahr 1870 führt uns die Arbeit von Kurt Rheindorf[2]).

Es gibt Forschungsstoffe, die in der Luft liegen und doch lange der Bearbeitung harren. So ist es mit der vorliegenden Arbeit, die eine Lücke ausfüllt, und zwar vollständig und trefflich. Auf Grund eines ausgedehnten Materials, das nicht nur alles Gedruckte — vor allem die englischen Memoiren und die Zeitungen — sondern auch im Anhang wichtige ungedruckte Schriftstücke kritisch benutzt, hat der Verfasser eine jeden Wunsch befriedigende Darstellung der englischen Politik des Ministeriums Gladstone-Granville in der Zeit des Krieges von 1870 gegeben. Den Inhalt kann man in der Frage zusammen-

[1]) Petersburger Briefe. 303 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1921.
[2]) England und der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71. XV und 195 S. Bonn und Leipzig, Kurt Schröder, 1923.

Digitized by Google

fassen: warum England in seiner „splendid isolation" verharrte und weder für Frankreich noch für Preußen Partei nahm? Der Verfasser hat viel an dieser Politik zu tadeln, wie sie denn auch von Engländern stark angefochten wurde; aber man muß doch sagen: es war die richtige und einzig mögliche! Man konnte sich nicht auf Frankreichs, wollte sich nicht auf die deutsche Seite stellen. Wir hören vom Versuch einer Liga der Neutralen, von der Handhabung der englischen Neutralität, dann vom Hineinspielen der Pontusfrage. Sehr interessant ist (S. 100 ff.) ein Plan, Rußland und die Vereinigten Staaten zu einer Offensive gegen England zu führen: „wäre die Koalition zustande gekommen und ein Krieg ausgebrochen, das englische Weltreich hätte dann der Geschichte angehört" — aber himmelweit lag doch Plan und Ausführung voneinander entfernt! Sehr nützlich ist auch die Übersicht über den Vorschlag zu einer Abrüstung Anfang 1870; doch ist es unrichtig, daß die preußischen Liberalen Gegner der Rüstungen waren: nur Virchow mit der Fortschrittspartei, nicht die Nationalliberalen.

Einige Bemerkungen: der Tadel Bernstorffs S. 35 ist unberechtigt. Er war ein ausgezeichneter Vertreter Preußens in London. Daß Bismarck zuweilen mit ihm unzufrieden war, beweist nichts; mit wem war er denn zufrieden? — Daß Bismarcks Worte zu Loftus vom 13. Juli auf den Kriegsbeschluß in der Ministersitzung bei Napoleon am 14. von Einfluß waren, hat zuerst Wilhelm Oncken ermittelt; damals kaum beachtet, scheint es jetzt durchgedrungen zu sein. Bismarcks Behauptung, die Beschießung von Paris sei durch die englischen Damen verzögert worden, wird mit Recht zurückgewiesen. Der berühmte deutschfreundliche Brief Carlyles an die „Times" war doch zu wichtig, als daß er nur mit einer Zeile (S. 144) erwähnt wurde. — Der Verfasser liebt kunstvolle Bilder, die oft schwülstig sind, und temperamentvolle Bezeichnungen, die nicht immer ansprechen: so wird Beust als „alter Schieber", Gambetta als „Nationalbolschewist", Chaudordy als „Moritatensänger" bezeichnet. „Diesbezüglich, Mentalität, hochwertigst, schwerwiegendster, Inbetriebnahme, sabotieren, tragfähige Mehrheit" — das alles sind Ausdrücke, ebenso modern wie fehlerhaft, ebenso beliebt wie abscheulich.

Zu erwähnen wäre ein Versuch, die ganze Geschichte von 1871 bis 1924 darzustellen, wie ihn Joh. Hohlfeld[1]) gemacht hat. Es ist sicher ein sehr gewagtes Werk, das Bismarckische, Wilhelminische und republikanische Deutschland schon jetzt historisch zu erfassen. Versucht es aber doch ein Forscher mit redlichem Verantwortungsgefühl und großem Fleiß, wie es hier geschieht, so wird man das schon des Nutzens wegen begrüßen, wenn man auch noch so viel einzuwenden hat. Der Verfasser schreibt in einer Gesinnung, die man etwa unitarisch-demokratisch nennen möchte, wenn man doch gleich sich dessen bewußt

[1]) Geschichte des Deutschen Reiches 1871—1924. XII und 788 S. Leipzig, S. Hirzel, 1924. Mk. 13.—.

Digitized by Google

ist, daß solche Abstempelung einem Manne nicht gerecht wird, der sichtlich über den Parteien zu stehen gewillt ist. Seine ungemein große Verehrung Wilhelms I. und Bismarcks würde das schon erweisen. Freilich, er faßt auch Bismarck als Unitarier auf, der den Einheitsstaat anstrebte, wie das seine geplante Verreichlichung (entsetzliches Wort!) der Eisenbahnen zeige. Lehrreich ist die Einleitung des Buchs, wo Hohlfeld durch Zitate Bismarcks antidynastische Überzeugungen belegen will: er hätte sich 1918 sogar das preußische Königtum vom Herzen gerissen, denn ihm stand das Reich stets über Preußen. Man sieht: es wird da viel mit „hätte" gearbeitet. Jedenfalls ist für Hohlfeld das ganze deutsche Fürstentum 1918 zum Falle reif gewesen, wie denn schon 1914 nur das Kaisertum noch ein wirklicher Faktor der Erhebung war. Der alte dynastische Staat war nicht mehr das lebensvolle Organ geschlossenen Volkstums, sondern der obrigkeitlichen Willkür der auf Lebenszeit angestellten Kasten von Offizieren und Beamten überantwortet. Die allmächtigen Juristen hatten alle höheren Stellen in der Hand; sie überdeckten den Mangel an Fachkenntnissen durch juristisch-bureaukratischen Formalismus. Dieses harte Urteil läßt den Verfasser auch jede Rückkehr zum „Assessorismus" als unheilvoll ansehen. Was er von der Zukunft erhofft, sind nationale Führer als „Wirtschaftsdiktatoren": was die Stände für das 18., die Parlamente für das 19., das werden die Wirtschaftsräte fürs 20. Jahrhundert sein. Daß trotzdem nicht der brutale Egoismus und Materialismus herrschen wird: dafür bürgt uns der Patriotismus, der das Staatsbewußtsein der deutschen Zukunft bestimmen wird, denn „der Zukunftsstaat wird doch ein nationales Antlitz tragen". Hoffen wir es! Wie gewagt es ist, heute schon Geschichte der letzten Jahrzehnte zu schreiben, zeigt Hohlfelds Buch auf Schritt und Tritt. Mit löblichem Fleiß hat er viele der neuesten Memoiren benutzt; aber ist das noch historische Kritik, wenn er bald diesem, bald jenem Verfasser folgt, wo doch jeden Tag ein neuer Bericht den älteren in Zweifel zieht? Ob z. B. nach Hallers Buch Hohlfeld noch so über Phili Eulenburg schreiben würde, wie er es S. 263 tut, scheint mir fraglich. Erzberger wird reichlich Lob gespendet, Scheidemann wird getadelt. Ganz vernichtend lautet das Urteil über Wilhelm II. Seltsam scheint mir die Ansicht, daß heute nicht einmal die Deutschnationalen die Erbmonarchie zu vertreten wagen: die Verhütung ihrer Wiederkehr sei das Gebot der Zukunft. Das „Krebsgeschwür" Deutschlands aber sei der Partikularismus. Über den Kriegsausbruch sagt Hohlfeld, Österreich hätte gegen die Serben den Krieg gewählt, weil es ihn um jeden Preis wollte. — Der Stil zeigt die übereilte Arbeit. Das widerliche Wort „sabotieren" kommt oft vor. — Komisch ist die Behauptung (S. 642), daß Simson der einzige Jude in der Paulskirche gewesen: es waren dort mindestens 15 jüdische Abgeordnete. — Zum Schluß noch eine wichtige Frage. Hohlfeld stellt es als ganz sicher hin, was leider durch törichtes Zagen versäumt worden sei: die Anfang 1919 mögliche Vereinigung des Reiches mit Österreich. Aber hätte Frankreich das zugegeben, hatte

Digitized by Google

es nicht Mittel, in Versailles auch diese „vollendete Tatsache" rückgängig zu machen? —

Zwei Arbeiten für die Vorgeschichte des Weltkrieges können wir zusammen betrachten, so verschieden sie sind: die H. Friedjungs[1]) und die des Grafen E. v. Reventlow[2]). Beide Werke beruhen auf jahrzehntelanger Beschäftigung mit den neuesten politischen Dingen, beide stellen das Verhältnis Deutschlands zu England in den Mittelpunkt, beide haben die großen Publikationen der letzten Jahre noch nicht gekannt. Friedjung aber war in die österreichisch-balkanischen Wirren tief eingeweiht und hat Pribrams „Geheimverträge" schon benutzt, während v. Reventlow den Balkan nur kurz berührt, Conrad nicht erwähnt, dessen Konflikt mit Aehrenthal Friedjung genau kennt. Friedjung stellt die „Alldeutschen" als wichtigen unheilvollen Faktor hin, die v. Reventlow kaum erwähnt; v. Reventlow macht den Freimaurer-Großorient für deutschfeindliches Wühlen und selbst für den Mord von Serajewo verantwortlich, ohne Beweise zu geben. Man muß solche Gegensätze stets vor Augen haben, um zu erkennen, wie schwer, ja unmöglich heute schon die Darstellung neuester Geschehnisse ist. Reventlow klagt Bethmann als unfähig an, lobt aber Bülow, den andere bekanntlich zum Sündenbock machen. Das alles mahnt zu einer Vorsicht, die unseren meisten Historikern abhanden gekommen zu sein scheint. Wer so viel Grund hat, ab irato zu urteilen wie wir Deutschen, der kann noch nicht sine ira schreiben.

Sehr genau prüft v. Reventlow die Neutralität Belgiens und kommt darin zu dem Vorwurf gegen Bethmann, er habe nicht gewußt, daß sie bereits verletzt war. Aber angenommen, er hätte dies behauptet, statt seines „Not kennt kein Gebot": wäre dies für das weitere so wichtig gewesen? Das Entscheidende war nicht die Rechtsfrage, sondern der deutsche Durchmarsch durch Belgien: hier hatte die feindliche Verhetzung gewonnenes Spiel, denn die öffentliche Weltmeinung hörte nur die Tatsache, nicht ihre Berechtigung. Konnte aber Bethmann 1914 schon wissen, was uns heute bekannt ist? In der Frage, die nie ganz gelöst werden kann: ob England durch Handelsneid oder durch die deutsche Flotte zum Krieg gereizt worden, stellt sich v. Reventlow auf die Seite von Tirpitz gegen Bethmann und Kiderlen; Friedjung dagegen betrachtet die britische Sorge vor der deutschen Flotte als Hauptgrund, dann neben der Handelseifersucht als dritten das Kräftegleichgewicht auf dem Festlande. Er beklagt das Verhalten Deutschlands gegen Bulgarien und tadelt, daß Kiderlen nicht entschlossen genug war, die Türkei an Rußland preiszugeben. Aber war denn eine so völlige Umkehr möglich? Friedjungs Werk ist Torso geblieben. O. Hötzsch, der einige Schlußbetrachtungen anstellt,

[1]) Das Zeitalter des Imperialismus. Bd. 3. 352 S. Berlin, Neufeld und Henius, 1922.

[2]) Politische Vorgeschichte des Großen Krieges. 2. Aufl. 354 S. Berlin, Mittler & Sohn, 1919.

Digitized by Google

sagt richtig, daß Friedjung sein Ziel, die Darstellung des Imperialismus, nicht erreicht habe, da er die ostasiatischen Verwicklungen nicht mehr berücksichtigt hat.

Von der ungeheuer reichen Memoiren-Literatur seien hier einige Werke genannt, deren Verfassern die Möglichkeit gemeinsam ist, über Wilhelm II. aus nächster Nähe zu urteilen.

Der frühere Botschafter des Deutschen Reiches in Paris, v. Schön, der 1914 die schwere Aufgabe hatte, der Republik den Krieg zu erklären, hat hier Erinnerungen gegeben, die sich auf seine diplomatische Laufbahn beziehen [1]). In einfacher, aber stilistisch sehr guter Erzählung berichtet er von seinen Kopenhagener Tagen, in denen es ihm gelang, ein besseres Verhältnis zu Dänemark herzustellen, und von seinen Reisen in Begleitung Wilhelms II., mit dem er auch in Tanger landete. Der Kaiser war nicht für diesen Schritt, den er nur auf Antrieb des Kanzlers v. Bülow tat. Als Botschafter kam v. Schön 1906 nach Petersburg. Graf Lambsdorff erklärte ihm, daß durch Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages eine starke Stütze der sehr befriedigenden Lage weggenommen, daher Rußland gezwungen gewesen sei, sie anderswo aufzurichten, d. h. im Bündnis mit Frankreich. Über den Zaren, über Iswolski, der die russische Politik englandfreundlich machte, aber ebenso wie sein Nachfolger Sassonow stets beruhigende Erklärungen an Schön gab, erfahren wir mancherlei.

Herbst 1907 wurde v. Schön Staatssekretär des Äußeren. Er zeigt sich als Gegner unserer Flottenpolitik und der „geräuschvollen Art", wie sie betrieben wurde; er erzählt von starken Zusammenstößen zwischen Tirpitz und dem „sehr verdienstvollen" und englandkundigen Botschafter Metternich. Die Bosnische Krise 1909 hat trotz friedlicher Lösung und diplomatischen Erfolges keine günstigen Aussichten für die Zukunft eröffnet. Über die bekannte Daily Telegraph-Sache (1908) gibt Schön gute Nachrichten.

In der Mannesmannschen Marokko-Affäre mißbilligt v. Schön die Einmischung gewisser deutscher Kreise, deren Angriffe ihn „in die Drecklinie rückten"; er beklagt, daß „deutsche Überpatrioten" mit den Fäusten auf den Tisch schlugen, statt ruhig Politik zu treiben.

Sehr gerecht urteilt v. Schön über Wilhelm II. Aber er muß ihm doch Menschenkenntnis und kühl abwägendes politisches Denken absprechen. — Am wichtigsten ist das Kapitel „Botschafter in Paris". Der „Panther" ist ohne Wissen Schöns nach Agadir geschickt worden. Nun werden die Vorgänge von 1914 erörtert. Schön weiß manches, was auf eine Kriegsverschwörung der Entente schließen läßt. Doch auch berechtigter Tadel des Verhaltens Bethmanns fließt ein. (Forderung Touls und Verduns bei Neutralität Frankreichs, irrige Nachricht über Fliegerangriff auf Nürnberg.) Und auch in der Schlußbetrachtung kommen viele Anklagen gegen Aehrenthal, gegen

[1]) Erlebtes. Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit. 227 S. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1921.

Digitized by Google

unser Verhalten in der Haager Konferenz, gegen das Ultimatum, gegen die „Lokalisierung", vor allem gegen die „Vergewaltigung Belgiens" zum Ausdruck. „Mangel an sicherer Führung ist Deutschlands Unglück gewesen." Ob aber v. Schön der Mann war, der Verschwörung Poincarés und Iswolskis die Stirn zu bieten, muß fraglich erscheinen.

Die gleiche Frage der Eignung erwächst auch aus der Prüfung der Moltke-Erinnerungen [1]). In der Einleitung heißt es, daß das Erscheinen dieses Buches 1919 durch gewisse Persönlichkeiten verhindert worden sei. Uns scheint das unfaßlich, denn es enthält nichts, was die Öffentlichkeit zu scheuen brauchte. Daß der Neffe des großen Moltke auch selbst ein edler, tadelloser Charakter von höchst sympathischer Art, ein tüchtiger, fein gebildeter, stolzer Preuße gewesen, ist wohl nie bezweifelt worden; hier wird es durch alle seine Äußerungen bestätigt. Eine Reihe prachtvoller Briefe seit 1877 liegt vor, darunter mehrere von köstlichem Humor über Reisen mit dem alten Feldmarschall. Bedeutender werden sie seit 1888. Viele wichtige Szenen, wie Besuche in Friedrichsruh und die Wiederkehr Bismarcks in Berlin 1894, werden bis ins kleinste beschrieben; ebenso bedeutende Unterredungen mit dem Zaren in Petersburg. Die Urteile über Wilhelm II. lauten anfangs sehr lobend, später schärfer; die Nordlandfahrten mit den fadenscheinigen Predigten, dem aufgezwungenen Müßiggang, dem Umbuhlen amerikanischer Geldprotzen sind für Moltke recht drückend. Sehr wertvoll ist der Brief vom 29. Januar 1905, worin Moltke über ein Gespräch mit Wilhelm II. berichtet: „so hat noch nie ein Mensch mit ihm gesprochen." Er sagt ihm schonungslos, daß die Kriegspiele und Manöver, wie der Kaiser sie leite, ganz wertlos seien; und dieser dankt ihm für seine Aufrichtigkeit. Als dann Moltke allein das Manöver führt und der Kaiser nicht eingreift, wiewohl es ihm „bitterlich schwer" fällt, rühmt Moltke aufs neue, daß der Kaiser ihm seinen Freimut niemals nachgetragen.

Zum Kriegsausbruch finden wir wenig. Am 27. Juli hält Moltke die Gefahr noch nicht für dringend. Dann folgt eine Lücke bis zum 29. August. In den Tagen vor der Marneschlacht aber sieht Moltke bereits sehr schwarz: was er da an seine Gemahlin schreibt, zeugt nicht von dem kräftigen Mut, den der Feldherr in jenen Schicksalstagen brauchte. Am Unglückstag des 9. September lautet sein Bericht: „Es geht schlecht . . . die eine unserer Armeen muß zurückgehen; die anderen werden folgen müssen." Von Wichtigkeit ist die von der Gemahlin Moltkes geschriebene Vorrede. Am 1. August 1914 ging Moltke in voller Gesundheit zum Kaiser; was er dort nachmittags erlebte, bis ihm „am Spätabend die Handlungsmöglichkeit zurückgegeben wurde", hat ihn bis ins Mark hinein getroffen. Gemeint ist der Gedanke des Kaisers, in höchster Not

[1]) Helmuth v. Moltke, Generaloberst: Erinnerungen, Briefe, Dokumente, 1877—1916. Herausg. von Eliza v. Moltke. XV und 456 S. Stuttgart, Der kommende Tag, 1922.

Digitized by Google

gegen Frankreich sich defensiv zu verhalten und dadurch den ganzen Kriegsplan umzuwerfen. Sehr bedenklich ist die Bemerkung: „Die Entscheidung fiel nicht an der Marne, sondern einige Wochen später im Osten", mit der Begründung, daß im November Falkenhayn die von Hindenburg angeforderten Truppen verweigert habe. —

Ungern geht man auf ein Buch ein, das mit Recht große Mißbilligung erfuhr [1]). Der Verfasser wollte, daß diese Memoiren erst 1970 erscheinen sollten, glaubt aber durch die Erinnerungen des Kaisers und so vieler Zeitgenossen des Vorwurfs der Indiskretion überhoben zu sein, den ihm diese voreilige Veröffentlichung einbringen mußte. Er vergißt, daß die Erinnerungen eines Hofmarschalls — dieses wahrlich nicht leichte Amt hat er 1903—10 sorgsam verwaltet — etwas anderes sind, als die etwa eines Ministers, weil sie ganz persönliche, allzuleicht dem Klatsch dienende Dinge festhalten. Sieht man von diesen Bedenken ab, so wird man zugestehen, daß der Verfasser sehr gut beobachtet hat und seine scharfen Urteile über den Kaiser überzeugend wirken, da sie seiner Persönlichkeit doch auch gerecht werden. Da wir nicht daran zweifeln können, daß v. Zedlitz sein Tagebuch nicht später ab eventu ergänzt hat, haben seine und anderer Hofleute Befürchtungen oft etwas Prophetisches. Der Verfasser ist ein hochgebildeter und einsichtiger Mann; als Sohn des bedeutenden Kultusministers erhaben über die Vorurteile seines Standes und Amtes. Auch er zeigt dem Kaiser gegenüber den Freimut des aufrechten Mannes, so daß wir nicht mehr sagen dürfen, Wilhelm II. habe nur Schranzen und keine Männer gehabt, die ihm die Wahrheit zu sagen wagten; aber ebenso unstreitbar ist es, daß diese Aufrichtigkeit erfolglos blieb, da sie dem Kaiser nicht nur unbequem war, sondern auch ohne bleibende Spuren von ihm abglitt. —

Überblickt man die ungeheure Masse von Memoiren und Darstellungen aus den letzten Jahrzehnten, so ist der Eindruck furchtbar. Der Kaiser und seine sämtlichen Kanzler, seine höchsten Ratgeber, die Moltke, Tirpitz, Ludendorff, seine Diplomaten, die Holstein, Eulenburg, Kiderlen, Jagow, Lichnowsky, Pourtalès, Schön usw. — nicht einer, der den herbsten Anklagen entgeht, nicht einer, auf den nicht schwere Schuld gehäuft wird! Ist das noch historische Kritik? Ist das Deutsche Reich wirklich nur von einer Anzahl unbedeutender, unfähiger und verderblicher Männer regiert worden? Oder bedarf es noch vieler Jahre, ehe die Forschung aus den Niederungen der Anklage sich zu den Höhen verstehender, Rankescher Kritik zurückgefunden haben wird?

Richard Sternfeld.

---

[1]) Robert Graf Zedlitz-Trützschler: Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof. 250 S. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1923.

Digitized by Google

Weber, Max, Wirtschaftsgeschichte. Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Aus den nachgelassenen Vorlesungen hrsg. von S. Hellmann und M. Palyi. 2. unveränderte Aufl. 8°. 348 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1924. Brosch. Mk. 9.—; geb. Mk. 12.—.

Nach dem Ableben von Max Weber sind nicht nur seine älteren historischen Arbeiten als „Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" aufs neue herausgegeben, sondern man hat sich auch entschlossen, aus dem ungemein reichen literarischen Nachlaß ein Kolleg über Allgemeine Wirtschaftsgeschichte zum Druck zu bringen. Im allgemeinen steht wohl jedermann dem Unterfangen, Aufzeichnungen für Vorlesungen zu veröffentlichen, skeptisch gegenüber: Welcher Dozent, der nicht nur „liest", sondern während des Sprechens seinen Vortrag zu einem lebendigen Stück Wissenschaft formt, hält sich denn an seine oft recht fragmentarischen Notizen, die häufig nur das Gedächtnis stützen sollen? Welcher Hörer aber vermag die feineren und oft sehr wesentlichen Schattierungen, die der Vortragende gibt, in seiner Niederschrift festzuhalten? Trotz dieser Bedenken, die übrigens auch den Herausgebern nicht fernlagen, begrüßen wir das vorliegende Werk mit Freude. Bücher wie diese wollen überhaupt nicht mit dem Zollstab des Philologen, sondern mit dem weltweiten Blick erfaßt sein, der dem zu früh dahingegangenen Verfasser in einer Weise eignete, die wir nur bewundern, schwerlich aber nachahmen können. Gewiß kann man durch mehr als ein Fragezeichen Stellen kennzeichnen, wo der breite Fluß der Darstellung — vielleicht freilich nur die oben erwähnte Überlieferung aus dem Nachlaß — die feineren Unterschiede in den historischen Hergängen verwischt; gewiß kann man auch direkt Ausstellungen machen, wie z. B. die Schilderung des Merkantilismus völlig unbefriedigt läßt; aber was will das besagen gegen Max Webers Leistung, der in das Gefüge seiner Wirtschaftsgeschichte nicht nur das germanisch-romanische Abendland, sondern auch die asiatischen Kulturen und das Altertum zu verarbeiten vermochte? Wie lichtvoll und klar umrissen erscheinen seine Schilderungen gegenüber etwa den Versuchen, die G. Schmoller in ähnlicher universaler Weise früher zu unternehmen pflegte! Wie K. Bücher kann Weber das darzustellende Wirtschaftsleben mit tiefer sozialökonomischer Einsicht umrahmen, und es ist nicht seine Schuld, daß die Literatur, auf die sich die allgemeine Wirtschaftsgeschichte stützen muß, mehr durch Masse und Breite als durch Tiefe und Qualität sich auszeichnet. Wenn wir Historiker die Gestaltung der Dinge im einzelnen wohl schärfer unter die Lupe nehmen als manche Gewährsmänner Max Webers, so werden wir andererseits mit größtem Nutzen und Genuß an seiner universalen Betrachtungsart unseren Blick weiten lernen. Auch mit seiner Eingliederung der Wirtschaftsgeschichte in den Gesamtbau der Geschichtswissenschaft (M. Weber spricht speziell von Kulturgeschichte S. 16) können wir uns durchaus einverstanden erklären: Er betont, daß „Wirtschaftsgeschichte (und vollends die Geschichte der „Klassenkämpfe") nicht, wie die materialistische Geschichtsauffassung glauben machen will,

Digitized by Google

identisch mit der Geschichte der gesamten Kultur überhaupt ist. Diese ist nicht ein Ausfluß, nicht lediglich eine Funktion jener; vielmehr stellt die Wirtschaftsgeschichte nur einen Unterbau dar, ohne dessen Kenntnis allerdings die fruchtbare Erforschung irgendeines der großen Gebiete der Kultur nicht denkbar ist." Welch glückliche Formulierung, sowohl in ihrem negativen wie im positiven Teile!

Bei aller Zustimmung indessen muß ich zum Schluß auf eine schwerwiegende Differenz zwischen Sozialökonomen und Historiker, die sich bei der Lektüre aufdrängt, aufmerksam machen. Man liest eine Geschichte der wirtschaftlichen Erscheinungen (Agrarwesen, Gewerbe, Bergbau usw.), aber nicht eine organische Wirtschaftsgeschichte. Ich wenigstens muß bekennen, daß das entwicklungsgeschichtliche Band, das M. Weber um die ungeheure Fülle der wirtschaftlichen Dinge schlingt, indem er sie nach ihrem Verhältnis zum Kapitalismus anordnet, zu schwach erscheint, um in seinem Werk die große Einheit des geschichtlichen Geschehens und Werdens zum Ausdruck zu bringen. So ist, um die Differenz einmal ganz scharf zu kennzeichnen, Webers Vorlesung doch mehr der historische Teil einer universalen Volkswirtschaftslehre, als eine Wirtschaftsgeschichte, die einerseits autonom neben der Sozialökonomik stünde und anderseits einen selbständigen Zweig am Baume der Geschichtswissenschaft darstellte. Vielleicht, daß M. Weber selbst sein Manuskript dereinst umgestaltet hätte, wenn sein stets weiter arbeitender und strebender Geist den Forderungen der historischen Erkenntnis mehr nachgegeben haben würde. — Wer aber kann mit dem Tode rechten? R. Häpke.

Rosthorn, A., Geschichte Chinas. (= L. M. Hartmann, Weltgesch. usw. 10. Bd.) Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes, 1923.

Zu den schwierigsten Aufgaben moderner Geschichtschreibung gehört die Darstellung der chinesischen Geschichte. Zwar besitzen wir von chinesischer Seite ein überreiches, chronologisch trefflich geordnetes Quellenmaterial, das ziemlich lückenlos bis in die sagenhafte Vorzeit hinaufreicht, und zwar in einem Umfange, wie ihn wohl kein anderes Kulturvolk aufzuweisen hat. Aber dieses Material ist uns bisher nur auszugsweise und ohne kritische Verarbeitung zugänglich, so daß es selbst einem Sinologen äußerst schwer wird, über die Urteile der chinesischen Geschichtschreiber hinaus zu einer universalen Auffassung zu gelangen, die auch der Stellung Chinas zu den anderen Kulturvölkern gerecht wird. Daher muß sich der europäische Geschichtsforscher im allgemeinen darauf beschränken, die chinesische Geschichtsauffassung wiederzugeben, wonach der Gang der Ereignisse ganz durch die Regierungsweise der jeweiligen Herrscher bedingt wird.

In dieser Beziehung ist auch Rosthorns Geschichte Chinas für uns sehr lehrreich, zumal sie die wesentlichen Ereignisse oft knapper und klarer zu bringen weiß als andere Werke, wie die von H. Hermann (1912) und H. Cordier (1920). Vor allem ist zu loben, daß sie nicht wie diese der neuesten Zeit einen allzu breiten Raum ein-

Digitized by Google

räumt, sondern den Stoff gleichmäßig auf alle Zeitalter zu verteilen sucht. Vortrefflich ist, wenn wir auf einige Kapitel eingehen, die Ausbreitung des chinesischen Volkes und seine innere Kolonisation dargestellt, ferner die Zeitalter des Konfuzius, der kämpfenden Staaten und ihrer Einigung durch den großen Kaiser Schi-huang. Aber sonst ist der geschichtliche Stoff nicht gleichmäßig genug, manchmal nicht mit genügender Sorgfalt verarbeitet. Das sehen wir schon daran, wie Rosthorn die chinesische Geschichte einteilt. In der Einleitung sagt er, das chinesische Altertum reiche bis zur Aufhebung des Feudalsystems am Ende des 3. Jahrhunderts vor Christo, das Mittelalter, die Zeit des autochthonen Absolutismus, bis zum 12./13. Jahrhundert, so daß die Neuzeit, die der vorwiegenden Fremdherrschaft, etwa mit der Mongolenherrschaft beginne. In der genaueren Ausführung aber setzt er den letzten Wendepunkt zwei Jahrhunderte früher an, d. h. bis an das Ende der T'ang-Dynastie, ohne zu begründen, warum er den obigen Ansatz verlassen hat.

Ebenso hätte Rosthorn in der Darstellung des mythischen Zeitalters (bis zum 22. Jahrh. v. Chr.) zu den verschiedenen Ansichten, die über die Glaubwürdigkeit der chinesischen Angaben vorgebracht sind, irgendwie Stellung nehmen müssen. Anstatt dessen hält er sich an die Richthofensche Theorie von der Einwanderung der Chinesen aus Innerasien und stellt hierauf seine Ansichten über die ursprüngliche Ausbreitung und Lebensweise des Volkes ein; so behauptet er, die Chinesen seien zunächst ein wanderndes Steppenvolk gewesen und erst am Ende des mythischen Zeitalters zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau übergegangen. Wären die Erzählungen, auf die sich Rosthorn beruft, Volkssagen etwa wie die Heldensagen der alten Griechen, dann wäre es allerdings erlaubt, hieraus allgemeine Schlüsse zu ziehen. Aber in Wirklichkeit sind es ja doch erst spätere gelehrte Konstruktionen, für die hauptsächlich Konfuzius und seine Nachfolger verantwortlich zu machen sind. Das beste also wäre, alle diese Mythen aus der Geschichte zu streichen. Das gilt ganz besonders von den Erzählungen, die den ältesten Kaiser Huangti und das K'unlungebirge Zentralasiens zu ihrem Mittelpunkt haben. Denn, wie ich inzwischen nachweisen konnte (Die Westländer in der chinesischen Kartographie, in Sven Hedins Southern Tibet, VIII, S. 186, 228), handelt es sich hier um eine Geschichtsfälschung aus dem 3./4. Jahrhundert nach Christo; übrigens bezeichnete K'un-lun ursprünglich ein Volk im Ordoslande, erst mit dem 2. Jahrhundert vor Christo, infolge wiederholter Umdeutungen, das heutige Gebirge in Zentralasien. Damit fällt auch die Hypothese über Zentralasien als Heimat der Chinesen in sich zusammen.

Erst von Yü an, dem Begründer der Hsia-Dynastie (um 2200 v. Chr.), ist die Geschichte Chinas erkennbar. Es ist nicht einzusehen, weshalb Rosthorn an der älteren Ansicht noch festhält, diese Zeit bis zum 8. Jahrhundert vor Christo sei nur als „semi-historisch" zu bezeichnen; denn die Ausgrabungen in Honan haben bewiesen, daß z. B. die Überlieferung über die Herrscher der 2. Dynastie (Schang) glaub-

Digitized by Google

würdig ist; wenn die Chronologie hierüber nicht ganz einwandfrei erscheint, so ist dies für jenen Gegenstand belanglos. Überhaupt sind wir jetzt genötigt, dieses Zeitalter mit wesentlich anderen Augen zu betrachten; die Richtlinien glaube ich in meiner obigen Arbeit gegeben zu haben, wo ich auch die Chronologie bis 2200 vor Christo hinauf einigermaßen in Ordnung bringen konnte. Rosthorn hat dieses Zeitalter der Dynastien Hsia und Schang viel zu dürftig behandelt, obgleich er besonders aus den Bambus-Annalen, der ältesten chinesischen Chronik, manche wichtigen Tatsachen hätte schöpfen können.

Die schwächste Seite in Rosthorns Buch sind die Abschnitte über die Westvölker bis zur Mongolenzeit. Die grundlegenden Untersuchungen von Ed. Chavannes und Fr. Hirth und die für die westöstlichen Beziehungen so bedeutsamen Ausgrabungen in Ostturkistan sind auf Rosthorns Darstellung ohne jeden Einfluß geblieben. Auch zu meinen Arbeiten über den antiken Seidenhandel mit dem Westen hat der Verfasser nirgends Stellung genommen. Daher kommt es, daß er sogar über die wichtigsten Fragen im unklaren geblieben ist. Unklar und fehlerhaft ist schon die geographische Übersicht über die Länder Zentralasiens, dessen eigenartigen Charakter Richthofen so glänzend gezeichnet hat. Es ist verfehlt, wenn Rosthorn das kulturell so wichtige Ostturkistan nördlich über die Dsungarei ausdehnt; wir verstehen darunter stets nur das Tarimbecken. Daher kann auch von einer Teilung in Nord- und Südturkistan, die Rosthorn einführen will, nicht die Rede sein, zumal er vergißt, daß wir westlich vom Tarimbecken und Pamirgebirge noch ein Westturkistan haben. Wie schlecht er in der Karte Zentralasiens orientiert ist, zeigt er besonders in dem Satz, im äußersten Norden bilde das Altai-Gebirge und seine östliche Fortsetzung (die nämlich mitten in der Mongolei ist) den Abschluß gegen die große sibirische Ebene (statt Bergland). Was Rosthorn über die Lage der Westvölker zur Zeit der Han sagt, ist meist veraltet und überholt. Das alte Ku-schi (Turfan) transkribiert er durch Tsch'ëschï statt durch Tschüschï (genauer Küschï), die Yüetschï hält er für ein den Tibetanern verwandtes Volk, während sie nach den Manuskriptfunden wahrscheinlich Indogermanen waren. Völlig unzuverlässig ist die Schilderung über den Untergang des griechisch-baktrischen Reiches. Da heißt es S. 67, daß vor den eindringenden Yüetschï die Reste der Tahsia (Baktrer) südwärts gingen und in der Gegend des heutigen Kabul den Staat Kaofu gründeten. Schon ältere Gelehrte, die der Sinologie fernstehen, wie Ch. Lassen und A. v. Gutschmid haben den Hergang nach den chinesischen Annalen richtig wiedergegeben, wonach sich die Yüetschï selbst über Kaofu, d. i. Kabul, ausgebreitet haben, während die Tahsia verschwinden. Von den furchtbaren Yeta, den Nachfolgern der Yüetschï, sagt Rosthorn S. 101 f., um 510 nach Christo erstreckte sich ihre Macht südlich bis zur Indusmündung; nachweislich (vgl. Sung Yün 520 n. Chr.) ging sie nur bis Gandhära. Daß unter diesen Yeta die Hephthaliten der Abendländer zu verstehen sind, wird von Rosthorn nirgends bemerkt.

Digitized by Google

Ich könnte noch andere Beispiele anführen, wie ungenügend sich Rosthorn über das Thema der West- und Nordvölker unterrichtet hat. Erst die Geschichte der Mongolen und ihrer Beziehungen zu China beruht auf zuverlässigen Studien.

Auch die Form, in der diese Geschichte uns vorliegt, gibt zu manchem Tadel Anlaß. Es mutet etwas sonderbar an, daß Rosthorn für die Umschreibung der chinesischen Namen gerade den jüngsten Dialekt, das Pekingesische, zugrunde legt, wodurch ältere Namensformen fast unkenntlich werden. Vgl. Tsch'in für Ts'in, Tschin für Tsin bzw. Kin (Namen chinesischer Dynastien), Tschiang für Kiang (Tibeter), Tsch'itan für K'itan, T'utschüe für T'uküe (Türkü) usw. Namentlich der Nichtsinologe wird durch solche Namensbildungen leicht irre geführt; wenn das Werk gemeinverständlich sein will, hätte es sich vor allem in der Zahl der so fremdartigen Personen-, Länder- und Völkernamen mehr beschränken sollen.

Nicht gering ist die Zahl der Druckfehler. Besonders störend sind folgende: Djungarai für Djungarei (S. 5 f.), Hunyii für Hunyü (S. 8), Yiie für Yüe (S. 27), Wêu für Wên (S. 34), Itschu für Itsch'ü (S. 38), Yüunan für Yünnan (S. 41), Mêng T'ien für Mêng T'ien (S. 41), Lin-t'iao für Lin-t'ao (S. 46), Wo-schui für Wei-schui (S. 59), Tschintsch'uan für Tschiutsch'üan (S. 60), Tsch'intschintsch'io für Tsch'iutschiutsch'io (besser K'iu-tsiu-k'io[k] = griechisch Kozulo-kadphises, S. 67).

Auch sonst läßt die Form des Textes öfters zu wünschen übrig. Auf S. 41 ist der ganze letzte Absatz überflüssig, da die folgenden Seiten denselben Inhalt etwas ausführlicher bringen. S. 156 wirkt störend der Fehler: „Der Heerführer . . . drang im Lande ein". S. 154 lesen wir: „Die Mathematik und Astronomie des Westens, die Herstellung von Feuerwaffen usw. fanden Eingang in China, und wahrscheinlich ist auch der Gebrauch des Kompasses und der Buchdruck mit beweglichen Lettern von dort übernommen." Also auch diese Erfindungen stammen aus dem Abendlande? So müßte man nach dem Satze schließen; richtig ist aber das Gegenteil, wie es sicherlich auch der Verfasser gemeint hat.

Alles in allem: neben manchen Vorzügen sind die Mängel des Buches doch so erheblich, daß es die Aufgabe einer wissenschaftlichen Einführung in die Geschichte Chinas noch nicht ganz erfüllen kann.

Albert Herrmann.

Meyer, Eduard: Ursprung und Anfänge des Christentums. Bd. III. Die Apostelgeschichte und die Anfänge des Christentums. Berlin, Cotta, 1923.

Der 3. Band (Besprechungen des 1. und 2. s. „Mitteil." 51 S. 30 f.), den der „D. Theol. Berolin. Eduard Meyer der Theologischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin in warm empfundener Dankbarkeit" gewidmet hat, beginnt mit einer eingehenden

Digitized by Google

Kritik der Apostelgeschichte (S. 3—205): „Da ist in erster Linie zu betonen, daß das Buch nicht ein selbständiges Werk ist, sondern der zweite Teil eines einheitlichen Ganzen. ‚Taten des Christus Jesus' könnte man sich (statt ‚Taten der Apostel') als Titel gefallen lassen, aber als Titel des Gesamtwerkes . . . Denn das Werk des Lukas ist eine geschlossene Einheit . . . Die Vorrede des ersten Buches bezieht sich auf das Gesamtwerk, nicht nur auf das Evangelium. Das eben ist der leitende, echt paulinische Gedanke des Verfassers im Gegensatz zu den anderen Evangelien, daß die Geschichte des Christus mit seiner Wirksamkeit in menschlicher Gestalt auf Erden und (mit) seiner Auferstehung (im Evangelium) nicht abgeschlossen ist, sondern sich jetzt vom Himmel her erst recht fortsetzt in der Gründung der Kirche und der Ausbreitung des Evangeliums über die ganze Welt, von Jerusalem bis Rom (ev. 24, 47)" (S. 5—7). Der Verfasser des Lebens Jesu (im Evangelium, dem 1. Teil) und der Geschichte der Urgemeinde und Mission (nicht der Apostelgeschichte, im 2. Teil) ist der griechische Arzt Lukas, den Paulus im Kolosserbrief 4, 14 nennt und im Brief an Philemon als seinen Mitarbeiter bezeichnet. Er hat (nach dem „Wir-Bericht" Act. 20,5—28,31 S. 19) bis 48 (S. 428) in Alexandria-Troas praktiziert, 49 Paulus bis Philippi begleitet, dann sich dort niedergelassen und 59 nach 10jähriger Praxis (S. 477) die 3. Reise Pauli nach Troas, Milet, Tyros, Caesarea und Jerusalem (S. 479, 1) mitgemacht. Nach der 2jährigen Gefangenschaft des Apostels in Cäsarea (59—61) ist er mit ihm nach Rom gezogen und dort von 62—64 mit Marcus, dem Dolmetscher Petri, und Petrus zusammengekommen (S. 497). In der neronischen Verfolgung ist er nach Kleinasien (Troas?) zurückgekehrt und hat hier „vermutlich in den siebziger Jahren" das Evangelium und die Fortsetzung, „die Entwicklung des Christentums zur Weltreligion" (S. 603 f.), geschrieben.

„Im Jahre 64 nach Christo ist die Entwicklung in allem Wesentlichen abgeschlossen" (S. 3). Im Verlauf eines Menschenalters, vom Tode Christi bis zur neronischen Verfolgung, von Ostern 28 (S. 206) bis 64, in 36 Jahren ist aus der Predigt Jesu das Christentum erwachsen. Für die Zeit von 50—64 treten als Dokumente ersten Ranges, aber als stark subjektive Tendenzschriften, die Briefe Pauli zur Gemeinde- und Missionsgeschichte seines „Genossen" Lukas (S. 23): 50 die beiden Thessalonicherbriefe aus Athen (S. 89) mit der Eschatologie des Apostels (S. 367 ff.) und 51 der Galaterbrief aus Korinth (S. 203) von der zweiten Reise (47—52) über seine Stellung zum Judentum (S. 433 ff.); 56 und 58 die beiden Korintherbriefe aus Ephesus (S. 116) und Makedonien (S. 448) über „die Frage des Genusses von Opferfleisch und Paulus' Stellung als gleichberechtigter Apostel gegenüber den Angriffen Petri" (S. 445), über „die Stellung der Frauen, die Geisteswirkungen und die leibliche Auferstehung" (S. 446, 451, 458); 59 der Römerbrief aus Korinth (S. 459), die „eingehende Auseinandersetzung mit dem Judentum" (S. 465), der judenchristlichen römischen Gemeinde, von der dritten

Digitized by Google

Reise (54—59); 62—64 die Gefangenschaftsbriefe an Philipper, Kolosser und Philemon aus Rom (S. 481) mit der Zusammenfassung der Glaubens- und Sittenlehre (S. 483). „Kurz nach der neronischen Verfolgung, noch in den sechziger Jahren, vielleicht in Kleinasien" (S. 603) ist das Markusevangelium geschrieben. „In derselben Weise wie Lukas haben dann auch die Judenchristen in griechischer Sprache die Sprüche des Matthäus mit der Erzählung des Markus (auch in den siebziger Jahren) zusammengearbeitet und weiter ergänzt; . . . seit der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts hat es sich gleichfalls weithin verbreitet. Papias (von Hierapolis, um 150 n. Chr.) kennt es noch nicht" (S. 604). „Um 100 nach Christo in Kleinasien" (S. 582) entstanden die Pastoralbriefe (2 an Timotheus und der Titusbrief), im 1. oder 2. Jahrzehnt des 2. Jahrhunderts das Johannesevangelium. In ihm vollzieht sich der volle Sieg des überweltlichen Christus über den geschichtlichen Jesus von Nazareth" (S. 647). Die 2. Person der Trinität und mit dem Paraklet auch die 3. ist geschaffen, die Glaubenslehre ist abgeschlossen und die neue Religion durch die Logoslehre „logisch" begründet. Im 2. Jahrhundert werden „alle vier Evangelien als gleichberechtigt anerkannt . . ., so widersinnig es theoretisch ist, daß die Kirche jetzt vier sich geradezu widersprechende Darstellungen der Grundtatsachen der Heilslehre besaß" (S. 648). „Daß man diesen inneren Widersinn empfunden hat, zeigt der Versuch Tatians (um 170), die vier Evangelien durch eine sorgfältig gearbeitete ‚Harmonie' zu ersetzen und der Erfolg, den er damit im Orient hat; . . . und auch in den protestantischen Kirchen lernen die Gläubigen die heilige Geschichte . . . aus den harmonistisch gearbeiteten Kompendien und Schulbüchern. Auf der ‚Harmonie', nicht auf den Evangelien, beruht die orthodoxe Kirchenlehre, Klopstocks Messias und Lessings Verteidigung der Evangelien" (S. 648, 2).

Nach diesen Quellen, dieser „ältesten christlichen Literatur" (S. 602), schildert Meyer im 2. Teile die „Anfänge des Christentums" (S. 209—648). „Historisch brauchbare Nachrichten über den äußeren Verlauf dieser Entwicklung dürfen wir höchstens vereinzelt, über den inneren Hergang überhaupt nicht erwarten. Denn eben darin besteht ja ihr Wesen, daß das Ergebnis als göttliche Offenbarung erscheint. Der historischen Forschung ist damit die Aufgabe gestellt, aus den Ergebnissen, die greifbar vorliegen, den Entwicklungsprozeß zu rekonstruieren, der sie geschaffen hat." (S. 210 f.) Damit stellt sich der Historiker auf den Standpunkt seines Freundes, des Theologen Reinhold Seeberg (Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert, 1910, S. 363), der bei jeder religionsgeschichtlichen Untersuchung „eine doppelte Betrachtungsweise derselben Geschichte" fordert: es gilt, „die göttliche Weltregierung" in den Geschicken der Völker und „die natürliche Entwicklung" der weltgeschichtlichen Bewegungen zu erkennen. Und so beschreibt der Geschichtsforscher im steten Hinblick auf ähnliche Erscheinungen und die Einflüsse der anderen, insbesondere der indischen, iranischen, griechischen und semitischen Religionen: die

Digitized by Google

Gründung der Christengemeinde von Jerusalem, die erste weitere Ausbreitung und den Sieg des Christentums über die erste Gnosis des Magiers Simon in Samarien, die Heidenmission, die Glaubens- und Sittenlehre des Apostels Paulus, Christentum und Weltreich und die Anfänge der katholischen Kirche. Besonders lehrreich sind die Auseinandersetzungen über die ältesten Kultformen, das Abendmahl, den Gottessohn und das Weltgericht, über die Einwirkung der Johannesjünger auf die Urgemeinde, Pauli Lehren über Auferstehung, Satan, Erlösung, Prädestination, die Apokalypse, den ersten Petrusbrief und die gleichartigen Schriften, über die sittlichen Anschauungen und die Lebensordnung am Anfang des 2. Jahrhunderts.

Gewiß merkt man den drei Bänden Ed. Meyers an, daß sie in langjähriger Arbeit aus einzelnen, eingehenden Untersuchungen entstanden sind. Daher waren Wiederholungen, Ergänzungen, Verbesserungen nicht zu vermeiden, und die „Indices" zu dem Gesamtwerk auf nur 8 Seiten erschöpfen den Stoff bei weitem nicht. Vor allem fehlt eine chronologische Übersicht über die geschilderten Ereignisse, was die Benutzung erschwert. Ich habe darum an der Hand des sonst in mehr als einer Hinsicht ausgezeichneten Werkes Quellen und Vorgänge zu ordnen versucht und die einzelnen religionsgeschichtlichen Probleme wie die Entwicklung vergleichend behandelt.

Philipp Bersu.

Harnack, Adolf v.: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 4. neu durchgearbeitete Auflage mit 11 Karten. 2 Bde. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1923/24. Mk. 24.60, geb. Mk. 28.20.

Die erste Auflage dieses Werkes ist 1902 erschienen. Damals hat der Ref. in einer kirchlichen Zeitschrift sehr energisch den religionsphilosophischen und theologischen Voraussetzungen widersprochen, die der Darstellung Harnacks zugrunde liegen. Inzwischen haben sich die Zeiten gründlich verändert. Harnack selbst steht in Kampfstellung gegen das, was heute in unserer Theologie sich als neueste und natürlich endgültige Weisheit aufgetan hat; sein eigner theologischer Standpunkt ist nach dem beliebten Ausdruck historisch geworden. Außerdem gehören in dieses Blatt theologische Disputationen nicht hinein. So ist das Feld frei für eine unbefangene Würdigung der außerordentlichen Leistung, die wir dem historischen Scharfblick und der antiquarischen Gelehrsamkeit Harnacks verdanken.

Aus den 561 Seiten der 1. Auflage sind in der 4. genau 1000 geworden, ein sprechendes Zeugnis für die Fortschritte der letzten 20 Jahre auf dem Gebiete der frühchristlichen Forschung, aber auch für die Unermüdlichkeit, mit der Harnack dieser Forschung folgt und als maßgebender Führer an ihr mitwirkt. Ein nicht geringer Teil der Zusätze, die dem Werke sind beigefügt worden, besteht aus eignen Arbeiten Harnacks, die er zuerst als Akademie-Abhandlungen publiziert

Digitized by Google

hat und die nun im Rahmen des größeren Werkes erst den rechten Zusammenhang und Hintergrund erhalten.

Das Werk schildert im ersten Bande die christliche „Mission in Wort und Tat". Der erste, für den Historiker wichtige Eindruck aus den Untersuchungen über die Anfänge des Evangeliums ist der einer völligen Unmöglichkeit des immer wiederholten Versuches, die Gestalt Jesu aus der Geschichte hinweg- und in die Mythologie hineinzuverweisen. Die erstaunliche Fülle der Einzeldaten, die uns hier entgegentreten, widerlegt schlechterdings den Roman von dem Evangelium als einem im 2. Jahrhundert in Alexandria entstandenen philosophischen Roman oder ähnliche phantastische Einfälle. Freilich müßte dann, wenn die Geschichtlichkeit Jesu feststeht, der Historiker auch anerkennen, daß Jesus bei seinen Zeitgenossen niemals das Gehör für seine Predigt, niemals die Anerkennung seiner himmlischen Botschaft gefunden hätte, wenn seine Gestalt nicht umwittert gewesen wäre von dem Hauche göttlichen Ursprunges, wenn ihn selbst nicht das Bewußtsein der Gottessohnschaft und der Messianität getragen hätte. Nicht nach einer neuen Lehre, sondern nach einem göttlichen Heilbringer lechzte damals die Menschheit; daß sie ihn in Jesus gefunden hat, wird begreiflich nur, wenn er selbst sich als den Gottmenschen gewußt hat, der das neue Leben in der Menschheit zu erwecken gekommen war. Daß hier der Mittelpunkt, die Idee des Christentums liegt, wird sich immer wieder durch alle kritischen Bedenken hindurch herausstellen. Der Historiker wird daraus den Vorteil haben, einen konkreten, inhaltreichen und der gewaltigsten Entwicklung fähigen Anfang des Christentums zu konstatieren und nicht die Geschicklichkeit der Anpassung, sondern die innere Lebendigkeit des christlichen Prinzips als die Ursache davon zu erkennen, daß es die antike Welt in den mannigfaltigsten Sphären ihres geistigen Lebens in sich hineinzuziehen und aufzusaugen vermocht hat. Wobei natürlich auch die Wechselwirkung nicht geleugnet werden darf, mit der jene Welt die Ausgestaltung des christlichen Gedankens in der damaligen Wirklichkeit beeinflußt hat.

Mit diesem Vorbehalte gegenüber der allzu abstrakten Auffassung Harnacks von dem Evangelium läßt sich dann aus seiner Darstellung des wunderbaren Aufstieges, der es innerhalb dreier Jahrhunderte zur beherrschenden Geistesmacht in der damaligen Kulturwelt emporgehoben hat, nur dankbarst ein überaus reicher Gewinn ziehen. Die Gesichtspunkte, die er an der christlichen Missionspredigt hervorhebt und an denen er ebenso das Moment der inneren Überlegenheit über, wie das der geschichtlichen Anknüpfung an Religion, Philosophie und Sittlichkeit der Welt hervorhebt, in der das Evangelium entstanden ist, sind äußerst lehrreich und lassen immer aufs neue die Richtigkeit des biblischen Ausdrucks erkennen, daß die Erscheinung Jesu stattgefunden habe „als die Zeit erfüllet war". Die Gesichtspunkte stehen sachlich nicht so gleichwertig nebeneinander, wie Harnack sie aufzählt; aber sie sind einzeln genommen alle zutreffend und geben ihm Gelegenheit, eine staunenswerte Fülle von Nachweisen dafür zu bringen, wie überall das Christentum in die damals lebendigen

Digitized by Google

Probleme mitten hineingetreten ist und ihnen die Lösung gebracht hat, die den Gemütern Genüge tat. Das alte Thema: „der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" ist hier in neuer Weise behandelt und das verschlungene Geflecht der Fäden klargelegt worden, die zwischen den beiden Gegnern hin und her fließen, doch so, daß mit dem Christentum ein absolut Neues eintritt, das all diese Fäden in einem lichtvollen System vereinigt. Wenn demnach auch die Schlußformel Harnacks, die das Christentum als „synkretistische Religion" bezeichnet, abzulehnen ist, so ist doch das Bild, das er von der Konsolidierung dieser Religion innerhalb ihrer Umwelt entwirft, darum nicht minder belehrend und nützlich.

Ebenso bedeutsam ist die Schilderung des Organismus, von dem die Missionspredigt ausgeht. Die Missionare und Prediger nach ihren sehr verschiedenen Aufgaben und Rangstufen, die Missionsmethoden, die Behandlung der Ungetauften und der Getauften, die Gemeindebildung, — das sind die wichtigsten Themata, über die wir hier das in umfassender Zusammenstellung erfahren, was als Tatsache quellenmäßig festgestellt werden kann. Ein verhältnismäßig kurzes Kapitel, das die Christenverfolgungen und die literarischen Angriffe auf das Christentum behandelt, schließt den ersten Band; aus diesem Kapitel sei nur erwähnt die Charakteristik Konstantins des Großen als ganz ausgezeichnet und in echt historischem Sinn entworfen.

Den zweiten Band füllt der Abschnitt über die Verbreitung der christlichen Religion bis zu Konstantin dem Großen völlig aus. Aus der schier unübersehbaren Masse von Einzeldaten, die er registriert, wollen wir nur die ausführliche Darstellung der römischen Gemeindeorganisation als des für die Zukunft bedeutsamsten kirchlichen Gebildes hervorheben und im allgemeinen bemerken, daß aus der katalogartigen Aufzählung all der Orte, in denen nach unseren Quellen christliche Gemeinden bestanden haben, von Arabien und Ägypten bis nach Spanien hin sich der Sieg des Christentums über alle sonstigen Religionen der Antike klar herauslesen läßt.

Harnack rühmt seinem Werke nach, „daß es so gut wie keine Hypothesen enthält, sondern Tatsachen zusammenstellt". Das läßt sich inbezug auf den ersten Abschnitt, der als „Einleitung und Grundlegung" die Anfänge des Evangeliums behandelt, nicht unbedingt sagen. Wir hätten da wohl gegen allerlei Meinungen begründeten Einspruch zu erheben. Aber für die eigentlich historischen Abschnitte des Buches trifft der Satz zu. Und das macht Harnacks Buch zu einem wertvollen Quellenwerke für jeden, der sich mit der Geschichte des frühen Christentums und der absterbenden Antike beschäftigt.

Georg Lasson.

Monumenta Germaniae historica. Poetarum Latinorum medii aevi tom. 4. pars II, 2. 4°. S. 904—1177. 4°. Berlin, Weidmann, 1923. Mk. 14.—.

Mit diesem Bande ist nun die große Ausgabe der karolingischen Dichter, die Ernst Dümmler begonnen, Ludwig Traube und Paul

Digitized by Google

v. Winterfeld fortgesetzt hatten, von Karl Strecker zum Abschluß gebracht. Ein gewaltiges Werk ist damit beendet, das Historikern und mittellateinischen Philologen eine Fülle wertvollsten Materials liefert. In der vorliegenden Abteilung bietet Strecker als Supplement eine große Zahl kleiner Gedichte und Verse, die in mühsamster gelehrter Arbeit aus Codices, man kann sagen fast des ganzen Europa, gesammelt sind. Wir finden hier die Fragmente von Notkers wertvoller Vita S. Galli, die umfangreiche Passio S. Quintini, die Miracula des Schottenbischofs Nynia, zahlreiche Epitaphien, vor allem die der römischen Päpste, und viele kleine carmina. Dem Herausgeber, Strecker, sind auch die reichhaltigen Indices zu danken, die infolge der Druckschwierigkeiten zu seinem eignen Bedauern gekürzt werden mußten. Möchte er für seine entsagungsvolle Arbeit vor allem dadurch belohnt werden, daß die wissenschaftliche Forschung nun, auf diesen Quellen einer reichen Vergangenheit aufbauend, sich der Erforschung des geistigen Lebens der Karolingerzeit in verstärktem Maße zuwendet. F. Schillmann.

Cosmas von Prag: Die Chronik der Böhmen. Unter Mitarbeit von W. Weinberger hrsg. von Bertold Bretholz. (= Monumenta Germaniae historica; Scriptores rerum Germanicarum. Nova series, Bd. 2.) XCVIII, 295 S. Berlin, Weidmann, 1923. Mk. 15.—.

Von Cosmas von Prag wissen wir mit völliger Gewißheit nur, daß er am 21. Oktober 1125 gestorben ist. Was sonst noch von seinem Lebenslauf aus gelegentlichen Angaben zu ermitteln ist, stellt der Herausgeber in der Einleitung zusammen. So begleitet Cosmas den Bischof von Prag 1085 zur großen Reichssynode nach Mainz. Gegenüber abweichenden Meinungen stellt Bretholz fest, daß Cosmas seiner Abkunft nach nicht als Pole, sondern als Böhme anzusehen ist. Die Frage, ob Cosmas neben seiner Chronik auch noch eine gereimte Adalbertlegende verfaßt hat, muß vorläufig offen gelassen werden. Die Chronik stellt sein Lebenswerk dar, ein Werk, wie es ein solches bis dahin in Böhmen noch nicht gegeben hatte. Ihre Abfassung verteilt sich auf einen längeren Zeitraum. Bretholz wendet sich gegen das Cosmas vernichtende Urteil Loserths, wenn diesem auch das Verdienst bleibt, die Abhängigkeit des Cosmas von Regino von Prüm nachgewiesen zu haben. Eine außerordentliche Belesenheit war unserem Chronisten eigen. Seine Sprache ist gutes mittelalterliches Latein. Fünfzehn Handschriften sind vorhanden, die sich in drei Klassen gliedern. Sie werden von Bretholz kritisch gewürdigt.

Die neue Ausgabe ersetzt die ältere von Köpke und gibt mit ihrem reichen Apparat sachlicher Anmerkungen hinfort die Grundlage für die Erforschung der Geschichte des Ostens. Bretholz hat in seine Ausgabe auch die tschechische Literatur hineingearbeitet, die sonst der deutschen Forschung wenig zugänglich ist. Eine gewaltige Arbeitsleistung — entsagungsvollste Gelehrtenarbeit — verkörpert diese sorg-

Digitized by Google

same Ausgabe, von der wir nur gewünscht hätten, daß sie, als für viele Jahrzehnte bestimmt, auf besseres Papier gedruckt worden wäre.

Willy Cohn.

Lehmann, Paul, Die Parodie im Mittelalter. 8°. 252 S. München, Drei-Masken-Verlag, 1922. Mk. 6.—.

—, Parodistische Texte. Beispiele zur lateinischen Parodie im Mittelalter. 8°. 73 S. Ebenda 1923. Mk. 2. —.

Paul Lehmann, der Schüler und Nachfolger Ludwig Traubes, neben Karl Strecker heute der einzige Vertreter für mittellateinische Philologie an deutschen Universitäten, hat uns mit seiner Arbeit über die Parodie, ein Werk geschenkt, das ein fast unbeachtetes Gebiet mittelalterlicher Geistesgeschichte erschließt. Behandelt er seinen Stoff auch in erster Linie vom philologisch-literargeschichtlichen Standpunkt, so ist dies doch für den Historiker, der den Geist der Vergangenheit recht erfassen will, von ebenso großer Bedeutung. Die mittellateinische Philologie ist ja noch immer ein Stiefkind unter den Geisteswissenschaften; Paul Lehmann ist berufen, den ihr gebührenden Platz zu erkämpfen.

Unter den Begriff der Parodie faßt Lehmann nur literarische „Erzeugnisse, die irgendeinen als bekannt vorausgesetzten Text, scheinbar wahrheitsgetreu, tatsächlich verzerrend, umkehrend, mit bewußter, beabsichtigter und bemerkbarer Komik formal nachahmen oder anführen" (besonders Bibeltexte, Messen, Hymnen usw.). An dieser Stelle müssen wir uns versagen, seinen sorgfältigen Untersuchungen über Herkunft, Zusammenhänge, Verbreitung und Formen der einzelnen Schriftgattungen zu folgen. Wir müssen uns begnügen, den Geschichtsforscher auf die wichtigen Abschnitte über die politische Parodie hinzuweisen, die in der Zeit des Kampfes zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt große Verbreitung findet. Dabei ist eine Beobachtung von großer Bedeutung, nämlich daß die Parodien sich fast ausschließlich gegen den Papst, die Kirche und ihre Einrichtungen wenden, nie gegen den Kaiser. Vor allem ist es die Geldgier der Kurie, die immer wieder Stoff zum Spott gibt (siehe besonders den Tractatus Garsiae gegen Urban II. von Sackur in den Libelli de lite herausgegeben, das weitverbreitete Geldevangelium, dessen Entstehung Lehmann in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts setzt). Der Kampf der Mönchsorden untereinander, die Verspottung der Geistlichkeit, der Konzilien bieten der parodistischen Satire ein weites Feld. Auch in den Hussitenwirren spielt sie eine Rolle und wendet sich schließlich noch gegen Albrecht Achilles. Im weltlichen Machtkampf dient die Parodie nur in England als Waffe. Schließlich ist aber jeder Stand von den Verfassern der Parodien verspottet worden, am heftigsten neben der Geistlichkeit die Bauern. Gewiß sollte manches mehr scherzhaft als boshaft wirken. „Aber letzten Endes hat die Verspottung doch zermürbend, zersetzend in Kirche und Gesellschaft gewirkt. Die Parodien

Digitized by Google

haben die kirchlichen und sozialen Umwälzungen der Neuzeit vorbereiten helfen.'"

So bieten die Parodien reichen Stoff für die Beurteilung der öffentlichen Meinung in den einzelnen Jahrhunderten. Aber abgesehen von den mehr oder weniger politisch-kirchlichen Parodien findet sich auch in den übrigen neben dem literarhistorischen ein reicher kulturgeschichtlicher Inhalt. Es ist ein ungeheuer verzweigtes Gebiet, das Lehmann bewältigt hat; nicht nur die bittere Satire, sondern auch der fröhliche, derbe Humor des Mittelalters findet bei Lehmann seine Stätte. Sein Buch enthält so viel Anregungen, daß man ihm weite Verbreitung, zumal unter den Historikern, wünschen möchte.

In einem Ergänzungsheft konnte der Verfasser noch eine Anzahl parodistischer Texte veröffentlichen, die mit ihrem peinlich sorgfältigen philologischen Apparat in den Übungen unserer historischen Seminare weitgehendste Berücksichtigung verdienen. F. Schillmann.

Czibulka, Alfons Frh. von: Die großen Kapitäne. Ihre und ihrer Gefährten Berichte herausgegeben und eingeleitet. Mit 32 zeitgenössischen Bildtafeln. München, Drei Masken-Verlag, 1923. XI und 542 S. Mk. 9.—.

„Die großen Seefahrer und Seehelden (Europas) — oder dort, wo solches nicht möglich war — ihre Mitreisenden oder Mitkämpfer durch ihre Tagebücher, Briefe und Berichte von ihrem Leben und ihren Taten erzählen zu lassen, war der Gedanke, der zu diesem Buche führte. Weil alle Darstellung des Nachgeborenen vor dem Lebendigen auch unbeholfener Selbstberichte nicht bestehen kann, so durfte, wo das zugängliche Material dies erlaubte, der eigene einführende Text zu jedem Kapitel nur Vermittler und Führer zu eben diesen Aufzeichnungen sein. Nur dort, wo solche Berichte gänzlich fehlen oder durch die Ungunst der Zeitläufte ... nicht zu beschaffen waren, wurde zu der Darstellung von Historikern, Biographen oder zu eigener Erzählung gegriffen." In dieser Art der Schilderung, die überall frisch und lebensvoll wirkt, ziehen unter anderem vor unseren Augen vorüber: bahnbrechende Entdecker wie Columbus, Gama, Magellan und Cook, Flottenführer von weltgeschichtlicher Bedeutung wie „Drake — der erste Seemann, der die weltpolitische Bedeutung der Meere erkannte —, M. de Ruyter, der größte Seeheld aller Zeiten, Nelson, der Virtuose unter den Admiralen, Tegetthoff, der mit der kleinsten Panzerflotte der Erde die erste offene Seeschlacht der Panzer gegen die modernste Flotte schlug". Alle die Genannten sind Männer, „die irgendwie die Exponenten ihrer Epoche waren". Nur in den Kapiteln, die dem Weltkrieg gewidmet sind (S. 415—437), „wurde, da wir dieser Zeit zu nahe stehen, von einem einführenden Texte abgesehen und die Auswahl mit dem Wunsche getroffen, daß das aus der bunten Fülle der Taten Gewählte mit ein Denkmal deutscher Seeleute werden möge". Von diesen treten uns, ohne daß

Digitized by Google

sie sämtlich als „Große Kapitäne" anzusehen wären, teils in der eigenen Schilderung, teils durch Abhandlungen ihrer Waffengefährten (Kapitänleutnants Lietzmann, v. Reiche, Vizeadmirals v. Trotha, Linienschiffsleutnants Frh. v. Handel-Mazzetti) folgende entgegen: die Schlachtensieger Graf Spee und Admiral Scheer, Führer deutscher Hilfskreuzer wie K. Spindler und Graf Luckner; Paul König, der Kommandant von „U-Deutschland", ferner die unermüdlichen Vorkämpfer der unbesiegten rot-weiß-roten Flagge auf der Adria, endlich Vizeadmiral v. Reuter, der die Schmach von Scapa Flow durch eine echte Seemannstat zu tilgen verstand. So bietet das prächtige Buch, das zahlreiche bisher in deutscher Sprache noch nicht bekannt gewordene Originalberichte enthält — vor allem interessant sind die über Lepanto und aus Nelsons Leben — nicht nur eine fesselnde, belehrende Lektüre, es wirkt auch — und darin erblicke ich seinen ganz besonderen Wert — als Ansporn, den großen Beispielen nachzueifern. Und so ist es, wie Kapitän König in seiner kraftvollen Einleitung bemerkt, gerade „ein Buch für unsere Tage und eine Mahnung, daß die von eiserner Pflichterfüllung getragene Tat ... Werke schafft, die Raum und Zeit überdauern". Deshalb kann es in erster Linie dem heranwachsenden Geschlecht den entscheidenden Einfluß der Persönlichkeit und die Bedeutung der Seegewalt in der Geschichte vor Augen führen und dadurch wesentlich beitragen zu der politischen Erziehung unseres Volkes; denn dessen größter Teil hat ja in den Jahren 1914/18 nach dem treffenden Worte des Admirals v. Tirpitz, dem das Werk gewidmet ist, „die See nicht verstanden". Die Ausstattung des Werkes ist dem gediegenen Inhalt angemessen. In einer Neuausgabe wären die Bildnisse auf S. 2, 102, 158 durch authentische zu ersetzen und statt des Gemäldes S. 376 ein Porträt Tegetthoffs beizugeben. Von wichtigeren Berichtigungen sind unter anderen folgende notwendig: S. 231 Z. 12 v. u.: Bruder des Ratpensionärs, C. de Witt; S. 232 Z. 7 v. o.: 21. August; S. 242 Z. 12. v. u.: Vlissingen (statt Ostende); S. 334/5: Nelson befehligte in der Schlacht von St. Vincent das Linienschiff „Captain"; S. 338 Z. 15 v. o.: 28. Juni; S. 348 Z. 6 v. o.: 52 Tage (statt 12); S. 357 Z. 18 v. o.: zu streichen „s. Geschw. voraus". Friedrich Graefe.

Czibulka, Alfons Frh. von: Andrea Doria. Der Freibeuter und Held (in der Serie „Stern und Unstern". Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer. Hrsg. von Tim Klein. Drittes Buch). Mit 1 Bildnis. 196 S. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1925. Mk. 3.50.

Eine hochinteressante Gestalt ist in dem schmalen Bändchen in spannender Darstellung, die sich vielfach zu plastischer Anschaulichkeit erhebt, behandelt: der Condottiere des Meeres, der Befreier und Beherrscher Genuas, Karls V. gewaltiger Flottenführer in dem weltgeschichtlichen Ringen um die Herrschaft über das westliche Mittelmeer. Obwohl Dorias wechselvolles Leben mit der Geschichte unseres

Digitized by Google

Vaterlandes im Zeitalter der Reformation aufs engste verflochten ist — man denke an die fast unaufhörlichen Kriege gegen Frankreich und die Begründung der kaiserlichen Machtstellung in Italien —, wissen deutsche Leser im allgemeinen nur aus Schillers republikanischem Trauerspiel von der kraftvollen Erscheinung dieses echten Renaissancemenschen; in Czibulkas Schrift finden sie einen vortrefflichen Führer zu diesem Heldenleben. Mit bewunderndem Staunen wird mancher Dorias vielseitige Leistungen kennenlernen, die seemännisch-militärisch in den beiden Expeditionen nach Tunis (1535) und Algier (1541) gipfelten, aber auch auf dem Gebiete des Schiffbaues, der Flottenorganisation und Taktik zum Teil bahnbrechend wurden. Neben dem Flottenführer erfährt auch der Staatsmann und Mensch eine gerechte Würdigung, wobei die Schattenseiten seines Charakters keineswegs verschwiegen werden. Somit sei das Bändchen allen Interessenten warm empfohlen. Für einen größeren Leserkreis scheint mir die Beigabe einer übersichtlichen Tabelle erwünscht; einige Ungenauigkeiten (z. B. „deutscher Kaiser" u. a. m.) wären zu berichtigen. Friedrich Graefe.

Sturm, Josef: Joh. Christoph von Preysing. Ein Kulturbild aus dem Anfang des 30jährigen Krieges. 391 S. München, Dr. Franz R. Pfeiffer & Co., 1923. Mk. 6.—.

Die führenden Staatsmänner Bayerns sind vielfach Ausländer gewesen; einem der bedeutendsten Einheimischen ist diese umsichtige und eindringende Biographie gewidmet. Sie führt uns in die Spätzeit der Gegenreformation und in die 1. Hälfte des 30jährigen Krieges.

Preysing stammt aus einem Geschlechte, das im Gegensatz zu den Gepflogenheiten des bayrischen Adels sich im engsten Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben seines Landes und seines Fürstenhauses hielt: er selbst ist die Inkarnation eines treuen, umsichtigen geschäftsgewandten Beamten in der Zeit des Aufstieges Bayerns zu einem modernen Staate. Sein Leben hat darum typischen Wert.

Wir sehen den ernsten und sittenstrengen Jüngling in den 80er Jahren als Schüler des Münchener Jesuitenkollegs und der Universität Ingolstadt, an der die starken Einflüsse dieses Ordens vorwalteten; er macht dort bereits die Bekanntschaft des späteren Kaisers Ferdinand II. und mehrerer bayrischer Herzogssöhne. Fast 2 Jahre hält er sich dann in Italien auf, um in Siena und Padua die Rechte zu studieren, zugleich aber die italienische Sprache gründlich zu erlernen und sich in der französischen zu vervollkommnen. So für die diplomatische Laufbahn über das Durchschnittsmaß der Zeit vorbereitet, wird er 1604, 28jährig, herzoglicher Truchseß und Hofrat Maximilians; er rückt dann bald zum Mundschenk und endlich zum Kämmerer vor. Hof- und Staatsdienst waren noch nicht getrennt; sein Aufstieg im Hofdienst bedeutete zugleich eine Einführung und mannigfache Verwendung in allen möglichen Zweigen der Verwaltung. Doch wichtiger noch waren seine diplomatischen Missionen, die ihn, nachdem er sich des Herzogs Vertrauen erworben, in ständigen Wechsel von Tagung

Digitized by Google

zu Tagung führten und als Vertreter seiner Regierung an allen wichtigen Fragen der großen Politik handelnd Anteil nehmen ließen. Nun war Maximilian ein Autokrat und hat das Verdienst, in persönlichster Arbeit seinen Staat zum Range eines europäischen erhoben zu haben. Er ließ seinen Diplomaten nicht viel Bewegungsfreiheit und schrieb ihnen in genauester Instruktion oft sogar die Redewendungen vor, die sie zu gebrauchen hatten, um seine Forderungen durchzudrücken. Trotzdem wurde Preysings Einfluß groß durch seine außerordentliche Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit in der Erfüllung seiner Aufträge; und man sieht oft genug, wie seine Berichte den Herzog in seiner Auffassung bestärkten oder Richtlinien für Wendungen in der bayrischen Politik gaben.

Auf dem Reichstag von Regensburg 1608 trat Preysing noch wenig hervor, und an der Gründung der Liga hat er nur geringen Anteil; ihr aber hat er sich dann 20 Jahre vornehmlich gewidmet, und ihr Neubau im Jahre 1618 ist im wesentlichen sein Werk. Alle Fragen der Gegenreformation in ihrem letzten Stadium, die allmähliche Steigerung der Gegensätze bis zu ihrem unvermeidlichen Aufeinanderplatzen, der Ausbruch des Krieges, die Kriegführung selbst, die mannigfache Verflechtung der Glaubens- mit den Reichs- und territorialen Fragen, die Kaiserwahlen und natürlich zumal die sehr komplizierte bayrische Geschichte in dieser Zeit, all das erhält aus den Instruktionen und Berichten Preysings förderliches Licht. Freilich muß man sich bei der kompilatorischen Anlage des Werkes, das mosaikartig Stein an Stein setzt, durch viele, für die allgemeine Erkenntnis wenig besagende Einzelheiten hindurchwinden; das Wesentliche ist vom Nebensächlichen nicht genügend getrennt; die Gewissenhaftigkeit des Autors erspart dem Leser nicht die Fülle unerheblicher Notizen, der große Zug fehlt dieser in Einzelheiten versinkenden Biographie. Sie ist mehr eine schätzenswerte Materialsammlung als ein Kunstwerk. Trotzdem kann kein Forscher an ihr vorübergehen; denn sie schöpft überall aus den Archiven und versäumt im allgemeinen nicht, auch das Unbedeutende in den großen Zusammenhang der Geschehnisse einzuordnen.

Das gilt im besonderen Maße auch für das spezielle Gebiet der bayrischen Landesgeschichte; die Behördenorganisation, der ganze Verwaltungsapparat, das Zusammenwachsen der verschiedenen Landesteile zu einem geschlossenen Staate, die mannigfachen Kämpfe um die kirchlichen Rechte und zumal mit den Ständen im Landtag um die Steuern, die rücksichtslose Durchführung der gegenreformatorischen Prinzipien, und endlich die allgemeine Kulturgeschichte gewinnt durch die Schilderung der von Preysing geleiteten Verhandlungen und durch eigene übersichtliche Zusammenstellung aus den Familienakten eine recht instruktive Beleuchtung. Namentlich in kulturhistorischer Hinsicht ist eine erstaunliche Menge von Stoff hier angehäuft; das tägliche Leben im Zeitalter des Barock mit seiner Überfülle an Genuß, Pracht und Überfeinerung, mit seiner groben und gesteigerten Sinnenfreudigkeit und wiederum seiner düsteren Pedanterie und dem inbrünstigen,

Digitized by Google

religiöſen Ernſt, dem Arbeitsdrang und der Willensklarheit der führenden Schichten wird außerordentlich packend zum Bewußtſein gebracht. So kann man auch dem Rechts-, Wirtſchafts- und Kulturhiſtoriker nur dringend empfehlen, an dieſer reichen Fundgrube des Wiſſens nicht achtlos vorüberzugehen, und ſelbſt der Germaniſt wird bei der Durchſicht auf ſeine Rechnung kommen, da auch für Sprach- und Volkskunde hier manche Belehrung zu holen iſt.

A. Reimann.

Claſſen, Walther: Das Werden des deutſchen Volkes. 3. Bd. (= 11.—15. Heft.) 580 S. Hamburg, Hanſeatiſche Verlagsanſtalt, 1923/24.

Das ſeit 1919 in Heften erſcheinende Werk des Hamburger Theologen und Sozialpädagogen iſt mit dem vorliegenden Bande zum Abſchluß gelangt. Er behandelt die deutſche Geſchichte vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zum Tode Kaiſer Friedrichs in drei Teilen: Das Erwachen des deutſchen Volkes 1763—1812; Um Einheit und Freiheit 1812—1858 und Das Zeitalter Bismarcks, Kaiſer und Kanzler 1858—1888. Das Buch ſtellt den bedeutſamen Verſuch einer zugleich ganz volkstümlichen und den höchſten Anſprüchen an geiſtige Durchdringung genügenden deutſchen Geſchichte dar. Politiſche, wirtſchaftliche, geiſtesgeſchichtliche Entwicklung will es gleichmäßig erfaſſen. Wenn die antiken Hiſtoriker ihren Helden Reden in den Mund legen, ſo gibt Claſſen ihre Geſpräche und Selbſtgeſpräche in entſcheidenden Lagen mit dichteriſcher Phantaſie nachſchaffend wieder: Stein unter den Bäumen ſeines Gartens zu Naſſau vor der Rückkehr nach Preußen 1807 (S. 139), der junge Bismarck im Thadden-Blankenburgſchen Kreiſe (S. 262 ff.), Guſtav Freytag und Theodor Mommſen zu Leipzig im Geſpräch über die Berliner Märztage S. 354 ff.). Claſſen meiſtert eine Darſtellungsweiſe, die oft mit Glück an anſchaulichen Einzelheiten die Eigenart einer Epoche, einer Provinz, einer Geſellſchaftsklaſſe wiedergibt. Die leidenſchaftliche Vaterlandsliebe des Verfaſſers durchleuchtet und durchwärmt jeden Satz. Unverkennbar iſt ſeine evangeliſch-ſoziale, auf wirtſchaftlichem Gebiet der Bodenreform, auf religiöſem dem liberalen Proteſtantismus zuneigende Geſinnung. Nicht unbedenklich erſcheint, wie der Raſſeſtandpunkt, bei der Ungeklärtheit dieſes Fragenkomplexes, zur Deutung geiſtesgeſchichtlicher Vorgänge herangezogen wird, ſo gegenüber dem „germaniſch-tatariſchen Baſtard" Schopenhauer und dem „Slaven" Nietzſche. Bemerkenswert iſt in den Bücherliſten zum weiteren Studium die Angabe zeitgeſchichtlich guter Romane und Novellen. (Ungenaue Titelangaben wie: Bettinas Briefe eines Kindes und Max Lenz, Bismarcks Leben, müßten in der hoffentlich bald folgenden 2. Auflage verbeſſert werden.) Eine gewiſſe Gefahr für die Volkstümlichkeit bergen manche geiſtreiche Wendungen, ſo, wenn Verfaſſer Nietzſches Gedanken „Knochengerüſte, nennt, die vom farbigen Renaiſſancemantel umwallt, einherſtelzen".

Digitized by Google

Doch wird man über Einzelheiten der Auffassung und Darstellung mit dem Verfasser eines im Wurf so neuartigen Buches nicht rechten. Neben den preußischen und hanseatischen finden die österreichischen Verhältnisse die eingehendste Würdigung. Die Verdienste des alten Preußen werden von diesem Nichtpreußen kräftig hervorgehoben. Die Unfähigkeit des altpreußischen Herrenstandes aber, den neuen Industriearbeiterstand dem geschichtlich gewordenen Deutschland einzugliedern, gilt Classen als die schwerwiegendste Ursache des Zusammenbruchs von 1918. Zum Schluß ziehen die vorbildlichen Deutschen des 19. Jahrhunderts noch einmal am Leser vorüber: „Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Arndt und Moltke, Goeben und Alfred Krupp, Harkort, Werner Siemens, Ernst Abbé, Godeffroy und die großen Afrikaner Nachtigal und Wißmann und endlich Kaiser Friedrich waren nach Bildung, Weltblick und Charakter mehr als Preußen. Nach ihnen muß künftige Führerschaft Deutschlands sich bilden."

Wilh. Herse.

Gragger, Robert: Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone. Mit dem Faksimile eines Goethe-Briefes. (Ungar. Bibliothek für das Ungar.-Institut an der Universität Berlin, hrsg. von R. Gragger. Erste Reihe. 6.) X und 158 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923.

Wesentlich früher als bei der Mehrzahl der europäischen Nationen begann in Ungarn das Nationalgefühl sich zu regen. Es spielte bereits „in dem großen politischen Kampf zwischen Österreich und Preußen um das Jahr 1789 eine bedeutende Rolle". Namentlich war es der „rücksichtslose Absolutismus Josefs II." und sein unverständiger Reformeifer, die gerade die besten Kräfte des Landes zum Widerstande herausforderten. In diesem Kampfe wider die Herrschaft der Habsburger suchten die ungarischen Nationalisten die Hilfe fremder Mächte zu gewinnen. Ihr Augenmerk war dabei hauptsächlich auf Preußen gerichtet. In dessen politischer Rechnung bedeutete Ungarn damals einen nicht unwesentlichen Faktor. Kein Wunder, daß Berlins Haltung die Entwicklung der inneren Zustände Ungarns und die Stellungnahme der Hofburg entscheidend beeinflußt hat.

Unsere Kenntnis von diesen Dingen wies bisher mancherlei Lücken auf. Man wird daher dem Verfasser Dank wissen, daß er es unternommen hat, auf Grund umfassender archivalischer Forschungen, deren Ergebnisse in einwandfreier Form mitgeteilt werden, die Betätigung des ungarischen Nationalismus in jenen Tagen zu erörtern und klarzustellen. Eingehend und mit aller erdenklichen Sorgfalt und Umsicht. Wir erhalten auf diese Weise ein übersichtliches, zuverlässiges und nahezu vollständiges Bild von einer der merkwürdigsten Episoden aus dem Gebiete der preußischen und ungarischen Geschichte.

Der Verfasser belehrt uns zunächst über die im Lande der Stephanskrone herrschende, tiefgehende Unzufriedenheit mit dem

Digitized by Google

Regierungssystem Josefs II. Die Gärung steigerte sich auf die Kunde von der in den niederländischen Provinzen Österreichs ausgebrochenen, antihabsburgischen Bewegung. Und seit 1788 bemühte sich die Nationalistenpartei um einen geeigneten Kandidaten für den ungarischen Thron, da Josef von ihr nicht als gesetzmäßiger König anerkannt wurde. Seit den Tagen Gabor Bethlens bestanden ununterbrochene Beziehungen Siebenbürgens und Ungarns zum Berliner Hofe. Er galt den dem Regiment der Habsburger abgeneigten Kreisen als der natürliche Schutz und Schirm gegen die von Wien ausgehenden Bedrückungen. So entstand der Gedanke, mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. und dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, den Häuptern des antijosefinischen Fürstenbundes, wegen Annahme der Stephanskrone in Verbindung zu treten.

Als Vermittler und Unterhändler zwischen Pest und Berlin, wo man die ungarische Bewegung mit wachsender Teilnahme verfolgte, traten, wie der Verfasser im weiteren anziehend schildert, zahlreiche politische und literarische Abenteurer und Glücksritter in die Erscheinung. Besonders der Piaristenmönch Franyó, der berüchtigte Franz Matthäus Grossing und der aus dem Rheinlande stammende Frhr. v. Hompesch. Grossing, der sich auch Franz Rudolf Edler v. Grossing nannte, als Stifter des „Rosen-Instituts" und des „Harmonie-Ordens" in Deutschland weit und breit bekannt, war der letzte große Vertreter des um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Gefolge des Geheimbundwesens auftauchenden und es gleich einem Schatten begleitenden, internationalen Gaunertums. Beachtung verdient vor allem Hompesch, der in Weimar und Berlin eine umfassende Tätigkeit im Sinne der ungarischen Wünsche entwickelte. Karl August war nicht abgeneigt, ihnen zu entsprechen, machte aber zur Bedingung, daß der Vorschlag von preußischer Seite erfolge. In Berlin besprach sich Hompesch auf höhere Weisung mit Hertzberg und dem englischen Gesandten Ewart. Jener hielt sich vorsichtig zurück. Seiner Politik war der ungarische Plan wenig sympathisch. Der Engländer bekundete zwar lebhaftes Interesse für die hochverräterische Sache, riet aber, einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten.

Im Jahre 1789 erschien in Berlin als Bevollmächtigter der ungarischen Nation Paul v. Beck, ein Ahn des Ministerpräsidenten Tisza. Man einigte sich bald über die Kandidatur des Herzogs Karl August. An den Verhandlungen war als weimarischer Minister auch Goethe beteiligt. Als unerläßliche Vorbedingung des Planes und seiner Durchführung bezeichnete er die Kriegserklärung Preußens an Österreich. Kaiser Josef, durch aufgefangene Depeschen des preußischen Gesandten in Wien über die preußisch-ungarischen Bestrebungen unterrichtet, beschloß, ihnen mit aller Kraft zu begegnen. Er traf militärische Vorbereitungen und suchte die nationalen Wünsche der Ungarn zu befriedigen und die Unzufriedenen durch Versprechungen zu beschwichtigen. Darüber starb er. Sein Nachfolger Leopold war zur Versöhnung mit Preußen und Ungarn bereit. Man mißtraute jedoch dort seinen Absichten. Der „Freiheitsbund zur Erringung der vollständigen

Digitized by Google

Unabhängigkeit Ungarns" erhielt daher die Verbindung mit Preußen aufrecht. Dessen Haltung war schwankend. Die Kandidaturfrage trat in den Hintergrund. Dagegen kamen beide Parteien dahin überein, daß Preußen die Garantie für die ungarische Verfassung übernehmen sollte. Aber der ungarische Reichstag ließ auch diese Forderung bald fallen. Nach Abschluß der unglückseligen Konvention von Reichenbach hatte die österreichische Regierung wieder freie Hand in Ungarn. Sie zögerte daher nicht, dort die Zügel straffer anzuziehen. Außerdem entspann sich jetzt, auf ihre Veranlassung, ein scharfer publizistischer Kampf gegen Preußen und Ungarn. Großes Aufsehen erregten namentlich die Broschüre „Babel" aus der Feder von Aloys Hoffmann, einem berüchtigten Rosenkreuzer und politischen Spion, und die Schrift „Irrtümer". Ihr Verfasser ist, wie Gragger nachweist, der Exjesuit Josef Grossing, ein Bruder des Rosenmeisters. Natürlich blieben die Antworten nicht aus. Die Streitschriften-Literatur wuchs zu einer wahren Sturmflut an. In dem Kampfe der Meinungen, an den sich unter anderen auch der Abenteurer Friedrich v. d. Trenck beteiligte, fanden die Ideen der französischen Revolution weite Verbreitung. Der revolutionäre Geist in Ungarn erhielt dadurch neue Antriebe und brach sich schließlich Bahn „in der eifrigen Teilnahme am polnischen Aufstande". Die „ungarischen Freiheitsbestrebungen" endeten „mit der Verschwörung der Jakobiner des Martinovics".

Der Wert der verdienstvollen Untersuchung wird erhöht durch einen umfangreichen gelehrten Kommentar und ein zuverlässiges Namen- und Sachregister. Georg Schuster.

Raumer, Adalbert v.: Der Ritter v. Lang und seine Memoiren. Aus dem Nachlaß hrsg. von K. a. v. Müller und K. F. v. Raumer. XXVI, 250 S. München und Berlin. R. Oldenbourg, 1923.

Die „Memoiren des Carl Heinrich Ritters v. Lang" (1764—1835), die 1842 erschienen und sofort wegen ihrer „Schmähungen gegen Kirche und Staat, gegen die Verfassung und selbst gegen den Monarchen" in Bayern verboten wurden, gehören zu den häufigst zitierten und noch häufiger benutzten Quellen für die Geschichte der deutschen Kleinstaaterei, die Auflösung der alten Reichs- und die Gründung der deutschen Mittelstaaten. Die wissenschaftliche Geschichtschreibung stand ihnen wegen des offenbar rach- und skandalsüchtigen, des Verständnisses für die anti-aufklärerische Strömung entbehrenden Sinnes Langs mit zunehmender Skepsis gegenüber. Es ist nun Raumers Verdienst, im Kernstück seines Buches, dem 2. Teil, S. 73—212, für große Partien der Memoiren, wo es nach dem Erhaltungszustand den primären Quellen möglich war, den überraschenden Beweis ihrer Zuverlässigkeit erbracht zu haben! Was Lang über die Kleinstaaterei im Lande Öttingen, über die groteske Regierungsweise des Fürsten Kraft Ernst, über den Rastatter Kongreß, über die unausgeglichenen Zustände in Bayern 1806—17 unter König

Digitized by Google

Max und Montgelas berichtet, das hält, von unerheblichen Gedächtnisfehlern abgesehen, in allem Tatsächlichen die Prüfung an Hand der Akten aus, so sehr auch in Auswahl und Urteil die Phantasie, die satirische Grundstimmung, die aufklärerisch-liberale Tendenz des Memoirenschreibers wirksam waren. Raumer hat mit dieser mühseligen kritischen Arbeit der deutschen Geschichte von zirka 1780—1820 einen großen Dienst geleistet. Im 1. Teil des Buches, S. 1—69, hat Raumer seine Fähigkeit biographischer Darstellung in dem auf Grund der Memoiren und der Akten geschriebenen Lebensabriß Langs erwiesen, der mit einer glänzenden Charakteristik dieses eigenartigen Geistes schließt. Die Darstellung des Lebens bricht mit dem 30. Jahre Langs ab. Der Weltkrieg hat Raumer die Feder aus der Hand genommen. Am 4. September 1914 ist er, 23jährig, bei Maixe gefallen. Das Denkmal, das K. A. v. Müller in der Einleitung S. VIII—XXVI dem Freunde setzt, führt erschütternd vor Augen, was die deutsche Geschichtswissenschaft an diesem, auch künstlerisch reich begabten, hochgemuten Jünger verloren hat.

Wilhelm Hersе.

Peter von Meyendorff. Ein russischer Diplomat an den Höfen von Berlin und Wien. Politischer und privater Briefwechsel 1826 bis 1863. Hrsg. und eingeleitet von Otto Hoetzsch. I. Bd. LXXXIII und 404 S.; II. Bd. VIII und 473 S.; III. Bd. IX und 477 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923.

Baron Peter von Meyendorff (1796—1863) war nach Bismarck (G. und E. I, 219 f.) die „sympathischste Erscheinung unter den älteren Politikern", ein Deutsch-Russe, „der nach seiner Bildung nnd der Feinheit seiner Formen mehr dem alexandrinischen Zeitalter angehörte und in ihm durch Intelligenz und Tapferkeit sich aus der Stellung eines jungen Offiziers zu einem Staatsmann emporgearbeitet hatte, dessen Wort bei Kaiser Nikolaus erheblich ins Gewicht fiel". Nachdem Meyendorff an den Befreiungskriegen teilgenommen hatte, trat er in den diplomatischen Dienst, war seit 1820 Gesandtschaftssekretär, dann Geschäftsträger in Brüssel, wurde 1824 Rat bei der Gesandtschaft in Madrid, 1827 Botschaftsrat in Wien, wo er die Bekanntschaft von Ypsilanti und Pozzo di Borgo machte, war darauf hintereinander Gesandter in Stuttgart (1832—39), in Berlin (1839 bis 1850) und Botschafter in Wien (1850—54).

Der vorliegende Briefwechsel Meyendorffs, die Zeit von 1826 bis 1863 umfassend und von Otto Hoetzsch sorgfältig und sachkundig bearbeitet, stellt sich dar als eine schätzbare, reichhaltige Quelle zur Geschichte der drei Ostmächte Rußland, Preußen und Österreich, bietet als solche wertvolle Ergänzungen der „Lettres et papiers du chancelier comte de Nesselrode" und ist daher mit aufrichtigem Dank willkommen zu heißen.

Ausgezeichnet in ihrer Art ist die Einleitung, die Hoetzsch seiner Edition vorausschickt. In ihrer durchsichtigen Klarheit, ihrer meister-

Digitized by Google

lichen Gründlichkeit und ruhigen Sachlichkeit gewährt sie dem Leser einen tiefen Einblick in das vorliegende Material, unterrichtet ihn aufs beste über dessen Herkunft, Entstehung und historischen Wert und führt ihn wirkungsvoll ein in das Verständnis der Zeit und der Umstände, der Persönlichkeiten und der Zusammenhänge der Ereignisse. Der Text der Briefe selbst ist mit aller erdenklichen Sorgfalt abgedruckt, aber leider nur dürftig mit erklärenden Anmerkungen ausgestattet. Ein Manko, das auch dem unterrichteten Leser häufig empfindlich zum Bewußtsein kommt und auf die Nutzbarmachung des Werkes störend einwirkt. Das im ganzen recht fleißig zusammengestellte Personenregister vermag die fehlenden sachlichen Erläuterungen keineswegs zu ersetzen. Um so weniger, als es selbst noch vielfach der Ergänzung und Berichtigung bedarf [1]).

Die Sammlung, dem Archiv der Familie von Meyendorff entstammend, enthält hauptsächlich und nahezu lückenlos die Konzepte und Abschriften jener „lettres particuliers", die Meyendorff während seiner diplomatischen Tätigkeit an Nesselrode (1780—1862) gerichtet hat. Die Originale sind leider, wie die Antwortschreiben des russischen Kanzlers, nach gegenseitigem Übereinkommen der Vernichtung anheim gefallen. Das ist um so mehr zu beklagen, als es sich hier der Mehrzahl nach um Schriftstücke vertraulicher Art handelt. Schon aus diesem Grunde liegt die Möglichkeit vor, daß bei der Anfertigung der Reinschriften z. B. scharfe Ausdrücke unterdrückt oder gemildert, bedenkliche Stellen durch einwandfreie Wendungen ersetzt und auch sonst Änderungen, Zusätze und Auslassungen vorgenommen worden sind. Trotzdem behalten auch solche Zeugnisse ihren, wenn auch modifizierten, historischen Quellenwert.

In willkommener Weise werden diese Dokumente ergänzt durch Mitteilungen aus der Korrespondenz Meyendorffs mit den ihm nahestehenden russischen und nichtrussischen Staatsmännern, wie den Freiherren von Budberg und Brunnow, dem Grafen Medem, dem Fürsten Gortschakow, dem Grafen Karl Buol-Schauenstein, seinem Schwager, Otto von Manteuffel, Leopold von Gerlach, Markus Niebuhr usw. Hingewiesen sei schließlich auf die politischen Aufzeichnungen Meyendorffs aus seinen letzten Lebensjahren (III, S. 121 ff.) und seinen reichhaltigen Privatbriefwechsel, vornehmlich mit der Zarin Alexandra (III, 275 ff.), der preußischen Königstochter Charlotte.

---

[1]) Notiert sei hier: Freiherr von Schilden war nicht Oberhofmarschall, sondern Oberhofmeister der Königin Elisabeth. — Der bekannte General und Staatsmann Ludwig Gustav von Thile schrieb seinen Namen ohne „e". — Benedikt Waldeck war Mitglied der preußischen Nationalversammlung, nicht der deutschen. — Zahlreiche Persönlichkeiten, die längst das Zeitliche gesegnet haben, werden noch als lebend erwähnt. Z. B. Zar Alexander III., Herzog Robert von Chartres, Prinz Georg von Preußen, Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen, Arthur Görgey, Gräfin Sophie Hatzfeld, die Freundin Lassalles, Graf Hugo Münster-Meinhövel, der preußische General, Graf Oubril, der russische Diplomat, Fürstin Mathilde Radziwill, Pauline Viardot-Garcia, König Wilhelm II. von Württemberg, Fürst Woldemar von Lippe u. a.

Digitized by Google

Ihr war er in seiner Berliner Zeit näher getreten und erwies sich ihr und ihrem Hause auch später als verständnisvoller Freund und Berater.

Verhältnismäßig am inhaltsreichsten ist der Berliner Briefwechsel. Der russische Vertreter war vor allem zur Pflege der traditionellen Beziehungen zwischen beiden Herrscherhäusern berufen, eine Aufgabe, die viel Umsicht, Urteil und Takt erforderte. Der Umstand, daß Meyendorff ihr länger als ein Dezennium zur vollen Befriedigung beider Teile gerecht geworden ist, beweist, daß er der rechte Mann am rechten Platze war. In seinen Briefen spielen daher der preußische König, der meist richtig eingeschätzt wird, das Königliche Haus, der preußische Staat, seine Staatsmänner (die Arnim und Auerswald, die Bernstorff, Lud. Camphausen, E. v. Bodelschwingh, Brandenburg, Bunsen, Canitz usw.) und ihre Politik eine hervorragende Rolle. Bemerkenswert ist, daß Prinz Wilhelm (I.) bei weitem günstiger beurteilt wird als seine Gemahlin, die Prinzessin Augusta. Besonders beschäftigen Meyendorff die Verfassungsbewegung in Preußen, die Revolution, der polnische Aufstand und die preußische Polenpolitik, die Verhältnisse in Schleswig-Holstein, der preußisch-dänische Konflikt, das deutsche Problem usw. Seine Anschauungen darüber bewegen sich durchaus in dem antiliberalen Gedankenkreise des Zaren, obwohl er sonst als Deutscher für alle Lebensregungen des deutschen Volkes und dessen Kultur volles Verständnis hatte. Maßgebend für seine Beurteilung der preußischen Politik blieb immer die Erwägung, wie weit durch sie etwa die verwandtschaftlichen Beziehungen beeinflußt werden könnten. 1849 bemühte sich Meyendorff um eine Verständigung zwischen Preußen und Österreich. Das Ziel seiner diplomatischen Tätigkeit war überhaupt „die monarchisch konservative Allianz der drei Ostmächte unter russischer Führung", ein „konservativ regiertes Deutschland im Dualismus zwischen Preußen und Österreich und eine Union, die der Bundesakte entsprach". Während er Radowitz „einen großen Komödianten" schalt und des Königs Haltung häufig ablehnte, waren die Bismarck, die Gerlach, Stahl usw. Erscheinungen, die ihm durchaus sympathisch waren.

Nahe stand Meyendorff dem geistigen Leben Berlins. Demgemäß finden sich in seinen Briefen mancherlei interessante Mitteilungen über Schelling und Hegel und ihre Philosophie (III, 278 ff.), über Alexander von Humboldt, Neander, Ranke, Tieck u. a.

Sei 1846 pflog er mit der Zarin einen regen Briefverkehr, der während seines Aufenthaltes in Wien wohl nachließ, aber doch bis zum Tode Charlottens (1860) währte. Seine Mitteilungen an sie beschäftigen sich hauptsächlich mit den Familienverhältnissen des preußischen Königshauses, mit Personalien der Hofbeamten und plaudern anregend über Erscheinungen und Zustände auf dem Gebiete der deutschen Kunst und Literatur, sind aber auch nicht frei von Klatsch aus der Sphäre des Hofes und der Gesellschaft.

1850 wollte sich Meyendorff in das Privatleben zurückziehen: Die Revolution und „die eigentümliche Richtung" der preußischen

Digitized by Google

Politik verleideten ihm den Aufenthalt in Berlin. Aber das Vertrauen des Zaren wies ihn 1850 als Botschafter nach Wien.

In den Berichten Meyendorffs aus der alten Kaiserstadt treten die inneren Verhältnisse der Donaumonarchie in den Hintergrund. Die Hauptrolle spielt die große Politik. Vor allem die Gestaltung des preußisch-österreichischen Verhältnisses. Da er, wie bereits angedeutet, von der Notwendigkeit des Dualismus zwischen beiden Mächten überzeugt war, suchte er stets ihre Verständigung herbeizuführen. Besonders in Olmütz hat er sich in diesem Sinne betätigt. Seine Briefe bestätigen Meineckes Vermutung, daß die diplomatische und militärische Lage Preußens damals erheblich günstiger gewesen ist, als man bisher angenommen hat. Meyendorffs Vermittlertätigkeit wurde übrigens in Berlin gern gesehen, nicht selten sogar erbeten. Erschüttert wurde seine Stellung in Wien durch die zweideutige Haltung Österreichs, besonders seines Schwagers Buol, und durch die Unmöglichkeit, sie im russischen Sinne zu beeinflussen. Sein Nachfolger wurde im Sommer 1854 Alexander Gortschakow.

Die letzten 9 Jahre seines arbeitsreichen Lebens hat Meyendorff in Petersburg zugebracht. Hier wurde er 1854 in den Reichsrat berufen und in das Komitee zur Lösung der Bauernfrage und 1856 an die Spitze der kaiserlichen Vermögensverwaltung gestellt. Beachtung verdient aus dieser Zeit besonders seine außerordentlich pessimistische Niederschrift über die Lage in Europa und in Rußland (1861; III, 232 ff.).

Georg Schuster.

Radowitz, Josef v.: Nachgelassene Briefe und Aufzeichnungen zur Geschichte der Jahre 1848—1853. Hrsg. von W. Möring. (= Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts. Hrsg. durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 11.) 8°. XII, 424 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1922.

Nicht ohne zahlreiche Wiederholungen gleicher Ideen, aber mit vielen mehr oder weniger bedeutsamen Abänderungen wird hier in Briefen Radowitz' und anderer leitender Persönlichkeiten (darunter z. B. Friedrich Wilhelm IV. und Graf Brandenburg) sowie in mannigfachen Aufzeichnungen Radowitz' immer von neuem die Frage erwogen und auf Versuche hingedeutet, wie aus dem deutschen Staatenbunde der deutsche Bundesstaat mit preußischer Spitze erstehen, wie dieser engere Bund, die Union, zu einem weiteren, Österreich als Staatsgebilde mit umfassenden werden könne. („Es gibt keine Lösung für die deutsche Verfassungskrise, die der Vernunft, dem Rechte und der Ehre entspräche, als die seit einem Jahre fest verfolgte: Der deutsche Bundesstaat mit preußischer Spitze und dessen völkerrechtliche Verbindung mit der österreichischen Monarchie." So Radowitz im Juni 1850, S. 251; vgl. auch S. 116/7). Wir lesen vortreffliche Briefe, diese allerdings zu einem guten Teile schon von Hassel und zumal von Meinecke für ihre Radowitz-Veröffentlichungen

Digitized by Google

benutzt; und wir freuen uns lichtvoll erörternder Betrachtungen und Denkschriften von Radowitz selbst.

Die meisten dieser Aufzeichnungen und Briefe gruppieren sich um zwei Vorgangsreihen: die deutsche Bewegung der Jahre 1848/49 und die preußischen Unionsbestrebungen 1849/50; beide angeregt und getragen durch den Wunsch der Einigung des deutschen Volkes und der Begründung eines deutschen Gesamtstaates. Wir finden, gleich zu Beginn, vom 12. Oktober 1847 datiert, „Betrachtungen über den in den deutschen Angelegenheiten einzuschlagenden Weg" (sie sind von Radowitz auf seines Königs Befehl angestellt). Radowitz erhofft die Lösung der Hauptfrage von der Wirksamkeit eines Kongresses, der den Deutschen Bund zeitgemäß umgestalte, so, daß die Nation ihr Streben nach Zusammenschluß erfüllt sähe; die Regierungen müßten von sich aus die nationale Frage zu lösen suchen, anstatt sie der „Umwälzungspartei" gleichsam als ihr besonders zustehend zu überlassen. Sogleich aber führt auch ein Gutachten Thiles zu dieser Radowitzschen Denkschrift aus (S. 4/5), alles hänge davon ab, „was Seiner Majestät heute wichtiger sein muß: die Sympathie, die enge Verbindung mit Deutschland und dem deutschen Volksgeist oder das alte enge Bündnis mit Österreich. Es ist mir nicht denkbar, daß das letztere bestehen und die erstere in der angegebenen Weise erlangt werden könne . . . Österreich und Rußland vertrauen seit den letzten Jahren der konservativen Gesinnung des preußischen Gouvernements in ihrem Sinne nicht mehr". Hiermit ist jener Gegensatz klar herausgestellt, der auf friedlichem Wege nicht zu überwinden war.

Als Abgeordneter in der Paulskirche hat Radowitz sein Streben nicht gekrönt gesehen; doch dies hat ihn nicht abgeschreckt, nun im besonderen Auftrage seines Königs, als Vertreter Preußens, jene „Union" ins Auge zu fassen, deren Fortschritte etwa im Dreikönigsbündnis, im Erfurter Parlament und im Berliner Fürstenkongreß von 1850 zutage liegen, deren Ende dann aber Warschau und Olmütz bildeten. Im vorletzten Entwicklungsstadium war Radowitz, als für die damalige deutsche Politik Preußens verantwortlich, preußischer Minister des Äußeren; als solcher trat er für die, wenn nötig gewaltsame Lösung der kurhessischen und der holsteinischen Frage ein. Als aber das preußische Kabinett unter Otto von Manteuffels Wahlspruch: „Friede vor allem!" sich zum Nachgeben entschloß, geriet die Angelegenheit in ihr letztes Stadium — ohne Radowitz. Dieser ging als Gesandter nach England, um die Macht zu gewinnen, die man etwa gegen das mit Österreich verbündete Rußland ausspielen konnte.

Von umfänglicheren, hierher gehörigen Schriftstücken seien verzeichnet: Denkschrift, betreffend die Politik Preußens in der deutschen Frage, Berlin, 12. Juni 1849 (S. 113—18); Aufzeichnungen Radowitz' über das Erfurter Parlament, vom 2. Mai 1850 datiert (S. 225—35), sowie über den Fürstenkongreß (S. 239–47); alle drei durch klaren Blick, scharfes Erfassen der Lage und durch sichere Beurteilung der maßgebenden Entwicklungen ausgezeichnet.

Digitized by Google

Wie sehr übrigens Radowitz auch mit der deutschen Politik beschäftigt sein mag, von der preußischen kommt er nicht los; und es ist ja schließlich sein Geschick gewesen, in der deutschen Politik zu scheitern, weil es ihm in der preußischen nicht glückte. So geschieht es, daß er, oft und eindringlich mit preußischer Politik sich befassend, über die Ereignisse des 18. März 1848 folgendermaßen urteilt (S. 37/8): „Wer danach trachtet, über die Gegenwart und die Zukunft Preußens klare Begriffe zu gewinnen, wird damit beginnen müssen, sich die Frage deutlich zu vergegenwärtigen, ob die neue Ordnung der Dinge auf den Ereignissen des 18. oder auf denen des 19. März beruhe ... Stand die Umwandlung der Verfassung der alten preußischen Monarchie bereits vor dem Beginne des blutigen Aufstandes fest, so ist sie das freie Werk eines freien Regenten ... Sind dieselben Handlungen hingegen Folge der vorhergegangenen Kämpfe und aus einer Lage hervorgegangen, wo sich der König nach Entfernung der Truppen faktisch in der Gewalt der Massen befand, so tragen sie den unverwischlichen Charakter abgezwungener Zugeständnisse."

Wir müssen uns mit diesen wenigen Zitaten begnügen, obgleich die Fülle und Feinheit politischer Bemerkungen und Gedankengänge den Verzicht sehr erschwert, handle es sich nun um allgemeinere Ideen, wie Autorität und Staatsform, Volkssouveränität und Gottesgnadentum, öffentliche Meinung und Parteiwesen oder um speziellere Themen: Kritik der Restaurationszeit und Metternichs, Österreichs und der Königreiche; Kennzeichnung des Königs Friedrich Wilhelm IV. oder Radowitz' selber, dessen Persönlichkeit allein für sich stärkstes Interesse erregt.

Erich Bleich.

Hartung, Fritz: Deutsche Geschichte vom Frankfurter Frieden bis zum Vertrag von Versailles 1871—1919. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage der deutschen Geschichte von 1871—1914. V und 383 S. Bonn und Leipzig, Kurt Schröder, 1924. Mk. 0.00.

Hartungs Werk bekennt sich rückhaltlos zum deutschen Gedanken, erzählt eindringlich von den Leistungen des deutschen Staates und des deutschen Volkes seit den Tagen der Reichsgründung und deckt die „lebendigen Kräfte" auf, die in der Vergangenheit wirksam gewesen sind. Der Verfasser, der die Dinge von hoher Warte aus betrachtet, beherrscht souverän den gewaltigen, kaum noch zu übersehenden Stoff und durchdringt ihn mit selbständigem, klugem Urteil. Die anregende, sorgsame, überall zuverlässige Darstellung hebt die Grundlinien der deutschen und außerdeutschen Politik klar hervor und stellt die europäischen Zusammenhänge in das volle Licht des Tages. Bei solchen Vorzügen ist es erklärlich, daß sein Buch in überwiegendem Maße volle Zustimmung gefunden hat.

Die kürzlich erschienene zweite Auflage bewegt sich in denselben bewährten Bahnen. In ihr haben, wie sich von selbst versteht, die Forschungsergebnisse der letzten 3 Jahre aufmerksame Berücksichtigung

Digitized by Google

gefunden. So steht das jetzt auch in gefälligerer äußerer Form sich darstellende Buch durchaus auf wissenschaftlicher Höhe. Es behandelt in drei übersichtlichen Abschnitten das Zeitalter Bismarcks (1870—1890), das Zeitalter Kaiser Wilhelms II. (1890—1914), den Weltkrieg und die Revolution (1914—1919). Auf verhältnismäßig kleinem Raum werden in diesem letzten, neu hinzugekommenen Kapitel mit Geschick und Glück der Ausbruch des Krieges und die Schuldfrage erörtert, werden der Gang der kriegerischen Ereignisse, der inneren und äußeren Politik und ihre Zusammenhänge geschildert und gelegentlich auch zu den großen Streitfragen kurz Stellung genommen. Daß zugunsten des neuen Teiles die beiden Abschnitte über das geistige Leben geopfert wurden, ist entschieden zu mißbilligen. Sie gaben allerdings „kein richtiges Bild" von der geistigen Verfassung des deutschen Volkes. Das hätte sich aber bei einigem guten Willen ändern und vervollständigen lassen. Raumhindernisse sollten bei einem so ersprießlichen Werke, wie dem vorliegenden, niemals den Ausschlag geben.

Selbstverständlich wird es auch manchen Leser geben, der dem Verfasser in der Auffassung und Beurteilung einzelner Persönlichkeiten und Vorgänge nicht durchaus zu folgen geneigt sein wird. Hier seien u. a. zwei Fälle angemerkt: Der Verfasser bemüht sich (S. 146 ff.) ernstlich um eine unparteiische Charakteristik des letzten Kaisers. Aber es fragt sich doch sehr, ob schon jetzt eine einigermaßen erschöpfende Würdigung seines Wesens angebracht oder auch nur möglich ist. Nur wer das Kind kennt, versteht den Mann. Was wissen wir und was weiß die Welt von der Jugend des Kaisers und seiner Erziehung? Wer kennt die Summe der Imponderabilien, die dabei mitgewirkt haben? Es ist da unendlich viel versäumt worden. Und einen Hinzpeter zu seinem Erzieher zu bestellen, war ein unheilvoller Mißgriff. Hinzpeter war ein kluger, ideenreicher Kopf. Ohne Frage. Aber ein Mann von engem Horizont und von maßloser Selbstüberschätzung erfüllt, jedenfalls kein Prinzenerzieher im höchsten und besten Sinne. Er war ein rücksichtsloser, allzu energischer Drill- und Schulmeister, wo er hätte Künstler sein müssen. Warten wir also ab, bis der Schleier gelüftet wird, der über allen diesen Dingen noch liegt. Dann wird sich weiter und mit Aussicht auf Erfolg über die Sache reden lassen.

Der Verfasser ist der Meinung (S. 312), es sei „nicht nachzuweisen, auch nicht wahrscheinlich", daß „feste Verabredungen" zwischen Belgien und England stattgefunden haben. Richtig ist, daß aus den Aufzeichnungen des ehemaligen Generalstabschefs Ducarne, die unter dem Titel „Die belgische Neutralität" veröffentlicht wurden, nicht ohne weiteres auf das Bestehen eines militärischen Abkommens zwischen beiden Mächten geschlossen werden kann. Aber auch nicht auf das Gegenteil. Die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer Konvention ist also keineswegs von der Hand zu weisen. In dieser Beziehung spricht der Umschlagtitel „Conventions anglo-belges" von der Hand Ducarnes eine sehr deutliche Sprache (S. Schwertfeger, Der geistige Kampf usw., S. 37). Höchstwahrscheinlich sind die „conventions"

Digitized by Google

bei dem Eintritt der Krise aus dem Umschlag herausgenommen, dieser selbst mit den „conversations" bei der Flucht vergessen worden. Ferner ist zu beachten, daß das Bestehen militärischer Verabredungen zwischen Belgien und England von belgischer Seite niemals ernstlich bestritten worden ist. Weiteres Beweismaterial in: „Die belgische Neutralität", S. 16 ff., 31 ff.; Süddt. MH. 1915, April, S. 96.

Georg Schuster.

Hammann, Otto: Deutsche Weltpolitik 1890—1912. 8°. X, 240 S. Berlin, Verlag von Reimar Hobbing, 1925. Geb. Mk. 12.—.

Dieses 6. Buch des langjährigen Chefs der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes kannten im Grunde schon alle Leser seiner früheren Schriften, ehe es erschien; denn es ist nur eine Umarbeitung derselben und ein Auszug aus ihnen, vermehrt durch Hinweise auf die Aktenpublikation des A. A. und auf das Buch Erich Brandenburgs „Von Bismarck zum Weltkriege". Die Schlußbetrachtung ist ein wörtlicher Abdruck der Anfangspartien im letzten Kapitel des „mißverstandenen Bismarck". Mit Recht heißt es auch hier: „Von allen Rollen, die Wilhelm II. gespielt hat, ist wohl die des Friedenskaisers die echteste. Auch Karl Kautsky, der schärfste Kritiker der berüchtigten Randvermerke, hat eingestehen müssen, daß Deutschland nicht planmäßig auf den Weltkrieg hingearbeitet und ihn schließlich zu vermeiden versucht hat." Durch Bücher, Zeitschriften und Journale, auf Schulen und Universitäten, in Versammlungen und im privaten Verkehr muß hierauf immer wieder hingewiesen werden. Als Bekämpfer der Kriegsschuldlüge erwarb sich Hammann auch mit seinem neuesten Werk gewiß ein Verdienst. Die positiven Ergebnisse, zu denen es gekommen zu sein meint, sind meines Erachtens aber anfechtbar.

Hammann bleibt ein Fürsprecher der Westorientierung. „Die Irrungen und Wirrungen" — so urteilt er über die deutsche Politik nach Bismarcks Abgang — „gehen alle auf ein Grundgebrechen zurück, das sie erst gefährlich machte: es ist die falsche Behandlung der westlichen Flügelmacht Europas. Deutschlands Vereinsamung unter den Weltstaaten, die bis zur Vereinigung aller Weltmächte gegen Deutschland führte, wäre unmöglich gewesen, wenn sich der Enkel Wilhelms I. und seine Ratgeber lange Jahre hindurch um England so ernstlich wie um Rußland bemüht hätten." Ob eine auf beiden Rheinufern fest verankerte deutsche Großmacht Frankreich je hätte gewinnen können, sei fraglich; unzweifelhaft aber hätte sie England nicht ganz zu verlieren brauchen. Nicht die englische Handelseifersucht dürfe für die allmähliche Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen verantwortlich gemacht werden; zerstört worden sei das gute Verhältnis durch die Bevorzugung des Baues von Schlachtschiffen und durch die entfesselte politische Propaganda: „die Überspannung der deutschen Seemachtsansprüche hat die deutsch-englische Entfremdung und in weiterer Folge die langersehnte französische Abrechnung mit Deutschland unter den für dieses ungünstigsten Umständen verschuldet."

Digitized by Google

Daß dem so sei, hat 1924 im Juliheft des Weltwirtschaftlichen Archivs ein Schüler Meineckes, der Baseler Universitätsprofessor Hermann Bächtold, meines Erachtens mit guten Gründen bestritten. Sich gegen Johannes Haller wendend, sagt er: „Die Schaffung der neuen politischen Lage, die Deutschland ins Gedränge brachte und den ganzen Kontinent der Erschütterung auslieferte, begann mindestens bereits 1902. Die ersten eingehenden Besprechungen englischer Staatsmänner mit dem diplomatischen Vertreter Frankreichs in London, die auf das hinauslaufen mußten, was man Einkreisung nennt, setzten bereits früh im Jahre 1902 ein. Und man war in England schon während der vorausgegangenen Bündnisverhandlungen mit Deutschland in der Absicht so weit, daß man, wenn Deutschland nicht zu haben sei, mit Frankreich und Rußland zusammengehen müsse. Die Einkreisung Deutschlands war auf der einen Seite (Frankreich) diplomatisch bereits vollzogen, auf der anderen Seite (Rußland) fest ins Auge gefaßt, als erst der Ernst der Flottenfrage (1904) zutage trat. Für die Bildung der Entente als beherrschendes politisches Ziel der Engländer — und sie war das für Deutschlands politisches Schicksal Verhängnisvolle — ist der deutsche Flottenbau nicht das Entscheidende gewesen." Eduards VII. Biographie von Sir Sidney Lee, über deren 1. Band mir soeben ein Referat zu Gesicht kommt, scheint diese Auffassung zu bestätigen. Wohl hätte — meint Bächtold — zwischen 1898 und 1902 ein Bündnis zustande kommen können, aber nur in einer Form, die den Engländern gepaßt, für Deutschland dagegen eine höchst problematische Bedeutung besessen haben würde, denn gegen dieses auf den Kontinent hätten die Franzosen und Russen den Schwerpunkt ihrer Defensive oder Gegenoffensive verlegt, nicht gegen England in die Kolonien. Und war Englands Hilfe den Deutschen sicher? Höchstwahrscheinlich griffen zunächst die Russen Österreich an, dem Deutschland dann beispringen mußte. England aber weigerte sich, wie die Aktenpublikation des A. A. lehrt und Bülow noch am 10. Juli 1923 Theodor Wolff schrieb (Das Vorspiel, München 1924, S. 95), sich mit dem Dreibund zu alliieren, und wer garantierte — fragt Bächtold —, daß England, wenn es einen vollen deutschen Sieg zu fürchten hatte, bei Kriegsausbruch nicht neutral geblieben wäre oder gar zugunsten Frankreichs und Rußlands interveniert hätte? Ehrliche Freunde wären wir als „Bundesgenossen" gewiß nicht geworden. Die Engländer fürchteten oder haßten uns als ihre wirtschaftlichen Rivalen, und wir bauten und mußten zum Schutze unseres Handels und unserer Kolonien eine Kriegsflotte bauen. Der Gegensatz wäre geblieben und für Deutschland die Notwendigkeit einer Rückversicherung gegen seine „Alliierten", einer Anlehnung an stärkere und zuverlässigere Bundesgenossen, als es Österreich und Italien waren, von Jahr zu Jahr dringender geworden.

Daß um die Jahrhundertwende die Briten Handelsneid gegen die Deutschen beherrschte, behauptet auch A. v. Tirpitz. Sein im November 1924 erschienenes Buch „Der Aufbau der deutschen Weltmacht" hat Hammann für seine Darstellung nicht mehr benutzt,

Digitized by Google

sondern nur in einem kurzen Nachtrag Stellung dazu genommen. Er klingt aus in der sarkastischen Schlußbemerkung: „Im allgemeinen zeigt sich Herr v. Tirpitz in dem neuen Buche, besonders bei der Behandlung der Flottenkrisen 1908/09 und 1911/12 als der alte unentwegte Pfleger des Machtgedankens. Nur an einer Stelle scheint es, als ob der Machtpolitiker Tirpitz auf dem Wege wäre, ein Realpolitiker zu werden. Am Schlusse des Vorworts steht nämlich der leise wie ein pater peccavi klingende Satz: ‚Nach dem verlorenen Krieg anerkenne ich die vollzogenen Tatsachen und verschließe mich der Notwendigkeit nicht, andere Wege auch England gegenüber einzuschlagen, als ich sie vor und während der Kriegszeit für richtig hielt.'" Statt dieser nicht gerade realpolitischen Ablehnung des Machtgedankens für eine Epoche, in der Deutschland noch eine Macht war, wäre eine gründliche Auseinandersetzung mit Tirpitz wohl am Platze gewesen. Hammann hätte meines Erachtens gut daran getan, das Erscheinen seines Buches noch etwas hinauszuschieben und es durch gründliche Verarbeitung der einschlägigen Literatur zuverlässiger zu gestalten. Es ist das auch im einzelnen keineswegs. Auf drei Punkte sei noch kurz hingewiesen.

Über die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages kommt Hammann wieder zu dem paradoxen Schluß: „Der Verzicht war ein Fehler, wenn Bismarck blieb, er war eine notwendige Vorsicht, wenn er ging." Bismarck hatte am 22. Dezember 1880 treffend an Prinz Reuß geschrieben: „Ein Vertrag mit dem Zaren und selbst mit dem Thronfolger dazu bindet allerdings heutzutage nur einen Teil der russischen Macht; ein anderer bleibt unbotmäßig und treibt Politik auf eigene Hand. Daß man durch einen solchen Dualismus bei Abschlüssen betrogen werden kann, ist nicht zu leugnen, aber ohne Vertrag mit dem Zaren wird das noch leichter möglich sein. Ein Vertrag mit Rußland hat immer seinen Wert als Schutz gegen Schädigung". Er hatte ihn erst recht 1890, nachdem Bismarck am 12. Oktober 1889 die Besorgnis Alexanders III. vor einer antirussischen Koalition Deutschlands mit England, Österreich und der Türkei zerstreut hatte; daß Marschall, der davon wußte (vgl. Otto Gradenwitz, Bismarcks letzter Kampf 1888—1898, S. 66), zum Staatssekretär ernannt, sogleich die Hand der Russen zurückstieß und die der Briten ergriff und Caprivi, obwohl der mißtrauische Zar zu Schweinitz über ihn äußerte, er wünsche hoffentlich nicht wie Waldersee den Krieg mit Rußland, den immer mehr zurückgeschraubten Petersburger Forderungen ein dreimaliges Nein entgegensetzte, war eine unentschuldbare Dummheit. Vgl. meinen Aufsatz „Die deutsche Außenpolitik von 1890—1898" im 37. Bande der Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, S. 77 ff.

Das Rätsel der Krügerdepesche hält Hammann durch Friedrich Thimmes Aufsatz im Mai-Juniheft 1924 der „Europäischen Gespräche" für gelöst. Entgangen ist ihm A. O. Meyers Artikel im Juni-Juliheft des Archivs für Politik und Geschichte „Fürst Hohenlohe und die

Digitized by Google

Krügerdepesche" (S. 591—596). Aber auch Meyer hat zu der Mitteilung des Herrn v. Mesmer-Saldern nicht kritisch genug Stellung genommen und nicht bemerkt, daß der Kaiser nicht erst am Abend des 2. Januar 1896 Radolin zu sich ins Opernhaus befohlen haben kann, um ihm seinen Entwurf eines Telegramms an Präsident Krüger vorzulesen: Wilhelm II. wollte vielmehr den Buren schon den Rücken steifen, ehe er wußte, welchen Ausgang Jamesons Abenteuer nahm, und veranlaßte dadurch Hohenlohe, um seinen Abschied zu bitten. (Ich habe das, wie ich den Mitgliedern der Berliner Historischen Gesellschaft schon am 5. Dezember 1924 mitteilen konnte, auf Grund bester Quellen festgestellt. Velhagen & Klasings Monatshefte brachten im Juli einen Aufsatz von mir über das Krügertelegramm.)

Auf Seite 197/8 nimmt Hammann den Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter gegen das abfällige Urteil Erich Brandenburgs in Schutz und betont den friedlichen Zweck der Entsendung des „Panthers" nach Agadir. In seinen „Bildern aus der letzten Kaiserzeit" S. 87/8 berichtete Hammann von einer schlaflosen Nacht, die Bethmann Hollweg Ende Juli 1911 nach einer Unterredung mit Kiderlen gehabt habe. „Dieser äußerte inter pocula: ‚Unser Ansehen ist heruntergewirtschaftet, im äußersten Fall müssen wir fechten'. Das Entsetzen des Kanzlers über den durch diese Worte erregten Verdacht, als ob es Kiderlen auf Krieg anlege, stellte sich am nächsten Tage als falsch heraus, als beide, Kanzler und Staatssekretär, auf der gemeinsamen Reise nach Swinemünde zum Empfang des Kaisers ihr Gespräch vom Tage zuvor fortsetzten." Nach Mitteilungen, die ein Freund Kiderlens mir machte, liegen die Dinge doch anders. Herr Pfarrer Lic. theol. Dr. jur. et phil. Schwarzlose hat im Juli 1911 in Kissingen mit dem Staatssekretär seinen Geburtstag gefeiert. Kiderlen hätte es damals, wie Herr Schwarzlose mir mündlich versicherte und brieflich wiederholte, gern gesehen, wenn die Marokkoaffäre zu einem Kriege mit Frankreich geführt hätte. „Kiderlen hat auch in diesem Sinne mit Bethmann Hollweg und mit österreichischen Freunden korrespondiert. Kiderlen befürchtete mit Recht, daß der Krieg von Frankreich gewünscht und vorbereitet und für Deutschland, je später er einträte, desto kritischer würde. Die Sache wurde damals zerschlagen, weil der Kaiser gegen einen Präventivkrieg war. Kiderlen hat dann aus der Geschichte herauszuholen gewußt, was möglich war, und hat später sogar kurz vor seinem Tode ein freundliches Einvernehmen mit Frankreich angestrebt." (Herr Pfarrer Schwarzlose ermächtigte mich, seine Mitteilungen für dieses Referat zu verwerten; er selbst wird sich im Archiv für Politik und Geschichte in einem Artikel über Kiderlen auch zu diesem Fall äußern.)

Hammann hat seinem Buche 20 deutsche, englische, französische und holländische Karikaturen beigefügt. Diese für die jeweiligen politischen Stimmungen und Tendenzen der Völker charakteristischen Bilder erhöhen seinen Wert nicht unbeträchtlich. Vor dem Titelblatt steht „der verstoßene Bismarck" aus dem Punch vom 6. Februar 1892.

Paul Haake.

Digitized by Google

Aus 50 Jahren. Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlaß des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. IX, 299 S. Berlin, Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), 1923. Mk. 15.—.

Über dem vom Verlage vornehm, ja verschwenderisch ausgestatteten Buche lagert eine erstickende Atmosphäre: In den höheren Regionen parfümierte Hofluft. In den mittleren und unteren Schichten ekelhafte Dünste giftigen Klatsches und boshafter Medisance, Ausstrahlungen eines krankhaften Hirns, einer anormalen Phantasie, einer femininen Psyche. So vermag der Leser der anscheinend recht wertvollen Gabe nimmer froh zu werden.

Die Aufzeichnungen des Fürsten Eulenburg, der lange Zeit hindurch als vertrauter „Garderobier für die Phantasie des Allerhöchsten Herrn" galt, wollen weniger politisch bedeutsame Nachrichten bringen, als „Schilderungen des Menschlichen, der Persönlichkeiten in Erscheinung und Gehaben, der Zustände, des Lebenszuschnittes". Demgemäß wird uns hier eine Fülle anziehender, charakteristischer Mitteilungen geboten über König Friedrich Wilhelm IV., den „alten Wrangel", König Wilhelm I. und seine Gemahlin, den Minister v. Schleinitz, Bismarck und seinen Familienkreis, seine Entlassung und seinen Tod, über Kaiser und Kaiserin Friedrich und Kaiser Wilhelm II. Dazu kommt ein Anhang wichtiger Dokumente, von dem Herausgeber, Haller, aus Eulenburgs nachgelassenen Papieren ausgewählt, „um den Beweis zu liefern, daß der Verfasser in den Kämpfen, die Bismarcks Rücktritt vorausgingen und folgten, die Haltung wirklich beobachtet hat, die er in seiner Darstellung für sich in Anspruch nimmt".

Im Mittelpunkt der Darstellung stehen Bismarck und der letzte Kaiser. Gerade diese Kapitel bieten viel des Neuen, Merkwürdigen, Wissenswerten. Zu dem bekannten „Maulwurf"-Trio Holstein (S. 223, 244 f.), Waldersee (S. 245), Hinzpeter (S. 226, 231) gesellt sich als „Zwischenträger entstellter und lügenhafter Mitteilungen zwischen dem Kaiser und dem Hause Bismarck" der ehrgeizige, einen Botschafterposten erstrebende, sich auch sonst, was übrigens eingeweihten Kreisen bekannt war, unangenehm bemerkbar machende Oberhofmarschall v. Liebenau (S. 225 u. 246). Neu ist ferner die Mitteilung, daß Kayser, der nachmalige Direktor der Kolonialabteilung, der Verfasser des Exposés ist, auf Grund dessen die Arbeitererlasse vom 4. Februar 1890 redigiert worden sind. Unbekannt war bisher, daß Eulenburg es gewesen, auf dessen Veranlassung der Gesandte der Schweiz, Oberst Roth, seine Regierung bewogen hat, die von ihr geplante internationale Arbeiterschutzkonferenz zugunsten der deutschen Einladung aufzugeben (S. 232). Anziehend ist unter anderem auch der Bericht des Grafen August Eulenburg über die Audienz Bismarcks bei dem Kaiser am 25. Februar 1890. (S. 293.) Aus den mitgeteilten Briefen (S. 257 ff.) ergibt sich, daß die 1894 so geräuschvoll in Szene gesetzte Versöhnung zwischen Kaiser und Kanzler im Grunde doch nur, wie diesem nicht entging, eine Komödie gewesen ist. Die Rolle, die die Holstein, Kiderlen, Marschall u. a. dabei gespielt haben, gereicht diesen Männern wahrlich nicht zur Ehre. Sie ist mehr als erbärmlich gewesen.

Digitized by Google

So dankbar aber auch der Historiker zunächst für die dargebotenen Nachrichten sein mag, er wird, wie gesagt, das Buch doch schließlich mit dem Gefühl der Enttäuschung aus der Hand legen. Die Verehrung z. B., die Eulenburg gegenüber den Manen des alten Kaisers, dessen Gemahlin und Bismarcks zur Schau trägt, ist so aufdringlich, daß sie keineswegs überzeugend wirkt. Unvermittelt steht ihr gegenüber die hämische Art, mit der sich der Verfasser behaglich über alle möglichen Intimitäten, auch über das Liebesleben der behandelten fürstlichen Persönlichkeiten, zu verbreiten liebt. Hier hat ohne Zweifel die Lust am Klatsch und Tratsch die Feder geführt. Nirgend gedeihen ja diese Sumpfpflanzen so üppig wie auf dem empfänglichen Boden beschäftigungsloser Hofkreise. Geradezu abstoßend ist, was Eulenburg über einzelne Vorgänge, Äußerungen und Anschauungen im Hause Bismarck mitzuteilen weiß (S. 63, 71 ff., 78, 204 f., 225, 271, 275). Im höchsten Maße widerlich ist auch die Erinnerung an die ... Amerikanerin (S. 193), ein Vorgang, der übrigens nur mit einem bescheidenen Aufwand von Geist erzählt wird. Daß der Verfasser anziehend zu plaudern, anregend zu schildern versteht, ist nicht zu bestreiten. Aber seine Sucht, unter allen Umständen als gottbegnadeter Geschichtenerzähler zu glänzen, führt ihn gelegentlich auf Abwege. Ein wahres Monstrum von „Geistesreichtum" ist auf S. 171 zu finden, wo von dem „volksbeglückenden liberalen Morgenrot der schnell dahinsiechenden Kaiserkrone Friedrich-Victoria" zu lesen ist.

Wahrnehmungen solcher Art stimmen nachdenklich. Und der Fachmann wird ernstlich zu erwägen haben, ob und inwieweit das hier dargebotene Material überhaupt für die Zwecke der historischen Forschung zu verwerten ist. Zumal im Hinblick auf eine ganze Reihe von Flüchtigkeiten, ungenauen und sogar unrichtigen Mitteilungen. Davon seien einige notiert: In geradezu beispielloser Verzerrung erscheint das Charakterbild der Kaiserin Augusta (S. 29 ff.). Dabei ist der Verfasser gar nicht imstande, seine Darstellung durch irgendeine positive Nachricht zu stützen. Über Redensarten, wie „So wird Auguste geurteilt haben" (S. 30), „Sie dürfte vielleicht" (S. 32), „Sollte nicht" (S. 33) usw. kommt er nie hinaus. Und dann diese elenden Verdächtigungen, die sich knüpfen an die „tiefe Freundschaft", die die Prinzessin und Königin Augusta mit dem Minister v. Schleinitz (S. 33) verband und vorher mit dem Prinzen Solms, wobei dem Leser großmütig die Wahl unter den verschiedenen Prinzen des vielfach verzweigten Hauses überlassen bleibt. Selbstverständlich hat sich dann nach Eulenburg Prinz Wilhelm durch Verehrung der schönen Hofdame, Gräfin Luise Oriola (S. 34), schadlos gehalten. Wenn erst einmal der reiche Briefwechsel Wilhelms mit Augusta der Forschung zugänglich sein wird, was über kurz oder lang zu erwarten ist, wird Eulenburg seine jämmerliche Rolle als Hofchronist endgültig ausgespielt haben. Daß die 1. deutsche Kaiserin sich erst seit 1871 Augusta genannt habe, wie Eulenburg bemerkt (S. 29), ist nicht richtig. Ihr Taufname war Augusta. Trotzdem schrieb die Prinzessin ihren Namen ziemlich regellos bald Auguste, bald Augusta, bis endlich

Digitized by Google

seit den 60er Jahren diese Form die übliche wurde. Den Vorzug der Originalität hat die Behauptung, daß unter Bismarcks „Selbsthypnose, seine Politik werde durch die Kaiserin systematisch bekämpft", der Kulturkampf entbrannt sei (S. 37). So urteilt ein Staatsmann, der „seine Zeit von einer Höhe überblickte und mit einer Weite des Gesichtskreises, wie es nur selten einem Sterblichen vergönnt ist". Prinzessin Friederike, keineswegs die einzige Schwester Königin Luisens, war in 2. Ehe mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, nicht mit einem Fürsten Taxis vermählt (S. 33). Hier liegt eine Verwechslung mit deren älterer Schwester Therese (1773—1839) vor. Charlotte (1760—1818), das älteste Kind im Strelitzischen Geschwisterkreise, war seit 1785 die Gemahlin des Herzogs Friedrich von Hildburghausen. Ein Blick in den „Almanach de Gotha" (S. 30) hätte genügt, den Verfasser ausreichend über das Verwandtschaftsverhältnis aufzuklären. Nach Eulenburg (S. 39) hat sich Freiherr v. Schleinitz um den Prinzen Wilhelm insofern verdient gemacht, als er dessen an den König gerichteten Brief vom 19. März 1848, in dem er den Verzicht auf die Krone aussprach, geöffnet und zerrissen habe. Der Vorgang ist längst bekannt. Es handelte sich aber in dem ominösen Schreiben nicht um eine Verzichtserklärung Wilhelms, sondern darum, daß dieser sich erbot, falls der König ihm den Oberbefehl über die Armee anvertrauen würde, „in kürzester Frist Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen". (S. Aus den Papieren der Familie v. Schleinitz. Berlin 1905, S. 314.) Die zuerst bei Egelhaaf (Bismarck, 3. Aufl., S. 403) sich findende Fabel, daß Bismarck der Kaiserin Friedrich 12 Millionen „aus dem Staatsschatz" (!) zugewendet habe, wozu er übrigens gar nicht in der Lage war, wird auch hier (S. 187) als geschichtliche Tatsache festgestellt.

Nach diesen Proben wird man Eulenburgs Zuverlässigkeit nicht sonderlich hoch einschätzen. Und man wird Hammann (Bilder aus der letzten Kaiserzeit. Berlin [1922], S. 15 und 22), der die Genossen „am Webestuhl der Zeit" gründlich kannte, zustimmen müssen, wenn er Eulenburg und dessen Busenfreund Holstein dahin charakterisiert: Ihre „Wahrheitsliebe war zu stark belastet durch den Drang nach heimlicher Macht und unverantwortlichem Einfluß, der zum Färben und Entstellen nötigte und sie hinderte, Menschen und Dinge ohne vorgefaßtes Mißtrauen so zu sehen, wie sie wirklich waren". Als endgültiger Eindruck bleibt die Gewißheit, daß das vorliegende Buch den Historiker erst in 2. Linie interessiert, daß es dagegen an 1. Stelle dem Mediziner, dem Psychiater, reiches Material erschließt.

Georg Schuster.

Kronprinz Wilhelm: Erinnerungen. Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen herausgegeben von K. Rosner. 8°. 345 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta, 1923.

Das vorliegende Buch, das schriftstellerisch mit großem Geschick angelegt und durchgeführt ist, erzählt von dem Leben unseres ehe-

Digitized by Google

maligen Kronprinzen in der Verbannung. Vom März 1919 bis zum September 1921 laufen die trüben Erlebnisse auf Wieringen, die vornehmlich in wehmütigen Erinnerungen bestehen. Das eigentlich historische Interesse ist gering. Sofern der Kronprinz geschichtlich hervorgetreten ist, tat er es als Heerführer; und was er als solcher an Denkwürdigem zu berichten hatte, liegt in schlichter Form und sachlicher Darlegung für die historische Erkenntnis bereit (vgl. „Mitteilungen" 51, S. 71 f.).

Anders als mit jenen Feldzugs- steht es mit diesen, man möchte sagen Vorkriegs-Erinnerungen, denen ganz gewiß unsere menschliche Anteilnahme gehört, da sie ein neues Beispiel zu dem charakterologischen Kapitel „Väter und Söhne" bieten, auch durch eine seltene Tragik jähen Glückswechsels unsere Augen bannen. Aber so stark das menschliche Interesse auch immer gefesselt wird, wo, wie hier, auf den Höhen des Lebens, Sohn und Vater in scharfer Ausprägung neben- und gegeneinanderstehen, wo dann beide, in die gleiche furchtbare Lage versetzt, jenen Glückswechsel sondergleichen erfahren: — trotz aller Hochachtung vor dem Werte jeder Individualität und in voller Anerkennung des schönen Wortes „heilig ist das Unglück" muß doch gesagt werden, daß die Ansichten und Urteile, die von dem Kronprinzen geäußert und gefällt werden, zu einem großen Teile abwegig erscheinen. Sie stellen den Kaiserlichen Vater als zu wenig und als schlecht beraten hin. Als ob die Lektüre radikaler Zeitungen und die Weisheit, die daraus zu schöpfen war, das Heil zu bringen vermocht hätte! Als ob der Nicht-Beamte, schon weil er nicht Beamter, damit Dauerpächter des gesunden Menschenverstandes und Verkörperung heilsamster praktischer Erfahrungen wäre!

Angesichts solcher gewollt modernen Anschauungen mag man billig bezweifeln, ob der Kronprinz zum rechten Staatsbewußtsein durchgedrungen war: sportsmännisch befangen, zeigt er sich allzu sehr geneigt, Zucht und Disziplin zu unterschätzen; mit burschikoser Gebärde, in weltmännisches Gebaren verstrickt, dünkt er sich über Einrichtungen und Formen erhaben; stolz zumal auf seine Unbefangenheit, ist er naiv genug zu glauben, daß, wer von vielen vieles hört, damit auch Gutes, Besseres und Bestes erfährt, und andrerseits leichtgläubig genug, um zu meinen, daß das Maßgebliche gerade von Unmaßgeblichen vertreten wird. Nur ein Beispiel: daß er sich mit „Onkel" Eduard so gut verstanden, beweist nichts gegen die Politik Kaiser Wilhelm II., spricht aber stark für des Großoheims Diplomatie, der den Kronprinzen gegen den eigenen Kaiserlichen Vater einzunehmen wußte. Im übrigen verzichten wir darauf, Einzelbelege zu geben; das Buch im ganzen stellt deutlich genug den Zwiespalt zwischen älterer und jüngerer Generation dar und erscheint als ein bedenkliches Zeichen der Zeit, weil sein Verfasser offenbar noch jetzt meint, daß seine jugendliche Anschauung der väterlichen nicht bloß gleichberechtigt, sondern sogar überlegen war und ist; sonst hätte er sie nicht in solcher Breite entwickelt.

Erich Bleich.

Digitized by Google

Amed Djemal Pascha: Erinnerungen eines türkischen Staatsmannes. 2. Aufl. (Bücherei für Politik und Geschichte [Bd. 6].) 394 S. 8°. München, Drei-Masken-Verlag, 1922.

Der früher kaiserlich osmanische Marineminister und Kommandeur der IV. Armee im Weltkriege schrieb seine Memoiren in einem gar nicht orientalisch phantasievollen, sondern beinahe deutsch anmutenden, urkundlichen Stile. Wo es irgend möglich oder nötig erschien, wurden authentische Belege (Briefe, Akten, Exkurse usw.) eingeschaltet. Damit gewinnt seine Darstellung auch dort — wie z. B. in der Behandlung der leidigen armenischen Frage — an Vertrauen, wo man ihr vielleicht voreingenommen oder skeptisch gegenübersteht. Jedenfalls war Djemal Pascha, Sprößling einer Stambuler Offiziersfamilie, eine der sympathischsten Erscheinungen der Jahre seit dem denkwürdigen Umsturz von 1908. Er war ein Osmane von glühendem Nationalstolz, unbeugsamer Willenskraft und niemals erlahmender Arbeitslust, nicht zuletzt ein wahrer Freund der Deutschen. Wo jetzt Mustafa Kemal und die Seinen ernten, da hatte Ahmed Djemal ehrlich mit gesät. Seine Ansichten von Ehre und Gewissen sind die eines ritterlichen Mannes untadelhafter Art. Das Hauptinteresse seiner Erinnerungen beanspruchen wohl die Seiten, wo die erste Kanalexpedition, die erste Schlacht von Gaza und der gemeine arabische Aufstand geschildert werden. Ein Jammer, daß das alles so übel enden mußte!

Helmolt.

Dubnow, S. M.: Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes. 1789—1914. Bd. 3: 1881—1914. VI und 586 S. Berlin, Jüdischer Verlag, 1923.

Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes seit 1789 ist zweimal in je 3 umfangreichen Bänden dargestellt worden, zunächst von Martin Philippson 1907 und ff., jetzt von Dubnow. Der vorliegende dritte Band Dubnows ist der erste Versuch, die modernste jüdische Geschichte zusammenfassend darzustellen. Zum ersten Male werden wir hier genauer über die Zeit, die wir selbst zum Teil miterlebt haben, orientiert, über die jüdischen Parteien und Organisationen unserer Tage, über die jüdische Presse, die wissenschaftlichen und religiösen Anstalten, die moderne jüdische und hebräische Literatur, die Wissenschaft des Judentums, den Zionismus, das Auswanderungsproblem. Im ersten Kapitel erfahren wir vom Antisemitismus in Deutschland von 1881—1900 und ebenso in Österreich-Ungarn. Das Entstehen der neuen antisemitischen Reaktion wird gezeigt, aber ihre Ursachen werden nicht genügend beleuchtet; es fehlt die Verknüpfung der Judenfrage mit den sozialen und wirtschaftlichen Problemen der Gegenwart. Es ist sehr bequem, den Antisemitismus als „Triumpf der brutalen Gewalt“ aus dem „Kultus“ des Militarismus oder gar aus der „Abneigung des Junkertums gegen Menschen, deren Ahnen keine Heldentaten auf dem Gebiete des Faustrechts aufzuweisen hatten“, zu erklären, aber mit solchen Erklärungen kommt man dem

Digitized by Google

Problem nicht näher. Wie ist es gekommen, daß der religiöse Antisemitismus aus der Zeit der Kreuzzüge und der wirtschaftliche des ausgehenden Mittelalters sich in den politischen und Rassenantisemitismus der Gegenwart umgewandelt hat? Auf diese Frage gibt uns Dubnow keine Antwort. Auch zeigt er uns nicht, welche Rolle die Juden der Gegenwart im modernen Wirtschaftsleben und in der Politik spielen, ob sie wirklich die Börse, das Finanzwesen, die Presse und das Theater beherrschen, ob die Weltmachtsgelüste, die man ihnen vorwirft, in den Tatsachen einen Stützpunkt finden. Auch werden die inneren Kämpfe zwischen Orthodoxie und Liberalismus zu kurz behandelt. Hauptsächlich wird die Geschichte der Juden Rußlands behandelt, weil Dubnow, der selbst Ostjude ist, in den ostjüdischen Zentren den Schwerpunkt des jüdischen Lebens erblickt. Die Pogrome unter Alexander III. und Nikolaus II., die russische Judengeschichte bis zur russischen Revolution von 1905 werden eingehend dargelegt. Man erkennt als ihre Folge die fluchtartige Auswanderung aus Rußland nach Nordamerika, Kanada, Argentinien, Südafrika und letzten Endes auch nach Palästina. Hieraus erklärt sich teilweise die Entstehung des Zionismus, die mit großer Liebe geschildert wird. Ein meisterhaftes Bild entwirft Dubnow von Theodor Herzl, dem Begründer des Zionismus. Zum Schluß wird die Lage der Juden vor Beginn des Weltkrieges gezeichnet. Siegbert Neufeld.

Franke, O., D. Großmächte in Ostasien v. 1894—1914. E. Beitr. z. Vorgesch. d. Krieges. Hrsg. m. Unterstützg. d. Hamburg. Wissenschaftl. Stiftung. (Hamburg. Forschgg. Wirtschaftl. u. polit. Studien a. hanseat. Interessengebiet. Hrsg. v. K. Rathgen † u. F. Stuhlmann. 10. H.) 8°. XXIV, 408 S. Braunschw. u. Hamb., G. Westermann, 1923. Geh. Mk. 16.—.

Haushofer, K., Japan u. d. Japaner. E. Landeskunde. M. 11 Kart. i. Text u. auf 1 Taf. 8°. VI, 166 S. Leipz. u. Berl., B. G. Teubner, 1923. Karton. Mk. 3.60.

Der sozusagen urkundliche Wert beider Werke über den Fernen Osten liegt darin, daß beide Vf. eine entsprechend lange Zeit persönlich dort tätig gewesen sind. Von General Haushofer ist das ja bekannt. Franke hat 1888—1901 in China im kaiserl. deutschen Konsulatsdienste gestanden u. ist dann in die kaiserl. chines. Diplomatie übergetreten; er bezeichnet sich selbst als den einzigen Lebenden von allen Deutschen, Chinesen u. Japanern, die an den Ereignissen aktiv teilgenommen haben, welche zu dem Frieden von Shimonoseki u. dem russ.-franz.-dtsch. Einspruche führten. Seine jedenfalls beachtenswerte These lautet, daß es nur der engl. Hetzpropaganda vom Aufkommen der Entente an, zeitlich also einer späteren Entwicklung, zuzuschreiben sei, wenn sich überall die Meinung festgesetzt habe, daß Japan uns besonders dies Eingreifen in die Weltpolitik übelgenommen habe. O. v. Mohl, der doch auch jahrelang am kaiserl. japan. Hofe gewirkt hat, kann sich leider nicht mehr verteidigen, u. vom Fürsten Bülow

Digitized by Google

ist kaum zu erwarten, daß er deswegen noch einmal das Wort ergreife. Aber die Frage verdient eine Sonderbehandlung auf Grund echter historischer Methode. In diesem Satze liegt zugleich ein grundsätzlicher Einwand gegen die Art der Forschung u. Darstellung F.s. Sie ist nicht objektiv genug, sondern voreingenommen. Seine 2. These lautet nämlich: „die engl. Weltverschwörung gegen das Deutsche Reich beherrscht nahezu ausschließlich alles politische Geschehen während der letzten 12 Jahre vor 1914". Das geht entschieden zu weit. Daß wir im vaterländischen Kampfe gegen die unselige Lüge des 231. Art. des Friedensvertrags jedes Rüstzeug mit aufrichtiger Dankbarkeit zu begrüßen haben, das die freche Infamie von Deutschlands Schuld am Kriege befehden hilft, darüber ist ja kein Wort zu verlieren. Und ein gewisses Temperament läßt man sich auch in einer wissenschaftlichen Arbeit gern gefallen. Aber dem wünschenswerten Grade von Glaubwürdigkeit u. Überzeugungskraft tut es sicherlich Eintrag, wenn sich die Geschichtschreibung von vornherein u. bewußt unter einen bestimmten Gesichts- u. Standpunkt stellt. Unbeabsichtigt muß das der Unbefangenheit der historischen Kritik Abbruch tun. Anderseits stehe ich nicht an, F.s informationsreiches Buch eben wegen seiner Einstellung, die die Ereignisse mit eignem Lichte beleuchtet u. durchhellt (vgl. vor allem die Entstehung des englisch-japanischen Zweibunds, dessen Anfänge man bisher durchweg einseitig von London u. „Eckardstein" aus zu betrachten gewöhnt war), als schlechthin unentbehrliche Ergänzung zu jeder Geschichte der beiden Vorkriegsjahrzehnte zu bezeichnen.

Auch Haushofers Werk hat einen eigenwilligen Charakter. Es stellt einen ersten Versuch dar, Japan geopolitisch zu erfassen. Als überzeugter Anhänger der Gedankengänge F. Ratzels u. R. Kjelléns bezweckt der deutsche Japanfreund, als Vorstufe für richtiges geopolitisches Handeln gegenüber der asiat. Großmacht zuverlässige Unterlagen für ein möglichst unabhängiges Wissen von den unabänderlichen Bedingungen zu liefern, unter denen sich das japanische Volk entwickelt hat. Eine kursorische Aufzählung der Kap.überschriften mag das erläutern; sie lauten: Landkörper u. Seeraum d. Sonnenaufgangsreichs; Inselrasse u. Reichsbevölkerg., d. Mensch i. japan. Erdraum; d. Einzelne u. d. Familie in Recht u. Staat, Staatswehr; das japan. Reich als staatl. Lebensform; Siedelg., Verkehr u. Wirtsch. im japan. Erdraum. Man wird ohne weiteres zugeben, daß es eine so geartete Landeskunde von Japan noch nicht gegeben hat. Daß H.s Betrachtungsweise berufen ist, das von ihm behandelte Gebiet in vielfach neuen u. tw. geradezu überraschenden Lichtern erstrahlen zu lassen, ist nicht zu bezweifeln; man muß sie nur zu finden wissen (ein Register fehlt). Der Quellennachweis ist leider sehr ungleichmäßig gearbeitet u. bedarf dringend einer Revision.

Hans F. Helmolt.

Digitized by Google

Regesten zur Schlesischen Geschichte 1334—1337. Namens des Vereins für Geschichte Schlesiens und der historischen Kommission für Schlesien. Herausgegeben von Konrad Wutke in Verbindung mit Erich Randt und Hans Bellee. Codex Diplomaticus Silesiae Band XXIX. Lieferung 1—5. Im Kommissionsverlag von Ferdinand Hirt. Breslau 1922.

Arbeit an Regesten bedeutet die entsagungsvollste Gelehrtenarbeit, und nur der, der bei eigener Arbeit derartige Werke zu benützen Gelegenheit hatte, kann ermessen, welch ungeheure Leistung in ihnen ruht. — So ist es zu begrüßen, daß nach langer Pause die Arbeit an den Regesten Schlesiens, die auf die Anregungen eines Mannes wie Wilhelm Wattenbachs zurückgehen, wieder aufgenommen worden sind. Die Jahre 965—1333 liegen nunmehr bearbeitet vor, und es steht zu hoffen, daß auch fernerhin das schlesische Regestenwerk in gleicher Weise gefördert werden wird. Die Jahre, die in den vorliegenden 5 Lieferungen vor uns erstehen, sind auch für die allgemeine deutsche Geschichte von besonderer Bedeutung. In ihnen vollzog sich die endgültige Abgliederung Gesamtschlesiens vom polnischen Reiche, die Auflassung der schlesischen Fürstentümer an die Krone Böhmens und somit nicht nur äußerlich an das Deutsche Reich, sondern auch innerlich an die deutsche Kultur. Beim Durchlesen dieser Regesten erkennen wir aufs deutlichste, in welcher Weise die Einrichtungen des Westens sich in Schlesien ausbreiteten und ein bisher ungeahntes Leben in dieses Land brachten. Für den Spezialforscher ergeben sich neue Aufschlüsse für die Kirchen-, Orts- und Familiengeschichte. Sorgsam gearbeitete Orts-, Personen- und Sachregister beschließen den Band, die es erst ermöglichen, den gewaltigen Stoff wissenschaftlich völlig auszuwerten.

Wir möchten dem Wunsche Ausdruck geben, daß die weiteren Lieferungen der mit dem vorliegenden Bande begründeten neuen Reihe rasch nachfolgen möchten. Mit dem abgeschlossenen Werke würde Schlesien der gesamten Geschichtswissenschaft ein großes Geschenk darbringen.

Willy Cohn.

Kurze Anzeigen.

Lessing, Th.: Europa und Asien oder der Mensch und das Wandellose. 8°. 439 S. Hannover, Adam, 1923.

Das Buch erschien in dem Augenblick, „wo Europas Menschen am großen Flammenrausch des Vaterlandes zu Verzückungen politischen Machtwillens entbrannten". Tagebuchcharakter tragend, bringt es eine solche Menge von Tatsachen und Gesichtspunkten, daß der Leser fast in Verwirrung gerät. Leitender Gesichtspunkt ist die durchaus verständliche Sehnsucht des Verfassers nach dem Zeitlosen im Zeitlichen; aber dieser Grundgedanke geht in einer uferlosen Kritik an allem Bestehenden unter und endet in einem einseitigen Hymnus auf Asien! — „Mein Buch will zeigen, daß die gesamte Bildung zweier christlicher

Digitized by Google

Jahrtausende, die Logik und Ethik des Abendlandes, seine Weltgeschichte der Menschheitsentwicklung nichts anderes ist als ein verkappter Machtwahn der europäisch-amerikanischen Menschenwelt" (S. 16). Asien hingegen kennt unsere Schaffensideale nicht. Ebendarum tragen „seine Erzeugnisse noch den natürlichen Stempel rassiger Sicherheit und klarer Selbstverständlichkeit, stiller Innigkeit und Einfachheit, Klarheit und Leichtbegreiflichkeit für Jedermann" (S. 202). „Europa verhält sich wollend, Asien schauend" (S. 3). Mag man dem Verfasser darin recht geben, daß dem Christentum des letzten Jahrhunderts schlechterdings alles möglich gewesen sei und jeder es sich anpaßte (S. 61), so wird man doch andererseits deshalb nicht das Christentum überhaupt preisgeben und sich auf asiatische Vorbilder verweisen lassen. Schließlich ist ja das Christentum auch asiatisch!

Sange.

Freytag-Loringhoven, Frhr. v.: Die Psyche der Heere. 8°. VIII, 175 S. Berlin, E. S. Mittler & S., 1923.

„Betrachtungen über die seelischen und geistigen Antriebe, die in den Heeren seit Alexanders d. Gr. Zeiten mächtig gewesen sind." Mit Genugtuung sei die verständige, für den Historiker freilich selbstverständliche Wertung des Jahres 1806 (S. 52—63) vermerkt, für dessen Fehlschläge nun wirklich die „Junker" nicht mehr verantwortlich gemacht werden dürfen. — Abschnitt 5 und 6 (Zeit nach 1815) sind auch für den Fachmann von Wert, weil hier ein Militär beste literarische Verlautbarungen, zumal über den Weltkrieg, in ruhiger Sachlichkeit zusammenstellt. S. 139 ff. behält der deutsche Generalstab gegen Stegemann recht: die den Franzosen nachgerühmte Ausdauer erklärt sich aus der oft erneuten und erfüllten Hoffnung auf kräftige fremde, zuletzt amerikanische Hilfe. Der Weltkrieg bleibt trotz alledem das stolzeste Ruhmesblatt deutscher Geschichte; und ohne daß diese historisch gewonnene Überzeugung Gemeingut wird, gibt es keine Möglichkeit des Aufstiegs.

Loewenfeld, L.: Über die Dummheit. Eine Umschau im Gebiete menschlicher Unzulänglichkeit, mit einem Anhang: Die menschliche Intelligenz in Vergangenheit und Zukunft. 2. neubearb. Aufl. 8°. XVI, 358 S. München und Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1921.

Hier spricht der Nervenarzt, und es handelt sich demnach zunächst um die Dummheit als psychologische Erscheinung; dann aber auch (im IX. Abschnitt S. 264—323), und dies allein geht uns an, um die Dummheit als geschichtliches Phänomen. Freilich berücksichtigt Verfasser das Bedeutsamste, nämlich daß die Dummheit geschichtlich fast lediglich als Massenerscheinung auftritt, erst in zweiter Linie. Immerhin bringt der VI. Abschnitt (S. 232—246) unter der vortrefflichen Überschrift: „Die Dummheit der Massen und die Massendummheiten" auch einige gut gewählte geschichtliche Beispiele. — Da Verfasser meint, daß „die Möglichkeit intellektuellen Fortschritts nicht zu bestreiten sei", so hält er sich lieber an diejenigen Tatsachen der

Digitized by Google

Entwicklung des Menschengeschlechts, aus denen der Fortschritt hervorleuchtet, und nichts erscheint ihm notwendiger als der Kampf gegen die Dummheit. Diese intellektualistische Einstellung wird leider der Gesamtentwicklung in keiner Weise gerecht: Verfasser unterschätzt die Macht der Willensantriebe und die Priorität der moralischen Haltung ganz bedenklich, und wo er für Pflege des Gemütslebens eintritt, da denkt er an „Veredelung des Sinnes für ideelle (ästhetische) Genüsse". Daß die Religion die edelste Blüte des geistigen Daseins sei, geht freilich dem nicht ein, der geneigt ist, die Bemühungen ernster Denker um die Erfassung der christlichen Wahrheit, d. h. die Scholastik als widersinnig (S. 201) zu bezeichnen. Die Scholastik würde ihm die Frage vorlegen, ob das durch ihn gepredigte Dogma vom Fortschritt nicht den Rückschritt involviere oder ein Sich-tot-laufen konstatiere. Bleich.

Arendt, Karl: Chronologischer Aufbau der Weltgeschichte in Kartenform. Königsberg i. Pr., Selbstverlag d. Vf., 1924. Mk. 12.60, auf Leinwand gezogen Mk. 25.50.

Besteht aus 1 Übersichtsplan und 5 Karten, deren eine (0,68×1,00 m groß) die politische Geschichte des Altertums vom 17. bis 3. Jahrhundert vor Christo in synchronistischer Tabelle vorführt, während die 4 anderen (je etwa 0,35×2,00 m groß) die wichtigsten Ereignisse des 4. bis 20. nachchristlichen Jahrhunderts nach Ländern (vertikal) und nach Jahrhunderten (horizontal) darstellen. Es handelt sich um nicht weniger als 40 Staaten, deren äußere Entwicklung auf solche Weise anschaulich gemacht wird (daher die 2-m-Breite dieser Karten).

Es ist ein interessanter Versuch, den Arendt unternommen und glücklich durchgeführt hat; ein Versuch dennoch, der mehr dem Studierenden und Wissenden als dem Lernenden oder Schüler dienlich sein wird. Denn die naturgegebene Lehrform der Geschichte ist und bleibt die Erzählung. So weit gedehnte, reichen Wissensstoff registrierende Übersichten wie die Arendts, nutzen erst dem Vorgeschrittenen; deshalb erscheinen dem Referenten die Sacherklärungen nicht notwendig.

Zur Richtigstellung: die finanzielle Maßnahme Solons heißt Seisachtheia, der leitende Minister des brandenburgischen Kurfürsten Georg Wilhelm hieß Schwarzenberg.

Aus der Geschichte der Völker. Zum Gebrauch an deutschen Mittelschulen aus Geschichtswerken alter und neuer Zeit zusammengestellt von M. Förderreuther und Fr. Würth. IV. Bd.: Die Neuzeit (2. Hälfte). VIII, 548 S. Kempten, Jos. Kösel und Friedr. Pustet, 1922.

Behandelt das Zeitalter Friedrichs des Großen und dasjenige der Französischen Revolution sowie die Zeit von 1815—1914; die Proben zur Kennzeichnung letzterer (S. 326—526) sind unter den Überschriften Politische und Kulturgeschichte gesondert. Die Auswahl der Proben, welche zumeist anerkannten, nicht selten ersten Werken entnommen sind, erscheint wohl geeignet, dem Leser die wichtigsten geschichtlichen Tatbestände und führende Persönlichkeiten der beiden letzten Jahrhunderte näher zu bringen und so dem Geschichtsunterricht

Digitized by Google

Ergänzungen zu schaffen. 26 Voll-, 188 Textbilder nebst 10 Plänen und Skizzen geben reiches Anschauungsmaterial. S. 538 ff. bringen Namen- und Sachregister zu den 4 Bänden des Gesamtwerkes.

K. F. Beckers Weltgeschichte. Neu bearb. von J. Miller, bis auf die Gegenwart fortgeführt von Karl Jacob. Mit Abbildungen und Karten. 6. Aufl. Bd. 13, 14. 8°. VI, 278; VIII, 336 S. Stuttgart, Berlin, Leipzig; Union Deutsche Verlagsgesellschaft; o. J. [1925].

Auch diese Neubearbeitung und Fortführung der altbeliebten Beckerschen Weltgeschichte ist der Überlieferung getreu und somit wirkliche Weltgeschichtserzählung geblieben. Die vorliegenden Bände behandeln, gemäß der Einteilung des Gesamtwerkes, die „Neueste Zeit", und zwar in ihrem 11. und 12. Zeitraum. Der 11. Zeitraum (Bd. 13) umfaßt die Jahre der „Vorbereitung des Weltkrieges"; so wenigstens meint der Verfasser diese Jahre (1909—14) bezeichnen zu müssen, deren „Große Politik von der bosnischen Krise bis zum Ausbruch des Weltkrieges", zum mindesten retrospektiv, gar wohl unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden darf. Der 14. Band, dem 12. Zeitraum gewidmet, schildert in eingehender Darstellung unser gewaltigstes und stolzestes Erleben, den Weltkrieg; er führt in einer Schlußbetrachtung die Entwicklung seit den unheilvollen Friedensschlüssen vor. Es sei besonders bemerkt, daß der 13. Band außerdem nicht bloß der Entwicklung der einzelnen Staaten bis zum Weltkrieg, sondern auch (S. 231 ff.) der geistigen und kulturellen Entwicklung Deutschlands von 1848 bis 1914 gerecht zu werden sucht, während Band 14 (S. 337—52) das Register für den 13. und 14. Band bringt.

Von Einzelheiten seien vermerkt: die Feststellungen, daß die „Einkreisung" 1908/09 versagte (Bd. 13, S. 9); daß Kriegsbegeisterung 1914 nur in Deutschland und Deutsch-Österreich als den Umstellten, nicht in den Ententeländern vorhanden war (S. 96); daß unsere Diplomatie durch „Nachgiebigkeit" gefehlt habe (S. 132); daß leider nicht die auswärtige, sondern die innere Politik bestimmend gewesen sei (S. 135). Weiter die Kennzeichnung des miracle de la Marne als eines Sieges der Deutschen mit folgendem Rückzug (Bd. 14, S. 36—42). So freut man sich auch, wenn man Bismarcks Größe vor allem darin gesetzt sieht, daß er den Zerfall der europäischen Staaten in zwei Mächtegruppen verhindert habe. Aber andrerseits tauchen alle Zweifel an der Befugnis, wissenschaftliche Urteile über zeitgeschichtliche Ereignisse und über Zeitgenossen zu fällen, von neuem und verstärkt auf, wenn man liest, was hier (Bd. 14, S. 80) über Falkenhayn in ungünstigem und (S. 201) über Erzberger und Scheidemann in günstigem Sinne geschrieben wird. Über Falkenhayn und Erzberger könnte man übrigens als über Dahingegangene vielleicht schon urteilen, und zwar ganz anders als der Vf.; über den an dritter Stelle Genannten aber lohnt es nicht, solange es völlig unentschieden ist, ob überhaupt und in welcher Weise die ihrer Würde bewußte Weltgeschichte seiner sich annehmen wird. Bleich.

Digitized by Google

Sachße, E.: Die Bedeutung des Namens Israel. Eine geographisch-geschichtliche Untersuchung. 8°. 91 S. Gütersloh, Bertelsmann, 1922.

Sachße erörtert (im Anschluß an seine gleichnamige quellenkritische Schrift [1910]) den Begriff „Israel". Er betrachtet eingehend die Grenzverhältnisse, wobei er von der Königszeit ausgeht, und kommt zu dem Ergebnis, daß „Israel" Name eines Reiches, nicht eines Landes gewesen ist. Das Verhältnis Judas zu Israel anlangend, so hat Juda trotz ursprünglicher Verwandtschaft der Nord- und Südstämme von vornherein eine Sonderstellung eingenommen, die sich in der Königszeit befestigte. Jene Verbindung zwischen den Süd- und Nordstämmen war religiöser Art. Der Name des Bundes, der die Verehrer Jehovas umschloß, war Israel. Bog. Meißner.

Haupt, A.: Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen. 2. neubearb., erweiterte Aufl. 323 S. Berlin, E. Wasmuth, A.-G., o. J.

Beschränkt sich auf die Zeit von der Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen; berücksichtigt zu wenig die seit der Bronzezeit klar heraustretende Kunst der Germanen, wie sie die Ausgrabungen nachweisen. Bleibt aber infolge glänzender Beherrschung des Stoffes, den Verfasser in gründlichen Studien deutscher und ausländischer Museen zusammenbrachte, eine hervorragende, der Aufmerksamkeit der Fachgenossen empfohlene Leistung. Haupt bemüht sich, die Eigenart der einzelnen Stämme in den künstlerischen Äußerungen zu erfassen und erhöht dadurch die Brauchbarkeit seines vom Verlag gut ausgestatteten Buches. H. Philipp.

Jahresberichte der deutschen Geschichte. Jg. 4: 1921. In Verbindung mit ... herausgegeben von V. Loewe und O. Lerche. 8°. IV, 147 S. Mk. 5.—. Jg. 5: 1922. In Verbindung mit ... herausgegeben von V. Loewe und M. Stimming. 8°. IV, 177 S. Mk. 5.75. Breslau, Priebatschs Verlag, 1923, 1924.

Fortsetzungen des in den „Mitteilungen" (Bd. 51, S. 116) angezeigten Werkes. Diese Wiederaufnahme der Bestrebungen unserer bis 1915 von der Historischen Gesellschaft durch Georg Schuster herausgegebenen „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" (JbG) in ihrem wichtigsten Teile ist der Anerkennung jedes deutschen Historikers sicher. — Die Anordnung der 1921 und 1922 erschienenen Schriften ist im großen und ganzen die gleiche geblieben. Hervorgehoben sei, daß die Methodologie (Jg. 3: CV) jetzt unter A II mit Historiographie und Geschichtsphilosophie zusammengefaßt ist, sowie daß die einschlägigen Bücher und Abhandlungen mit besonderem kritischem Eingehen besprochen sind (Jg. 4: S. 2—17; Jg. 5: S. 2—17). — Personen- und Sachregister schließen beide Bände, wenngleich das Inhaltsverzeichnis des Jg. 4 sie nicht aufführt. Bleich.

Digitized by Google

Buchner, Max: Einhards Künstler- und Gelehrtenleben. Ein Kulturbild aus der Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen. (Bücherei der Kultur und Geschichte, Bd. 22.) XVI, 452 S. 8°. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder, 1922.

Buchner will für „weitere Kreise der Gebildeten" ein Bild des Menschen Einhard auf zeitgeschichtlichem Hintergrund zeichnen. Sein 1913 erschienenes Werk „Einhard als Künstler" hat mancherlei Neues gebracht, aber auch vielfachen Widerspruch ausgelöst. Der Verfasser liebt seinen Helden so, daß er nahezu alles, was man in Kunst und Wissenschaft der Karolingerzeit nicht recht unterbringen kann, seinem Einhard zuschreibt. Zwar setzt er immer vorsichtig ein „wahrscheinlich, allem Anschein nach, gewiß, wird, soll" und ähnlich hin, der Historiker wird in sehr vielen Fällen ein Fragezeichen machen müssen. Das Buch, dessen zeitgeschichtliche Schilderungen vielfach recht gelungen sind, wird den weiteren Kreisen der Gebildeten in der Tat manche Anregung bieten. Es ist ein auf historischer Quellenforschung ruhender guter Roman; für die Wissenschaft kommen nur die in den Anmerkungen niedergelegten Auseinandersetzungen mit anderen Ansichten in Betracht. F. Schillmann.

Below, Georg von: Territorium und Stadt. Aufsätze zur deutschen Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte. 2. wesentlich veränderte Auflage. 8°. XII, 257 S. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1923.

Sammlung mehrerer der inhaltlich und formell ausgezeichneten Untersuchungen des an erster Stelle stehenden Gelehrten, deren Überschriften eine Vorstellung von den behandelten Gegenständen geben: Der Ursprung der Landeshoheit; System und Bedeutung der landständischen Verfassung (S. 53—160); die Anfänge des modernen Staates mit besonderem Blick auf die deutschen Territorien; die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des 16. Jahrhunderts (S. 194—208); Kritik der hofrechtlichen Theorie (mit besonderer Rücksicht auf die ständischen Verhältnisse); die historische Stellung des Lohnwerkes (S. 228—246); mittelalterliche und neuzeitliche Teuerungspolitik.

Aber von der Bedeutsamkeit des Inhalts und der Fülle der Ergebnisse abgesehen: — diese Untersuchungen scheinen dem Referenten eben als solche, d. h. als folgerichtige Darlegungen des Ganges der Forschung und als musterhafte Beispiele dafür, wie wissenschaftliches Denken geschichtliche Anschauungen gewinnt und historische Resultate erarbeitet, von höchstem Werte. Denn heute strebt man in völlig mißverständlicher Verquickung der Begriffe „Wissenschaft" und „Kunst" vielfach danach, das, wie wir hoffen, wissenschaftlich Erarbeitete in kunstvoller Darstellung zu geben und auf solche Weise Behauptungen zu Anschauungen werden zu lassen. Hier bei Below arbeiten wir in methodischem Gange an der Ermittlung der Wahrheit mit; und wir sind in der Lage, uns selber von der Stichhaltigkeit der Gründe

Digitized by Google

und Beweise zu überzeugen, deren Verknüpfung ein Gedankenbild ergibt. Hier liegt die Kunst wahrhaft immanent in der zielbewußten Gedankenführung und der klaren Anordnung der Sätze und Schlüsse.

Bleich.

Schwindt, A.: Hans Denck, ein Vorkämpfer undogmatischen Christentums, 1495—1527. 109 S. Habertshof, Neuwerkverlag Schlüchtern [1923].

1523 war Denck Rektor der St. Sebaldschule in Nürnberg und gut lutherisch gesinnt. Er wendet sich aber bald der Sache Thomas Münzers zu und gerät mit der Nürnberger Geistlichkeit in einen Streit, der 1525 mit seiner Verbannung endete. Es folgen bis zu seinem Tode noch zwei kämpfereiche Jahre. Denck lehnte äußere Kirchengebräuche ab, leugnete besondere Gnadenmittel, auch die Endgültigkeit der heiligen Schrift und stand im schärfsten Gegensatz zum lutherischen Bekenntnis. Das sittlich-moralische Verhalten ist ihm der Angelpunkt des Glaubens, wie er denn überhaupt das ethische Moment dem religiösen überordnet. Er übte starken Einfluß auf Seb. Franck aus. — Für die Zusammenstellung der wichtigsten, überaus schwer zugänglichen Schriften Dencks und die Mitteilung von Abschnitten aus diesen gebührt dem Herausgeber A. M. Schwindt besonderer Dank.

Sange.

Ulrich Bräker, der Arme Mann im Tockenburg. Ein Kultur- und Charakterbild aus dem 18. Jahrhundert. Nach den Handschriften dargestellt von S. Voellmy. Mit 17 Abb. IV, 275 S. Zürich, Verlag Seldwyla, 1923.

In der Tat: 18. Jahrhundert! Ein Schweizer, ein einfacher Mann (zuerst Hirt, dann kleiner Kaufmann), in beschränkten Verhältnissen lebend (er nennt sich selbst den „Armen Mann"), aber von humanem Bildungsstreben erfüllt: empfindsam in Naturseligkeit und Freundschaftsschwärmerei, in Gottesgefühl und Menschenliebe. So tritt uns Bräker (1735—98) in seinen Schriften entgegen, die eigenwüchsig, wenn auch keineswegs naiv oder völlig unverbildet, das grübelnde Denken und rege Empfinden eines Mannes aus dem Volke darstellen; den Leser erfreuen viele gute Beobachtungen und tüchtige Gedanken (z. B. S. 110 ff. über den Krieg, der „von Anfang her unter den Menschen war"). Immerhin ist Bräker einer von denen, die mehr aus besonderer Neigung denn aus starker Denktätigkeit und eigentümlicher Denkrichtung oder gar aus künstlerischem Drange zur Feder greifen, die, nicht Original-, sondern Normalschriftsteller, im 18. Jahrhundert hier und da, im 19. schlechterdings überall auftreten. Dies sei kritisch bemerkt angesichts der Tatsache, daß verbildete Zeitalter solche anscheinend naiven Talente, solche unstudierten Gelehrten leicht überschätzen (siehe: Hans Sachs; Jakob Böhme; die Karschin; Johanna Ambrosius). Ja, die Angelegenheit wird sogar aus dem Intellektuellen ins Ethische gewandt, und der „einfache Mann" stellt sich dann auch als der schlichte, biedere, treue dar: er wird der „brave Mann",

Digitized by Google

dem Bürgers Lied gilt. — Besonders hingewiesen sei auf den Dialog zweier Landsknechte im Jenseits (S. 257 ff.), die ihre Meinungen über die neuesten politischen Ereignisse (franz. Revolution) austauschen.

Mayer, Jul.: Alban Stolz. Mit 10 Bildern und 1 Schriftprobe. 8°. VII und 619 S. Freiburg i. B., Herder & Co., 1921.

Dieser katholische Volksschriftsteller, der gern neben Matthias Claudius oder Peter Hebel gestellt und gleich ihnen als „Kalendermann" geschätzt wird, gehört unbedingt in unsere Literatur- und Kulturgeschichte. Wir sehen dabei von allem ab, was er seiner Kirche und seinen Glaubensgenossen geleistet hat; aber in den kräftigen Kalendern „für Zeit und Ewigkeit", in den nachdenklichen „Seelenwitterungen" u. a. derartigen Schriften, ja auch in dem umfänglichen Buche voll vieler zarter Geschichten: „Die Legende oder der christliche Sternenhimmel" wendet er sich doch schließlich an das Gesamtvolk. — Mayers gründlichst eingehendes Werk beruht, besonders für den ersten Teil, auf einer neu erschlossenen Quelle, auf den seit der Primanerzeit geführten Tagebüchern Stolz'; so erhält man tiefe, oft überraschende Einblicke in das Seelenleben dieses ernsten Menschen, dieses von der christlichen Wahrheit innig durchdrungenen Geistlichen, der als Seelsorger wie als akademischer Lehrer überaus segensreich gewirkt hat. Es ist erstaunlich, wie oft man den Ausführungen des fest auf dem Boden der katholischen Kirche fußenden Mannes beipflichten kann; und der Anhang (S. 571—584: A. Stolz in der deutschen Literatur von Joseph Sauer) gibt Beweise, wie stark die Berührungen der ernsthaften Christen sind, seien sie nun Protestanten oder Katholiken. Bleich.

Bornhak, Conrad: Deutsche Geschichte unter Kaiser Wilhelm II. 3. und 4. durchgesehene und erweiterte Auflage. 8°. VIII, 368 S. Leipzig und Erlangen, Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl [1922].

Die wesentlichen Ereignisse und Vorgänge der Jahre 1888—1914 werden in natürlicher Gliederung, teils nach chronologischen, teils nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, in schlichter und zumeist angemessener Darstellung vorgeführt. Leider nicht immer! Das 1. Kapitel fällt über Friedrich Wilhelm III. und seine Söhne, Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., bald nichtssagende, bald schiefe Urteile. Mit der höchst bedeutsamen Idee des „Gottesgnadentums" weiß der Verfasser nichts Rechtes anzufangen; wenn er (S. 37) erklärt: „Nicht der Kaiser wurde mit der Sozialdemokratie, sondern die Sozialdemokratie wurde mit dem Kaiser fertig", so ist das mehr spöttisch als richtig gesagt. Erheblicher sind die Bedenken, welche die Lektüre des Buches im ganzen zeitigt. Es geht m. E. nicht an, jedenfalls schließt es eine Ungerechtigkeit ein, Wilhelm II. Regierung nur bis zum Jahre 1914 hin darzustellen, dabei aber einer Auffassung gemäß zu urteilen, die aus dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges und

Digitized by Google

der anschließenden „siegreichen" Revolution erwachsen ist. Bornhak betrachtet die Vorkriegszeit als eine Periode, die zum Mißerfolg führt, und glaubt sich dazu berechtigt, da „der höchste Richter aller geschichtlichen Taten der Erfolg ist" (S. 41, 48 usw.). Dem Referenten erscheint dieses Urteilen nach dem Erfolge gar zu bequem, um nicht zu sagen grobschlächtig, auch von sehr geringem wissenschaftlichem Belange; denn es kommt darin ein politischer, kein historischer Gesichtspunkt zur Geltung.

Bleich.

Rudolf v. Bennigsens Reden. Herausgegeben von Walther Schultze und Friedr. Thimme. 2. Bd. 1879 bis 1901. Mit einem Sachregister zu Bd. 1 und 2. VIII und 407 S. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1922.

Der Druck des vorliegenden Schlußbandes der Reden Bennigsens hat durch den Krieg und seine Folgen eine langdauernde Unterbrechung erfahren. Außerdem brachten es die Zeitverhältnisse mit sich, daß an Stelle der ursprünglich in Aussicht genommenen vollständigen Sammlung der Reden „des großen Parlamentariers" nur eine beschränkte Auswahl geboten werden konnte. So sind von den 1229 Reden, die Bennigsen in der Zeit von 1857—1901 gehalten hat, schließlich nur 117 — davon im vorliegenden Bande 34 —, „sei es ganz, sei es in ihren wesentlichen Teilen" zum Abdruck gelangt. Das ist beklagenswert. Um so mehr, als seine Ausführungen sich nach Inhalt und Form auf einer Höhe bewegen, die seitdem von keinem Parlamentarier mehr erreicht worden ist. Am allerwenigsten von den heutigen Epigonen. Gerade ihnen wäre daher ein eifriges Studium dieser Äußerungen einer hochentwickelten Rednergabe dringend zu empfehlen.

Aber auch für die vorliegende, in mustergültiger Form dargebotene Edition haben wir aufrichtig zu danken. Sie ist ein wertvoller Beitrag zur neueren deutschen Geschichte und führt uns tief hinein in die Tätigkeit und Anschauungswelt Bennigsens, dieses ungewöhnlichen Mannes, dieses letzten großen Vertreters jener Generation, deren Namen mit der Gründung des neuen Reiches unlösbar verknüpft ist.

Georg Schuster.

Wahl, Adalbert: Zwischen den Kriegen. 6 Vorträge über die auswärtige Politik der Großmächte von 1871 bis 1914. 8°. V, 65 S. Tübingen, Osiander, 1923.

Ein vortrefflicher, knapper und klarer Überblick, der auch einige weniger geläufige Dinge mit zwingender Deutlichkeit heraushebt, z. B.: „Zwei große politische Zielgruppen haben vor dem Weltkriege den Hintergrund für alle Gegensätze abgegeben: die französische Revanche-idee und der Panslavismus" (S. 56). Die Revanche-idee aber hätte 4 Ziele verfolgt: 1. Wiedererwerb Elsaß-Lothringens; 2. Wiederherstellung der 1870/71 durch deutsche Siege verletzten französischen Waffenehre (die eigentliche Revanche-idee); 3. Herab-

Digitized by Google

drückung Deutschlands unter Frankreich; 4. Zerstörung der Einheit Deutschlands (S. 57). Davon seien 1. und 3. erreicht, 2. und 4. dagegen nicht. Denn der Ausgang des Weltkrieges und der sogenannte „Sieg" ist von der Wiederherstellung der französischen Waffenehre weit entfernt. — Sodann sei hingewiesen auf die Erörterung des Problems, „warum die Engländer gerade den Deutschen ihre Parteinahme für die Buren so übel genommen haben und nicht ebensosehr den Franzosen, die in noch viel maßloserer Weise ihren Sympathien mit den Feinden Großbritanniens Ausdruck gegeben hatten" (S. 39).

Bleich.

Die Kriegsschuldfrage. Ein Verzeichnis der Literatur des In- und Auslandes betreffend die Geschichte des imperialistischen Zeitalters — die Vorgeschichte des Weltkrieges — den Kriegsausbruch und die Dokumente der Mächte. — Erinnerungen von Staatsmännern, Politikern und militärischen Führern in alphabetischer Anordnung mit eingearbeitetem Schlagwortregister. Herausgegeben vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler, Ausschuß Deutscher Gesellschaft für Auslandbuchhandel. 8°. XXII, 176 S. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, 1925.

Ernst Sauerbecks „Zum Geleit" (S. VIII—XXII) gibt eine vortrefflich einführende und sachgemäß sondernde Übersicht über den in so vielen Schriften ausgebreiteten Stoff. Das Büchlein ist hochwillkommen, weil es den Versuch macht, alles irgendwie Bedeutsame zu dieser bedeutsamsten aller Fragen beizubringen; und das Geleitwort wird schon dadurch wichtig, daß es aus der Fülle des Stoffes das Wichtigste und Kennzeichnendste heraushebt.

Die Reichsverfassung vom 11. August 1919. Mit Einleitung, Erläuterung und Gesamtbeurteilung von O. Bühler. (= Aus Natur- und Geisteswelt, Bd. 762.) 8°. 130 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1922.

S. 28—118 gibt Bühler eine knappe, aber gründliche Erörterung der 181 Artikel unserer neuen Reichsverfassung, die er jeden für sich, aber in Abschnitte und diese wiederum in die beiden Hauptteile zusammengefaßt, gesperrt zum Abdruck bringt und eingehend erläutert, vielfach im Hinblick auf die alte Reichsverfassung oder auf die gleichartigen Festsetzungen anderer Länder.

Die geschichtliche Einleitung (S. 5—28) behandelt in aller Kürze den Deutschen Bund (1815—66) und die deutschen Einzelstaatsverfassungen sowie die Gründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches, um (S. 14—23) die Reichsverfassung von 1871 und ihre Weiterentwicklung bis Oktober 1918 genauer zu würdigen und der Entstehung der neuen Reichsverfassung nachzugehen.

Von besonderem Interesse ist die „Zusammenfassung der Grundgedanken und Beurteilung der neuen Reichsverfassung" (S. 119—128).

Bleich.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Neue Erscheinungen:

EPISTOLAE KAROLINI AEVI

Tomus IV

EDIDIT

ERNESTUS PERELS

(MONUMENTA GERMANIAE HIST.

Epistolarum tom. VI pars 2 fasc. 2)

gr. Lex.-8°. (S. 691–811.) Geh. 12 M.

REGESTA PONTIFICUM ROMANORUM

ITALIA PONTIFICIA

Vol. VII Pars II:

RESPUBLICA VENETIARUM / PROVINCIA GRADENSIS / HISTRIA

CONGESSIT

PAULUS FRIDOLINUS KEHR

gr. 8°. (XXVII u. 263 S.) Geh. 21 M.

Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft

1923 und 1924

Herausgegeben von

Georg Minde-Pouet und Julius Petersen

Groß-Oktav. (230 Seiten.) Geheftet 16 Mk.

Aus dem Inhalt: Heinrich von Kleist. Religiosität und Charakter. Von Maria Prigge-Kruhoeffer. — Heinrich von Kleists Ideenmagazin, sein Tagebuch und die „Geschichte seiner Seele". Von Otto Reuter. — Kleist und Rahel. Von Helmuth Rogge. — Varnhagen v. Ense über Kleist. Von Julius Petersen. — Kleist-Bibliographie 1923 und 1924 mit Nachträgen. Von Georg Minde-Pouet.

DAS DOPPELTE ZIEL DER ERZIEHUNG

GRUNDZÜGE EINER PÄDAGOGISCHEN THEORIE

von

RUDOLF LEHMANN

gr. 8°. (VI u. 200 S.) Geh. 6 M.

Das Buch bildet ein Gegenstück zu des Verfassers Werk „Erziehung und Unterricht". Während in diesem die Ergebnisse seiner langjährigen praktischen Tätigkeit im Lehramte geboten werden, enthält das hier angezeigte neue Werk den Ertrag seines theoretischen Denkens auf dem Gebiete der Pädagogik. Es wird allen Jugenderziehern willkommen sein.

Der Humor im deutschen Recht

von

Otto Gierke

2. Aufl. Photochemischer Neudruck. gr. 8°. (82 S.) Geh. 3 M.

Das Werk fehlte lange Zeit im Buchhandel. Da es immer wieder verlangt wurde, haben wir einen photochemischen Neudruck herstellen lassen.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Geschichtswissenschaft und Kriegsschuldlüge. Von Erich Bleich und Richard Neumann . . . 1

Neuere geschichtsphilosophische Literatur. Von Walter Sange 18
Literatur zur Geschichte des Altertums. Von Fritz Geyer 27
Neue Literatur zur Geschichte bedeutender Unternehmer und wirtschaftlicher Unternehmungen. I. Von Carl Koehne 35
Zur neuesten Geschichtsforschung über den Zeitraum 1848—1914. Von Richard Sternfeld . . . 39

Weber, Wirtschaftsgeschichte. 2. Auflage. (Häpke) 49
Rosthorn, Geschichte Chinas. (Herrmann) 50
Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums. Band III. (Berfu) 53
v. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 4. Aufl. 2 Bände. (Lasson) 56
Poetarum Latinorum medii aevi tom. 4, pars II, 2 (= Mon. Germ. hist.). (Schillmann) 58
Cosmas von Prag, Die Chronik der Böhmen. (Cohn) 59
Lehmann, Die Parodie im Mittelalter. (Schillmann) 60
— Parodistische Texte. (Schillmann) 60
v. Czibulka, Die großen Kapitäne. (Graefe) 61
— Andrea Doria. Der Freibeuter und Held. (Graefe) 62
Sturm, Joh. Christoph von Preysing. (Reimann) 63
Classen, Das Werden des deutschen Volkes. 3. Band. (Herse) 65
Gragger, Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone. (Schuster) 66
v. Raumer, Der Ritter v. Lang und seine Memoiren. (Herse) 68
v. Meyendorff, Ein russischer Diplomat an den Höfen von Berlin und Wien. I., II., III. Band. (Schuster) 69
v. Radowitz, Nachgelassene Briefe und Aufzeichnungen zur Geschichte der Jahre 1848—1853. (Bleich) 72
Hartung, Deutsche Geschichte vom Frankfurter Frieden bis zum Vertrag von Versailles 1871—1919. 2. Auflage. (Schuster) 74
Hammann, Deutsche Weltpolitik 1890—1912. (Haake) 76
Eulenburg-Hertefeld, Aus 50 Jahren. (Schuster) 80
Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. (Bleich) 82
Djemal Pascha, Erinnerungen eines türkischen Staatsmannes. 2. Auflage. (Helmolt) 84
Dubnow, Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes. Band 3. (Neufeld) 84
Franke, Großmächte in Ostasien von 1894—1914. (Helmolt) 85
Haushofer, Japan und die Japaner. (Helmolt) 85
Regesten zur Schlesischen Geschichte 1334—1337. Band XXIX. (Cohn) 87
Kurze Anzeigen 87

Mit Beilagen von Johann Ambrosius Barth in Leipzig und der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

FEB 19 1926

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Dreizehnter Band

Der ganzen Reihe 53. Band

Zweites Doppelheft (3. und 4. Heft)

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1925

Digitized by Google

In vierter, völlig umgearbeiteter Auflage erschien soeben

REDEN UND VORTRÄGE

von

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF

BAND I.

Inhalt: Was ist übersetzen? / Das homerische Epos / Homer, der fahrende Dichter / Der Berg der Musen / Pindaros / Bakchylides Hellenische Naturbilder / Die Locke der Berenike / Demeterfest Daphnis / Adonis / Kleanthes, Hymnus auf Zeus / An den Quellen des Clitumnus / Goethes Pandora / Register.

In Halbpergament gebunden 12 Mark

Band II erscheint im nächsten Jahre

Die Auswahl der Reden und Aufsätze, deren kurz vor dem Kriege erschienene dritte Auflage bald vergriffen war, liegt nach langer Zeit nun endlich wieder vor. Was nur dem Augenblicke galt, ist fortgeblieben; dagegen ist so viel Neues hinzugetreten, daß die Vorträge auf zwei Bände verteilt werden mußten. Der in Vorbereitung befindliche zweite Teil wird noch einiges aus der früheren Sammlung bringen, vor allem aber die späteren Reden enthalten.

„Aus allem leuchtet der scharfe, kritische Geist des Verfassers hervor, seine hohe ideale Auffassung des Altertums und vor allem die ihm gewordene treffliche Gabe der schönen Sprache und der aus ihr herausklingenden warmen Empfindung für alles Gute und Schöne, mag es uns im Gewande der alten Zeit oder in modernster Gestaltung entgegentreten." *Kölnische Zeitung.*

Sonderprospekt über Wilamowitz' Schriften stellt der Verlag gern zur Verfügung.

In neuer Auflage liegt vor

Die Kulturwerte der deutschen Literatur

in ihrer geschichtlichen Entwicklung

Von **Kuno Francke**

Erster Band: Das Mittelalter

Zweite Auflage — In Ganzleinen geb. 10 Mark

Zweiter Band: Von der Reformation bis zur Aufklärung

In Ganzleinen geb. 12 Mark

Dritter Band: Die Neuzeit

In Vorbereitung

„Daß Francke solche Höhen nicht im Sturm tönender Worte, sondern durch gediegene Wissenschaftlichkeit wieder dauernd für uns in Besitz genommen, soll ihm unvergessen bleiben." *Preußische Jahrbücher.*

„Ihn beseelt ein echtes, tiefgewurzeltes Nationalgefühl, kein enger geistiger Nationalismus.— Sein Buch liest sich leicht und fließend." *Berner Bund.*

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

Weltkrisis 1911—1914.

Von Georg Schuster.

Churchill, Winston S., Weltkrisis 1911—1914. Berechtigte deutsche Ausgabe, übersetzt von Hellmut von Schulz, Fregattenkapitän a. D. VIII u. 400 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1924.

Unser Kampf gegen die „Schuldlüge" hat bisher nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Weder die „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch", noch die großartige Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes, in der das deutsche Volk „die Geheimnisse seiner Staatskunst schrankenlos" preisgibt und damit ein „Vertrauen ohne Grenze zur versöhnenden und heilenden Macht der Wahrheit" bekundet, noch die aus österreichischen und russischen Archiven stammenden Veröffentlichungen, noch die Enthüllungen und Aufzeichnungen der Nitti, Lansing, Baker, Keynes usw. haben den geringsten Eindruck gemacht auf das von deutschen Schwärmern unentwegt, ja bis zum Überdruß zitierte Weltgewissen, haben die öffentliche Meinung in der Welt merkbar beeinflußt, haben „versöhnend und heilend" gewirkt, haben die Machthaber im Lager der Entente veranlaßt, auch nur eine einzige ihrer Lügen und Verleumdungen zu widerrufen. Und an diesem Zustand wird sich vorläufig kaum etwas ändern. Es sei denn, daß die feindlichen Staatsmänner von den eigenen Völkern zu einem Bekenntnis der Wahrheit gezwungen würden. Das liegt jedoch einstweilen noch weit im Felde. Denn eine gut geschulte Presse in den Ländern der Entente und in den von ihnen abhängigen neutralen Staaten wacht sorgfältig darüber, daß die harmlosen Seelen ihrer Leser nicht unnötig in Wallung geraten. Allzu hell und scharf brennt und leuchtet der Wahrheit loderndes Feuer. Hat doch selbst die deutsche Reichsleitung — Gott weiß, aus welchen Gründen — sich bisher noch nicht einmal so weit aufzuraffen vermocht, den feindlichen Mächten „ins Gesicht ein volles und rundes Zeugnis abzulegen" für Deutschlands Schuldlosigkeit am Weltkriege.

Immerhin haben sich angesichts der deutschen Bemühungen, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, frühere englische Staatsmänner veranlaßt gesehen, in mehr oder weniger umfangreichen Schriften das Wort zu ergreifen. So Lloyd George, der Demagoge. So Asquith, der langjährige britische Premierminister. Jener sucht vergeblich in wortreichen, völlig an der Oberfläche haftenden Ausführungen sich der Verantwortung für die Folgen des Versailler Vertrages zu entziehen. Dieser vertritt in seinem haßerfüllten, sonst aber überaus dürftigen

Digitized by Google

Buche die alte, abgegriffene These von dem Friedensstörer Deutschland, von seiner Schuld am Weltkriege und der Unschuld Albions. Nach Asquith war Englands Politik zur Zeit seiner Ministerpräsidentschaft friedlich, ist die Einkreisung Deutschlands in das Reich der Fabel zu verweisen, war die Entente ein gänzlich harmloses Institut. Nur die deutschen Flottenrüstungen bedrohten den Frieden. Selbstverständlich.

Zu Lloyd George und Asquith gesellt sich neuerdings als Dritter im Bunde Winston S. Churchill, ein auch in seinem Vaterlande viel angefeindeter und kritisierter, aber auch viel gefeierter Staatsmann. Churchill stand vom 25. Oktober 1911 bis zum 28. Mai 1915 an der Spitze der englischen Admiralität. Eine der denkwürdigsten Epochen der Weltgeschichte. Für England umfaßte sie nach den eigenen Worten des Verfassers „den Abschluß der Vorbereitung für den Fall eines Krieges gegen Deutschland" — ein überaus wertvolles Zugeständnis —, die Umarbeitung der britischen Operationspläne, den Bau der schnellen Schlachtschiffe der „Queen-Elisabeth-Klasse", mit 38,1 cm-Geschützen bewaffnet und ausgerüstet mit Öl-Feuerung, die „Mobilmachung und Konzentration der englischen Seestreitkräfte vor Kriegsausbruch", die „Organisation der Blockade", die Verstärkung der englischen Flotte durch Neubauten in den Jahren 1914 bis 1915, die kriegerischen Ereignisse zur See: die „Säuberung des Weltmeeres von deutschen Kreuzern und Handelszerstörern", die Abwehr „des ersten deutschen U-Boot-Angriffes auf die Handelsschiffahrt im Jahre 1915", die Tätigkeit des englischen Expeditionskorps vor Antwerpen und die Einleitung des mißglückten Dardanellen-Angriffs.

Alle diese Vorgänge sind auch in dem vorliegenden Buche Gegenstand mehr oder weniger eingehender Betrachtungen. Mit Ausnahme des von Churchill inspirierten Dardanellen-Abenteuers. Es wird seiner nur mit einigen nichtssagenden Redensarten gedacht. Es bildet ja kein Ruhmesblatt in dem Lorbeerkranze, den der Verfasser an mehr als einer Stelle selbstgefällig sich zu flechten unternimmt. Und die Erinnerung an das mißglückte Unternehmen bei seinen Landsleuten selbst wieder aufzufrischen, könnte unangenehme Erörterungen wachrufen. Auch in England fehlt es nicht an schnellen, kritischen Federn.

Daß ein Staatsmann wie Churchill über einen reichen Schatz von Erlebnissen und Erfahrungen verfügt, liegt auf der Hand. So nimmt man sein Buch, wenn auch nicht gerade mit großen, doch immerhin mit einigen Erwartungen zur Hand, um es aber schließlich in arger Enttäuschung wieder beiseite zu legen. Tiefgehende Aufschlüsse über die englische Politik während der „Weltkrisis" sucht man hier vergebens. Obwohl es von etwas höherem Standpunkte aus als die Schriften seiner früheren Mitarbeiter die Dinge betrachtet und mancherlei Anregung bietet, ist es im Grunde doch nur eine Tendenz- und Anklageschrift, geschrieben zur Verherrlichung der eigenen Persönlichkeit und ihrer staatsmännischen Verdienste und zur Bekräftigung

Digitized by Google

des über die barbarischen Teutonen verhängten Verdammungsurteils. Daß es dabei nicht ohne gewaltsame Verstöße gegen die historische Treue und Wahrheit abgeht, wird nicht gerade überraschen. Wir kennen ihn ja bereits zur Genüge, den verschlagenen, in allen Sätteln gerechten ehemaligen Marineminister. Wir wissen, daß Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit nicht zu den Vorzügen gehören, die sein Wesen zieren. Auch sein Buch liefert dafür eine Reihe vollgültiger Beweise. So verschweigt Churchill u. a. die von Jellicoe in seinem Schlachtbericht hervorgehobene Tatsache, daß die auf Betreiben des Verfassers gebauten Schiffe der „Queen-Elisabeth-Klasse" am Skagerrak die auf sie gesetzten Hoffnungen schwer enttäuscht haben.

In den englischen Kriegsvorbereitungen spielten die Verhandlungen mit den Dominions und die Beratungen des Reichsverteidigungsausschusses, dem auch Churchill angehörte, eine bedeutende Rolle. Sein Buch gleitet sanft und glatt über diese Dinge hinweg. Weshalb? Sie sind ihm jetzt außerordentlich unbequem. Um seine weitgehenden Rüstungswünsche im Ausschusse durchzusetzen, hatte er nämlich keine Bedenken getragen, die deutsche Politik aufs schmählichste zu verdächtigen und zu verleumden.

Noch heute steht Churchill ganz und gar im Banne dieser Gehässigkeit. So erzählt er u. a. von dem „fürchterlichen" Feinde (S. 1), von dessen „kalt berechnenden, ruhig grausamen Plänen" (S. 60), „von der dämonischen Seite des deutschen Charakters, mit der man rechnen muß, wenn man Kriegspläne erwägt" (S. 117), von der „rohen Macht" der Deutschen (S. 151) usw. Solche Tiraden nehmen sich sehr merkwürdig aus im Munde eines Mannes, der Gelegenheit hatte, die Barbareien eines Roberts und Kitchener im Burenkriege aus nächster Nähe zu beobachten, der aus der blutgetränkten englischen Kolonialgeschichte die Menschenschlächtereien eines Cooper, Hugh Rose und anderer britischer Helden in Indien kennt und den schmachvollen Opiumkrieg gegen China, der sich der Beschießung der offenen Stadt Alexandrien im Jahre 1882 erinnert, der um Lord Fishers Plan wußte, der deutschen Flotte mitten im Frieden das Schicksal der dänischen (1807) zu bereiten. Das sogenannte „Weltgewissen" ist historischen Erinnerungen nur schwer zugänglich. Und der Durchschnittseuropäer erst recht. Um so notwendiger ist es daher, gelegentlich den Finger auf die englische Kulturschande zu legen.

Mit derselben heuchlerischen Geste und derselben eisernen Stirn bringt es Churchill fertig, auch geschichtlich feststehende Tatsachen zu fälschen: er verkündet nämlich (S. 1) dem geneigten Leser, daß das „britische Volk in drei verschiedenen Jahrhunderten Europa von militärischer Tyrannei errettet" habe. „Jedesmal wogte der Kampf jahrelang hin und her. Jedesmal errangen wir schließlich den Sieg. Der letzte, der nach hartem vernichtenden Ringen gegen einen fürchterlichen Feind erfochten wurde, war der größte." Was werden die Ententegenossen, was wird insbesondere Amerika zu dieser dreisten Lüge sagen?

Digitized by Google

In diesem Tone geht es dann munter weiter. „Durch die Furcht vor dem Urteil der Welt und die entschiedene Haltung Großbritanniens“ wurde Bismarck daran verhindert, „das sich wieder aufrichtende Frankreich im Jahre 1875 niederzuschlagen“ (S. 6). Daß dem Autor die Aktenpublikation des Ausw. Amtes entgangen sein sollte, ist selbstverständlich ausgeschlossen. Trotzdem hütet er sich, sie in seinem Buche auch nur mit einem Worte zu zitieren. Der Leser könnte sonst in die Lage kommen, ihn aus den Ergebnissen des ersten Bandes (7. Kap.) schnell eines Besseren zu belehren.

Während des Burenkrieges machte Deutschland Versuche, „gegen uns eine europäische Koalition zusammenzubringen“ (S. 11). Aus der Veröffentlichung des Kaiser-Interviews im „Daily Telegraph“ (28. Oktober 1908) mußte Churchill wissen — und er weiß es —, daß der Gedanke einer Intervention zugunsten der Buren von Rußland und Frankreich ausgegangen, von Deutschland aber abgelehnt worden war.

Im April 1909 soll Österreich an Serbien ein Ultimatum gesandt und mit dem Kriege gedroht haben, „falls Serbien die Annexion Bosniens und der Herzegowina nicht anerkennen wollte“. Fürst Bülow habe darauf bestanden, „daß Rußland selbst Serbien den Rat erteilen sollte, nachzugeben“ (S. 28 f.).

Ein Ultimatum Österreichs an Serbien ist nicht ergangen. Der Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Mächten stand allerdings bevor. Eine Folge andauernder Rüstungen des Flibustierstaates. Um diese Gefahr zu beschwören, trat die deutsche Reichsleitung am 21. März 1909 „in einer den überlieferten freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland entsprechenden — also keineswegs drohenden — Weise“ an das Petersburger Kabinett mit dem Vorschlage heran, daß, wenn Wien den Vertragsmächten den Abschluß der Verhandlungen mit der Pforte anzeigen und gleichzeitig das Ersuchen um Anerkennung der Annexion stellen würde, Rußland sich nicht ausschließen möchte. Damit „sollte Serbien der Vorwand entzogen werden, seine Unnachgiebigkeit mit dem Hinweis auf die Haltung der Mächte gegenüber der Einverleibung zu begründen“. Rußland nahm den Vorschlag an. Auch die andern Mächte. So mußte Serbien nachgeben. (S. auch Hammann, Bilder aus der letzten Kaiserzeit, S. 155).

Am 15. Juli 1914 begann auf Betreiben Churchills die Probemobilmachung der britischen Flotte, „ohne daß“, wie er kalt lächelnd hinzufügt (S. 140), „irgendein Zusammenhang mit der politischen Lage in Europa vorhanden gewesen wäre“. Wer zu solchen Mätzchen seine Zuflucht nimmt, muß merkwürdige Vorstellungen haben von dem Erinnerungs- und Begriffsvermögen seiner Leser. Im Juli 1914 wurden ferner nach Churchill (S. 235 ff.) „54 Kauffahrer zu Verteidigungszwecken armiert. 40 andere waren in der Ausrüstung begriffen. Es ward auch das Geleitschiffsystem ausgebaut“.

Im übrigen wimmelt das Buch geradezu von Widersprüchen und Irrtümern, von groben Flüchtigkeiten, schiefen und falschen Urteilen.

Digitized by Google

Wer es unternehmen wollte, diese meist bewußten Verstöße gegen die historische Treue richtig zu stellen oder auch nur einigermaßen einzurenken, müßte sich schon auf die Niederschrift eines „Wälzers" einrichten. Das ist jedoch nicht jedermanns Sache, bleibt außerdem eine höchst undankbare und verdrießliche Aufgabe. Man darf oder will ja im Auslande die Wahrheit nicht hören. Selbst ein Appell an die Vernunft scheitert dort an der harten Wirklichkeit: Die früheren Feinde sind gar nicht imstande, die Psyche anderer Völker zu verstehen, auch nur deren einfachste Lebensnotwendigkeiten zu begreifen. Diese Aufgabe blieb allein der Nation der Denker und Dichter vorbehalten. Und wird von ihr, vielfach zu eigenem Nachteil, mit fanatischer Inbrunst zu lösen versucht.

Immerhin möchten wir hier auf einige Merkwürdigkeiten aufmerksam machen. Churchill bemerkt (S. 6, 13 f.), daß der Dreibund im Jahre 1883, das englisch-japanische Bündnis im Jahre 1901 unterzeichnet worden und der Krieg zwischen Rußland und Japan im Jahre 1903 ausgebrochen sei. Diese Ereignisse fallen jedoch in die Jahre 1882, 1902 (30. Januar) und 1904 (Februar). Weiter soll der „Jameson Raid" 1896 geschehen sein (S. 19), während er tatsächlich am 30. Dezember 1895 stattgefunden hat.

In arger Entstellung erscheint die Darstellung der Anfänge der deutschen Kolonial- und Marokkopolitik (S. 9, 23 f.). Unrichtig ist die Mitteilung (S. 16), daß Frankreich von Deutschland in dauernder Furcht gehalten würde, daß „das russische Volk, nicht allein der russische Hof, in der Zeit seiner Schwäche" von Deutschland „beleidigt worden sei". Ungefähr das Gegenteil ist der Fall gewesen. Und Churchill und seine Landsleute wissen das sehr genau: Die wertvolle Unterstützung, die das Deutsche Reich und sein Kaiser dem arg bedrängten Zarenreiche damals andauernd zuteil werden ließen, überdies ohne zureichenden Grund, ist von dessen Machthabern mit Befriedigung hingenommen, aber sehr schnell vergessen worden. Widerspruchsvoll ist die weitere Mitteilung (ib.): „Die britische Regierung und die Parlamente, aus denen sie hervorgegangen war, glaubten nicht an das Herannahen eines großen Krieges und waren entschlossen, ihn zu verhindern." Kurz vorher (S. V) ist zu lesen, daß die „Zeitspanne 1911—15 den Abschluß der Vorbereitungen für den Fall eines Krieges gegen Deutschland" umfaßte.

Angesichts des deutschen Flottenbaues „mußten wir, so heißt es weiter, einen vertrauenswürdigen Freund suchen und fanden ihn in einem andern Inselreich, das sich ebenfalls bedroht fühlte". Deutschland wurde „der Vorschlag gemacht, sich dem Bündnis mit Japan anzuschließen" (S. 13). Hiernach kann, wie auch der Herausgeber zutreffend bemerkt, die deutsche Flottenpolitik nicht der Anlaß zur Aufgabe der „splendid isolation" Englands gewesen sein.

Nirgends macht sich die Tendenz des Buches, Deutschland unter allen Umständen als den schuldigen Teil zu brandmarken und England zu entlasten, schroffer und aufdringlicher bemerkbar, als in den Abschnitten, wo unser Verhältnis zum westlichen Erbfeinde behandelt

Digitized by Google

wird (S. 151 ff.). Dort wird festgestellt, daß das Verhalten des unglücklichen Frankreichs in den verhängnisvollen Julitagen „ohne Tadel" war. Durch das Unglück früherer Tage belehrt, „friedlich und vorsichtig zu sein", sollte es nun, „von roher Macht überwältigt, den Todesstoß empfangen". Demgegenüber konnte nur „England das Gleichgewicht wieder herstellen und war dazu berufen, Recht und Gerechtigkeit in der Welt zu verteidigen". Das wohlbekannte, alte Inventarstück aus dem unerschöpflichen Phrasenschatze Albions! Immer wieder wird es an die Öffentlichkeit gezerrt, wenn es gilt, der gedankenlosen Welt Sand in die Augen zu streuen. Abgesehen davon, wird es genügen, hinsichtlich der französischen Politik und ihrer bewußten Kriegstreiberei auf die belgischen Gesandtschaftsberichte zu verweisen, auf die Schriften von Montgelas, Romberg usw. Mr. Churchill sagen wir damit nichts Neues. Mit dem Inhalte der belgischen Dokumente ist er wohl vertraut. Und die Fälschungen des russischen Orangebuches sind ihm nicht unbekannt geblieben. Aber so lästiges Material darf ein Geschichtschreiber von der Bedeutung Churchills schon als belanglos unter den Tisch fallen lassen.

Einen besonderen Raum beanspruchen seine militärischen Darlegungen.

Chef der Operationsabteilung im englischen Generalstabe und des militärischen Nachrichtenwesens war zur Zeit der „Weltkrisis" General Henry Wilson, ein Offizier, der die Anmarschstraßen der deutschen Heere und das Gelände in Belgien genau erkundet hatte. Von ihm berichtet Churchill, daß er auch über den deutschen Operationsplan gut unterrichtet war und über die Vorbereitungen, die der deutsche Generalstab für den Durchmarsch durch Belgien getroffen hatte, und daß er in regem Gedankenaustausch mit dem französischen Generalstabe gestanden habe. Die Nachricht, daß Wilson den deutschen Operationsplan gekannt habe, ist eine Erfindung Churchills. Die Ententemächte waren darüber völlig im unklaren. Das beweisen u. a. der unzweckmäßige Aufmarsch ihrer Armeen im Westen und die unsichere, schwankende Haltung ihrer Heeresleitungen in den kritischen Augusttagen.

Des Autors Betrachtungen über das deutsche Flottengesetz von 1912 (S. 92 ff.) gipfeln in dem höhnischen Satz: „Der einzige Trumpf, den sich Deutschland durch seine Flottenpolitik sicherte, bestand darin, daß England und Frankreich sich immer enger und enger zusammenfanden." Dann wird behauptet (S. 94), daß die Besprechungen über Flottenfragen, die im Jahre 1912 zwischen England und Frankreich stattfanden, „nicht die Verpflichtung zum gemeinsamen Vorgehen in sich schlossen". Churchill unterläßt es wohlweislich, hinzuzufügen, daß die Politik beider Mächte durch den Notenaustausch zwischen Grey und Cambon im November 1912 stark gebunden wurde. In ihm war nicht nur ein Verteidigungsbündnis, sondern auch ein — allerdings verschleierter — Angriffsvertrag vorgesehen. Die wirkliche Sachlage hat Lloyd George unbedachterweise am 7. August 1918 im Parlament dadurch gekennzeichnet, daß er die Novembernoten als

Digitized by Google

einen „Pakt" bezeichnete. Im Zusammenhange damit steht auch Greys Mitteilung an Sasonow im September 1912: „England sei durch das Abkommen mit Frankreich verpflichtet, im Falle eines deutsch-französischen Krieges Frankreich nicht nur zur See, sondern auch auf dem Festlande durch Landung von Truppen zu Hilfe zu kommen. Im Falle eines Krieges werde England alles daran setzen, der deutschen Machtstrebung den fühlbarsten Schlag zu versetzen." Auch darüber weiß der britische Staatsmann nicht das geringste zu berichten. Daß der Verfasser, der in Antwerpen als Generalsstabschef tätig gewesen und sich dabei unsterblich blamiert hat, sich anmaßt, der deutschen Heeresleitung nachträglich Belehrungen zu erteilen über „vorsichtige und tapfere Strategie" und die Aussichten des Zweifrontenkrieges bei Ausbruch des Krieges (S. 205 f.), mag der Kuriosität wegen hier noch erwähnt werden. Im übrigen lohnt es nicht, auf diese Erwägungen post hoc näher einzugehen.

Schließlich sind auch Churchills Ausführungen über den englischen Nachrichtendienst nicht von der Bedeutung, die er ihnen augenscheinlich beimißt. Was er über dessen Tätigkeit zu berichten weiß, ist auch den deutschen Militär- und Marinebehörden nicht verborgen geblieben. Er rühmt ihn (S. 351 f.) als eine Einrichtung, die sich „einen Weltruf" erworben. „Mehr vielleicht als jede andere Macht haben wir es im Kriege verstanden, hinter die Absichten des Gegners zu kommen. Unsere Nachrichten über die deutschen Flottenbewegungen erhielten wir hauptsächlich aus den Berichten unserer geheimen Agenten im neutralen und feindlichen Auslande, besonders aber in Deutschland, aus den Meldungen unserer UB. in der Helgoländer Bucht und dem eingehenden Studium des deutschen Funkendienstes." Dabei war den Engländern das Glück besonders hold gewesen: „Bei dem Untergange des kleinen Kreuzers Magdeburg (September 1914) waren die Code- und Signalbücher der deutschen Marine in die Hände der Russen gefallen und die Karten der Nordsee, besonders der Helgoländerbucht. Die Russen übergaben die Bücher den Engländern. Sie leisteten der britischen Admiralität unschätzbare Dienste."

Nach diesen Erwägungen sind die historischen Ausführungen und Betrachtungen in der „Weltkrisis" des Herrn Winston S. Churchill als geschichtliche Quelle abzulehnen. Dagegen beanspruchen die in den Text eingefügten amtlichen Dokumente und Briefe — vornehmlich sein Gedankenaustausch mit Fisher (S. 86 ff.) und mit Jellicoe (S. 303 ff.), seine Anregungen und Anweisungen über das Geleitschiffsystem (S. 226 ff.), die Akten über die Ereignisse vor und in Antwerpen (S. 277 ff., 283 f.) — doch eine gewisse Beachtung. Vorausgesetzt, daß sie wirklich echt und nicht für den vorliegenden Zweck zurechtgestutzt sind. Darüber wird man erst Gewißheit haben müssen. Einem Baalspfaffen und Lügenpropheten gegenüber ist äußerstes Mißtrauen höchste sittliche Pflicht.

Die Übertragung des Buches ist vortrefflich. Auch sonst hat sich der gut unterrichtete Herausgeber durch eine Reihe erklärender und

Digitized by Google

kritischer Anmerkungen und Hinweise um dessen Verständnis verdient gemacht. Leider fehlt das dringend erforderliche Register.

Georg Schuster.

Literatur zur Geschichte des Altertums.

II.

An die Spitze des zweiten Teiles meines Berichts stelle ich eine höchst bedeutsame Neuerscheinung, eine reiche Gabe des Altmeisters Eduard Meyer[1]). Der erste Band dieser „Kleinen Schriften" ist ein (durch Fortlassung des englisch geschriebenen Aufsatzes und der Nekrologe am Schluß) verkürzter Abdruck der 1. Aufl. (besprochen „Mitteil." 1912, S. 261 ff.). Außerordentlich temperamentvoll setzt sich Meyer im Vorwort mit den Amerikanern auseinander, denen er die Hauptschuld an dem Ausgange des Weltkrieges und damit an dem Niedergang der europäischen Kultur beimißt. Der zweite Band enthält eine große Reihe sehr wertvoller Untersuchungen, deren Sammlung lebhaft zu begrüßen ist. Den Ertrag der wichtigsten will ich kurz anzugeben versuchen. Am Anfang steht eine Untersuchung über die Stelenreihen von Assur und Gezer und den Ursprung der Votivstatuen. In dem Aufsatz über „Hesiods Erga und das Gedicht von den fünf Menschengeschlechtern" bewährt Meyer seine umfassende Kenntnis des gesamten Altertums und zugleich seine Meisterschaft, aus dem Sinn eines literarischen Denkmals heraus den Wortlaut zu erklären. Mit Recht hält er den überlieferten Text für durchaus verständlich und lehnt die meisten Emendationen als aus falscher Auffassung geboren ab. Scheinbare Widersprüche in den Gedichten Hesiods erklärt er aus ihrer Entstehungsart. Wie bei den prophetischen Büchern des Alten Testaments bilden die Grundlage Dichtungen, die aus der augenblicklichen Lage erwachsen sind; an sie hat Hesiod seine Gedanken über Menschenleben und Menschenschicksal angeschlossen oder zwischen sie hineingeschoben, so daß oft die logische Gedankenfolge vermißt wird, wie ja auch bei den Propheten Sprüche, Reden, Berichte oft ohne jeden Zusammenhang miteinander abwechseln. Hesiod ist ein Grübler; er glaubt an die Gerechtigkeit der göttlichen Weltleitung, auch wo es ihm schwer fällt. Der Mensch hat sich in den Ratschluß des Zeus zu fügen. Aber so schwer auch das Leben ist, der Mensch kann durch Arbeit zum Seelenfrieden gelangen. Zeus Träger der sittlichen Weltordnung — sittlicher Wert der Arbeit: diese beiden Gedanken bezeichnen Homer gegenüber den gewaltigen Fortschritt der hesiodischen Anschauungsweise. Wie Hesiod ferner den Gedanken der Kulturentwicklung zu fassen imstande war, wenn sie ihm auch als eine fortschreitende Steigerung des Elends erschien, weist Meyer an dem Gedicht von den fünf Menschengeschlechtern

---

[1]) Kleine Schriften, I. Bd., 2. Aufl. VII, 477 S. II. Bd. IV, 595 S. 8°. Halle a. S., Niemeyer, 1924. Mk. 12.—; 22.—. Geb. Mk. 14.—; Mk. 24.—.

Digitized by Google

durch überzeugende Auslegung nach. — Es folgen Ausführungen über ägyptische Dokumente aus der Perserzeit (eine eschatologische Prophetie über die Geschichte Ägyptens sowie die Gesetzsammlung des Darius und einen Erlaß des Kambyses). — Die Untersuchung über Isokrates' zweiten Brief an Philipp und Demosthenes' zweite Philippika stellt zunächst an der Hand des Didymoskommentars zu Demosthenes über eine Verwundung Philipps im Illyrierkrieg 344 fest, daß der Brief des Isokrates etwa im August oder September 344 geschrieben ist, und zeigt, wie klar der Rhetor die Aufgaben des Feldherrn erkannt hat, wenn er Philipp vor einem solchen waghalsigen Aufspielsetzen seines Lebens warnt. Meyer glaubt aber, daß Philipp das für nötig hielt, um im Interesse Makedoniens sein noch unentwickeltes Heer zur unüberwindlichen Grundlage der Größe seines Volkes zu machen. Philipp war eben in erster Linie Makedone, während Isokrates das Leben des Königs erhalten wollte, damit er seine nationalhellenischen Pläne ausführen könne. Deshalb rät er Philipp auch, die Kämpfe mit den Barbaren aufzugeben, um Athen auf seine Seite zu ziehen und das nationale Programm des Perserkrieges in Angriff zu nehmen. Aus Herbst oder Winter 344 stammt auch die Broschüre des Demosthenes. Durch Abwägung aller Umstände kommt Meyer zu dem Ergebnis, daß der attische Staatsmann diese Schrift herausgegeben hat, um sich gegen die von den Gesandten der Messenier und Argiver wie von den Vertretern Philipps gegen seine Kriegstreibereien erhobenen Beschwerden zu verteidigen; dabei dreht er den Spieß geschickt um und beschuldigt seine Gegner der Betörung des Volkes durch vermeintliche Verheißungen des Königs. Deshalb hätten dieser und seine Parteigänger Schuld an der ernsten Lage. Auch weiter hat Demosthenes alle Vermittlungsversuche vereitelt. Aber erst die Allianz zwischen Theben und Athen hat Philipp zu unmittelbarem Eingreifen gezwungen. — Von großem Werte für das Verständnis der neutestamentlichen Schriften ist der Aufsatz über „Apollonios von Tyana und die Biographie des Philostratos". Eine eindringende Betrachtung des Inhalts führt zu der Erkenntnis, daß die Schilderungen Herodots, Xenophons, des Ktesias u. a. von fremden Ländern benutzt und phantastisch ausgeputzt sind, um für die weiten Reisen des Helden einen würdigen Hintergrund abzugeben; dabei hat Philostratos die Pythagorasbiographie des Apollonios in weitem Umfang für die Ausgestaltung seines Romans herangezogen und durch eigene Erfindungen, wie die Reise nach Indien, bereichert. Die Gespräche mit den indischen Weisen, den „Nackten" in Äthiopien u. a. sind echte Sophistenarbeit. Nirgends jedenfalls findet sich eine Spur, daß der von Philostratos als sein Gewährsmann genannte Damis eine wirkliche Größe ist. So verbindet er mit dem Idealbild des übermenschlichen Theosophen allerlei interessante Belehrung und schafft einen Reiseroman. Er sieht in Apollonios nicht, gleich den sonst auf uns gekommenen Zeugnissen, einen Zauberer (wie auch Apollonios selbst im Besitz übernatürlicher magischer Kräfte zu sein behauptete), sondern einen Weisen, der durch göttliche Eingebung die Zukunft erkannte und kraft seiner göttlichen Natur Wunder tat. Die von

Digitized by Google

Philostratos angezogenen Briefe des Apollonios stimmen z. T. mit der erhaltenen Sammlung überein; von ihnen können immerhin einige echt sein. Dazu kommen als Quelle die seine Lebensweisheit aussprechenden Sätze des Philostratos. Die Biographie selbst ist planmäßig nach einem bestimmten Schema angelegt, das in Athanasios' Leben des heiligen Antonius wiederkehrt. — Weiterhin behandelt Meyer das römische Manipularheer, von Polybios ausgehend (XVIII 28 ff.). Er tritt energisch für die Glaubwürdigkeit und Autorität des Polybios ein und weist mit vollem Recht die sogenannte „Sachkritik" moderner Forscher, die alles verwerfen oder unverständlich finden, was nicht zu ihren Konstruktionen paßt, zurück. Aufgabe sei vielmehr der Versuch, durch Einleben in eine Epoche die verschwundene Vergangenheit nochmals zum Leben zu erwecken, da selbst die sachkundigste Schilderung manches als selbstverständliche Voraussetzung behandeln werde, was uns völlig fremd geworden sei. Er gibt dann eine Darstellung der Tatsachen, aus denen sich ein anschauliches Bild der Kampfweise und ein Einblick in ihre geschichtliche Entwicklung gewinnen läßt. Daran schließen sich Ausführungen über die Umgestaltungen des Heeres im 2. Jahrhundert sowie über den Bericht Diodors von den Umwandlungen des römischen Heeres gelegentlich der Darstellung der Verhandlungen mit Karthago im Jahre 264. Darauf skizziert Meyer die Vorstufen und die Entwicklung des Manipularheeres unter Berücksichtigung der Kampfweise der Samniten und übrigen Italiker, wobei er namentlich auf die Bewaffnung eingeht. Den Abschluß bildet der Versuch, über die Vorgeschichte des römischen Heerwesens Licht zu verbreiten. In einer Beilage über die ältere römische Geschichte wendet sich Meyer wieder gegen die moderne Strömung, die gesichertsten Fundamente der Überlieferung als wertlos hinzustellen und sie durch kühne Konstruktionen zu ersetzen. Ich will nur einiges von seinen Bemerkungen herausheben: Meyer hält an dem überlieferten Datum für den ersten Vertrag mit Karthago (um 500) fest, betont, daß Rom schon im 6. Jahrhundert eine Großstadt war und unter den Tarquiniern wie auch in der ersten Zeit der Republik die Oberhoheit über Latium besaß, sieht in der Fastenliste ein zuverlässiges Dokument, das wertvolles Material enthält. In einer zweiten Beilage verteidigt Meyer seine Ansetzung der Schlacht an der Allia vor allem gegen Kromayers Auffassung. — Sehr viel wertvolles und neues Material enthalten die umfangreichen Untersuchungen zur Geschichte des zweiten Punischen Krieges; sie betreffen vor allem den Ursprung des Krieges und die Händel mit Sagunt, die römische Politik vom ersten bis zum Ausbruch des zweiten Punischen Krieges, Ursprung und Entwicklung der Überlieferung über die Persönlichkeit des Scipio Africanus. Es ist in diesem Rahmen unmöglich, den Inhalt auch nur im Überblick anzugeben. Nur auf besonders wichtig erscheinende Ergebnisse der Untersuchungen Meyers kann ich hier hinweisen. Die Analyse der Entwicklung der literarischen Überlieferung über Ursache und Ausbruch des Krieges läßt klar erkennen, daß der Ebrovertrag ursprünglich mit den Verhandlungen über Sagunt nichts zu tun hat; also hatten die Römer auch kein Recht, wegen Saguns

Digitized by Google

zu intervenieren, und mußten die Abweisung hinnehmen, ohne die Frage vor die Komitien bringen zu können. Auch nach dem Fall Sagunts hat Rom nicht eigentlich den Krieg erklärt; dies geschah offiziell erst, als Hannibal bereits den Ebro überschritten hatte. Für die römische Politik zwischen den beiden Kriegen ist die Erkenntnis wertvoll, daß sich in Rom die kapitalistische Partei, die Ausdehnung des Machtbereichs nach außen, und die agrarische, die Gewinnung neuen Ackerlandes in Italien durch Bekämpfung der Kelten erstrebte, gegenüberstanden; der Führer der Agrarier war C. Flaminius, der das Volk hinter sich hatte. So erklärt sich die schwankende Politik des Senats. — Besonders begrüße ich, daß die Untersuchung über Scipio jetzt einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht wird. Während Mommsen den Besieger Hannibals halb als Glückskind, halb als Charlatan darstellte, was noch bei Birt nachwirkt, gewinnt Meyer aus der Prüfung der Überlieferung über ihn das wahre Bild des genialen Begründers der Weltmachtstellung Roms, des großen Feldherrn, der selbst einem Hannibal gewachsen, ja überlegen war, des vornehmen, hochgebildeten Mannes; ähnlich hatte ihn schon Kahrstedt (Geschichte der Karthager III) charakterisiert. — Diesen Untersuchungen folgt die Wiederherstellung des Verlaufs der Schlacht von Pydna (168), für die uns die Berichte dreier Zeitgenossen bei Polybios und Plutarch vorliegen; zwei von ihnen haben an der Schlacht selbst teilgenommen. — Die kurze Prüfung der Nachrichten über die Teutonen gelangt zu dem Ergebnis, daß es kein keltischer, sondern ein germanischer Stamm war, der bereits mit den Cimbern aus dem Norden kam. — Den Schluß des Bandes bilden drei durch ihre großzügige Auffassung und weltgeschichtliche Einstellung fesselnde Festreden, deren Lektüre jedem Freunde geschichtlicher Bildung warm empfohlen werden kann: Vorläufer des Weltkrieges im Altertum (1918), Rektoratsrede, im Sonderdruck „Preußen und Athen" betitelt (1919), Festrede am 3. August 1920 über die Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit und der Universitäten für den Wiederaufstieg unseres Volkes. Alle drei Reden legen rühmliches Zeugnis für die warme vaterländische Gesinnung Eduard Meyers ab.

Wir wenden uns nun der griechischen Vorzeit zu, jenem Zeitpunkt, wo Vorgeschichte und Geschichte aneinander grenzen. In seiner Schrift über die dorische Wanderung versucht Max Neubert[1]), die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung für die Aufhellung der indogermanischen Wanderungen und im besonderen der Einwanderung der Griechen in ihre historischen Sitze zu verwerten. Die Untersuchung macht einen wohltuenden Eindruck, da sie sich von der selbstsicheren Überhebung, die die Schriften mancher Prähistoriker kennzeichnet, frei hält und die Sucht nicht mitmacht, alle Kultur aus dem indogermanischen Norden abzuleiten. Doch legt Neubert zuviel Gewicht auf den somatischen

[1]) Die dorische Wanderung in ihren europäischen Zusammenhängen. Das prähistorische Eröffnungsstück zur indogermanischen Weltgeschichte. Mit Tabelle und Karte. 8°. 126 S. Selbstverlag (Koch, Neff und Oetinger, Stuttgart), 1924.

Digitized by Google

Befund, namentlich die Schädelmessungen, da doch ohne Zweifel schon in der Vorzeit Völkermischungen stattgefunden haben. Neubert erkennt die vom Orient beeinflußte Sonderstellung der ägäischen Welt im 2. Jahrtausend v. Chr. an, wenn er auch vielleicht die ägyptischen Einflüsse auf Kreta überschätzt; jedenfalls ist die kulturelle Überlegenheit des Südens über den Norden in dieser Zeit nicht zu bestreiten. Den plötzlichen Zusammenbruch der kretisch-mykenischen Kultur der Bronzezeit und ihren Ersatz durch die dürftige Eisenkultur des Dipylon führt er auf die Einwanderung der Griechen um 1100 zurück, indem er in der dorischen Wanderung den ersten Einbruch griechischer Stämme in Griechenland sieht und jeden Anteil hellenischen Geistes an den Schöpfungen der mykenischen Zeit ablehnt. Die Indogermanen, deren Wohnsitze in der Bronzezeit nach ihm wohl richtig von Skandinavien bis zum Kaukasus sich erstreckten, sind die Verbreiter des Eisens, die sich allmählich nach Süden vorschieben, um dann plötzlich in die Mittelmeerländer einzubrechen. Schon Hoernes hatte aus der Mischkultur von Halstatt mit ihren Bronze- und Eisenwaffen, ihrer Erd- und Feuerbestattung, ihren kurz- und langschädligen Trägern auf das Nebeneinanderwohnen zweier Völker geschlossen, und Neubert hat wohl Recht, wenn er in den Langschädeln mit ihren Eisenwaffen und ihrer dürftigeren Kultur die vordringenden Indogermanen erkennen will. Den Anstoß zu der großartigen Völkerwanderung um 1100, die nach der Balkanhalbinsel und Italien neue Bewohner brachte und auch die Arier nach Iran und Indien führte, gab nach Neubert die erste mongolische Welle, die Überflutung Südrußlands durch die Skythen. So wurde die Bronzekultur der Ägäis und Italiens teils ganz vernichtet, teils stark erschüttert von tiefer stehenden Völkern, die jedoch im Eisen das Metall der Zukunft mit sich brachten. Den Ursitz der Eisenbearbeitung sucht Neubert mit Herodot im pontischen Gebiet Kleinasiens, was durch hettitische und babylonische Zeugnisse gestützt wird. So klar und einleuchtend diese Schilderung wirkt, übersieht Neubert doch die Schwierigkeit der Probleme. Namhafte Forscher treten für die indogermanische Abkunft der Skythen ein, die Zeugnisse für die Einwanderung der Etrusker von der See her, die Neubert rundweg ablehnt, mehren sich, und was das Wichtigste ist, die Einwanderung der Griechen erfolgte sicher schon im Anfang des 2. Jahrtausends, und die Schöpfungen der mykenischen Kultur tragen nach dem Urteil der besten Kenner wie Fimmen und Karo deutlich den Stempel hellenischen Geistes. In der Literaturübersicht fehlt Ed. Meyers Geschichte des Altertums, während Hertzbergs Hellas und Rom genannt wird; sie macht auch in der Auswahl der prähistorischen Werke zum Teil einen etwas rückständigen Eindruck.

In die Zeit der Ausbildung der spartanischen und athenischen Verfassung führt uns Victor Ehrenberg mit einer beachtenswerten Studie [1]). Es ist erfreulich, daß Ehrenberg von allzu radikaler Skepsis

[1]) Neugründer des Staates. Ein Beitrag zur Geschichte Spartas und Athens im 6. Jahrhundert. 8°. IX, 134 S. München, Beck, 1925. Mk. 5,50; geb. Mk. 7,—.

Digitized by Google

der alten Überlieferung gegenüber nichts wissen will, sondern ihr grundsätzlich konservativ gegenübertritt. Auch ihm ist die Lykurglegende zu sehr großem Teil späte Erfindung, doch sucht er aus den Voraussetzungen für ihren Ursprung heraus die Gestalt des spartanischen Gesetzgebers zu erfassen. Zunächst ist ihm klar, daß ein Gesetzgeber im Sinne der Lykurglegende nicht am Anfange der Geschichte des spartanischen Staates gestanden haben kann. Vielmehr beweisen die Tatsachen der Literatur- und Kunstgeschichte, daß noch im 7. Jahrhundert Sparta am geistigen Leben regen Anteil nahm, also noch nicht das Bild unfruchtbarer Erstarrung bot. Erst um die Mitte des 6. Jahrhunderts kam die Wandlung, die den Staat in allen seinen Äußerungen umfaßte. Durch genaue Prüfung der Strabonstelle VIII 366 gewinnt nun Ehrenberg die Erkenntnis, daß der König Pausanias um 400 seine Schrift g e g e n Lykurg gerichtet hat, um die Errichtung des Ephorats als eigenmächtige Zutat des Gesetzgebers zu erweisen; Pausanias kann also nicht mit Eduard Meyer für die Ausbildung der Lykurglegende in Anspruch genommen werden. Nach Feststellung des Begriffs Rhetra = Orakelspruch untersucht Ehrenberg dann die bei Plutarch und Diodor erhaltene „große" Rhetra und weist nach, daß sie nicht als Staatsgrundgesetz zu bewerten sei, sondern Bestimmungen enthalte, die straffe Organisation und starke Beschränkung der individuellen Freiheit bezweckten und einer Datierung ins 6. Jahrhundert keine Schwierigkeiten bereiteten. Auch die drei kleinen Rhetren können um 550 entstanden sein. So kommt Ehrenberg zu dem Schluß, daß diese Orakelsprüche bestimmt waren, das Werk des Gesetzgebers von 550 unter göttlichen Schutz zu stellen; zugleich hat dieser sich hinter der Gestalt Lykurgs verborgen, in dem er den göttlichen Mittler delphischer Weisheit sah. Erst eine spätere Generation hat Lykurg zum eigentlichen Staatsschöpfer gemacht. Vielleicht ist der für das 6. Jahrhundert überlieferte Ephor Chilon, der als einer der sieben Weisen bekannt ist, der Neugründer des spartanischen Staates gewesen.

Im zweiten Abschnitt seiner Schrift zeichnet Ehrenberg die Entwicklung Athens im 8. und 7. Jahrhundert, die Umschichtung des Besitzes und die weitgehende Auflösung des Adels als der herrschenden Gesellschaftsklasse sowie die Grundlegung einer neuen Gesellschaft, die vom Gelde beherrscht wird; doch bildete der Adel (die „Ritter") weiterhin das Hauptkontingent der oberen Schicht. Solons Werk hat darin bestanden, daß er die neuen Schichten zu Zensusklassen umschuf, die er durch Vermögensgrenzen trennte; dadurch machte er die gesellschaftliche Wandlung politisch nutzbar. Doch zeigten die politischen Kämpfe nach seiner Wirksamkeit, daß die Stände der alten Gesellschaft noch zu stark waren, um durch die Klasseneinteilung lahmgelegt zu werden. Erst die drei Parteien, die uns vor der Tyrannis des Peisistratos entgegentreten, zeigen uns, daß die gesellschaftliche Struktur sich entscheidend geändert hat. Mächtige Adelshäuser suchen durch ihre Beziehungen zu den nichtadligen Schichten ihre politische Macht aufrecht zu erhalten. Um diese Beziehungen zu zerreißen, ein geschlossenes politisches Auftreten der alten Adelsgeschlechter unmöglich zu machen,

Digitized by Google

aber auch die Bildung rein wirtschaftlicher Gruppen zu erschweren, schafft Kleisthenes die neue Phyleneinteilung. Ehrenberg betont mit Recht die rein rationale Grundlage dieser politischen Neuschöpfung, weist jedoch ebenso richtig darauf hin, daß Kleisthenes durch Erhebung der Demen zu untersten politischen Einheiten und durch Beibehaltung der alten religiös gebundenen Gemeinschaften des Geschlechterstaates, der Phratrien, seine Neuordnung an Boden und Tradition band und mit der Vergangenheit verknüpfte. Diese kurze Übersicht wird gezeigt haben, daß neben wirkungsvoller Gruppierung und Begründung bereits geläufiger Anschauungen manche neuen, treffenden Gedanken und Ansichten von Ehrenberg vorgetragen werden. Nur die Sprache ist bisweilen etwas gekünstelt. Was versteht Ehrenberg z. B. unter einem „denkerischen" Menschen? (S. 8).

Seit mehreren Jahrzehnten wird auf keinem Gebiete der griechischen Geschichte so viel gearbeitet wie auf dem des Hellenismus. Auch uns liegen zweien besonders wichtige Neuerscheinungen vor, stammen sie doch von zweien der besten Kenner helleniſtischen Wesens, von Eduard Meyer und Wilamowitz. Eduard Meyer hat einen schon mehrfach von ihm gehaltenen Vortrag über den Hellenismus im oberen Vorderasien veröffentlicht [1]). Wie nicht anders zu erwarten, ist diese Schrift wieder ein Zeugnis für das staunenswerte Wissen und die einzigartige Belesenheit des Altmeisters wie für seine Kunst, auch Fernerstehenden eine lebendige Anschauung längst vergangener Zeiten zu vermitteln. Jedem Geschichtsfreund sei deshalb empfohlen, zu dem Heft zu greifen, zumal es sich um Gebiete handelt, von deren Beeinflussung durch die hellenische Kultur viele kaum etwas wissen, nämlich um Babylonien, Iran und Indien. Meyer geht von der Schlacht bei Issos aus. Das Angebot der Abtretung alles Landes westlich des Euphrats seitens des Königs Darius an Alexander den Großen ist für ihn die Schicksalsfrage an die Alte Welt. Aus den Ländern um das Ostbecken des Mittelmeers, die bereits stark von griechischer Kultur durchdrungen waren, hätte ein lebensfähiges, einheitliches Reich auf der Basis dieser Kultur erwachsen können. Doch Alexander strebte nach der Weltherrschaft, ließ sich als Gottkönig verehren und errichtete ein übernationales Weltreich, das keinen Unterschied zwischen Herrschenden und Beherrschten kannte. Nach seinem Tode fiel alles auseinander. Meyer hebt hervor, daß der Hellenismus zwar an der über seine Kraft hinausgehenden Aufgabe, ins Ungemessene zu wirken und Landschaften ganz fremden Charakters zu durchdringen, verblutet ist, doch durch die von diesen fernliegenden Gebieten ausgehende gewaltige Kulturwirkung von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung geworden ist. Die Träger der hellenischen Kultur waren die griechischen Städte. Wenn auch Droysen Alexander zuviel Städtegründungen zugeschrieben hat, so kann doch nach Meyer nicht bezweifelt werden, daß der große

[1]) Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien. (Kunst und Altertum. Alte Kulturen im Lichte neuer Forschung. V.). 82 S. 8°. Berlin, K. Curtius, 1925. Mk. 3,20.

Digitized by Google

König in den iranischen Ländern eine ganze Reihe von Städten gegründet hat. Sicher ist auch, daß er in dieser Hinsicht weitergehende Pläne hatte. Trotzdem seine Nachfolger von seiner Verschmelzungspolitik nichts wissen wollten, haben sie sich doch alle als Gründer von Städten gezeigt. Und als die größten Städtegründer der Weltgeschichte bezeichnet Meyer Seleukos I. und Antiochos I.; eine großartige, planmäßig entworfene und durchgeführte Kolonisation bedeckte Kleinasien, Nordsyrien, Babylonien mit griechischen Städten, die auch am geistigen Leben regen Anteil nahmen, was Meyer im einzelnen näher ausführt. So tritt uns im seleukidischen Babylonien Befruchtung und Durchdringung der griechischen und altorientalischen Kultur, das Wesen des Hellenismus, in geradezu typischer Weise entgegen. Ähnlich verhält es sich mit den iranischen Ländern. Um sich in seiner schwierigen Lage zu behaupten, sah sich das Seleukidenreich auf die Förderung des Hellenentums besonders angewiesen; die ganze griechische Welt wurde daher zur Aussendung von Kolonisten eingeladen, und groß muß der Abstrom der griechischen Bevölkerung in diese Gebiete gewesen sein. Meyer weist dann auf die noch im 3. Jahrhundert erfolgte Gründung des baktrischen Griechenreiches und dessen Ausdehnung bis tief nach Indien hinein hin; dieses Reich hat sich in Indien bis in das 1. Jahrhundert v. Chr. gehalten. Und dann haben hier wie in Baktrien die barbarischen Herrscher die griechischen Titulaturen weiter geführt. Besonders wichtig ist aber die Befruchtung der indisch-buddhistischen Kunst durch den Hellenismus; noch heute beruht die ostasiatische Kunst in letzter Linie auf den Anregungen der hellenistischen. Den Niedergang des Hellenismus führt Meyer auf eine innere Zersetzung des griechischen Geistes, eine innere Erschlaffung zurück, vor allem aber auf das herrische Eingreifen der Römer, die es nicht zu einer allmählichen Bildung innerlich geschlossener Staaten in Kleinasien und Syrien kommen ließen, sondern durch eine kleinliche Intrigenpolitik jede irgendwie bedeutende Staatsgewalt zu zersetzen bestrebt waren. Dazu kam dann die bewußte Reaktion gegen den griechischen Geist, die schon unter den Arsakiden, mit größtem Nachdruck aber unter den Sassaniden sich bemerkbar machte.

Die Blütezeit des Hellenismus behandelt Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in seinem letzten großen Werke über die hellenistische Dichtung[1]). Natürlich wendet sich der beste Kenner griechischen Schriftwerks in erster Linie an die Philologen, aber wie jedes seiner Werke bietet auch dieses dem Historiker reiche Belehrung. Der erste Band ist zu einem großen Teil der Darstellung der Umwelt und des Lebens in Alexandien um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. gewidmet, während der zweite Band Interpretationen zu Dichtungen des Kallimachos, Theokrit, Lykophron, Apollonios, Kleanthes, Arat und Catull enthält. Mit Recht begrenzt Wilamowitz-Moellendorff den Hellenismus auf die Zeit von Alexander bis Augustus; hier liegt

[1]) Hellenistische Dichtung in der Zeit des Kallimachos. Gr. 8°. 1. Bd. VII, 244 S. 2. Bd. 338 S. Berlin, Weidmann, 1924. Mk. 18.—. Geb. Mk. 22.—.

Digitized by Google

ein tiefer Einschnitt nicht nur durch die Reaktion des Klassizismus, sondern m. E. vor allem dadurch, daß zum hellenischen und orientalischen Element im Hellenismus als dritte Größe der römische Geist hinzutritt, der auch im hellenistischen Orient viel tiefgreifender gewirkt hat, als man gemeinhin annimmt; W. Otto hat dies erst kürzlich in seiner „Kulturgeschichte des Altertums" (München 1925) nachdrücklich hervorgehoben. Die Zeit der weltherrschenden Macht des Hellenismus aber ist die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts. Von den Diadochen entwirft Wilamowitz-Moellendorff reizvolle, meist treffende Charakteristiken. Nur scheint er mir Lysimachos zu einseitig zu beurteilen, wenn er in ihm lediglich einen Haudegen sieht; der Mann, dem Onesikritos seine Geschichte vorliest, der als Gönner des Kallisthenes bezeichnet wird, an dessen Hofe sich Philosophen aufhielten, kann nicht ohne literarische Interessen gewesen sein. Außerdem läßt die Gründung und Verwaltung seines Reiches ihn als bedeutenden Staatsmann erscheinen. Zweifellos ist Seleukos der sympathischste unter den Diadochen, der einzige, von dem eigentlich keine häßliche Handlung berichtet wird. Am längsten verweilt Verfasser bei Ptolemaios, diesem bedeutendsten Diplomaten seiner Zeit, der von Anfang an die Schöpfung eines das Ostbecken des Mittelmeers beherrschenden, auf Ägypten als Basis aufgebauten Staates erstrebt hat. Seine Tätigkeit als Regent, Gesetzgeber, Förderer wissenschaftlicher Bestrebungen, Religionspolitiker wird kurz skizziert. Wenn Wilamowitz-Moellendorff behauptet, die Tatsache, daß Ptolemaios sein Bild auf die Münzen gesetzt habe, könne nicht als Anspruch auf Göttlichkeit gedeutet werden, und sich dabei auf das Beispiel des Themistokles in Magnesia, lykischer Dynasten und persischer Satrapen beruft, so ist darauf zunächst zu erwidern, daß meines Wissens weder Themistokles noch lykische Dynasten Münzen mit ihren Köpfen haben schlagen lassen, sodann, daß die Münzen kleinasiatischer Satrapen, die man als Porträtmünzen ansprechen könnte, hier nicht herangezogen werden dürfen. Denn bei den religiösen Anschauungen der Perser kann natürlich Anspruch auf göttliche Verehrung überhaupt nicht in Frage kommen; die Satrapen sind nur dem Vorbild ihres Königs, dessen Bild die Reichsmünze schmückte, gefolgt. So bleibt es doch höchst wahrscheinlich, daß die Diadochen (es handelt sich noch um Seleukos und Lysimachos) ihr Bild auf die Münzen gesetzt haben, um ihre Erhebung zum Gott dadurch vor aller Welt zu bekunden; erscheint doch auch der Kopf Alexanders erst auf seinen letzten Münzen. — Die Bedeutung Ptolemaios' II. ist zu niedrig eingeschätzt; seine Verdienste um die innere Verwaltung, namentlich um die Förderung der Landwirtschaft (s. jetzt Schnebel, Die Landwirtschaft im hellenistischen Ägypten, München 1925), sind so groß, daß er ebenbürtig neben dem Begründer der Dynastie steht. — Das Kapitel über die hellenischen Städte bespricht ihre Lage und ihre inneren Verhältnisse, wobei Wilamowitz-Moellendorff die kleinasiatischen Gemeinden und Athen mit seinen Philosophenschulen besonders eingehend behandelt. Auch die Umwandlung der religiösen Anschauungen, die sittlichen Grundsätze und die ästhetischen Strömungen werden von ihm treffend

Digitized by Google

charakterisiert. Indem ich auf die glänzende Behandlung der neuen Formen der Dichtung, Epos, Eidyllion und Epigramm, nur kurz hinweise, mache ich den Historiker noch auf die Schilderung Alexandriens mit seiner bunten Bevölkerung und seinen wissenschaftlichen Instituten wie auf die kurze Skizze der Blütezeit der Wissenschaften aufmerksam. Doch irrt Wilamowitz-Moellendorff, wenn er Weinrebe und Ölbaum erst damals eingeführt sein läßt; beide werden schon für das pharaonische Ägypten bezeugt. Auch das Kamel begegnet schon unter den Ptolemäern (vgl. Schnebel a. a. O. S 239, 302, 332). Den Mittelpunkt des Buches bildet dann die Würdigung des Kallimachos. Jedenfalls ist Wilamowitz-Moellendorff erneut erfolgreich dem noch immer lebendigen Vorurteil entgegengetreten, daß der Hellenismus eine Zeit des Verfalls gewesen ist; auch auf literarischem Gebiet hat er beachtenswerte Schöpfungen hervorgebracht.

Angeschlossen sei eine kurze Anzeige der griechischen Literaturgeschichte von Wolf Aly [1]). Ist doch das Schrifttum eines Volkes das wichtigste und dauerndste Erzeugnis seines Geistes und daher für den Geschichtsforscher, der den Geist eines Volkes oder einer Zeit zu verstehen sucht, eines der wertvollsten Hilfsmittel. Man könnte nun bei oberflächlicher Prüfung der Meinung sein, daß es genug griechische Literaturgeschichten gebe. Und doch besitzen wir, bei aller Achtung vor den Leistungen eines Otfried Müller, Bergk, Christ-Schmid, noch keine, die allen Ansprüchen gerecht würde; die geistreiche Skizze Ulrichs von Wilamowitz in der „Kultur der Gegenwart" (Teil I, Abt. 8) will und kann ja nur dem Kenner dienen. So müssen wir jedem dankbar sein, der einen neuen Versuch der Darstellung einer der reichsten Literaturen aller Zeiten unternimmt. Zwar verbot schon der Aly zur Verfügung gestellte Raum die Schaffung eines wissenschaftlichen Handbuches, das auf jede Frage Antwort gibt, wie es jetzt am besten das dreibändige Werk von Christ-Schmid tut. Aber das war auch nicht die Absicht Alys. Er steht auf dem Standpunkt, daß wir wohl eine Geschichte der griechischen Literaten, aber keine der griechischen Literatur besitzen. Er wollte deshalb eine neue Betrachtungsweise des Gegenstandes finden, die die wirklich treibenden Faktoren erkennen läßt. Doch gibt er selbst zu, daß es schwierig ist, die Fülle der Erscheinungen mit scharf geschiedenen Begriffen zu meistern, ohne Wichtiges fortzulassen. Indem er den Gesetzen des Werdens nachging, hofft er erreicht zu haben, daß man mit Hilfe seines Buches jedem griechischen Schriftdenkmal nahe kommt. Und man muß anerkennen, daß er überall die Schöpfungen des Geistes aus der Zeit heraus zu verstehen sucht und dadurch manches neue Licht auf altbekannte Erscheinungen wirft. Dennoch ist diese Art der Literaturgeschichte wirklich etwas schlechthin Neues? Immerhin wird jeder Freund der Antike das Buch mit hohem Genuß lesen und reiche Belehrung aus ihm ziehen. Ein großes Verdienst hat sich m. E. Aly auch dadurch erworben, daß er die volle

[1]) Geschichte der griechischen Literatur. (Die Handbibliothek des Philologen.) 8°. XVII, 418 S. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1925. Mk. 12.—.

Digitized by Google

Hälfte seines Werkes der Zeit von Alexander dem Großen bis auf die christlichen Klassiker widmet. Mancher, der bisher die griechische Literatur mit der klassischen Zeit abschloß, wird den Reichtum der hellenistischen und hellenistisch-römischen Epoche staunend erkennen. Für eine neue Auflage würde ich eine erhebliche Erweiterung des Literaturanhangs wünschen, der jetzt zu dürftig ist und nur dem Forscher weiterhilft, der dieser Hilfe doch eigentlich entraten kann.

Wenden wir uns nun zur römischen Geschichte, so haben wir uns zunächst mit Friedr. Cauers Gesamtdarstellung zu beschäftigen, die im Rahmen des Reimannschen Geschichtswerkes erschienen ist.[1]) Das Buch gibt eine vorzügliche Übersicht der römischen Entwicklung vom Gemeindestaat über den italischen Nationalstaat zum Weltreich. Wohltuend wirkt die vorsichtige Zurückhaltung gegenüber den Ergebnissen der modernen Kritik, trotzdem Verfasser zu allen Problemen der Forschung Stellung nimmt. Während seine Darstellung so allen wissenschaftlichen Anforderungen entspricht, zeichnet sie sich zugleich durch einen lesbaren Stil aus, wenn auch der Ton bisweilen etwas lebhafter hätte sein können. Die Anmerkungen bieten neben Quellenübersichten zu den einzelnen Epochen genügend Hinweise auf die moderne Literatur, die auch kritisch gewürdigt wird. Ich habe von wichtigeren Untersuchungen eigentlich nur die grundlegenden Forschungen Eduard Meyers über den 2. Punischen Krieg vermißt, die jetzt im 2. Band seiner „Kleinen Schriften" (s. oben) bequem zugänglich sind. Auf ihnen fußend, hätte Cauer im Text die Gestalt des ersten großen Römers, der für uns faßbar ist, des älteren Scipio, richtiger und mit mehr innerer Wärme zeichnen können. Besonders umstritten sind die Anfänge Roms. Ob Cauer recht hat, wenn er nach Beseitigung des Königtums zunächst als höchstes Amt die Diktatur und dann erst das Konsulat geschaffen sein läßt, erscheint doch fraglich; auch geht m. E. die Skepsis den fasti consulares gegenüber zu weit, nachdem Münzer, dessen so aufschlußreiches Werk über die römischen Adelsparteien und Adelsfamilien (Stuttgart 1920) nicht erwähnt wird, ihre Glaubwürdigkeit in weitem Umfange nachgewiesen hat. Die staatsrechtliche Stellung der Könige wäre klarer geworden, wenn Cauer sie wie Mommsen aus der absoluten Gewalt des pater familias entwickelt hätte. Auch die Entstehung der plebs hätte eingehender und klarer besprochen werden können. Noch ein paar Punkte möchte ich herausheben: mir erscheint das Verhältnis zwischen Caesar und Pompeius, ihre Absichten und Ziele doch von Ed. Meyer richtig dargestellt zu sein, wie mich auch R. Heinzes Widerlegung der Meyerschen Ansicht von Ciceros de republica (im Hermes 1924) nicht überzeugt hat. Dagegen glaube auch ich nicht, daß es Augustus mit der Wiederherstellung der Republik Ernst gewesen ist, trotzdem seine Verfassung in ihren Auswirkungen für die Kulturentwicklung der folgenden Jahrhunderte von einschneidender Bedeutung geworden ist. Hätte doch die sofortige Aufrichtung der

[1]) Römische Geschichte. VIII, 208 S. Gr. 8°. München, Oldenbourg, 1925. Geb. Mk. 5.—.

Digitized by Google

hellenistischen Monarchie im Sinne Caesars die Verkümmerung des national-römischen Lebens zur Folge gehabt und die Weltkultur der ausgehenden Antike eines ihrer wichtigsten Elemente beraubt. Sonst gehört die Darstellung der Kultur der Kaiserzeit und des Ausgangs der Antike zu den besten Teilen des Cauerschen Buches.

Caesars alles überragende Gestalt hat schon häufig Dichter und Literaten in ihren Bann gezogen. Jetzt hat nun der bekannte dänische Schriftsteller Georg Brandes sogar eine zweibändige Biographie des großen Römers herausgegeben [1]). Doch es ist nicht so einfach, einen Abstecher in das Gebiet der alten Geschichte zu machen, wenn man ihr bisher als Laie gegenüberstand. Die Begeisterung für seinen Helden hat Brandes zwar zu eindringendem Quellenstudium veranlaßt, aber die sehr umfangreiche Literatur über die letzten Jahrzehnte der römischen Republik und über Caesar selbst ist ihm doch bis auf wenige bekanntere Erscheinungen verschlossen geblieben. So muß gesagt werden, daß Brandes die große, abschließende Caesarbiographie uns nicht geschenkt hat, ja daß sein Buch in mancher Beziehung einen Rückschritt bedeutet. Dazu kommt dann die eigenartige Anordnung des Stoffes: man kann nicht von einem in sich geschlossenen Geschichtswerk sprechen, sondern hat, namentlich im ersten Band, eine Sammlung von Essays vor sich. Der erste Abschnitt, die Ouvertüre überschrieben, soll wohl eine Einführung sein, wie ja eine Ouvertüre in Geist und Stimmung eines Musikstückes einführen soll, nimmt aber vieles vorweg, was, aus dem Zusammenhang herausgerissen, an dieser Stelle unverständlich wirkt. Nach einer Darstellung der römischen Entwicklung von den Gracchen bis auf Sertorius, die wohl manches in neue Beleuchtung rückt, aber als Ganzes als verfehlt bezeichnet werden muß, werden Caesars Anfänge als Politiker in den sechziger Jahren behandelt, wobei sich Brandes besonders auf die ciceronianischen Schriften stützt. Nachdem wir Caesar als Proprätor nach Spanien begleitet haben, werden große Exkurse über die Großfinanz und die Stellung der Frauen (S. 231 bis 346) eingeschoben; sie sind m. E. trotz ihres losen Aufbaus die besten Stücke des Bandes. Der zweite Band bringt dann von Gallien bis Munda das weltgeschichtlich bedeutsame Wirken Caesars. Die Begeisterung verführt dabei Brandes dazu, ähnlich wie Mommsen in Caesar einen Halbgott zu sehen, der von Anfang an sein Ziel klar vor Augen hatte. Doch fehlt dann eine großzügige Würdigung der Tätigkeit Caesars als Regent, obwohl nirgends so wie in seinen Handlungen und Plänen seit 46 v. Chr. seine Genialität hervortritt. Daß Brandes den Beweggründen der Mörder nicht gerecht zu werden vermag, versteht sich bei seiner Einstellung von selbst, ebenso daß er die tiefgreifenden, für das Römertum wohltätigen Folgen der Ermordung auch nicht einmal streift. Leider kann auch die Übersetzung nicht als gelungen bezeichnet werden, ganz abgesehen davon, daß der Übersetzer offenbar des Griechischen unkundig ist; denn sonst ließen

[1]) Cajus Julius Caesar. 2 Bde. Autorisierte Übersetzung von Erwin Magnus. 2. Aufl. 363; 400 S. 8°. Berlin, Reiß, 1925. Geb. 18.—.

Digitized by Google

sich die zahlreichen orthographischen und Akzentfehler in den griechischen Anmerkungen nicht erklären. Das Gesamturteil muß deshalb dahin abgegeben werden, daß das Werk wohl manche Anregung bietet, aber nicht als eine wertvolle Bereicherung der Caesarliteratur betrachtet werden kann.

Am Schluß meines Berichtes möchte ich auf eine Neuerscheinung hinweisen, die eigentlich dem Gebiete der Kunstgeschichte angehört, aber dem Historiker eine wichtige Hilfsdisziplin in neuer Beleuchtung zeigt, auf Kurt Reglings Buch über die antike Münze [1]). Der beste Kenner der antiken Münzkunde bewährt sich hier als feinsinniger Kunstfreund. Dabei führt er zugleich in die Technik der Münzprägung ein und schärft den Blick des Historikers für die oft schwer erkennbaren Merkzeichen, an denen er mangels einer Beschriftung Zeit und Ursprungsort einer Münze erkennen kann. Doch dies dient nur zur Einführung, ebenso wie die Ausführungen über die verschiedenen Münztypen. Der Hauptteil des Buches ist der Entwicklung der antiken Münze von den ersten Stücken bis zum Abschluß der Kaiserzeit gewidmet. Der ganze Reichtum der Erfindungsgabe der Griechen, ihr reiches künstlerisches Können, das sie auch in den Dienst der Ausgestaltung dieser kleinen unscheinbaren Metallscheiben stellten, wird vor uns lebendig. Wir bewundern unter der Anleitung eines Meisters die vorbildliche Anpassung des Münzbildes an das Münzrund, die künstlerische Verteilung der Embleme auf die Fläche, die Anordnung der Schrift und erkennen unseren kulturellen Tiefstand daran, daß wir heute uns nur häßlicher, z. T. ausgesucht häßlicher Münzen erfreuen. Welche Prachtstücke haben z. B. die sizilischen Meister des 5. und 4. Jahrhunderts geschaffen, wie schön und vornehm wirken noch die hellenistischen Münzen der baktrischen und indischen Herrscher bis zum 2. Jahrhundert v. Chr.! Die vorzüglich ausgeführten Münztafeln geben zum Text das notwendige Anschauungsmaterial, und auf sie wie auf die sorgfältige Bestimmung der dargestellten Münzen möchte ich vor allem die Aufmerksamkeit des Historikers lenken. Sie machen ihm das Buch zu einem wertvollen Ersatz der großen Münzwerke, die er nicht immer zur Hand haben wird. Er muß dem Verfasser nicht nur für die Erschließung der Schönheit der antiken Münze, sondern auch für diese seinen Studien dienliche Handreichung dankbar sein.

Fritz Geyer.

---

[1]) Die antike Münze als Kunstwerk. Mit 907 Münzabb. auf 45 Tafeln. (Kunst und Kultur Bd. V.) VIII, 148 S. Gr. 8°. Berlin, Schoetz u. Parrhysius, 1924. Mk. 10.—; geb. Mk. 12.—.

Digitized by Google

Neuere Literatur zur Geschichte bedeutender Unternehmer und wirtschaftlicher Unternehmungen.

II. 18. und erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit dem 17. Jahrhundert und namentlich mit dem 30jährigen Kriege endete für lange Zeit der Wagemut der deutschen Kaufleute; nach einem Worte Otto von Gierkes trat damals an Stelle des „stolzen Bürgersinns ein würdeloses Spießbürgertum" und an Stelle „großartigen Handelsgeistes ein niedriger Krämersinn". Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als sich die deutsche Literatur nach langem Daniederliegen zu glänzender Blüte entwickelt, kommt auch wieder einiges Leben in Handel und Industrie. In jener Zeit finden wir schon einen Mann, der in sich die mannigfachen Eigenschaften vereinigt, deren Besitz für den modernen großen Unternehmer notwendig ist, vielseitiges Wissen[1]), ruhige Überlegung und Fähigkeit, den rechten Augenblick zu benutzen, Menschenkenntnis und Kunst der Menschenbehandlung. Es ist der 1716 zu Remscheid geborene, 1793 zu Landeshut in Schlesien verstorbene Peter Hasenclever; als Kaufmann war er in Portugal und Spanien, England und Nordamerika mit Erfolg tätig und hat später die schlesische Textilmanufaktur in hervorragender Weise gefördert. Ihm hat jetzt ein Mitglied seiner Familie, der Hallenser Universitätsprofessor Adolf Hasenclever[2]), ein umfangreiches Buch gewidmet.

Von der Ansicht ausgehend, daß zu einer Biographie Peter Hasenclevers infolge der Lückenhaftigkeit des über seine Tätigkeit vorliegenden Materials und der Unzulänglichkeit unseres heutigen Wissens über die Umwelt, in der jener Kaufmann lebte, „der Zeitpunkt noch nicht gekommen" sei, über ihn eine erschöpfende Biographie zu schreiben[3]), hat der Verfasser sich damit begnügt, einen großen Teil der einschlägigen Quellen zu sammeln und mit den zum allgemeinen Verständnis notwendigen Erläuterungen herauszugeben. So bildet denn den ersten Teil des Buches der Wiederabdruck einer bereits 1794 erschienenen Biographie Peter Hasenclevers, die in manchen Partien auf seinen leider verloren gegangenen Aufzeichnungen und seinen gelegentlichen Erzählungen über Episoden in seinem Leben beruht. Als zweiter Teil folgen Briefe und Denkschriften jenes Kaufmanns, von denen manche ebenfalls schon im 18. Jahrhundert ver-

---

[1]) In dieser Hinsicht sind die Ausführungen charakteristisch, die der sogleich zu erwähnende Peter Hasenclever 1783 in einer Denkschrift über „die Kenntnisse und Geschicklichkeiten" gibt, „die ein Kaufmann in seinem Fache nötig hat"; unter anderem ist bemerkenswert, daß Hasenclever dazu auch „Erwerb einiger Kenntnis der lateinischen Sprache in der Jugend" rechnet, weil dies die Erlernung des Italienischen, Spanischen und auch Französischen sehr erleichtere (S. 184 in dem unter [2]) erwähnten Werke).

[2]) Peter Hasenclever aus Remscheid-Ehringhausen, ein deutscher Kaufmann des 18. Jahrhunderts. Gotha, Perthes, 1922. 8°. VIII u. 252 S.

[3]) Doch gibt Adolf Hasenclever eine kurze Schilderung des bewegten Lebens Peter Hasenclevers in der Zeitschrift „Die Westmark" I. 7 (Köln 1921) S. 1008 bis 1025.

Digitized by Google

öffentlicht wurden, manche aber modernen englischen Publikationen und dem Breslauer Staatsarchiv entnommen sind. Aus ihm und aus dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin stammen auch eine Anzahl für die Geschichte der schlesischen Industrie wichtiger Aktenstücke, die der Herausgeber als Anhang veröffentlicht. Hier seien aus dem reichen Inhalt des Werkes nur folgende Einzelheiten erwähnt: die 16 Stunden täglich währende Arbeitszeit, welche der 14jährige Peter Hasenclever als Lehrling in einem Solinger Stahlhammer leisten mußte (S. 11); die Tatsache, daß Hasenclever schon 1788 erkannt hatte, daß die meisten Kriege seines Jahrhunderts Handelskriege waren (S. 190), eine für die gesellschaftliche Mißachtung des Bürgerstandes im vorrevolutionären Frankreich charakteristische Erzählung (S. 188) und die 1765 in einem Briefe Hasenclevers gegebenen Nachrichten über die Unzufriedenheit der Amerikaner mit England (S. 93 bis 108), die wenig später ihren Aufstand hervorrief.

In das 18. Jahrhundert, aber zugleich weit über dasselbe hinaus führt uns auch die von Richard Hertz verfaßte Schrift „Das Hamburger Seehandelshaus J. C. Godeffroy & Sohn 1766 bis 1879“ [1]). In ihr lernen wir eine Firma kennen, deren Begründer Jean Cesar Godeffroy aus unsicheren Anfängen zu einer hervorragenden Stellung im Hamburger Handelsverkehr gelangte. Sein Sohn aber war bereits „das Urbild des ehrbaren Kaufmanns alter Schule, jenes konservativen bürgerlichen Typus“, der sich damit „begnügt, nur soviel zu erwerben, um seine Familie zu erhalten und das Kapital der Firma seinen Erben fast unverändert zu hinterlassen“. Der Enkel aber entriß das nunmehr fast 70jährige Handlungshaus seinem Stillstande und verschaffte ihm Weltgeltung. Vor allem lag dies an der großen Kulturarbeit, welche es in der Südsee trieb. Wenn dies Unternehmen für Godeffroy auch mit einem Mißerfolg endete, so legte es doch den Grundstock für unser leider verlorenes Kolonialreich in der australischen Inselwelt.

Die Geschichte dieser Firma wird vom Verfasser auf Grund ihrer Geschäfts- und Familienpapiere, persönlicher Mitteilungen und eingehender Forschungen in Hamburger Archiven und Bibliotheken, sowie von Akten des Berliner Auswärtigen Amts in höchst interessanter Weise geschildert. Bei Gelegenheit der Besprechung der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer Tätigkeit gibt der Verfasser zugleich ein Bild der Reederei, des überseeischen Handels und des gesellschaftlichen Lebens in Hamburg. Interessant ist in dieser Beziehung namentlich, daß wir die Theorien Max Webers von der „bürgerlichen Askese“ der Kalvinisten, „von ihrem verbohrten Geldraffen und -zusammenhalten zur Ehre Gottes“, und ihrem Gegensatz zu „jenem seigneurialen Auftreten“ bei den Godeffroys und überhaupt bei den nach Hamburg geflüchteten Refugiés nicht bestätigt sehen (S. 6, 7). Von jeder Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten noch das ganze

[1]) Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Gesch. IV. 8°. 72 S. Hamburg, Karl Hartung, 1922 (2. Aufl.; die erste erschien im gleichen Jahr).

Digitized by Google

18. Jahrhundert ferngehalten, spielen sie in bezug auf den Glanz ihrer Wohnungen und die Unterstützung aller Arten von Künsten in jener Zeit die erste Rolle (S. 7, 8). Bedauerlich ist übrigens, daß wir von den Einzelheiten der von den Godeffroys getriebenen Geschäfte, vom Südseehandel abgesehen, offenbar aus Mangel an Quellen wenig erfahren. Freilich gab gerade dieser Umstand dem Verfasser die Möglichkeit, eine Arbeit zu schaffen, die in allen Teilen eine leichte und angenehme Lektüre gewährt.

Weit weniger ist dies der Fall bei dem Werke, dem wir uns jetzt zuwenden, das durch seine überaus fleißige und gediegene Quellenforschung geradezu eine Lücke in der Literatur der neueren Wirtschaftsgeschichte ausfüllt, der von Christian Wilhelm Berghoeffer verfaßten Biographie: „Meyer Amschel Rothschild, der Gründer des Rothschildschen Bankhauses“ [1]). Beinahe die gesamte bisherige „Literatur über das Haus Rothschild besteht lediglich aus Legenden und Anekdoten, aus Schmeichel- und Schmähschriften“. Auch die glänzende Darstellung der Geschichte der ersten Rothschilds, welche Richard Ehrenberg 1905 im ersten Bande seines ausgezeichneten Werkes „Große Vermögen“ gibt, stützt sich zwar teilweise auf selbständige Forschung in den Archiven zu Berlin, Marburg und Kopenhagen, bringt aber auch mancherlei Anekdoten, die mit sicher beglaubigten Tatsachen in Widerspruch stehen. Allerdings mußte Ehrenberg noch darüber klagen, daß „die Familie Rothschild bisher, mit einigen weit zurückliegenden Ausnahmen, allen Anregungen über ihre Geschichte etwas mitzuteilen, hartnäckig widerstanden“ hat (S. 41). Dagegen wurde der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher die Rothschildsche öffentliche Bibliothek zu Frankfurt a. M. leitet, von einem Mitgliede jener Familie bei seinen Nachforschungen unterstützt; er hat außer einer großen Anzahl von Staats- und Gemeindearchiven auch das Freiherrlich von Rothschildsche Archiv sowie das Archiv der Familie von Carlshausen benutzen können. Letzteres bot für das Thema unseres Buches deshalb viel Material, weil der Stammvater jener Familie, der Geh. Kriegsrat Karl Friedr. Buderus von Carlshausen, die Geldgeschäfte des Landgrafen und späteren Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel vermittelte; auch verwaltete er in der Zeit, in der dieser Fürst vor den Franzosen geflüchtet war (1806—13), dessen Vermögen und rettete den größten Teil vor den Angriffen der Feinde.

Auf Grund dieser Quellen konnte Berghoeffer die bekannte Legende über den Ursprung des Kapitals der Rothschilds als unhistorisch erweisen. Nachdem er die allmähliche Entstehung dieser Legende gezeigt, faßt er das Ergebnis seiner einschlägigen Untersuchungen S. 134 in folgenden Worten zusammen: „Der Kurfürst hat bei seiner Flucht Meyer Amschel Rothschild nicht sein Vermögen, auch nicht einen Teil desselben, zur Aufbewahrung übergeben, und das Haus Rothschild verdankt nicht einem derartigen Zufall, wie alle Welt bisher angenommen hat, seinen Reichtum und seine Macht, viel-

[1]) Gr. 8°. II u. 244 S. Frankfurt a. M., Englert & Schlosser, 1923.

Digitized by Google

mehr ist dessen Wachstum wie auch seine Vertrauensstellung beim hessischen Fürstenhaus nur langsam und durch zähe Ausdauer gefördert worden. Nicht vor, sondern während der Exilzeit haben die Rothschilds durch ihre Treue, Anhänglichkeit und Leistungsfähigkeit dasjenige Maß von Vertrauen beim hessischen Fürstenhaus erworben, das auch die Legende ihnen zuschreibt."

Dem Verfasser ist es durch seine eifrige Quellenforschung gelungen, uns ein genaues Bild sämtlicher Geschäfte und der jeweiligen Vermögenslage Meyer Amschel Rothschilds geben zu können. Neben der Wirtschaftsgeschichte wird auch die Geschichte der politischen Begebenheiten durch das Werk Berghoeffers erheblich gefördert. Insbesondere erfahren wir viel Neues über die Schicksale und den Charakter des erwähnten Kurfürsten (vgl. bes. S. 31, 94, 132, 133, 167), sowie diejenigen seiner Beamten und Vertrauenspersonen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß das abfällige Urteil, welches bekanntlich Freiherr von Stein über den Fürsten Wilhelm Wittgenstein gefällt hat, durch das Verhalten dieses Mannes gegenüber dem Kurfürsten bestätigt wird (S. 95, 96). Der eigentlichen Arbeit folgen 242 Noten, welche Quellen nachweisen und mancherlei wichtige Mitteilungen enthalten, 30 Seiten Aktenstücke, sowie als Anhang eine Zusammenstellung „der Anlehen des Frankfurter Hauses Rothschild in dem Zeitraum von 1815—1865" und eine solche der Geburts-, Heirats- und Todesdaten von Meyer Amschel Rothschilds Nachkommen in der ersten Generation. Den Schluß bildet ein recht gutes und ausführliches alphabetisches Register über die in dem Werke erwähnten Orte und Personen.

Carl Koehne.

Zur Literatur über das Grenz- und Auslandsdeutschtum in Europa.

Aus der schweren Not unserer Tage hat sich siegreich der Gedanke großdeutscher Kultur- und Schicksalsgemeinschaft emporgerungen. Der Verein für das Deutschtum im Auslande ist bestrebt, die weitesten Volkskreise für die Pflege des Volksgemeinschaftsgedankens über die staatlichen Grenzen hinweg zu gewinnen, und das deutsche Ausland-Institut in Stuttgart widmet sich der Verbreitung der Auslandskunde. Die Tagespresse bringt bereits vielfach in bestimmten Abständen Berichte über die Lage des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen, und eine Fülle von Einzeluntersuchungen erweitert die Kenntnis des augenblicklichen Standes wie der geschichtlichen Entwicklung des Auslandsdeutschtums, die beide dem deutschen Historiker in mehr als einem Betracht wichtig erscheinen werden.

Eine allgemeine Einführung in das Problem der deutschen Grenzfragen bietet Adriaticus [1]). Er zeigt die gefährdete Lage Berlins,

[1]) Deutschlands gerechte Grenzen. Mit 14 Zeichnungen und einer Landkarte. Kl. 4°. 116 S. Berlin, Dietrich Reimer, 1924 (Ernst Vohsen).

Digitized by Google

das jetzt nur noch 150 km Luftlinie und 185 km Eisenbahnlinie von der polnischen Grenze entfernt liegt, und die Abschnürung der Hauptschlagader unseres wirtschaftlichen und kulturellen Lebens durch die Zerreißung der Verbindung zwischen Königsberg und Breslau, die ein Lebensbedürfnis des Ostdeutschtums ist. In den Sudetenländern wird unter Verzicht auf die schon vor 1918 tschechisierten Orte eine klare und gerechte Scheidung der Deutschen von den Tschechen gefordert, wenn auch das ganze Gebiet des heutigen tschechoslowakischen Staates ursprünglich von Germanen bewohnt gewesen ist. Bei der Betrachtung der burgenländisch-kroatischen Grenze wird das Unrecht der Zertrümmerung der über 500 Jahre bewährten steirischen Einheit hervorgehoben und auf die Bedeutung des Verlustes des Zuganges zum Adriatischen Meere für unsere Volkszukunft hingewiesen. Eine Reihe von Kartenskizzen und eine angefügte farbige Karte von Mitteleuropa dient zur Erläuterung der Untersuchung, die auch für die deutsche West- und Nordgrenze eine Vereinigung im Sinne des Selbstbestimmungsrechtes verlangt. Daß zum Zweck der Befriedung Europas das Unrecht des Wilsonbetruges und alles dessen, was darauf aufgebaut ist, hinweggeräumt wird, das ist die Forderung des Buches.

Das über die nationalen Minderheiten vorhandene statistische Material zu sammeln, kritisch zu sichten und als Unterlage für die Lösung der Minderheitenfragen bereitzustellen, hat sich das von der Wiener Universität ins Leben gerufene Institut für Statistik der Minderheitsvölker zur Aufgabe gestellt. Seine erste Veröffentlichung aus der Feder des Privatdozenten Dr. Winkler-Wien [1]) versucht die Voraussetzung dafür zu schaffen, daß dort, wo eine unterschiedliche Behandlung der Minderheiten geboten erscheint, diese nicht nach Willkür, sondern nach objektiven Maßstäben erfolgt. Der Begriff der Minderheiten wird nach verschiedenen Gesichtspunkten zergliedert: nach der Stärke, nach der Art des Ganzen, nach der Bodenständigkeit und Zugehörigkeit. Das Volkstum wird statistisch als Abstammungs- und als Sprachgemeinschaft erfaßt, und es wird dargelegt, wie die Statistik als Beraterin der Minderheiten und als politisches Kampfmittel gegen die Minderheiten benutzt werden kann. Am Schlusse stellt der Verfasser Grundsätze für eine internationale Regelung der Stellung der amtlichen Statistik zu den Minderheitsvölkern auf.

Ein klares Bild von der Ausdehnung des deutschen Volks- und Kulturbodens in Europa bietet die nach Geheimrat Professor Dr. Penck-Berlin von H. Fischer bearbeitete und in der Geographischen Anstalt von Wagner und Debes in Leipzig hergestellte Wandkarte, der in unseren Schulen und öffentlichen Gebäuden weiteste Verbreitung zu wünschen wäre.

Rund 70 Millionen Deutsche wohnen national gesichert im Deutschen Reich, in Deutschösterreich und in der Schweiz, 10 Millionen in zusammenhängenden Siedelungen des abgerissenen Grenzgebietes, ebensoviele in Amerika und mehrere Millionen sonst in Europa und

[1]) Die Bedeutung der Statistik für den Schutz der nationalen Minderheiten. 8°. 75 S. Leipzig und Wien, Franz Deutike, 1923. 2.— Mk.

Digitized by Google

in den übrigen Erdteilen zerstreut. Ihre Verteilung zeigt die Arbeit von Professor Dr. Nawiasky[1]), München, die in kräftigen Strichen eine Skizze der heutigen geographischen und politischen Lage unseres Volkes entwirft. Ein gleiches Ziel verfolgt die Schrift von Hans Fehlinger[2]). Ihre optimistische Auffassung, daß die fremdem Volkstum unterworfenen Deutschen für ihre Muttersprache dank den in der Friedenskonferenz aufgestellten Grundsätzen über den Schutz der nationalen Minderheiten nichts zu fürchten hätten, hat sich als trügerisch erwiesen, und es ist ein schlechter Trost, wenn die Abhandlung entsagungsvoll mit dem Satze schließt: „Das auf viele Staaten verteilte deutsche Volk ist besser imstande als jedes andere, die Kulturmenschheit zu übernationalem Denken zu erziehen, ihr aus der Enge des Nationalismus heraus zu den Höhen wahrer Menschlichkeit hinanzuhelfen".

Wie die Minderheiten vergewaltigt werden, läßt sich in den Ländern beobachten, die früher zur Österreichisch-ungarischen Monarchie gehörten. Am 10. September 1919 wurde im Frieden von St. Germain der tschechoslowakische Staat verpflichtet, allen Volksstämmen gewisse nationale Mindestrechte zu gewähren. Wie er sich über diese Bindung hinweggesetzt hat, ersieht man aus der Beschwerdeschrift[3]), die die deutschen Mitglieder der tschechoslowakischen Nationalversammlung an den Völkerbundsrat gerichtet haben. Auf der einen Seite werden deutsche Schulen aufgelassen, auf der andern planmäßig tschechisiert. Rein nationalen Charakter trägt die tschechoslowakische Bodenreform, die nichts anderes bezweckt, als die Enteignung des land- und forstwirtschaftlichen Besitzes der Minderheitsvölker. Es werden die Geschichtslügen des tschechoslowakischen Regierungsmemoires aufgedeckt, daß die Erbuntertänigkeit der Bauern in Böhmen auf deutschen Einfluß zurückgehe und die Schlacht am Weißen Berge ein Kampf der Tschechen gegen die Deutschen gewesen sei. Durch eine Fülle von Beilagen, Auszügen aus Protokollen und Tabellen wird der überzeugende Ausdruck sachlicher Darstellung verstärkt. Reichhaltiges statistisches Material über die Republik Masaryks bringt Dr. Friedrich Weil[4]). Seine Schrift will weder politisch noch wissenschaftlich genommen sein, sondern lediglich in aller Kürze das zusammenstellen, was der objektive Geschichtsforscher auf Grund der ihm zugänglichen Quellen als Tat-

---

[1]) Gesamtüberblick über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen. Heft 1. Sammlung „Das Grenz- und Auslandsdeutschtum". 8°. 23 S. München, Dr. Fr. Pfeiffer und Co., 1922.

[2]) Deutsche in der Fremde. Eine Übersicht nach Abschluß des Weltkrieges. 8°. 84 S. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1920. Geheftet 1.— Mk.

[3]) Deutsche Parlamentarier an den Völkerbund. Eine Ergänzung der im Sommer 1922 dem Völkerbund überreichten Denkschrift deutscher Parlamentarier. Im Auftrage der nationalen deutschen Parteien herausgegeben von der deutschpolitischen Arbeitsstelle in Prag. 4°. 199 S.

[4]) Tschechoslowakei. Band 11 von Perthes' Kleiner Völker- und Länderkunde. 8°. 186 S. Fr. A. Perthes A.-G., Gotha und Stuttgart. 4.— Mk.

Digitized by Google

sachen festzulegen vermag. So erhält der Kaufmann und der Industrielle einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse, der ihn ebenso fesseln wird, wie den Politiker und den Touristen die Beschreibung des kulturellen Lebens des Staates, in dem die Tschechen nicht einmal die absolute Mehrheit der Bevölkerung ausmachen und dessen Staatshaushalt sich für die Belange seiner Minderheiten absichtlich verschließt. Ein brauchbares Handbuch der Landes- und Volkskunde der Tschechoslowakischen Republik bietet Josef Blau[1]). Die einzelnen Landesteile werden in ihrer geschichtlichen Entwicklung geschildert, wobei das wirtschaftliche und geistige Leben hervorgehoben und auch Ortskundliches gestreift wird. Den Schluß bildet der Abdruck der Gesellschaftsordnung des jungen Staates. Alle neueren Erscheinungen über die Tschechoslowakei wenden sich gegen die landläufige Ansicht, als ob die Deutschen erst im 13. Jahrhundert nach Böhmen gekommen, dann den Hussitenstürmen erlegen wären und erst die gewaltsame Gegenreformation einer neuen deutschen Besiedelnng Raum geschaffen hätte. In einer besonderen Schrift beweist Dr. Schwab-Wien[2]), der sich damit dem Forschungsergebnis des Brünner Professors Bretholz (Geschichte Böhmens und Mährens, 1912) anschließt, daß eine vollständige Abwanderung der Germanen aus Böhmen niemals erfolgt ist. Allerdings kommen im Mittelalter starke deutsche Einwandererströme hinzu, und sämtliche Städte der Tschechoslowakei sind deutsche Gründungen, aber man darf nicht die heutigen Sudetendeutschen lediglich als Nachkommen von deutschen Einwanderern und eingedeutschten Slawen bezeichnen. Der tschechische Emigrant Stransky hat 1634 in seinem Buche „Staat von Böhmen" zuerst die Slawen als Ureinwohner des Landes hingestellt, und diese Ansicht gewann gegen Ende des 18. Jahrhunderts Verbreitung. Im 19. Jahrhundert erschienen dann plötzlich eine Reihe von Handschriften aus dem 9. bis 13. Jahrhundert, die den ursprünglich rein slawischen Charakter Böhmens bezeugen sollten. Kein Geringerer als Wattenbach erwies diese Urkunden als Fälschungen der Gegenwart. Neuerdings haben die Ausgrabungen von Edelspitz südlich Znaim eine quadische Siedlung des 3. und 4. Jahrhunderts entdeckt. Daran schließen sich germanische Funde vom 8. Jahrhundert an bis an die Schwelle der schriftlichen Überlieferung. Auch die sprachwissenschaftlichen Forschungen ergeben, daß die im 7. Jahrhundert einwandernden Tschechen Germanen vorfanden, von denen sie die geographischen Namen übernommen haben. Über die heutige Ausdehnung der Nationalitäten gibt auf Grund der Zählung von 1910 die Sprachenkarte der Tschechoslowakischen Republik[3]) in klarer und übersichtlicher Weise Auskunft. Sie zeigt neben den ehemaligen österreichischen Verwaltungsbezirken die jetzigen

[1]) Landes- und Volkskunde der Tschechoslowakischen Republik. Mit 2 Karten im Text. 8°. 102 S. Reichenberg, Paul Sollavs Nachfolger, 1921.

[2]) Die deutsche Besiedlung der Sudetenländer. 8°. 15 S. Wien. Verlag des Wissenschaftlichen Instituts für Kultur und Geschichte des Sudetentums, 1924.

[3]) Verlag der deutschen Arbeitsstelle in Prag. Maßstab 1 : 1 000 000. —.75 Mk.

Digitized by Google

tschechoslowakischen Gaue, deutet in verschiedenen Farben das deutsche, polnische und tschechoslowakische Sprachgebiet an und bringt für die einzelnen Gemeindebezirke die Bevölkerungszahl der darin wohnenden Nationalitäten. Eine systematische Darstellung des Schulwesens in der tschechoslowakischen Republik bietet an Hand amtlicher Quellen Dr. Oberschall [1]). Als Ausgangspunkt der Arbeit ist der Anfang des Schuljahres 1920/21 gewählt. Nachdem in den einzelnen Ländern der gegenwärtige Stand der verschiedenen deutschen Schulgattungen angegeben ist, wird ein Vergleich mit dem tschechischen Schulwesen gezogen. Die trockenen Zahlen sprechen eine laute Sprache von dem Vernichtungskampf, den der Staat gegen die deutsche Schule führt und aus dem nur die Durchführung der Schulautonomie retten könnte. Die Schrift eignet sich nicht zur Lektüre, sondern will fleißig nachgeschlagen sein und bietet jedem, der sich mit der deutschen Schulfrage in der Tschechoslowakei beschäftigt, eine reiche Fundgrube.

Von den Staaten der ehemaligen Habsburgischen Monarchie hat sich Kärnten durch eigene Kraft vor jugoslawischer Fremdherrschaft bewahrt, wie es Professor Dr. Wenger-München [2]) in einer lesenswerten Skizze schildert. In dem von Slowenen nur dünn besiedelten Kärnten vollzog sich der Eindeutschungsvorgang auf friedliche Weise. Vor dem 18. Jahrhundert gibt es keine einzige Aufzeichnung in slowenischer Sprache. Deutsch sind bis dahin alle Stadtrechte, Amtsbücher und Verordnungen. Zwischen Deutschen und Slowenen herrschte stets das beste Einvernehmen, das sich neuerdings in dem gemeinsamen Kampfe gegen die Einverleibung in Jugoslawien bewährte. Nur das erzreiche Mießtal wurde ohne Abstimmung dem SHS-Staate einverleibt, und Italien eignete sich im Frieden von St. Germain aus strategischen Gründen das Kanaltal mit Pontafel, Tarvis und dem Bleibergwerk Raibl an.

Ausgehend von dem politischen Bestand des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen, schildert Professor Dr. Gesemann-Prag [3]) das Deutschtum Sloweniens. Er weist auf das leidliche Zusammenleben der Serben mit den Deutschen hin und auf die Entwicklung einer selbständigen Partei der Schwaben in Südslawien. Wie schwer dagegen die Deutschen in Krain und Südsteiermark für ihr Dasein zu kämpfen haben, zeigt die Schrift von Professor Patterer-Graz [4]). Die deutschen Vereine sind aufgelöst und ihres Vermögens beraubt, die deutschen Schulen bis zu einem geringen Bruchteil be-

---

[1]) Das deutsche und das tschechische Schulwesen in der Tschechoslowakischen Republik. 8°. 68 S. Deutschpolitische Arbeitsstelle in Prag 1923. 2.— Mk.

[2]) Das Deutschtum in Kärnten. Sammlung „Das Grenz- und Auslandsdeutschtum" Heft 2. 8°. 36 S. München, Dr. Fr. A. Pfeiffer und Co., 1922.

[3]) Das Deutschtum in Südslawien. Sammlung „Das Grenz- und Auslandsdeutschtum" Heft 3. 8°. 32 S. München, Dr. Fr. A. Pfeiffer und Co., 1922.

[4]) Die Deutschen in Slowenien. 2. Flugschrift des Vereins Südsteiermark über das Grenz- und Auslandsdeutschtum. 8°. 12 S. Graz, Alpenbuchhandlung, 1923.

Digitized by Google

seitigt, die deutschen wirtschaftlichen Unternehmungen aufgehoben. Unter dem Wahlspruch „Volkstreu und staatstreu" haben sich die Deutschen zur Selbsthilfe zusammengeschlossen und verlangen Durchführung der verfassungsmäßig gewährleisteten Grundrechte. Den geschichtlichen Werdegang des serbisch-kroatisch-slowenischen Staates und seine völkerrechtlichen Grundlagen schildert Adolf Lenz[1]). Die deutschen Minderheiten bedürfen zur Geltendmachung ihrer Rechte immer eines Staates als Patrons. Dazu können sie nur eine der alliierten und assoziierten Hauptmächte wählen, mit denen der südslawische Staat den Schutzvertrag abgeschlossen hat. Im bewußten Gegensatz zur Sicherung der nationalen Minderheiten nichtdeutscher Volkszugehörigkeit in Österreich erhielten die Minderheiten Jugoslawiens keinen unmittelbaren Vertragsanspruch auf den Schutz ihrer Eigenart. Südslawien hat ebenso wie die Tschechoslowakei das Recht, von Österreich die Erfüllung des Minderheitenschutzes zu verlangen, Österreich dagegen ist auf den Umweg über den Völkerbund angewiesen, wenn es den Schutz der deutschen Minderheiten erreichen will. Da der jugoslawische Staat den Minderheitenschutz noch nicht verfassungsmäßig aufgenommen hat, so muß die Angleichung der Rechtslage an die durch den Schutzvertrag begründeten Forderungen vorgenommen werden. Der Verfasser bespricht die einzelnen Minderheitsrechte und ihre Verletzungen, legt das Verfahren zum Schutze der deutschen Minderheiten in Slawonien dar und führt die Forderungen an, die die Deutschen auf ihrem ersten Parteitage im Dezember 1922 in Hatzfeld (Banat) gestellt haben. Der Anhang bringt ein wertvolles Literaturverzeichnis und ein die Benutzung des Buches erleichterndes Sachregister. — Die inneren jugoslawischen Verhältnisse kranken am Gegensatz zwischen den Kroaten und Serben. Zu Kroatien gehört die von Deutschen besiedelte Batschka, über deren für Deutsche sich bietenden Wirtschaftsmöglichkeiten Professor Aly-Freiburg[2]) i. Br. berichtet. Schon unter den jetzigen Verhältnissen unentwickelter Elektrizitätsversorgung und mangelnder künstlicher Bewässerung sind die Geschäftsaussichten für Deutsche hoffnungsvoll. Die Produktion ist in hohem Maße steigerungsfähig, uud es ist dem Verfasser zu danken, daß er mit seiner Schrift die Aufmerksamkeit reichsdeutscher Kreise auf ein Neuland wirtschaftlicher Betätigung gelenkt hat.

Das Banat, das von 1797 bis 1918 unter Ungarn stand und jetzt zu seinem größeren Teile Rumänien, in seinem kleineren Jugoslawien zugewiesen ist, beherbergt gegen 450 000 Deutsche. Die Kenntnis vom Banater Schwabenvolk der deutschen Heimat näher zu bringen, beabsichtigt die Schrift Dr. Straubingers[3]). Sie weist auf die

---

[1]) Die deutschen Minderheiten in Slowenien. 8°. IV und 94 S. Graz, Alpenbuchhandlung, 1923.

[2]) Denkschrift über die Batschka und das südliche Banat. Gr. 8°. 12 S. Charlottenburg, Druck Bernhard und Graefe.

[3]) Die Schwaben im Banat. Mit Karte. Kl. 8°. 68 S. Hamburg, St. Raphaelsverein, 1923.

Digitized by Google

Gefahren hin, die den durch scharfe Klassengegensätze, durch Geburtenrückgang und Bodenreform benachteiligten Deutschen drohen, und gewährt einen Einblick in die inneren Verhältnisse der dortigen Deutschen.

Auf tiefgründiger Forschung baut sich die Arbeit des Archivdirektors Dr. Müller[1]) auf, die das verfassungsrechtliche Verhältnis Siebenbürgens zur Pforte untersucht. 1541 war Siebenbürgen durch die Besetzung Ofenpests durch die Türkei dieser tributpflichtig geworden. Erst 1688 schied das Land aus dem Schutzverhältnis zur Türkei aus und stellte sich freiwillig unter die Oberhoheit der Habsburger als Könige von Ungarn.

Eine kritische Zusammenfassung der Fragen über die Besiedlung Pannoniens im 9. Jahrhundert bringt Konrad Schünemann[2]). Er behandelt die Beziehungen der Herrscher Ungarns zu den Deutschen und anderen fremden Bevölkerungen im Donaukarpathenland, untersucht die Bedeutung des Namens Pannonien in der Karolingerzeit und gibt dankenswerte Aufschlüsse über die Elemente der sagenhaften Gerhardslegenden. Ein Register erleichtert den Gebrauch der auf gründlichen Studien beruhenden Arbeit. In das moderne Ungarn führt die Schrift von Dr. Berka[3]). Obwohl nach dem Vertrag von Trianon, durch den Ungarn mehr als zwei Drittel seines Gebietes und 59 v. H. seiner Gesamteinwohnerzahl verloren hat, über 3 Millionen Madjaren unter der Herrschaft fremder Staaten stehen, behandelt Ungarn seine deutsche Minderheit in der alten bedrückenden Weise.

Die Verhältnisse des Siebenbürger Sachsenvolkes und seine Ausdehnung im Osten schildert die vom Institut für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Universität Marburg zum 70. Geburtstage des Sachsenbischofs Friedrich Teutsch herausgegebene Festschrift[4]). An das Lebensbild des Jubilars, des geistigen Führers des Sachsenvolkes, schließen sich Berichte über die einzelnen evangelischen Landeskirchen und die Geschichte ihrer Entstehung. Dabei wird auch der aus Siebenbürgen nach Amerika ausgewanderten Glaubensgenossen gedacht. Aus allen Aufsätzen geht hervor, daß das sächsische Volk im Osten aufs engste mit seiner Volkskirche verbunden ist, von dessen Erhaltung seine Zukunft abhängt.

Bestimmend an der Donau im Südosten Europas ist nicht das germanische Element geworden, sondern das slawische. Für A. H.

---

[1]) Die Türkenherrschaft in Siebenbürgen. Verfassungsrechtliches Verhältnis Siebenbürgens zur Pforte 1541—1688. 8°. 148 S. Hermannstadt, Südosteuropäisches Forschungsinstitut, 1923.

[2]) Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert. Ungarische Bibliothek für das Ungarische Institut an der Universität Berlin, herausgegeben von R. Grayger. 1. Reihe, 8. Heft. 8°. 153 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter und Co., 1923.

[3]) Die Deutschen in Ungarn. Heft 5 der Flugschrift des Vereins Südmark. 8°. 6 S. Graz, Alpenbuchhandlung Südmark, 1923.

[4]) Die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen mit den angeschlossenen evangelischen Kirchenverbänden Altrumänien, Banat, Beßarabien, Bukowina, Ungarisches Dekanat. Mit einem Vorwort von Geh. Kirchenrat Prof. D. F. Rendtorff und mit einem Titelbild. 8°. V u. 140 S. Jena, G. Fischer, 1923. 4.— Mk.

Digitized by Google

Lober[1]) bedeuten die Slawen den Balkan. In geistreichen Betrachtungen, die freilich nicht immer ein Bild der Wirklichkeit geben, ergeht er sich über die verschiedenen Slawenvölker, von denen er den Tschechen die größte Stoßkraft zuspricht, die sich gegen ihre natürliche Auflösung in Rußland sperrenden Polen aber als vorläufig bedeutungslos bezeichnet. Südslawien als Staat erscheint ihm als des Balkans Rettung. Die Griechen nennt er die Leichen, die Rumänen die Gespenster, die Türken die Schatten auf Europas südöstlicher Halbinsel. Als völkergeschichtliche Mission der Bulgaren, „der Männer ohne Seele", betrachtet er die Aufgabe, im Kern des Balkans eine Zwischensphäre zwischen europäischem und russischem Slawentum herzustellen. Alles, was sich im letzten Menschenalter vor unsern Augen bei den Balkanslawen abgespielt hat, ist für den Verfasser das letzte Stadium einer sich langsam, aber ununterbrochen durch Jahrhunderte hindurch vollendenden kosmischen Entwicklung.

Die Zustände in Rußland schildert in spannender Weise Georg Popoff[2]), der selber die unheimliche Gewalt der allmächtigen Tscheka erlebt hat, jener kommunistischen Ochrana, die mit Dserschinski an der Spitze als Staat im Staate den roten Terror verkörpert. Von 1918/24 hat die Tscheka gegen 3 Millionen Menschenleben gefordert. Sie führte die Enteignung der Kirchengüter durch, organisierte die Wahlen zu den Sowjets und hat selbst einen Teil der russischen Geistlichkeit in ihren Dienst gestellt. Unendlich erschwert die durch die Tscheka hervorgerufene Unsicherheit die Anknüpfung neuer wirtschaftlicher Beziehungen. Sonst ist die Behandlung der Deutschen in Rußland eine zufriedenstellende. Die Sowjetrepublik hat als erste selbständige Staatenbildung auf der Grundlage des Volkstums das autonome Gebiet der Wolgadeutschen, „die Wolgadeutsche Arbeitskommune", geschaffen. Man sonderte aus den Gouvernements Saratow und Samara die deutschen Kolonien aus und gab ihnen Selbstverwaltung. 1920 umfaßte die deutsche Wolgarepublik 20000 qkm mit 453000 Einwohnern, von denen 97,5 v. H. Deutsche waren. Bald aber sah man, daß die wirtschaftliche Entwicklung durch die ethnographischen Grenzen stark beschränkt wurde, und zog umliegendes russisches Gebiet mit in das Staatsgebiet hinein, so daß die Größe des Landes auf 28000 qkm und die Zahl der Einwohner auf 541000 stieg, worunter nun nur noch 67,4 v. H. Deutsche sind. Als Einführung in die Geschichte der Wolgadeutschen eignet sich das Buch des Paters Gottlieb Beratz[3]), der während des Aufstandes im Frühjahr 1921 vom bolschewistischen Revolutionstribunal hingerichtet worden ist. Mit wahrem Bienenfleiß

[1]) Balkan. 8°. 149 S. Mit einer Karte. Jena, Eugen Diederichs, 1924. Kart. 3.— Mk.

[2]) Tscheka. Der Staat im Staat. Erlebnisse und Erfahrungen mit der russischen außerordentlichen Kommission. 8°. 306 S. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei, 1925.

[3]) Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung. Gedenkblätter zur 150. Jahreswende der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der Wolga. 29. Juni 1764 bis 29. Juni 1914. 2. Auflage. 8°. 306 S. Berlin, Verlag der Wolgadeutschen, 1923.

Digitized by Google

hat der Verfasser gedrucktes und ungedrucktes Material zusammengetragen, das das schwere Ringen der deutschen Bauern an der Wolga unter dem beispiellosen Beraubungssystem und der Willkürherrschaft des russischen Kontors, die Überfälle der Kirgisen und Kalmücken und die Urbarmachung einer ausgedehnten Wildnis schildert. Ein alphabetisches Verzeichnis der in den Jahren 1764/67 gegründeten deutschen Wolgakolonien und Bilder aus den Zeiten der Hungersnot 1921/23 beschließen das Werk.

Das deutsche Schulwesen im Osten und Südosten Europas lehrt uns aufs beste die sorgfältig neuestes statistisches Material benutzende Schrift von F. H. Reimesch[1]) kennen. Eingestreute Kartenskizzen erhöhen die Anschaulichkeit der Darstellung. Da in der auslandsdeutschen Schule der Lebenspuls deutschen Behauptungswillens schlägt, läßt uns ein Einblick, wie ihn der Verfasser in den Schulkampf unserer Volksgenossen gibt, am besten in ihre Daseinsgeschichte eindringen.

Der Angriff unserer Gegner richtet sich zuvörderst auf die deutsche Schule, wie wir es in den uns geraubten Grenzmarken erleben. Es ist nötig, für diesen Kampf gewappnet zu sein und sich eine genaue Kenntnis der Grundlagen zu verschaffen, auf denen das rechtliche Verhältnis der deutschen Minderheit in den einzelnen Ländern beruht. Für Polnisch-Oberschlesien erfüllt diese Voraussetzung ein Handbuch des Deutschtums[2]). Es enthält u. a. einen Auszug aus dem Friedensvertrag von Versailles vom 28. Juni 1919, den Minderheitsschutzvertrag vom selben Tage (deutsch und französisch), den Botschafterbeschluß vom 20. Oktober 1921, das polnische Autonomiegesetz vom 15. Juli 1920, die Verfassung der polnischen Republik vom 17. März 1921 und das Deutsch-polnische Abkommen über Oberschlesien vom 15. Mai 1922 (deutsch und französisch).

Einen kurzen Überblick über die Lage des Deutschtums in Ost- und Westpreußen gibt Dr. E. von Drygalski[3]). Besonders wird die völkische Zusammensetzung der Bewohner hervorgehoben. Ostpreußen hat unter seinen 2 Millionen Einwohnern etwa 180 000 polnisch sprechende protestantische Masuren, die aus deutschen, preußischen, litauischen und slawischen Elementen unentwirrbar gemischt sind, aber zu Deutschland halten. In Westpreußen ist das Kulmer Land und ein Streifen zu beiden Seiten von Konitz polnisch gemischt. Das ganze Weichseltal, das ohne Abstimmung von Preußen losgelöst wurde, war deutsch. Polnisch sprach das Kassubenland südlich von Danzig mit etwa 100 000 Bewohnern unter 1,7 Millionen der bisherigen Provinz Westpreußen.

---

[1]) Die deutsche Schule im europäischen Auslande. Heft 1 der Sammlung „Die deutsche Schule in der Welt". 8°. 108 S. Berlin, Bernard und Graef, 1925.

[2]) Eine Sammlung der im Abtretungsgebiete geltenden Grundsätze für die nationale Minderheit. Mit einer Karte. Herausgegeben vom Deutsch-Oberschlesischen Volksbildungsverein für Polnisch-Schlesien zur Wahrung der Minderheitsrechte. Hoch-8°. 305 S. Kattowitz, 1922.

[3]) Das Deutschtum in Ost- und Westpreußen. Heft 5 der Sammlung „Das Grenz- und Auslandsdeutschtum". 8°. 15 S. München, Dr. Fr. A. Pfeiffer und Co., 1923.

Digitized by Google

An die deutsche Westgrenze versetzt uns ein Buch von Dr. Fr. König[1]). Er behandelt Land und Leute Deutschlothringens und zeigt, daß die bedeutsame industrielle Entwicklung die Struktur der einheimischen Bevölkerung nicht verändert hat. Der geschichtliche Teil hebt hervor, daß das alte deutsche Reich nie darauf ausgegangen ist, seine romanische Grenzmark zu germanisieren, während Frankreich von Anfang an die Entdeutschung der geraubten Gebiete erstrebte. Es machte den Lothringern die Heimat zur Hölle, so daß Tausende auswanderten. Die einen gingen nach Toskana und starben in den Maremmen, die andern fanden eine neue Heimat im Banat. Wenn es den Franzosen nicht gelang, ihre Sprache in Lothringen durchzusetzen, so war dies hauptsächlich das Werk des ländlichen katholischen Klerus. Leider verstand es Deutschland nach Rückgewinnung des Landes nicht, die Kräfte für sich einzuspannen, die den Abwehrkampf gegen die Verwelschung geführt hatten. Es machte keinen Versuch, den Grundbesitz zum Zwecke der innern Besiedlung in seine Hand zu bekommen. Derselbe Klerus, der vor 1870 Vorkämpfer für deutsch-lothringische Art und Sprache gewesen war, wurde zur Zeit des Kulturkampfes zum Bewahrer der patrimoine français. Deutschlothringen, das zum Reich strebte, und das Elsaß, das zur Autonomie drängte, wurden in verhängnisvoller Weise zusammengekoppelt. Diese Vorgänge begleitet der Verfasser an Hand der Quellen und der Literatur bis in die Gegenwart hinein. 310 000 Lothringer deutschen Ursprungs und deutscher Sprache wurden 1919 Frankreich einverleibt. Von den Reichsdeutschen, es waren gegen 164 000, mußten alle Personen von Einfluß und Charakter aus dem Lande weichen. Die deutsche Schule und die deutsche Kirche wird bedroht. Zur seelischen Not gesellen sich wirtschaftliche Schwierigkeiten. Es offenbart sich, daß die Loslösung Lothringens vom Deutschen Reich ein Wirtschaftsgebiet zerrissen hat, dessen Teile einander unentbehrlich sind. Frankreich muß die Produktion Lothringens niederhalten, damit die innerfranzösische Industrie nicht Not leidet; es steht vor der Tatsache, daß zwischen den partikularen Interessen der wiedergewonnenen Provinzen und dem unitarischen Ziele der Nation eine tiefe Kluft besteht. Die Lothringer merken es mehr und mehr, daß sie ihre Volkspersönlichkeit der idée française zum Opfer bringen sollen. Wenn sie sich dagegen aufzulehnen beginnen, hat das nichts mit Separatismus, deutscher Irredenta u. dgl. zu tun, sondern es ist die instinktive Abwehr eines bedrohten Volkstums. Vom Standpunkte kulturpolitischer Volksgemeinschaft müssen wir diesen Kampf verfolgen; denn das Schicksal dieser volksdeutschen Menschen kann uns nicht gleichgültig sein. Uns die richtige Einstellung zu geben, kann Königs sachliche Darstellung wesentlich beitragen.

Bruno Gumlich.

---

[1]) Deutsch-Lothringen. Stammestum, Staat und Nation. Zugleich ein Beitrag zur elsaß-lothr. Frage und zum deutschen Westproblem. Gr. 8°. 136 S. Berlin, Walter de Gruyter und Co., 1923. Geh. 3.— Mk. Geb. 4,50 Mk.

Digitized by Google

Gundolf, Friedr.: Caesar, Geschichte seines Ruhmes. 8°. 273 S. Berlin, Georg Bondi, 1924. Mk. 8.—.

Ähnlich wie Zielinski Ciceros Einfluß durch die Jahrhunderte verfolgt, wie Wilamowitz im letzten Abschnitt seiner homerischen Untersuchungen die Geltung Homers im Wandel der Zeiten betrachtet hat, schreibt Gundolf eine Geschichte von Caesars Ruhm. Er unterscheidet Caesar als mythische Gestalt im Altertum, als magischen Namen im Mittelalter, als historische Person seit Petrarca. In allen Abschnitten bewährt er seine aus früheren Werken bekannte Gabe, sich in Stimmung und Motive der verschiedensten Zeiten und Persönlichkeiten einzufühlen. Ein großer Teil seiner Betrachtungen führt freilich mehr in den Geist der Zeiten ein, in denen sich Caesars Ruhm bespiegelt, als in Caesars Wesen selbst. Das gilt vor allem für die Jahrhunderte von Julianus Apostata bis auf Kaiser Friedrich II., während deren man, wie Verfasser selbst durch seine Überschrift andeutet, kaum mehr kannte als den Namen, den Träger einerseits der höchsten irdischen Würde, andererseits großer Eigenschaften. Es gilt aber auch für die Deutschen des 16. Jahrhunderts, die alles, was sie aus Büchern über Caesar lernten, in die platte Sprache und Denkart ihrer engen Alltäglichkeit übertrugen. Doch selbst Shakespeares Gestalten Caesar und Brutus, in denen sich menschliche Kräfte von unvergänglicher Bedeutung verkörpern, sind wohl durch Plutarchs Biographie angeregt, aber weder bestimmt noch geeignet, uns die historischen Persönlichkeiten verstehen zu lehren. Wo vollends Caesar in romanischen Dramen begegnet, ist er ein Kavalier, der Caesar genannt wird, damit seine Galanterien durch seine vorausgesetzte, aber nicht dargestellte Größe interessanter werden.

Dagegen sind von Wert auch für das Verständnis Caesars die Abschnitte, in denen Verfasser untersucht, wie der wirkliche Caesar oder wenigstens eine Seite des wirklichen Caesar von einer ganzen Zeit oder von einer einzelnen starken Persönlichkeit aufgefaßt wurde. Im ersten Abschnitte lernen wir Caesar in seiner Selbstdarstellung, im Eindruck auf seine Zeitgenossen und im Urteil der Kaiserzeit kennen; im dritten sehen wir, wie vom ausgehenden Mittelalter bis zur Gegenwart der versunkene Caesar allmählich wieder entdeckt wurde. Treffend und eindringend ist die Charakteristik von Caesars Kommentarien, deren schlichte Knappheit nicht berechnet ist, sondern der ungewollte Ausdruck von Caesars Wesen. Gundolfs Ansicht freilich, Caesar habe nirgends die Wahrheit mit Bewußtsein entstellt, hält bei Einzelerklärung schwerlich stand. Da begegnen doch Dinge, die der Verfasser selbst unmöglich so ansehen konnte, wie er sie den Lesern zeigen wollte. Vorzüglich wird der Zwiespalt in Ciceros Urteil über Caesar dargestellt: Bewunderung für den Geist, Abscheu vor dem Tyrannen, und Gundolf zeigt, wie dieser Zwiespalt seit Petrarca das Urteil der späteren Zeit durchzieht und teilweise beherrscht. Gut werden Plutarch und Sueton als Biographen einander gegenübergestellt, wobei nur die älteren Nachrichten, die sie ver-

Digitized by Google

arbeiten, etwas zu kurz kommen. Besonders anziehend ist die Würdigung Lucans, dessen von echter Leidenschaft getragene Anschauung nicht nur wegen ihrer starken und weit reichenden Nachwirkungen Beachtung verdient.

Lucan haben auch Dante und Petrarca gelesen, die ersten, die nach Jahrhunderten wieder eine Caesargestalt vor Augen hatten. Für Dante ist Caesar freilich noch vor allem der Begründer des Amtes, in dem er das Heil sieht. Deshalb versetzt er seine Mörder zu Judas in die tiefste Tiefe der Hölle, während er Cato einen ehrenvollen Platz am Eingang des Purgatorio zuweist. Für Petrarca ist Caesar der gewaltige Mensch, der ihm wie Cicero zugleich Bewunderung und Abscheu einflößt. Über diese Stimmung ist die Renaissance, wie Gundolf nachweist, grundsätzlich nicht hinausgekommen, mochte auch das Urteil zwischen beiden Polen schwanken, und mochten auch die Kenntnis seiner Taten und seines Lebens sich durch die mehr in die Breite als in die Tiefe wachsenden Studien bereichern. Neue Anschauungen von Caesar begegnen bei Montaigne, Bodinus und Bacon. Montaigne sieht weniger Caesars Werk als seine Persönlichkeit, die sich im Werke teils äußert, teils verbirgt, und bedauert fast, daß diese hinreißende Persönlichkeit Taten vollbracht hat, die ihm wie Cicero als Verbrechen erscheinen. Noch weiter als Montaigne entfernt sich Bodinus von der Heldenverehrung der Renaissance; für ihn ist Caesar ein Vorbild der Staatskunst (gelegentlich auch ein warnendes Beispiel), das er weder mit Bewunderung noch mit Abscheu, sondern mit Verständnis studiert, um daraus für die Gegenwart zu lernen. Ebenso rein wissenschaftlich, gleich frei von ästhetischer Erhebung und von moralischer Beurteilung, steht Bacon Caesar gegenüber; er sucht die Wechselwirkung zwischen Charakter und Schicksal zu ergründen.

Über diese Entdeckungen des ausgehenden 16. Jahrhunderts ist das 17. nicht hinausgekommen, und die Franzosen des 18. sind fast dahinter zurückgeblieben. Für Montesquieu ist Caesar der Zerstörer der republikanischen Herrlichkeit; er macht ihm daraus keinen moralischen Vorwurf, sondern ist geneigt zu verzeihen, zumal er die Größe des Feldherrn und die Güte des Menschen anerkennt. Aber die Frage, ob vielleicht durch diese Zerstörung größere Werte geschaffen wurden, wirft er nicht auf, da für ihn jede Alleinherrschaft ein Unglück ist. Weniger den Alleinherrscher als den Eroberer lehnt Voltaire ab, der sich an Caesars Geist erfreut, ohne sein Werk verstehen zu können oder auch nur zu wollen. Den Gipfel der Verständnislosigkeit erreicht Rousseau, dem Caesar nur als menschheitsfeindlicher Eroberer, als lasterhafter Genußmensch, als freiheitsfeindlicher Tyrann erscheint. Er gibt das Signal zu einer Verherrlichung der Caesarfeinde Cato und Brutus, die aus diesen harten Römern Schwärmer der Aufklärungszeit macht.

Während in Frankreich dieser geschichtsfremde Doktrinarismus aufkam, lehrte der Deutsche Herder die Geschichte als ein Wirken seelischer Kräfte verstehen, und obgleich ihn die im stillen wachsende

Digitized by Google

Volksseele mehr anzog als der starke Wille einzelner, erkannte er doch, daß auch ein Großer wie Caesar in seinem Volkstum wurzelte. Trotz des Abstandes der Zeiten und der Lebensaufgaben Caesar seelenverwandt war Goethe, der seinem Meister Herder ebenso über den Kopf wuchs wie Caesar dem Diktator Sulla. Doch Goethe hat nur gelegentlich ein Wort über Caesar gesagt; dagegen beschäftigt sich der Romantiker Friedrich Schlegel eingehend mit ihm. Als Verwalter von Herders geistigem Erbe stand auch er dem Manne der Tat innerlich fern, erfaßte aber tiefer als irgendeiner vor ihm die Einheit von Caesars Wesen.

Diese Einheit tritt ja in Caesar deutlicher zutage als in dem ersten Herrscher, der ihm nach Jahrhunderten ebenbürtig war, Friedrich dem Großen; als Feldherr und Staatsmann ist er Caesar wesensverwandt, aber in seinen Schriften wird dies Wesen nicht wie in Caesars ausgedrückt, sondern eher verborgen. Anders Napoleon, der Caesar auch darin glich, daß er durch Gewalt emporgekommen war, der Caesar als seinen geistigen Ahnen ansah, der Zeitgenossen und Nachkommen zwang, ihn mit Caesar zu vergleichen.

Zweifellos ist der Abschnitt über Napoleon einer der gelungensten und schönsten in Gundolfs Buche. Doch betont er vielleicht den Einfluß Napoleons auf das Caesarverständnis der gleichzeitigen und späteren Beurteiler etwas zu stark. Wohl hat Johannes von Müller gern Parallelen zwischen Caesar und Napoleon gezogen; aber zu neuen Entdeckungen in Caesars Wesen, vollends zu einem Erschauen von Caesars Gestalt ist er durch das Erlebnis Napoleons nicht gekommen. Und ein jüngerer Zeitgenosse Napoleons, den Gundolf übergeht, der Geschichtsforscher Niebuhr, der auf das Verständnis des Altertums weit stärker eingewirkt hat als der Geschichtserzähler Müller, hat Caesar offenbar ohne jeden Zusammenhang mit Napoleon betrachtet. Als preußischer Patriot fühlte er gegen Napoleon einen herzhaften Haß; und Caesar charakterisiert er mit warmer Vorliebe. Diesem Bilde, das Niebuhr nur aus den ihm genau vertrauten Quellen unmittelbar gewonnen haben kann, fehlt alles, was Caesar mit Napoleon verbindet. Darum ist es freilich ein unzulängliches Bild; aber trotzdem war es für die Folgezeit nicht wertlos; denn Niebuhr zuerst hat Caesar im Zusammenhange der römischen Geschichte gesehen. Darin ist ihm Mommsen gefolgt, dessen Anteil nicht an der Geschichte von Caesars Ruhm, aber vom Verständnis Caesars Gundolf doch wohl unterschätzt. Wohl betont er gelegentlich Dinge, die Mommsen zuerst erkannt hat (so den Kulturwert der Eroberung von Gallien, die Bedeutung der volksfreundlichen Gesetze u. a.), aber im ganzen urteilt er, Mommsens Caesarbild sei, abgesehen von einigen philologischen Funden, doch nur eine Nachwirkung Napoleons. Jedoch die Haupterkenntnis Mommsens, die freilich durch strenge philologische und staatsrechtliche Forschung gewonnen und erhärtet wird, aber doch mehr bedeutet als einen „philologischen Fund", ist der Zusammenhang Caesars mit der Linie Gracchus-Marius. In diesem Zusammenhange rechtfertigt sich der Übergang von der Republik

Digitized by Google

zur Monarchie nicht durch den Sittenverfall, über den sich frühere Beurteiler moralisierend ergehen, sondern durch das Hinauswachsen des Weltreiches über die Formen des Stadtstaates. Allerdings schwebte Mommsen bei seiner Charakteristik der Römer ein neueres Volk vor, die Engländer, in deren Staat er mit einer damals verbreiteten Einseitigkeit ein unbedingtes Ideal sah. Wie die Briten waren die Römer „hart wie Stahl und geschmeidig wie Stahl". Und bei dem Engländer Cromwell fand Mommsen mehr von Caesars Wesen als bei Napoleon.

Auf Mommsen weist Gundolf nur kurz hin, da er ja nicht eine Geschichte der Caesarforschung schreiben will, sondern eine Geschichte von Caesars Ruhm. Den vermag er nach Napoleon erst wieder bei Nietzsche zu entdecken. Er hebt dabei hervor, daß man Caesar besser kennt, seit sein Ruhm verklungen ist. Das ist wohl kein Zufall und ist nur ein besonders greifbares Beispiel für den tragischen Zusammenhang zwischen den Fortschritten der Altertumswissenschaft und dem Niedergang der humanistischen Bildung. Mommsen selbst hat einmal geäußert: „Unsere Wissenschaft ist so in die Tiefe gewachsen, daß sie dadurch für die Aufgabe der Knabenerziehung unbrauchbar geworden ist". Man könnte diesen Gedanken wohl verallgemeinern: die erzieherische und bildende Wirkung, die das Altertum und insbesondere Caesar Jahrhunderte lang ausgeübt haben, konnten sie nur ausüben, solange man sie nicht mit scharfen Forscheraugen ansah, sondern in einem idealisierenden Lichte.

Dabei sind die Forscheraugen in Gefahr, vor Bäumen den Wald nicht zu sehen. Und auch deshalb verdient ein Buch wie Gundolfs Dank, das uns zwingt, Caesar mit den Augen überlegener Geister aus früheren Jahrhunderten zu betrachten. Daraus ergibt sich denn doch der Eindruck einer so überragenden Größe, daß man vor dem Irrwege neuester Forscher geschützt ist, die ihn zwischen Pompejus und Augustus auf ein Mittelmaß herabdrücken.

Friedrich Cauer.

Jäger, Oskar: Weltgeschichte in 5 Bänden. 2. Band: Geschichte des Mittelalters, neu bearbeitet von Arnold Reimann. Mit 272 authentischen Abbildungen und 22 Beilagen in Farbendruck. 600 S. Verlag Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1925.

Das bekannte, verdienstvolle Buch O. Jägers hat hier eine Neubearbeitung gefunden, die der Verlag keinem Besseren als dem bewährten Berliner Historiker und Schulmann anvertrauen konnte. Es ist etwas sehr Schwieriges und Heikles, in ein Geschichtswerk, das volkstümlich sein soll, die Ergebnisse der neuen Forschungen hineinzuarbeiten, ohne daß Einheit und Fluß der Darstellung geschädigt wird. Aber Reimann hat das doch verstanden: dies Buch liest sich wie aus einem Guß. Mit Befriedigung stellt man fest, wie zwanglos neue Resultate, z. B. über Canossa, eingefügt sind, wie unparteiisch über

Digitized by Google

Gregor VII. und Heinrich IV. geurteilt wird, wie klug der Verfasser sich an Stellen ausdrückt, wo die Forschung noch nicht entschieden hat. Die Auffassung ist ganz imperial, von Sybels Ansicht über Friedrichs I. Herrschaft keine Spur; aber selbst Fickers Meinung kommt nicht zur Geltung, wenn das Unheil der sizilischen Heirat nicht weiter betont wird. Die Beurteilung Friedrichs II. scheint mir zu günstig: daß er kein „Meister der Politik" war, hat er nach Cortenuova und 1244 gegenüber Innocenz IV. gezeigt. „Die tiefe Gemeinheit" Karls von Anjou soll sich (S. 396) darin zeigen, daß er der Hinrichtung Konradins beiwohnte; nun aber ist seine Anwesenheit keineswegs sicher bezeugt (Hampe 318). Ganz gut ist Jeanne d'Arc geschildert und selbst Shaw schon erwähnt; daß daneben aber Jacques Coeur gar nicht genannt wird, ist zu bedauern. Mit einem andern Tadel kann ich nicht zurückhalten: die so wichtige Geschichte des Deutschordens in Preußen („borussische" Heiden ist falsch statt prussische) kommt sehr zu kurz: zuerst eine halbe Seite (335) ohne Erwähnung der Gründung Thorns, dann (474) anderthalb Seiten, dann noch zwei Stellen. — Die Verwunderung, daß die Christenheit „es sich bieten ließ, daß der Papst nicht selbst mit der Kreuzesfahne zu Felde zog", verstehe ich nicht: das war doch am Ende nicht seines Amtes. — Wenn am Anfang auch die großen Dichter gebührend erwähnt wurden, durfte auch später der „Ackersmann aus Böhmen" nicht fehlen.

Doch statt am einzelnen zu mäkeln, sollte man sich bei einem solchen Werke, das einen übergewaltigen Stoff zusammenpressen muß, lieber an das große Ganze halten. Und da sei auch die hervorragende schöne Ausstattung lobend erwähnt. Man kann daraus ersehen, welche Fortschritte die Technik, aber auch die Auswahl in Hinsicht auf den Bilderschmuck gemacht hat. Ganz neu und wichtig ist eine Miniature Friedrichs I. von 1188 aus einer Handschrift der Vatikanischen Bibliothek (S. 300), wo der Kaiser als Kreuzfahrer mit kurzem Bart erscheint. So ist alles in allem hier ein Buch geschaffen worden, dem man wenig derart zur Seite stellen kann.

Richard Sternfeld.

Kampers, Franz: Vom Werdegange der abendländischen Kaisermystik. Gr. 8°. VI, 178 S., 4 Tafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1924. Mk. 12.—.

Auf S. 3 heißt es: „Friedrichs wiederholte, wortreiche, ein unsicheres Schwanken verratende Versuche, das Recht seiner imperialen Gewalt vor aller Welt zu begründen, lassen fast vermuten, daß er selbst das Gefühl hatte, auf einem unsicheren Boden zu stehen". Was hier von dem Hohenstaufen Friedrich II. gesagt wird, ist mutatis mutandis die treffendste Charakteristik des Autors dieses merkwürdigen Buches, das von Anfang bis Ende auf Hypothesen aufgebaut ist. Kampers hat sich die Aufgabe gesetzt, die Herkunft aller mittelalterlichen Träumereien von einem Reich ewigen Friedens, von

Digitized by Google

einem Weltkaiser, der als Welterlöser dieses Reich heraufführen werde u. dergl. auf orientalische Wurzeln, möglichst aus der ältesten Zeit, zurückzuführen. Mit großer Sorgfalt und wirklich staunenswerter Gelehrsamkeit werden alle Zeugnisse orientalisch-mystischer Phantasie aufgespürt, die Wiederkehr dieser krausen Symbolik in der römischen Literatur der Kaiserzeit wird nachgewiesen und ihr Wiederaufleben oder Fortleben im Mittelalter, wenigstens seit Karl d. Gr., behauptet. Zweifellos kann vieles davon zutreffen. Das Bild der Orientalisierung aller Religion im römischen Weltreiche bekommt durch Kampers erheblich lebhaftere Farben. Aber alles Sinnieren spekulativer Gemüter im Mittelalter auf die Wiederaufnahme derartiger Vorbilder zurückzuführen, ist, gelinde gesagt, einseitig. Ist, um nur einiges hervorzuheben, das Bild des Weltenmantels mit allen Gestirnen darauf, nur babylonischen Ursprungs? Einhard erzählt von einem runden Tisch Karls d. Gr., auf dem eine Weltbeschreibung eingezeichnet war. Dieser Tisch soll nach dem Vorbild einer Tafel Salomons gemacht sein, die von Goten und Mauren besungen wurde. Und diese Salomonstafel wiederum geht zurück auf ein Täfelchen des Nabû-abbal-iddin aus dem 9. Jahrhundert v. Chr., auf dem die Sonnenscheibe auf einem Altar liegt. Bindeglied ist eine Erzählung des Pomponius Mela von einem Göttertisch (mensa solis), der immer mit Speisen bedeckt ist. Danach müßte also das Märchen vom „Tischlein, deck dich" auch babylonischen Ursprungs sein! Haben denn die abendländischen Völker, insbesondere die Deutschen, überhaupt keine phantastische Erfindungsgabe gehabt? Nach S. 140 ist die Übertragung der bekannten Kaisersage von der Wiederkehr Friedrichs II. aus der sizilischen Ätnasage unzweifelhaft, diese selbst aber nur eine Lokalisierung der Artussage, „in deren Helden wir Weltenberg, Sonnentisch und Sonnengott des Ostens noch deutlich wiedererkennen". In der Beweisführung spielt insbesondere der Weltenbaum, an den der wiederkommende Kaiser seinen Schild hängt, eine Rolle. Ist dem Verfasser die urgermanische Weltenesche nicht in den Sinn gekommen? Oder ist der Wodansmythus auch orientalischen Ursprungs? Man kann ruhig sagen: soviel Behauptungen in dem Buch aufgestellt werden, soviel Fragezeichen möchte man setzen. Philologen empfehle ich namentlich die Darlegungen über Vergil, besonders S. 74, zur Beachtung. Schade, vieles, was sicher wertvoll ist, kommt auf diese Weise nicht zur Geltung. Es ist doch nun einmal so, daß in der Phantasie aller Völker und Zeiten gewisse Vorstellungen immer wiederkehren. Man müßte schon auf die ersten Menschen zurückgehen, um eine Abhängigkeit konstruieren zu können. Und das greift doch über den Rahmen geschichtlicher Forschung einigermaßen hinaus.

In einem Exkurs behandelt Kampers das Labarum Konstantins. Auch dieses ist natürlich orientalischen Ursprungs und bisher fälschlich, der Tradition entsprechend, mit der Annahme des Christentums durch Konstantin in Zusammenhang gebracht worden. Kampers stellt „folgende Tatsachen" als „sichere Ergebnisse" fest: „Kurz vor der

Digitized by Google

Schlacht an der Milvischen Brücke ließ Konstantin auf den Schilden seiner Soldaten ein Henkelkreuz (das orientalische Sonnensymbol) als siegbringenden, zauberkräftigen Talisman anbringen". Etwas später „wird eine plastische Nachbildung des angeblichen caeleste signum dei dem Kaiser-Soter in die Hand gegeben, der laut Inschrift mit diesem heilbringenden Symbol die Renaissance der alten Roma (!) wieder heraufführt. Viel später erst macht Eusebius den Versuch, das Labarum dem Kreuze Christi gleichzusetzen. Diese Deutung wird die herrschende, seitdem der Kaiser, wohl erst in seinen letzten Lebensjahren, seinem Biographen erzählt hatte, durch göttliche Fügung sei ihm das Kreuz über der Sonne erschienen". Es handelt sich also nicht um das Kreuz Christi, sondern um „das Ideogramm des Gottes Anu und der Sonne". Aber Konstantin hat diese Vision nicht etwa erfunden, sondern es handelt sich hier um ein wirkliches Erlebnis, eine sogenannte Halo-Erscheinung, wie sie sich unter besonderen Luftverhältnissen manchmal zeigen. Beweis: „in den Jahren 1892—1901 wurden in Holland sechsmal derartige Kreuze gesichtet". — Wer Sinn für derartige Wissenschaft hat, dem wird Kampers' Buch eine Fundgrube sein. Gerhard Bonwetsch.

Aachen, Albert von: Geschichte des ersten Kreuzzugs. Übersetzt und eingeleitet von Herman Hefele. 2 Bände. XVI, 359 u. 309 S. Jena, Diederichs, 1923.

Der Verlag Diederichs in Jena, der sich durch Neuherausgabe alter Schriftwerke um die Wiederbelebung mittelalterlichen Geistes schon vielfach verdient gemacht hat — es braucht hier nur u. a. an die große deutsche Ausgabe der Legenda aurea des Jacobus de Voragine von Richard Benz erinnert zu werden — beschenkt hier ein weiteres, geistig an den Erscheinungen des Mittelalters interessiertes Publikum mit einer Übersetzung der Kreuzzugschronik Alberts von Aachen. Sie ist angefertigt von Herman Hefele und verdient alles Lob; sie liest sich glatt und hat einen Schimmer von dem Kolorit des lateinischen Originals beibehalten. In der Einleitung begründet der Übersetzer, warum er gerade Albert von Aachen aus der Fülle der Chroniken, die den ersten Kreuzzug schildern, ausgewählt hat: es kam ihm nicht so sehr darauf an, eine die Ereignisse möglichst treu schildernde Quelle, als den Geist der Kreuzzugsepoche, das, was das Abendland jener Zeit empfand, wieder lebendig zu machen. Unter diesem Gesichtspunkt ist seine Wahl, die mit dem Urteil Sybels übereinstimmt, zu billigen, zumal er in der Einleitung auf wenigen Seiten ein treffendes Bild von der ganzen Erscheinung entwirft, wie wir es heute nach der kritischen Arbeit vieler Jahrzehnte sehen. Auch der Gelehrte wird das Buch mit Nutzen zur Hand nehmen, wenn er sich rasch einen größeren Abschnitt vergegenwärtigen will, was bei dem gewichtigen Folianten des Recueil des historiens des croisades schon eine körperliche Anstrengung ist. Die Bände gehören einer Sammlung „das alte Reich" an, in der uns

Digitized by Google

der Verlag hoffentlich noch weitere Schätze aus der historischen Literatur des lateinischen Mittelalters bieten wird.

Walther Holtzmann.

Caspar, Erich: Hermann von Salza. VIII, 107 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1925. Mk. 3.—

Im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung steht die Autonomie des Ordensstaates und die eigenartigen Beziehungen desselben zu Kaiser- und Papsttum. Der Verfasser zeigt, wie der deutsche Orden es verstanden hat, indem er zwischen den Machtansprüchen dieser beiden Spitzen der abendländischen Welt hin und her lavierte, ein Staatswesen von höchster Aktionsfähigkeit aufzubauen. Von besonderer Bedeutung scheint mir der dritte Abschnitt zu sein, der von der Beurteilung der Politik Hermanns von Salza gegenüber der Kurie ausgeht. In diesem Kapitel wird die für den Deutschordensstaat entscheidende Frage aufgeworfen, ob der sizilische Staat Friedrichs II. als sein Vorbild anzusprechen ist. Der Verfasser glaubt dies ablehnen zu müssen. Er meint, daß die Charakterzüge des Beamtenstaates schon bis zu einem gewissen Grade Allgemeingut geworden war, als sie im Deutschordensland zur Ausbildung kamen. Immerhin muß er in den nachfolgenden Betrachtungen auf auffällige Übereinstimmungen hinweisen, die ihn zu der Bemerkung veranlassen: In den Beamtenbestimmungen der Ordensstatuten weht Friderizianischer Geist. Mir scheint die immer wieder in der Literatur aufgestellte These, deren exakten Beweis Caspar bisher vermißt, daß nämlich der Ordensstaat sich auf sizilischem Vorbild aufgebaut hat, trotz seiner angeführten Bedenken etwas Zwingendes zu haben. Eine geschlossene Kette, die intuitiv deutlich sichtbar, wenn auch quellenmäßig nicht immer zu belegen, führt von dem Beamtentum Persiens über das Alexanders des Großen und der Araber nach Sizilien, von dort über den Ordensstaat nach dem größeren Preußen, von dem ausgehend es sich die Welt erobert hat. Eine andere Linie der Wanderung des sizilischen Beamtentums läßt sich von Friedrich II. über Manfred nach Aragonien verfolgen. Von dort aus weisen die Pfade nach der Vereinigung Spaniens mit der Österreichischen Erbmonarchie auf Wien. Es wäre zu wünschen, daß im Rahmen einer größeren Untersuchung diese ganze Kette der Zusammenhänge klargestellt wird, bedeutet sie doch einen wesentlichen Beitrag zur Erkenntnis des modernen Staatslebens.

Willy Cohn.

Hofmann, A. v.: Politische Geschichte der Deutschen. 3. Bd. 735 S.; 4. Bd. 715 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1923 und 1925. Geb. je Mk. 12.—

Die vorliegenden Bände des monumentalen Werkes führen die politische Betrachtung der Geschichte des hoffnungslos unpolitischen deutschen Volkes bis hart an die Schwelle des Zeitalters Friedrichs des Großen.

Digitized by Google

Im dritten Bande werden eingehend behandelt: das deutsche Königtum des Habsburgers Rudolf und seiner unmittelbaren Nachfolger, die Zeit Ludwigs des Bayern und der Luxemburger in Deutschland, das habsburgische Königtum bis zum Tode Maximilians I. und das Zeitalter Karls V. Daran schließt sich im vierten Bande die Darstellung der Epoche der Gegenreformation und des großen Krieges, der deutschen Verhältnisse zur Zeit der französischen Hegemonie in Europa und der großen politischen Gegensätze in Deutschland: Preußen und Österreich.

Alle Vorzüge der Hofmannschen Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung treten auch in den vorliegenden Bänden wieder in ihrem vollen Glanze hervor: Vollkommene Durchdringung und Beherrschung des ungeheuren Tatsachenmaterials. Dazu eine glückliche, kaum zu übertreffende Kombinationsgabe und die Fähigkeit, aus der Erscheinungen Flucht die maßgebenden Momente mit unfehlbarer Sicherheit herauszugreifen und übersichtlich, klar und anschaulich zur Darstellung zu bringen. Mit universalem, auf das Große und Allgemeine gerichtetem Blick weiß der Verfasser überdies die verschlungenen Fäden aufzudecken und festzuhalten, die des Reiches Schicksal mit dem der emporstrebenden europäischen Mächte verknüpft haben, vor allem Frankreichs, Englands, Spaniens, der Niederlande usw. Die führenden, handelnden Persönlichkeiten werden aus ihrer häufig recht nüchternen Umwelt, allen sichtbar und greifbar, herausgehoben, ihr Wesen, ihre Verdienste und Verschuldungen verständnisvoll und eindringend geschildert und unserem Herzen menschlich näher gebracht. Gestalten, wie Rudolf von Habsburg, Ludwig der Bayer, Karl IV., Friedrich III., Karl V., Philipp von Hessen, der Große Kurfürst, Gustav Adolf, Ludwig XIV., der Kurfürst-König August von Sachsen-Polen, Hus, Luther und Zwingli, Ernst von Mansfeld, Bernhard von Weimar, der Graf von Waldeck, ein Vorläufer Bismarcks, vor allem Wallenstein, der „gewissenslose Augenblicksspekulant", der „in bezug auf die moralischen Motive seines Handelns einem Napaleon am nächsten kommt", usw. erscheinen hier in neuer, anziehender, überraschend eigenartiger Beleuchtung.

Klar und scharf treten im dritten Bande die Faktoren in die Erscheinung, die berufen waren, auf lange Zeit hinaus im politischen Leben Deutschlands eine besondere Rolle zu spielen: Böhmen, die deutschen Fürsten und die deutschen Städte. Die im 13. Jahrhundert machtvoll einsetzende deutsche Kolonisation verhalf Böhmen zu materieller Macht und damit auch zu politischer Geltung, zu einer „beherrschenden Stellung" in Mitteleuropa.

Die Fürsten lebten ihrem „partikularistischen Eigennutz". Und das war ihnen im Hinblick auf die Abhängigkeit des Reiches von internationalen Interessen im Grunde nicht einmal zu verargen. Das Fürstentum zog den Adel an sich. Die im 13. Jahrhundert geschaffene Lage hatte das deutsche Rittertum, dem ein Mittelpunkt und das Vorbild fehlte, zu politischer Neutralität und Leblosigkeit verurteilt, zu „rein passiver Resistenz". So ging es dem Untergang entgegen. Erst im Fürstendienst suchte und fand es seine Rettung.

Digitized by Google

Eine völlig neue Erscheinung waren die emporkommenden Städte. Als Reichsstädte waren sie die natürlichen Verbündeten der deutschen Könige, deren unheilvoll geschwächte Machtstellung sie gegenüber dem fürstlichen Partikularismus hätten sichern und stärken müssen. Aber es war dem Bürgertum nicht beschieden, auf die Gestaltung der politischen Zukunft Deutschlands einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Disziplinlos und ohne politisches Ziel dahinlebend, versagte seine politisch vollkommen impotente Demokratie in allen entscheidenden Augenblicken.

Ähnlich trostlos stellt sich uns der Verlauf der Reformation dar, der Gegenreformation, des großen Krieges und der Epoche des französischen Übergewichtes in Europa. Aber nur selten kommt der Leser zum vollen Bewußtsein der ganzen Hinfälligkeit der deutschen Dinge und unseres tragischen Schicksals. Denn hoffnungsfreudig offenbart ihm der Verfasser alsbald auch die ganze Fülle starker, lebendiger, aus der Tiefe des deutschen Volkstums unaufhaltsam emporquellender Kräfte, immer bereit und fähig, besonders nach Perioden tiefen Falles, ein neues deutsches Volk zu schaffen, zu formen und zu bilden.

Wie sich von selbst versteht, zieht der Verfasser auch die Politik des werdenden brandenburgisch-preußischen Staates in den Kreis seiner Betrachtungen und erschließt uns, neue Erkenntnisse begründend und vermittelnd, den tiefen Sinn des geschichtlichen Seins in dem Leben unseres engeren Vaterlandes. Dankbar begrüßen wir insbesondere die unbefangene und doch so warmherzige Würdigung, die er den großen Gestalten der brandenburgisch-preußischen Geschichte zuteil werden läßt. Das ist um so wertvoller, als zahlreiche Kräfte am Werke sind, uns die Freude daran gründlich zu verekeln. Jetzt ist der große König das Wild, das eine bösartige Meute zur Strecke zu bringen sich bemüht. Über kurz oder lang kommt dann Bismarck an die Reihe usw. Sie beißen zwar auf Granit, diese Lastermäuler vom Stamme der Zoïlo-Thersites. Immerhin. Es liegt System in der Art, wie der Kampf auf der ganzen Linie gegen unsere vaterländischen Erinnerungen geführt wird. Darum videant consules!

Es ist eine gewaltige Wegstrecke, die wir hier zurückzulegen haben, zumal durch einen Zeitraum, der voll ist von Problemen aller Art und deshalb eine starke Anziehungskraft ausübt. Aber so lichtvoll und anregend die Darstellung überall auch ist, so sicher uns auch der kundige Verfasser durch das weite Labyrinth sinnverwirrender Tatsachen geleitet, es ist, besonders im dritten Bande, nicht immer leicht, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Das Wort von Ottokar Lorenz: „Alle Geschichte ist Genealogie" wird in der hier geschilderten Epoche zur Wahrheit und zur Wirklichkeit. Ohne eingehende Kenntnis der in Betracht kommenden genealogischen Verhältnisse sind ja politische Vorgänge und geschichtliche Zusammenhänge selten oder gar nicht zu verstehen, namentlich im Mittelalter, dessen geschichtliches Leben nahezu völlig von der fürstlichen Personalpolitik beherrscht wird. Der Genuß des Hofmannschen Werkes würde daher ganz erheblich gefördert werden und das Verständnis des Ganzen vollkommen sein, wenn der Verfasser

Digitized by Google

sich entschließen könnte, in der neuen Auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, seine Darstellung durch kurzgefaßte Konsanguinitätstafeln zu erläutern.

Über diesen dringenden Wunsch hinaus seien noch einige flüchtige Randbemerkungen gestattet.

Burggraf Friedrich III. von Nürnberg-Zollern war keineswegs der „Sohn einer Habsburgerin" (III, 49). Der Verfasser denkt dabei an die 600jährige Clementia, die Schwester König Rudolfs. Die sagenhafte Dame ist indes seit mehr als 20 Jahren endgültig aus der Ahnenreihe des brandenburgisch-preußischen Hauses verschwunden. (Siehe Großmann, Berner, Schuster und Zingeler, Die Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern. Berlin, 1905, S. 6, 156 ff.) Die Mutter Friedrichs III. war vielmehr die Erbtochter des Grafen Friedrich II. von Abenberg, des letzten seines Stammes. Mit ihr gelangte der ausgedehnte Abenbergische Besitz in Franken an das burggräfliche Haus. (ib.) Allerdings war unser Friedrich ein entfernter Verwandter Rudolfs. Dessen Gemahlin Gertrud (Anna) nämlich stammte aus dem Hause Zollern-Hohenberg.

Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg war zweifellos ein tüchtiger Regent. Er wird aber hier (III, 420 f.) auf Kosten seines Bruders Albrecht zu hoch eingeschätzt. Der politisch fähigere und bedeutendere Kopf war ohne Frage Albrecht. Das ergibt sich mit positiver Sicherheit aus seiner politischen Korrespondenz.

Die Dispositio Achillea war ursprünglich kein Hausgesetz (ib. 420). Sie galt lediglich für die unmittelbaren Erben Albrechts. Den Charakter eines Hausgesetzes erhielt sie erst durch den Geraischen Hausvertrag. (S. v. Caemmerer, Die Testamente der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen. München und Leipzig, 1915, S. 43 ff.)

Der im Jahre 1519 in der Umgebung Karls V. nachweisbare „Johann von Brandenburg", der sogenannte Vizekönig von Valencia, war nicht „der jüngere Bruder des Kurfürsten" (Joachim I.), sondern einer seiner Neffen aus der Bayreuther Nebenlinie (ib. 546).

Joachim I. starb nicht „im Sommer 1536" (ib. 651), sondern am 11. Juli 1535. Und Markgraf Georg Friedrich von Ansbach und Bayreuth nicht „im April" (IV, 208), sondern am 6. Mai 1603.

Im Jahre 1705 übergab der Schwedenkönig Karl XII. den in der Schlacht bei Warschau gefangenen Führer der sächsischen Armee, „Generalleutnant Patkul", dem Henker (IV, 630) und ließ den Unglücklichen 1706, nachdem er von den Sachsen ausgeliefert worden, abermals hinrichten (ib. 631). Es liegt hier offenbar ein lapsus pennae vor. Patkul befand sich bekanntlich seit 1704 im Dienste des Zaren Peter I.

Gustav Adolf ist, wie (ib. 406) berichtet wird, „an der Spitze seiner Reiterei gefallen". Davon kann keine Rede sein. Der äußerst kurzsichtige Schwedenkönig ist vielmehr auf einem Erkundungsritt von dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg verräterischerweise dem kaiserlichen Oberstleutnant v. Falkenberg in die Hände gespielt

Digitized by Google

und von diesem ermordet worden. Falkenberg war der Vetter des tapferen Verteidigers von Magdeburg. Franz Albrecht, der sich im Gefolge des Königs befand, war ein Vertrauter Wallensteins und, wie sein Bruder Franz Karl, ein Renegat niedrigsten Niveaus. Auf alle diese merkwürdigen Dinge näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Bemerkt sei nur noch, daß die Nachricht von dem „Heldentode" Gustav Adolfs sich zuerst in der jesuitischen Literatur findet, und zwar seit dem Augenblicke, da schwedische Historiker, wie Pufendorf, den Vorgängen bei Lützen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden begannen. (S. C. Müller i. „Reichsbot.", S. Beil. 1924, Nr. 14.) Georg Schuster.

Sazer, Dr. Ernst: Das Zollwesen der Stadt Basel bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. (= Beihefte zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte hrsg. von Prof. Dr. G. von Below, Heft 1.) 8°. VIII u. 169 S. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1923.

Wackernagel, J.: Städtische Schuldscheine als Zahlungsmittel im 13. Jahrhundert; Oppikofer, H.: Eigentumsgemeinschaften im mittelalterlichen Recht, insbesondere an Wohnhäusern. (= Beihefte zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte hrsg. von Prof. Dr. G. von Below, Heft 2. Mittelalterliche Stadtrechtsfragen.) 8°. 44 S. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1924.

Der Herausgeber der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Georg von Below, hat seinen großen Verdiensten um das Erblühen dieses höchst wichtigen Zweiges der historischen Wissenschaft dadurch ein neues hinzugefügt, daß er jetzt den Rahmen jener Zeitschrift durch Ausgabe von Beiheften ergänzt. Wir müssen dies um so mehr als nützlich betrachten, als durch die Geldentwertung und die damit zusammenhängende Verarmung weiter Kreise des Bürgertums die Veröffentlichung von Monographien außerordentlich erschwert ist. Haben doch z. B. bei vielen recht tüchtigen Doktordissertationen die Verfasser sich auf Vervielfältigung durch Schreibmaschine beschränken müssen, so daß ihre Arbeiten nur mit großer Mühe zu erlangen sind. Selbst der Forscher in der Reichshauptstadt muß sich häufig solche von auswärts beschaffen.

Im ersten Heft der neuen Sammlung behandelt Sazer das Zollwesen der Stadt Basel im Mittelalter. Wie so viele andere Probleme der Wirtschaftsgeschichte wird auch „der ganze Komplex von Fragen, mit dem die Zollgeschichte des Mittelalters noch behaftet ist, nicht anders zu lösen sein, als daß in sorgfältiger Kleinarbeit zunächst einmal die lokalen Erscheinungen untersucht werden". Für diese Arbeit ist aber Basel deshalb ganz besonders geeignet, weil dort — wenn wir von der Zeit vor dem Erdbeben (1356), „Basels vorsintflutlicher Zeit", wie sie Geering nennt, absehen — das wirtschaftliche Aktenmaterial vorzüglich erhalten ist. Außerdem ist grade in bezug auf diese Stadt die Erforschung der Zollgeschichte durch eine Reihe aus-

Digitized by Google

gezeichneter Untersuchungen wie die Arnolds und Heuslers über die Verfassungs- und Privatrechtsgeschichte, Schönbergs über die Finanzgeschichte, Geerings über Handel und Industrie Basels, sowie durch das Baseler Urkundenbuch von Thomme und Wackernagel und die Edition der dortigen Rechtsquellen durch Schnell erleichtert. Dies archivalische und literarische Quellenmaterial hat Sarer sorgfältig benutzt. Außerdem hat er aber auch, wo die Baseler Quellen aus sich selbst nicht genügend erklärt werden können, die allgemeine Literatur und Analogiefälle aus anderen Orten herangezogen. Auf diese Art wird z. B. S. 16—27 scharfsinnig nachgewiesen, daß der Marktzoll ursprünglich nicht, wie z. B. Geering a. a. O. S. 417 annimmt, eine Umsatzabgabe war, sondern von jeder vom und zum Markte geführten Ware erhoben wurde.

Das zweite Heft bringt zwei Abhandlungen über ganz verschiedene Themata. J. Wackernagel bespricht die in einigen Städten der Lombardei (Como, Mailand, Novara) im 13. Jahrhundert nachweisbare staatliche Erklärung von Urkunden über der Stadt zwangsweise oder freiwillig gewährte Anleihen zu Zahlungsmitteln. Freilich kann man nur mit Einschränkung sagen, daß die Schuldscheine schon als Papiergeld dienten, da in Como die Übertragung im privaten Geschäftsverkehr nur vor einer staatlichen Kommission geschehen durfte (S. 15 ff.). In Mailand aber hatte nach einer Verordnung von 1240 der Gläubiger, dem vom Schuldner statt baren Geldes „cartae debiti communis" angeboten wurden, die Wahl, sich entweder durch die Annahme dieser Papiere sofort bezahlt zu machen oder auf die Befriedigung seiner Forderung in Metallgeld zu warten (S. 13, 14). Später ist diese, das Recht des Gläubigers wenigstens einigermaßen wahrende, Bestimmung aufgehoben worden, an welche man bei der modernen Inflation in der Regel nicht gedacht hat. Indessen blieb die Eröffnung der Möglichkeit, in minderwertigem Geld zu zahlen, immer nur eine dispositive Rechtsvorschrift. Zahlreiche Urkunden, von denen Wackernagel einige zum erstenmal veröffentlicht, zeigen, daß man auch Zahlung in Metallgeld vereinbaren durfte.

Auf die Rolle, welche die von ihm behandelte Erscheinung in der allgemeinen Geldgeschichte spielt, geht der Verfasser offenbar absichtlich nicht ein. Hier sei nur darauf verwiesen, daß durch sie das Ergebnis der in Band 18 dieser Zeitschrift (S. 336 ff.) besprochenen Arbeit von Kostanecki „Der öffentliche Kredit im Mittelalter", Leipzig 1889 (s. bes. S. 120) bestätigt wird. „Der Verkehr mit öffentlichen Schuldverschreibungen", dessen Ursprung „noch vielfach in die Zeit der Spekulationskrisen des 18. Jahrhunderts gesetzt wird" — so auch noch von Lexis im Handw. der Staatsw. VI (3) 1910, S. 997 — ist jedenfalls schon viel früher nachweisbar und seine „modernen Formen sind als notwendige geschichtliche Produkte nur im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Entwicklung zu verstehen".

In der zweiten Abhandlung bespricht Oppikofer die Entstehung von Eigentumsgemeinschaften an Wohnhäusern zu Freiburg in der Schweiz. Diese haben sich dort aus „Nutzungsgemeinschaften"

Digitized by Google

entwickelt, die von ihm als Folge der starken Nachfrage nach Kleinwohnungen betrachtet werden, zu der das wirtschaftliche Aufblühen jener Stadt und die dadurch hervorgerufene starke Einwanderung in der Mitte des 13.—15. Jahrhunderts führte. Oppikofer macht zwar darauf aufmerksam, daß der Übergang von „Gemeinsamkeit des Genusses" zur „Eigentumsgemeinschaft mit abgegrenzten feststehenden Nutzungsanteilen" auch sonst z. B. „bei den Gemeinderschaften und ritterlichen Ganerbschaften, bei der Feldgemeinschaft und der Rhederei" nachweisbar sei. Man kann aber hinzufügen, daß gerade die Art, wie sich das Stockwerkseigentum nach dieser recht sorgfältigen Monographie in Freiburg i. Ü. entwickelt hat, eine Art der Entstehung dieses Rechtsinstituts bildet, die in der bisherigen Literatur wie in Joh. Emil Kuntze Kojengenossenschaft und Geschoßeigentum (1888) S. 61—67 noch nicht erwähnt wird. Hätte Oppikofer dies Buch gekannt, so hätte er zweifellos auch die Frage berührt, ob auch an dem von ihm behandelten Orte die einzelnen Geschosse infolge bergigen Bodens besondere Zugänge von der Straße haben, worauf Kuntze S. 42, 43 für die Entstehung des Instituts das Hauptgewicht legt. Störend sind die Druckfehler S. 34, wo die Zahlen „1379" und „1479" offenbar vertauscht sind, sowie S. 42 Note 1 „Erwähnung" statt „Erwägung".

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß der Wert der neuen Sammlung sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Einzeluntersuchungen dadurch bedeutend erhöht werden kann, daß wenigstens bei den folgenden Heften alphabetische Inhaltsregister die Benutzung erleichtern. Carl Koehne.

Mohler, Ludwig: Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann. Funde und Forschungen. I. Band: Darstellung. (= Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, in Verbindung mit ihrem historischen Institut zu Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. XX. Band.) VIII u. 432 S. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1923.

Diese Biographie des bedeutendsten Griechen im römischen Purpur erschließt wissenschaftliches Neuland. Was bisher an Schriften über Bessarion vorhanden war, ist unbedeutend; auch was man in allgemeineren Werken über das Zeitalter der Renaissance und seiner Päpste über einzelne Seiten seiner Tätigkeit findet, genügt nicht. Es ist ein interessantes Menschenleben, dessen Bild Mohler entrollt, vielseitig anregend und empfangend, und doch in seinem innersten Grundzug einheitlich. Mohler formuliert sein eigentlichstes Wesen so (S. 13): „Bessarion erstrebte nichts anderes als die organische Einheit der christlichen Kulturwelt seiner Zeit". Das Versöhnliche, Vermittelnde, mag es natürlicher Anlage entsprossen oder das Ergebnis seiner aus klassischen Quellen schöpfenden Erziehung gewesen sein, beherrschte seinen Charakter so stark, daß er überall, wo er später in diesem Sinne tätig war, Erfolge verzeichnen konnte; ein Agitator, wie ihn

Digitized by Google

die Aufgabe seiner letzten Jahre erfordert hätte, war er nicht. Ganz in griechischer — profaner und kirchlicher — Bildung aufgewachsen und in jungen Jahren schon zu hoher geistlicher Stellung in Kleinasien aufgestiegen (S. 1—55), gehörte Bessarion dem Kreis von Theologen an, die den byzantinischen Kaiser zu dem Unionskonzil nach Ferrara und Florenz begleiteten. Hier hat er mehrmals eine entscheidende Rolle gespielt und bald die Führung der unionsfreundlichen Partei im griechischen Episkopat übernommen; die Gefahr, die dem Reich von seiten der Türken drohte und die für den Kaiser der Hauptanlaß war, in der Hoffnung auf die Hilfe des Abendlandes die Union zu betreiben, hat auch Bessarions Verhalten bestimmt. Daneben aber hat er in Italien die Elemente der abendländischen Theologie in sich aufgenommen und mit erstaunlich scharfem kritischen Verstand selbständig durchdacht: so hat er schließlich auch die Formel gefunden, die der Mehrzahl seiner Kollegen das Eingehen der Union ermöglichte. Dieser Abschnitt von Mohlers Buch (S. 56—178) erweitert sich zu einer umfassenden, die zahlreichen kritischen Fragen berührenden Darstellung des Florentiner Konzils, wie wir sie bisher in deutscher Sprache noch nicht besessen haben. Bei der Bedeutung, die Bessarion für das Zustandekommen der Einigung gehabt hatte, war es nur folgerichtig, wenn Eugen IV. ihn ins Kardinalskolleg berief. Hier, in Rom, verlegte sich der Schwerpunkt seiner Tätigkeit zunächst auf die Wissenschaft. Der Humanist Bessarion (S. 325—415), der schon in Florenz gleichgesinnte Geister des Abendlandes wie Ambrogio Traversari angezogen hatte, gelangt zu höchstem Ansehen; die Kenntnis Platons geht von ihm aus. Hierin und in seiner reichen Handschriftenbibliothek, die der Grundstock der Markusbibliothek in Venedig wurde, beruht seine dauernde Nachwirkung im Geistesleben der Folgezeit. Seine kirchenpolitische Tätigkeit (S. 248—324, 416—429) tritt dagegen etwas zurück: Bessarion war die Seele des Kreuzzugsgedankens seiner Zeit, der einen Pius II. mächtig erfaßte. Aber seine Absicht, einen Zug des Abendlandes zur Wiedergewinnung Konstantinopels und Wiedererrichtung des griechischen Kaisertums ins Leben zu rufen, hat er nicht erreicht; weder in Italien noch in Deutschland oder Frankreich hatte seine Kreuzpredigt den geringsten Erfolg: „Sein Wunsch und seine Sehnsucht blieben unerfüllt."

Mohler hat sein Buch auf breitester Grundlage aufgebaut; jahrelang hat er, wie aus den Berichten des römischen Institutes der Görresgesellschaft zu entnehmen war, italienische Bibliotheken und Archive durchforscht, um den gewaltigen Stoff zu sammeln. Schöne Erfolge haben seine Mühe belohnt; dem vorliegenden darstellenden Band sollen zwei weitere mit Texten folgen, in denen u. a. zum ersten Male das philosophische Hauptwerk Bessarions In calumniatorem Platonis in der ursprünglichen, griechischen Niederschrift veröffentlicht werden soll. Hierüber wird nach Erscheinen der Bände zu berichten sein; über den vorliegenden ersten Band ist nur noch zu sagen, daß Mohler seine Aufgabe mit höchst beachtenswertem stilistischen Geschick gelöst hat. Wo gibt es einen spröderen Stoff als theologisch-

Digitized by Google

dogmatische Streitigkeiten und Traktate, wie sie hier in der Geschichte der Unionsverhandlungen und der theologischen Schriften Bessarions (S. 179—247) zu behandeln waren? Kleine Unebenheiten, wie z. B. die, daß S. 65 die Verfasserschaft des Dorotheos von Mitylene an den acta graeca des Florentiner Konzils anders als S. 155 für nicht bewiesen erklärt wird, ändern nichts daran, daß die Einheitlichkeit der Auffassung durchaus gewahrt ist. Theologen, Kirchenhistoriker und Philologen werden mit demselben Nutzen wie die der Erforschung der Renaissance zugewandten Historiker zu diesem Buch greifen, das ein schönes Beispiel deutschen Gelehrtenfleißes ist.

Walther Holtzmann.

Engel-Jánosi, Friedrich: Soziale Probleme der Renaissance. (= Beihefte zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. G. von Below. IV. Heft.) 8°. VII und 126 S. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1924.

Die vorliegende fleißige und tüchtige Arbeit bildet eine wertvolle Bereicherung unserer Erkenntnis des Geisteslebens der Renaissance und der Geschichte der Ansichten über die gesellschaftliche Organisation und die wirtschaftliche Arbeit.

Während von manchen Forschern, wie Wernle, Tröltsch und Strich, noch die früher herrschende Auffassung vertreten wird, daß das Wesen der Renaissance vor allem „in der Lösung vom ästetischen, wohl auch religiösen Gedanken" gesehen werden müsse, erklären neuerdings andere Gelehrte, vor allem Burdach, Thode und Wolkan, die Renaissance als „eine geistige Revolution aus allgemein seelischen Motiven", die „der Vollkraft eines geistigen und religiösen Aufschwungs" entstamme. Für diese Betrachtungsweise sprechen im großen und ganzen auch die Ausführungen unseres Autors, die „schildern, nicht konstruieren wollen" (S. 5). Wenn aber auch das Geistesleben der Renaissance zunächst durchaus an dasjenige des Hochmittelalters anknüpft, so „setzt" doch unter dem Einflusse der glänzenden Entwicklung von Handel und Industrie in den Städten Oberitaliens eine Verweltlichung — der Verfasser spricht sogar von „Paganisierung" — „auf allen Lebensgebieten ein, anwachsend von Generation zu Generation" (S. 7).

So sind in jener Zeit die „Summen", d. h. die seelsorgerlichen Lexikalwerke, noch durchaus von den „Grundgedanken der hochmittelalterlichen Kirche" erfüllt; „doch ist eine Verwässerung leicht zu bemerken" (S. 11). In entsprechender Weise hält die wissenschaftliche Theologie dieser Periode „in voller Opposition gegen die täglichen Geschehnisse und die öffentliche Meinung" daran fest, daß „jeder an der von Gott gesetzten Stelle bleiben" soll. Aber am Ende der Renaissance „erschüttert" Kardinal Cajetan „die Fundamente der thomistischen Soziallehre", indem er den einzelnen „das Recht zuerkennt, ihren Stand zu verbessern und zu wechseln" (S. 21). So

Digitized by Google

wird auch das traditionelle Mißtrauen gegen den Kaufmann von Antonin und Bernhardin überwunden, und am Schlusse der Periode urteilt Javellus bei einer Übersicht über die wirtschaftlichen Berufe: „mercatura iusta est et summe utilis et laudabilis" (S. 35).

Eine interessante Parallele zu dieser Entwicklung weist Engel-Jánosi bei den Häretikern der Renaissance nach. Während sie anfangs die größtmögliche Fernhaltung von der Welt als für alle verbindlich betrachteten (S. 39), bewirkte bei ihnen der Gewinn von Anhängern unter der städtischen und ländlichen Aristokratie, der aus politischen Motiven erfolgte, „einen Niedergang der Idee". Wurde in den italienischen Sekten anfangs gelehrt, daß, wenn auch alle, Kleriker und Laien, zur Arbeit verpflichtet seien, das Ziel der Arbeit nur der Erwerb des unbedingt zum Leben Notwendigen bilden dürfe (S. 41), so wurde später alles weltliche Geschehen als sittlich irrelevant erklärt. Da diesen Ketzern aber bei den immer wieder über sie hereinbrechenden Verfolgungen die Macht des Geldes allein Schutz gewährte, wurden sie geradezu erwerbsgierig. „Sie sammelten Schätze mit der ganzen Gier des Pariakapitalisten, dem einzig dieser Weg zur Macht und Selbstbetätigung offen gelassen ist" (S. 43). Unwillkürlich denkt hier der Leser an Analogien aus der Geschichte anderer religiöser Verbände, die auch von Geringschätzung aller weltlichen Güter ausgingen und an ihr theoretisch immer festgehalten haben, es aber nicht verhindern konnten, daß zahlreiche Mitglieder den größten Teil ihrer Zeit und ihrer Gedanken kapitalistischem Gewinnstreben opfern.

Auch einer der genialsten Vertreter der Idee der Rückkehr zu den wirtschaftlichen Verhältnissen des Urchristentums, Savonarola, dem der Verfasser einen besonderen Exkurs (S. 46—52) widmet, hat auf die Schwäche seiner Anhänger Rücksicht nehmen müssen. Während er lehrt, daß man „den weltlichen Besitz hassen" müsse, weissagt er den Verteidigern der von ihm geschaffenen Stadtverfassung auch irdische Glückseligkeit und seiner Heimat, wenn sie an jener „von Gott inspirierten Ordnung" festhalte, „überschäumenden Reichtum" (S. 48—50).

Die übrigen Kapitel, auf deren Inhalt ich hier nicht näher eingehen kann, behandeln „Die Schriften über Erziehung", „Petrarca", „Die Humanisten" („bei denen der Wiedergeburt des klassischen Altertums die Renaissance der innerweltlichen Ethik der Kirchenväter parallel ging", S. 88), und „Macchiavelli". Aus dem diesen Mann, der gewöhnlich nur nach seinem „Principe" beurteilt wird, betreffenden Schlußkapitel des Buches sei hervorgehoben, daß er „Maßlosigkeit", sowohl bei dem einzelnen, wie bei den Staaten verurteilt; bei letzteren beginne der Verfall, „sowie sie sich auszudehnen streben" (S. 113, 114). Obgleich Macchiavelli im Principe (21, 27) vom Fürsten weitgehende Wirtschaftsförderung verlangt, hält er doch — sowohl aus militärischen Gründen, wie behufs ruhiger politischer Entwicklung der Gesamtheit — Armut der Bürger für nützlicher als Reichtum (S. 120, 121).

Wenn auch das, auf gründlicher Kenntnis aller Vorarbeiten beruhende, Buch in den Noten zahlreiche Literaturangaben enthält, so

Digitized by Google

würde man sich doch in diesen leichter orientieren, wenn der Verfasser ein Verzeichnis der häufiger zitierten Bücher gegeben hätte. Auch ein Personen- und Sachregister vermißt man ungern.

Carl Koehne.

Niebuhr, Barthold Georg: Politische Schriften. In Auswahl hrsg. v. Georg Küntzel. 8°. IV u. 355 S. (= Historisch-politische Bücherei, hrsg. v. G. Küntzel u. J. Ziehen. Heft 2.) Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1923.

Niebuhr stand längst im öffentlichen Leben, war bereits geraume Zeit als hochstehender Finanzbeamter und im Bankwesen an leitender Stelle tätig, allerdings auch schon durch ausgebreitete Kenntnisse, eindringende Studien und philologische Kennerschaft ausgezeichnet, bevor er in den Jahren 1810/11 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften an der eben gegründeten Universität Berlin seine Vorträge über Römische Geschichte hielt und diese dann der gelehrten Welt in jenem zweibändigen Werk vorlegte, das ihm sehr schnell einen Platz unter den ersten Historikern seiner Zeit verschaffte und sogleich als Muster kritischer Geschichtschreibung galt, wenigstens dem jungen Leopold Ranke als solches erschien. Diese Römische Geschichte erregte aber nicht bloß Bewunderung durch die scharfsinnige Verarbeitung des breitesten, in philologischer Kleinarbeit gewonnenen Stoffes, sondern wirkte fast noch mehr durch die weitgehende Verwendung neuester, in Anschauung heimischer Verhältnisse erwachsener Erkenntnisse, die zur Erhellung der weit zurückliegenden römischen Entwicklungen herangezogen wurden: was Möser für das geschichtliche Verständnis altsächsischer Agrarverhältnisse aus den im Tiefsten erkannten Zuständen seiner Umgebung gewann, das leitete Niebuhr für die Darstellung der römischen Bauernrepublik aus mannigfachen Einsichten in die landwirtschaftlichen Zustände seiner Dithmarscher her. Es ist offenbar, daß die gewiß frisch sprudelnde Erkenntnisquelle dadurch eine politische Unterströmung gewann; und so ist Niebuhrs Geschichtschreibung überhaupt vielfältig von politischen Gesichtspunkten bestimmt, zum wenigsten von politischen Bemerkungen durchsetzt.

Doch möchte diese Feststellung lediglich als solche, nicht als tadelnde Beurteilung aufgefaßt werden. Denn sie dient ja wesentlich zur Erklärung dafür, daß der vorliegende, politische Schriften Niebuhrs zusammenstellende Band fast zur Hälfte (S. 93—243) Auszüge aus der Römischen Geschichte bringt, und zwar nicht nur aus den beiden oben erwähnten Bänden von 1811 und 1812, sondern auch aus dem dritten, 1832 von Classen, sowie aus dem vierten und fünften, 1844 und 1845 nach Vorlesungsheften der Hörer herausgegebenen Teil. Es erübrigt sich, hier über die durchaus zweckmäßigen Auszüge aus diesem klassischen Werke Niebuhrs etwas Weiteres zu sagen, als daß wir mit besonderer Genugtuung wahrnehmen, wie selbst in einer dem Politiker Niebuhr gewidmeten Veröffentlichung das historische Hauptwerk das Kernstück hergibt. Nur eine stilistische

Digitized by Google

Anmerkung sei gestattet, insofern wir angesichts der Niebuhrschen Schreibart von neuem dazu neigen, uns ein frühes, zeitgenössisches Urteil über ihn zu eigen zu machen und zu wiederholen: „Seine Geschichts- und Sprachkunde war umfassend; seine zu sehr nach dem Englischen, das ihm ganz eigen war, gebildete Schreibart litt hin und wieder an Härte und Dunkelheit."

Unter den spezifisch politischen Schriften stehen obenan: die des Königlichen Historiographen, der Niebuhr seit 1810 war, würdige Flugschrift (S. 1—64) „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" (aus dem Dezember 1814); und (S. 251—300) der gründliche Entwurf einer Verfassung für die Niederlande (aus dem Dezember 1813). Am bekanntesten geworden ist diejenige vom Oktober 1815: „Über geheime Verbindungen im preußischen Staat und deren Denunziation" (S. 65—91), welche auf die vagen Behauptungen Schmalz' über Geheimbünde und auf seine offenbaren, aber unbestimmten Verdächtigungen einzelner Persönlichkeiten (in dem Schriftchen „über politische Vereine") deutlich und fest zupackend antwortet, das Dasein geheimer Verbindungen kategorisch in Abrede stellt und, sollten sie erweislich bestehen, in einer bloßen Denunziation das unzweckmäßigste Mittel der Abwehr sieht. „Der Ehrenmann wendet sich an die Behörde, schweigt vor dem Publikum und scheut keine Mühe und Gefahr, um jene bei ihrer Untersuchung zu unterstützen und eben dadurch einer möglichen Lässigkeit vorzubeugen." (S. 73.) — Die Schmalzsche Schrift findet man erfreulicherweise abgedruckt, aber nicht als eine Art Vorbemerkung für die Niebuhrsche, sondern fern von ihr als Anhang (S. 318—322).

Die übrigen Schriften sind geringeren Umfanges, zwei darunter Vorreden; die kürzere (S. 316—17) gehört zu dem neuen, 1831 erfolgten Abdruck der Niebuhrschen Übersetzung von Demosthenes' erster philippischer Rede aus dem Jahre 1805 („der Verfasser, wenn er auch mündlich genannt ward, war damals in der literarischen Welt ganz unbekannt": so urteilt Niebuhr selbst, S. 316) und vereinigt, da sie, am 17. Dezember 1830 geschrieben, Niebuhrs letzte Zeilen darstellt, Anfang und Ende seiner gelehrten Tätigkeit. Sie enthält ein kennzeichnendes, allem bloß Gelehrten abholdes Wort: „Demosthenes hat vieles gesprochen, was eine andere schwer gefährdete Zeit für sich vernehmen, sich daran erbauen und dadurch belehren sollte. Wenn das nicht geschieht, so haben wir in diesem Jahrhundert die philologischen Studien nutzlos ausgebreitet, und die Vervielfältigung der Klassiker in Hunderttausenden von Exemplaren klagt unsere Zeit nur an, daß, was sie schafft, ganz äußerlich bleibt." (S. 317.) —

Dagegen läßt sich die Vorrede zu der „Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens von L. Frh. v. Vincke, Kgl. Preuß. Oberpräsidenten" (1815) sehr bemerkenswert über englisches Leben sowie über englische und mittelalterliche Geschichte aus, indem sie den Gedanken variiert (S. 301), „daß die Freiheit ungleich mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung beruhe". Zum Teil in gleicher Richtung bewegen sich die beiden zusammengehörenden Aufsätze „Über

Digitized by Google

die Organisation der ländlichen Verfassung in Preußen" (1824) und „Über städtische Verfassung" (1826). Ersterer klagt nicht bloß über die „verfluchte Teilbarkeit", welche Zwergbesitz heraufführt, und die weitgehende Verschuldung, sondern auch über „eine große Not", nämlich den „wirklich entsetzlichen Anwachs der Bevölkerung" sowie über das Unglück, „daß die Fabrikanten überproduzieren, und aus dem Drang, zu verkaufen, entsteht Verwundbarkeit für jeden Zufall" (S. 307/8).

Die beiden letzten Stücke des vorliegenden Bandes stammen aus der Feder des Herausgebers. Sie bringen „Niebuhrs Leben" und „Erläuterungen". Letztere (S. 339—355), sehr dankenswert und zuverlässig, kommen vor allem der allerdings bedeutendsten publizistischen Schrift „Preußens Recht" usw. zugute, die verdientermaßen als Meisterstück in dieser Art hingestellt wird und in der lichtvollen Erörterung einer der brennendsten auf dem Wiener Kongreß verhandelten Fragen ebenso von Niebuhrs preußischem Patriotismus wie von seiner deutschen Gesinnung zeugt. Diese beiden Seiten seines Wesen treten neben mancher anderen auch in der vortrefflichen Charakteristik hervor, die Küntzel an der Hand der wichtigsten Vorgänge aus dem Leben Niebuhrs gezeichnet hat (S. 323—334). Zwei dieser Vorgänge bleiben, dem Stande unserer Kenntnis entsprechend, auch bei Küntzel ohne rechte Aufklärung: einmal herrscht ein gewisses Dunkel über die näheren Umstände, unter denen Niebuhr aus dänischen in preußische Dienste berufen wurde; sodann wirkt die Ernennung Niebuhrs zum königlichen Historiographen einerseits und zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften andrerseits etwas gewaltsam und willkürlich; insonderheit lag nichts vor, was zur Nachfolge Johannes von Müllers berechtigt hätte. Aber wenn man schon für diese Dinge keinen zureichenden Grund auffindet (die doch gewiß umfänglichen „Lebensnachrichten über Niebuhr" lassen hier anscheinend auch im Stich), so hat der in dieser Weise Ausgezeichnete gar schnell bewiesen, wie würdig er solcher Bevorzugungen war: er trug vor und schrieb die „Römische Geschichte".

Diesem Werke könnte man nur ein anderes Niebuhrsches an die Seite setzen: „Die Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution". Denn wenn die „Römische Geschichte" als ein gelehrtes Standardwerk, von Niebuhrs eigener Hand geformt, in der Entwicklung der Altertumswissenschaft seine sichere Stelle hat, so zieht uns diese von dem Sohne Marcus nach Kollegheften zusammengestellte Folge von Vorlesungen durch die Fülle der geschichtlichen Bezüge und durch die leichter erkennbare Größe eines vertrauteren Stoffes an: aus dem gelehrten Antiquar wird der miterlebende und mitempfindende Wissenschaftler, der, seinen verehrten antiken Historikern gleich, zeitgenössische Geschichte (ursprünglich als „Geschichte der letzten vierzig Jahre", 1789—1829, geplant) mit dem starken Reiz persönlichster Anteilnahme erzählt. Dieses Moment des Zeitgeschichtlichen, des Lebendigen, des Politischen hat Marcus Niebuhr augenscheinlich bestimmt, der „Geschichte des Zeitalters der Revolution" Politische Aphorismen des Vaters vorauszuschicken (aus der „Römischen Geschichte", aus „Preußens

Digitized by Google

Recht" usw., aus der Schrift gegen Schmalz). Demnach möchte man einige Teile dieses Werkes in einer Auswahl politischer Schriften Niebuhrs vorzufinden hoffen. Aber dazu bemerkt Küntzel ganz richtig (S. 332): „Aus ihnen (nämlich den Vorlesungen) Stücke hier aufzunehmen, verbietet der Raum und ihr Inhalt: sie wollen als Ganzes gelesen werden." Nur könnte man zweifeln, ob nicht, an Stelle der Auszüge aus der Römischen Geschichte, diese Zeitgeschichte das Kernstück der politischen Schriften Niebuhrs hätte bilden sollen. Um eine kleine Probe aus diesem Werke zu geben, schließen wir mit einem ihm entnommenen, bei Küntzel durch Druckversehen entstellten Zitat, welches so lautet: „Es ist eine richtige tiefe Idee der Alten, daß die Verfassung der meisten Staaten durch Orakel gegeben sei. Darin liegt das dunkle Gefühl, daß der Staat eine Offenbarung Gottes sei, und es ist eine viel höhere Ansicht als die des 18. Jahrhunderts."

Erich Bleich.

Lüttgert, G.: Preußens Unterrichtskämpfe in der Bewegung von 1848. 8. 325 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1924. Mk. 7.—.

Die deutsche Revolution, deren 75jähriges Jubiläum wir 1923 feierten, hat die Blicke der Historiker von neuem stark angezogen. Eine stattliche Zahl ihr gewidmeter Gedenkreden, darstellender Bücher und geschickter Quellensammlungen trat jüngst ans Licht. Ihr gesellt sich nun noch Lüttgerts Buch hinzu. Der Verfasser hat die umfangreichen Aktenbestände des preußischen Unterrichtsministeriums durcharbeiten dürfen; er kennt und beherrscht die vorhandene Literatur souverän; so wird man sein Buch als ein im wesentlichen abschließendes Werk betrachten dürfen. Ein hochinteressanter Stoff! Der Leser wird gefesselt von der ersten bis zur letzten Seite. Wie vieles begegnet uns doch da, was uns heute nicht minder stark beschäftigt als einst unsere Vorfahren: das Verhältnis von Schule, Kirche und Staat, das Problem der Grund- und Einheitsschule, Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts, Recht der Eltern, ihm beizuwohnen, Reform der Lehrerseminare, Gymnasium und Realschule, Durchschnittszahl der Unterrichtsstunden, Stellung des Direktors zum Lehrerkollegium, Universität und Volkshochschulwesen, die Heranziehung der a. o. Universitätsprofessoren und der Privatdozenten zur Wahl des Rektors und der Dekane, zu den Doktorpromotionen, zu den Beratungen der Senate und Fakultäten und anderes. Verfasser skizziert in einem einleitenden Kapitel das Unterrichtswesen in Preußen von 1848 kurz aber treffend, dann wird das Unterrichtsministerium in der Revolutionszeit, Presse und Zeitschriften, die allgemeine Haltung der Unterrichtswelt in und nach 1848, die Stellungnahme der Volksvertretungen zu den pädagogischen Fragen eingehend charakterisiert; ein 6. Kapitel ist der Vorbereitung des preußischen Unterrichtsgesetzes gewidmet; ein 7., das über den Ausgang der Unterrichtsreform bis zu den Tagen Kaiser Wilhelms II. berichtet, macht den Beschluß.

Digitized by Google

Man wird bisweilen erinnert an jenen witzigen Engländer, der unsere Volksgenossen beim Betreten britischen Bodens vorstellte mit den Worten: „30 deutsche Journalisten mit 35 verschiedenen Meinungen". Die Lehrer, von den Volksschulen bis zu den Universitäten hinauf, bleiben mit den Männern von der Feder in der gleichen Verdammnis. Aber zuletzt stimmt man doch dem zu, was DDr. Lüttgert, die Summe ziehend, sagt: „Die Bewegung, von der Preußens Unterrichtswesen im Jahre 1848 ergriffen wurde, war nur die gesteigerte Fortsetzung dessen, was schon in den Jahrzehnten vorher sich zum Leben emporringen wollte, sowohl auf seiten des Lehrstandes wie auf seiten des Gesetzgebers. Und was in Preußen während der Revolutionszeit auf diesem Gebiete versucht wurde, hing eng mit den Wünschen zusammen, die in den anderen deutschen Staaten laut wurden, oder mit dem, was dort schon erreicht war. Es ist eine gesamtdeutsche Bewegung. Äußerlich betrachtet ist in Preußen das Reformwerk von 1848 gescheitert, denn das erhoffte Gesetz war nicht zustande gekommen. Doch wie das mühevolle Ringen um die Unterrichtsartikel der preußischen Verfassung trotz ihrer Suspension nicht vergeblich gewesen ist, so haben auch die Kämpfe der Lehrerwelt und die Arbeiten der Regierung ihre Früchte getragen, nicht nur in den zuletzt erwähnten Teilverwirklichungen, sondern viel mehr noch durch den inneren Gewinn, den die Unterrichtskreise aus ihnen gezogen. Die allgemeine Aussprache über das, was begehrt wurde, hatte beruhigend gewirkt, es war eine Musterung der so vielen und verschiedenen Wünsche gehalten, manches Übertriebene und Schädliche war von gesunder Kritik überwunden, brauchbare Richtlinien für eine künftige Reform waren aufgedeckt. Der schönste Gewinn für den Historiker wie für den Pädagogen ist wohl der, daß die Bewegung von 1848 so viele Männer auf den Kampfplatz der Meinungen gerufen und zur Aussprache veranlaßt hat, deren Zeugnis von bleibendem Wert ist, zum größten Teil Männer, deren Namen wir seit unsern Schuljahren mit Achtung nennen und die in der Erziehungswissenschaft etwas bedeuten. Wird heute, mag es uns mit Bedenken oder mit Befriedigung erfüllen, auf vieles zurückgegriffen, was damals begehrt wurde, so muß jeder Freund einer ruhigen und gesunden Weiterentwicklung den Wunsch haben, daß wie damals in erster Linie auf berufene und erfahrene Fachmänner gehört und daß mit derselben würdevollen Mäßigung und ungetrübten Sachlichkeit geschaffen werde, die jene Revolutionsjahre, namentlich auf dem Gebiete des höheren Schulwesens in so reichem Maße auszeichnen." Paul Haake.

Bigener, Fritz: Ketteler. Ein deutsches Bischofsleben des 19. Jahrhunderts. R. Oldenbourg, München und Berlin 1924. XV, 750 S. Gr. 8°. Mk. 18.—.

Das Buch ist eine Fundgrube im besten Sinne des Wortes. Eine erstaunliche Arbeit steckt in seinen 750 Seiten. Man mag zunächst zweifelhaft sein, ob es nötig war, das Werden und Wirken

Digitized by Google

Kettelers in solcher Ausführlichkeit zu schildern. Eine Biographie in konzentrierter Form hätte vielleicht mehr Leser gefunden. Es ist nicht jedermanns Sache, nur zur Lektüre die Einzelheiten mainzischer und hessischer Kirchenpolitik an sich vorüberziehen zu lassen oder gar die ausführlichen, noch dazu in Kleindruck gegebenen Inhaltsangaben der Schriften Kettelers in sich aufzunehmen. Es liegt nicht nur an der sachlichen Bedeutung der Ereignisse, daß der 1. Abschnitt des 4. Buches (das Vatikanische Konzil) den Höhepunkt des ganzen Buches bildet. Hier ist die Darstellung konzentrierter, die Abfolge der Ereignisse weit lebhafter als in den übrigen Teilen, Einzelzüge fehlen nicht, aber sie dienen nur als Schlaglichter. Indessen liegt andrerseits gerade in der Ausführlichkeit des Werkes sein Wert. Wer den Aufstieg der katholischen Kirchenmacht im 19. Jahrhundert verstehen lernen will, kann es künftig nicht, ohne Vigeners Kettelerbiographie genau zu studieren. Die kirchliche Lokalgeschichte von Stadt und Bistum Mainz in der Zeit dieses Aufstiegs ist hier restlos dargelegt. Die Würdigung der hessischen Politik des Ministers von Dalwigk ist vielleicht, rein wissenschaftlich betrachtet, das Meisterstück des Buches. Denn bei aller deutlichen inneren Ablehnung der Politik Dalwigks tritt dessen wirkungsvolle Persönlichkeit doch mit anschaulicher Klarheit zutage. Überaus fesselnd wirkt, wie hinter diesen kirchen- und innerpolitischen Differenzen der südwestdeutschen Staatenwelt die Gestalt Bismarcks sich allmählich erhebt, ihren Schatten über sie wirft, wie schließlich der durch und durch großdeutsche, österreichfreundliche, aber auch realpolitisch denkende Ketteler mit entschlossener Schwenkung nach 1866 sich zur Notwendigkeit preußischer Führung bekennt. Für den Politiker unsrer Tage aber ist es überaus lehrreich, wie dieser westfälische Adlige, der nur Kirchenmann sein will, schon als Abgeordneter der Paulskirche meist demokratisch stimmt und wie es nach 1871 zu immer stärkerer Annäherung der Mainzer Klerikalen an die demokratische Linke kommt aus gemeinsamer Ablehnung gegen den bürgerlich-nationalen Liberalismus und, wie wir hinzufügen dürfen, aus der instinktiven Erkenntnis heraus, daß die Schwächung der Staatsgewalt im demokratischen Sinne immer der Stärkung des Klerikalismus zugute kommen mußte. In der Hinneigung zur Sozialdemokratie freilich ist Ketteler, trotz seines Interesses für Lassalle, niemals so weit gegangen wie viele seiner geistlichen Kampfgenossen in Mainz. Es war neben seiner aristokratischen Herkunft doch wohl vor allem sein bischöfliches Autoritätsbewußtsein, das ihn davor bewahrte. Aber es ist vielleicht das sprechendste Zeugnis für den politischen Scharfblick Kettelers, daß er in seinen letzten Lebensjahren sein ganzes Interesse der Sozialpolitik zuwandte und in einer christlich-sozialen Gewerkschaftsbewegung, durch die der Sozialdemokratie der Rang abgelaufen werden sollte, das einzige Mittel zu erfolgreicher Bekämpfung des Marxismus sah, mochten auch seine Ideen im einzelnen fehlgreifen aus unzureichender wirtschaftspolitischer Einsicht.

So spiegelt sich in diesem deutschen Bischofsleben, das wir nun erst umfassend würdigen können, äußere und innere, kirchliche

Digitized by Google

und soziale Politik wider, wie sie in mannigfacher Verschlungenheit die Jahrzehnte erfüllte, in denen Ketteler im deutschen Katholizismus an führender Stelle stand. Das aber bleibt der imponierende Grundzug seines Wesens in allen seinen Handlungen und Bestrebungen: das Bewußtsein, ein Bischof göttlichen Rechtes zu sein. Er war in allem, was er tat, ein Kirchenfürst. Bonwetsch.

Schwertfeger, Bernhard: Die Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871—1914. Ein Wegweiser durch das große Aktenwerk der Deutschen Regierung. 1. Teil: Die Bismarck-Epoche 1871—1890 (Band I—VI). 8°. XIV und 430 S. 2. Teil: Der Neue Kurs 1890—1899 (Band VII—XII). 8°. XV und 386 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1923 und 1924.

Man konnte von Anfang an zweifelhaft sein, ob die Deutsche Regierung gut daran tat, die ganze Folge ihrer wichtigeren, seit 1871 entstandenen politisch-diplomatischen Schriftstücke zu veröffentlichen. Man konnte meinen, es hieße dem Gegner gar zu viel nachgeben, wenn auf seine bündige und direkte Erklärung, wir seien am Weltkriege schuld, mit einer dreißig Bände umfassenden und dabei lediglich indirekten Widerlegung geantwortet wurde. Auch war es unpraktisch, weil unmöglich, mit dreißig Bänden Aktenstücken Politik machen zu wollen. Dazu hätte es einer Erklärung bedurft, die aus der gewaltigen Masse dieser Aktenstücke den Geist der Friedfertigkeit und der Gerechtigkeit, der sie durchwaltet, herausgezogen und knapp beweisend hingestellt hätte.

Übrigens hätte diese Erklärung uns kaum etwas Neues gebracht; denn was wir aus der weitschichtigen Veröffentlichung erfahren, war, sofern es sich um Ergebnisse der Politik handelt, zumeist längst bekannt, und soweit es die Hauptmotive angeht, zureichend geklärt oder wenigstens durch Vermutungen erschlossen. Aber soviel ist erreicht, daß die Entwicklung der deutschen Politik als eines historischen Gebildes nunmehr fest gegründet vor uns liegt; und der Historiker, dem die Grundzüge der politischen Entwicklung der Vorkriegszeit auch vordem im ganzen feststanden, gewinnt eine reiche Fülle detaillierender Notizen sowie genauen Einblick in das Getriebe der diplomatischen Welt.

Darum, mag man zu dieser Veröffentlichung politisch stehen, wie man will, historisch bedeutet sie schon etwas; und wie wir als Historiker der Regierung und den Herausgebern für die weitgehende Erschließung geschichtlicher Stoffmassen danken, so danken wir dem Verfasser der beiden vorliegenden Bände, Schwertfeger, für die emsige Arbeit, die er an die Bewältigung des Riesenwerkes in Regestenform gesetzt hat. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist vortrefflich gelöst: es bleibt kaum ein Schriftstück der Publikation unberücksichtigt, der Inhalt der Schriftstücke ist zum Teil so anziehend

Digitized by Google

verarbeitet, daß innerhalb der einzelnen Kapitel etwas wie Fluß der Erzählung uns anheimelt.

Der Inhalt jedes der beiden Bände setzt sich dreifach zusammen. Eine der Bedeutung der Vorgänge und Äußerungen entsprechende, mehr oder weniger eingehende, vielfach charakteristische Stellen wörtlich anführende Berichterstattung über die Akten selbst, welche sich durchaus an die Einteilung der großen Publikation in Bände und Kapitel anschließt, macht den ersten und wichtigsten Teil, dem man wegen seiner engen Beziehungen zu dem Inhalt der Veröffentlichung, zumal wegen der verkürzenden, in der Zusammenfassung aber erhellenden Wiedergabe wohl die Bezeichnung Kommentar zubilligen darf. Ein zweiter Teil bringt die „Übersetzungen der fremdsprachigen Dokumente", denen dadurch, daß sie auf diese Weise in extenso mitgeteilt werden, eine besondere Bedeutung beigemessen wird, und zwar mit Recht, da es sich hier vielfach um die Schnittpunkte der von den Mächten ausgehenden politischen Linien handelt (um Verträge, Konventionen, Abkommen, Protokolle, Denkschriften und im Zusammenhang mit solchen wichtigsten politischen Vorgängen unter den Herrschern und ihren Ministern gewechselte Briefe). Der dritte Teil verzeichnet die in den jeweils behandelten Bänden (I—VI; VII—XII) des Aktenwerkes enthaltenen Schriftstücke nebst ihren deutschen Übersetzungen. Diese Teile gelten den Objekten der Politik, den einzelnen Gegenständen der diplomatischen Verhandlungen, der Behandlung der Haupt- und Kernfragen, deren Niederschläge, die Dokumente, nach sachlichen Gesichtspunkten und am Faden der zeitlichen Folge kapitelweise zusammengestellt sind. Aber neben den Objekten kommt auch das Subjekt zu seinem Recht, das Auswärtige Amt; und der Umstand, daß eben dieses die voneinander verschiedenen und gesonderten Einzelfragen oftmals im zeitlichen Nebeneinander hat behandeln müssen, hat zwecks Wahrung der geschichtlichen Zusammenhänge zur „Synchronistischen Zusammenstellung der Aktenstücke" geführt, und zwar ist sie im zweiten Bande Schwertfegers auch für die Bände 1—6 des Aktenwerkes als Nachtrag zu Band 1 des Wegweisers gegeben.

Denn Wegweiser nennt Schwertfeger sein Werk mit bestem Recht, wenn nicht gar zu bescheiden; wenigstens dürfen wir nicht solchen Wegweiser darunter verstehen, der, an der Straßenkreuzung errichtet, dem Wanderer das Ziel angibt. Sondern wir haben Dorf oder Stadt erreicht und verfolgen an der Hand eines genauen Planes die Straßenzüge und Gassen und finden uns mitten in das rege Getriebe vergangenen Lebens hineinversetzt, aber unter ortskundiger Führung sicher, uns darin nicht zu verlieren. Wir danken Schwertfeger für all die Mühe, die er zur Erschließung und Nutzbarmachung des großen Aktenwerkes aufgewendet hat; und wie seinem Gelehrtenfleiß in der wohl gelungenen Ausführung des Kommentars Belohnung geworden, so wünschen wir dem warmherzigen Patrioten, als welcher er in der „Einführung" vor uns hintritt, recht viele Leser: denn wer Schwertfegers Wegweiser studiert, der überzeugt sich notwendig von der Haltlosigkeit des Kriegsschuldgeredes.

Erich Bleich.

Digitized by Google

Tirpitz, A. von: Politische Dokumente. Der Aufbau der deutschen Weltmacht. 8°. XII und 460 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1924. Mk. 9.—.

Seinen packenden, im Winter 1918/19 geschriebenen „Erinnerungen" läßt Tirpitz jetzt ein mehr für die wissenschaftliche Forschung berechnetes Werk folgen. Er legt uns die in seinem Besitz befindlichen Papiere über unsere Marinepolitik im Wortlaut vor und umkleidet sie mit einem verbindenden Text. Viele amtliche Aktenstücke sind mit darunter. Sie ohne die Erlaubnis der Behörden bekanntzugeben, mag Tirpitz formell nicht berechtigt gewesen sein, sittlich gewiß. Der Angeklagte muß sich verteidigen dürfen, insbesondere sein vielleicht untadeliges Werk. Der Schöpfer der deutschen Flotte verdient nicht, weil manche auch ihren Totengräber in ihm sehen, schlechter behandelt zu werden als die Aasgeier, die sich nach dem Zusammenbruch auf die Sekreta der monarchischen Staatsordnung stürzten, um möglichst übel Duftendes ans Licht zu ziehen und das alte Regime nach Kräften im In- und Auslande zu diskreditieren. Wir Historiker haben sogar Grund, uns zu freuen, daß wir Aktenstücke, die in die Publikation des Ausw. Amtes gehören, hier schon in sachlichem Zusammenhang mit anderen aus Tirpitzens Privatarchiv zu Gesicht bekommen, zumal da wieder Fritz Kern dem Großadmiral bei der Auswahl beratend zur Seite gestanden hat. Je früher sich das Jahrzehnt vor dem Weltkriege uns auch im einzelnen erhellt, um so besser.

Mit erquickender Bestimmtheit bekennt sich Tirpitz in der einleitenden Betrachtung zu dem Standpunkt Rankes und Bismarcks, daß ein Volk, um sich zu behaupten, nach Macht streben müsse. „Solange ich lebe, werde ich es zu dem Wenigen, was ich meinem Volke noch leisten kann, zählen müssen, immer und immer wieder davor zu warnen, aus dem Kriegsausbruch die geschichtlich gänzlich falsche Folgerung zu ziehen, als sei es von uns sündhaft oder töricht gewesen, Macht gegen England zu bilden. Wir sind ja so tief zurückgeworfen, daß Lagen, wie sie um 1900 bestanden, für uns kaum wiederkehren dürften. Aber die Ohnmachtpolitiker, die Machtbildung verurteilen, sind heute wie damals das fressende Gift unserer Entwicklung und unseres nationalen Zusammenschlusses. Mangel an Machtsinn und an Würde hält uns auch jetzt in den Tiefen des Daseins darnieder und wird es immer tun, solange das deutsche Volk nicht seine Betörung durch die Novembermänner vollkommen abschüttelt. Es ist eine Überklugheit von Schreibtischdenkern, wenn uns heute gelehrt wird, wir hätten den Gegensatz zu England durch freiwillige Selbstverkrüppelung unseres Auftriebs in Gewerbefleiß, Handel und Schiffahrt abschwächen sollen. Bismarck hat solchen Leuten gegenüber wohl Recht gehabt, wenn er zu Anfang des Jahres 1898, als der englische Handelsneid auch seinem schon alternden Auge ganz deutlich geworden war, einem klugen Engländer auf die Frage, was man wohl zur Besserung der deutsch-englischen Beziehungen tun könne, die sarkastische Antwort gab: er bedaure, daß die deutsch-

Digitized by Google

englischen Beziehungen nicht besser seien, wisse aber leider kein Mittel zu ihrer Verbesserung anzugeben, da das einzig denkbare Mittel, die Abstoppung des deutschen Gewerbefleißes, doch wohl nicht anwendbar sei."

Tirpitz zweifelt nicht, daß Bismarck, wenn er in die neue Zeit mit voller Kraft hineingelebt hätte, die Gefahr, welche die wirtschaftliche Rivalität mit England schuf, in sein politisches System aufgenommen, der Bedeutung der realen Macht entsprechend gehandelt, zum Schutze unseres Handels und der Kolonien um die Jahrhundertwende eine Flotte zu bauen begonnen, die politische Gesamtkonstellation Europas, die den Briten keine unmittelbaren Handhaben bot, uns zurückzuwerfen, ausgenutzt haben würde. „Die Gefahr, der wir durch England entgegengingen, konnte nicht beseitigt, sondern nur aufgewogen werden, und zwar durch Macht, zu welcher eine entsprechende Politik natürlich hinzutreten mußte. Jedes andere Palliativ konnte wohl auf kurze Zeit wirken, bei ungünstiger Konjunktur aber mußte es versagen. Der Mangel an Macht mußte zudem den Gegner reizen, unter zeitweiliger Zurückstellung anderer Interessen und Gegensätze eine für Deutschland ungünstige Gesamtkonjunktur absichtlich herbeizuführen. Die Unterlassung des Flottenbaues hätte nicht Englands Neigung, deutschfeindliche Koalitionen zu unterstützen, sondern nur seine Bedenken gegen die Entfesselung des Krieges verringert. Englands Friedensliebe und seine Achtung vor unseren Interessen ist im selben Maße wie unser Flottenbau, gewissermaßen als Funktion der Fertigstellung unseres Flottenprogramms gewachsen; das haben gerade die letzten Jahre vor dem Krieg, die deutsch-englische Entspannung 1912/14, das hat noch der Juli 1914 bewiesen." Unvermeidlich — meint Tirpitz — ist der Ausbruch des Weltkrieges damals nicht gewesen; er gibt S. 8 der Überzeugung Ausdruck, „daß dem Fürsten Bülow das Unglück vom Juli 1914 nach menschlichem Ermessen nicht begegnet wäre, wenn ihn der Reichstag nicht 1909 gestürzt, sondern 1914 noch im Amte gesehen hätte". Aber hätten wir, wie Tirpitz glaubt, die deutsch-englische Gefahrenzone überhaupt je passieren können, ohne die Geschütze lösen zu brauchen? Hätten die Briten das Wettrüsten zur See unbegrenzt fortgesetzt? Wären sie müßige Zuschauer geblieben, wenn 1916 oder 17 die Russen und Franzosen archiprêt vom Leder zogen, zumal wenn Kaiser Franz Josefs Tod die Habsburgische Monarchie aufs tiefste erschütterte? Wäre vielleicht nicht doch der Präventivkrieg für Deutschland vorzuziehen gewesen? Guillaume le Timide schlug ihn 1905 dem Grafen Schlieffen, 1911 Kiderlen ab. Er wollte ein Friedenskaiser sein und bleiben und wie Tirpitz die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Engländer Deutschland als Weltmacht schließlich respektieren würden. Auch meinte 1911 die deutsche Flotte einen Kampf mit der englischen noch nicht wagen zu können. „Glaubte Kiderlen" — sagt Tirpitz in seinen „Erinnerungen" auf Seite 181 — „nicht ohne eine militärische Geste im Juli 1911 auskommen zu können, so mußte diese zu Land und ausschließlich gegen die Franzosen gerichtet erfolgen. Ich wäre zwar grundsätzlich gegen

Digitized by Google

eine solche Geste gewesen. Ein Fähnlein ist leicht an die Stange gebunden, aber es kostet oft viel, es mit Ehren wieder niederzuholen."

„Mund halten und Schiffe bauen, weder in der Art Alexanders des Großen noch in der Berta Suttners zu träumen, das schien manchem Deutschen so schwer zu fallen": dies eine Anmerkung in Tirpitzens neuem Buche auf S. 16. Seine Darstellung setzt ein bei der schon im Jahre 1900 für 1906 angekündigten Nachforderung von 6 großen Kreuzern und der ersten Flottenkrisis 1905/6. Öffentliche Warnung und politische Leitung drängten auf Beschleunigung unsrer Seerüstnng hin. Tirpitz widerstrebte einer Konkurrenzbauerei gegen England und hielt an 4 Schiffen pro Jahr fest. Wilhelm II., am 4. Februar 1905 durch Lord Lees Drohung mit einem Überfall sehr verärgert, wünschte 7 Tage später „keine politisch gefährliche Vorlage mit Spitze gegen England", schalt im März 1906, daß das Marineamt seinerzeit nicht genug gefordert habe, lehnte aber Tirpitzens daraufhin eingereichtes Abschiedsgesuch am 5. April ab: die kaiserliche Stimmung wechselte nun einmal wie das Wetter. Bei der zweiten Flottenkrisis 1908/9 hatte Tirpitz eine Verlangsamung des Bautempos abzuwehren. Wilhelm II. hielt dabei zu ihm; er will Sir Charles Hardinge auf seine Forderung „You must stop or build slower" am 12. August 1908 in Cronberg, „ihm fest und scharf in die Augen sehend", sogar geantwortet haben: „Then we shall fight, for it is a question of national honour and dignity." Ende September sagte Tirpitz in Rominten dem Kaiser, der vorher mit Bülow und Wolff-Metternich in Norderney zusammengetroffen war, er halte es nicht für richtig, Verhandlungen über eine gegenseitige Rüstungsbeschränkung von vornherein abzulehnen, andrerseits aber dürften wir den Engländern gegenüber nie ohne Gegenleistung die Drohung aus der Hand geben, eine Flottenvermehrung eintreten zu lassen. Dem jetzt einen Präventivkrieg fürchtenden Kanzler schlug er am 20. Januar 1909 folgende Formel vor: „Deutschland verpflichtet sich — zunächst auf 10 Jahre — jährlich nicht mehr als 3 Capital Ships in Bau zu nehmen, wenn England die Verpflichtuug eingeht, jährlich nicht mehr als 4 Capital Ships in Bau zu nehmen oder anzukaufen." Zu Verhandlungen mit den Briten kam es nicht, da keiner die Initiative dazu ergreifen wollte; Wolff-Metternich gab nur am 3. Juni in einer Konferenz, an der Bülow, Tirpitz, Moltke, Schoen, Bethmann Hollweg und Vizeadmiral v. Müller teilnahmen, bekannt, Lloyd George habe ihm erklärt, daß das Verhältnis 2:3 akzeptierbar sei. Moltke, aufgefordert, sich zu äußern, sagte, im Falle eines Krieges mit England müsse er den Kaiser bitten, dann auch einen Krieg gegen Frankreich vom Zaune zu brechen; Bülow schloß sich ihm an und beklagte, von Tirpitz keine positive Antwort auf die Frage erhalten zu haben, wann wir einem Kriege gegen England mit Ruhe entgegensehen könnten; Tirpitz erwiderte, in den nächsten 2 Jahren bessere sich unsere Lage ganz besonders und in 5—6 Jahren (1915 seien Helgoland und der neue Kaiser-Wilhelms-Kanal fertig) sei die Gefahr überhaupt vorrüber. Wenige Wochen später trat der 4. Kanzler zurück. Die Ära Bülow, „die vergleichsweise beste Zeit der nach-

Digitized by Google

bismarckschen Epoche" — sagt Tirpitz —, war zu Ende. Aber näherte sich Deutschland wirklich schon dem Ausgang der Gefahrenzone? Hatte es nicht die Gelegenheit, Anschluß an das Land, mit dem verbündet oder wenigstens nicht verfeindet es der Zukunft ruhiger entgegensehen konnte, an Rußland zu finden, schon endgültig verpaßt? War es nun nicht auf Glück und Verderben an die Habsburger Monarchie gekettet, für die die Briten keine Verpflichtungen übernehmen wollten, der Italien kein treuer Freund war, Rußland dagegen ein unversöhnlicher Feind? Bismarck hatte wiederholt zum Grafen Hatzfeld gesagt, um einem Zweifrontenkrieg zu entgehen, würde er bei einem Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich die russische Neutralität noch im letzten Augenblick dadurch erkaufen, daß er Österreich fallen lasse und den Moskowitern den Orient überliefere, — hätte er nicht an Bülows Stelle seit 1914 mehr und mehr mit einer Offensive der beiden Westmächte rechnend, rechtzeitig das Netz, das uns umstellen sollte, zerrissen und Anlehnung an das uns vor einer Aushungerung schützende Rußland gesucht und gefunden, tatkräftiger Unterstützung von seiten Österreich-Ungarns, wenn Franz Josefs Ende nahte, doch nicht mehr sicher?

Die drei letzten Kapitel seines Buches betitelt Tirpitz: „Zwischen zwei Krisen (1909/11)", „die 3. Flottenkrisis (1911/12)", „die deutsch-englische Entspannung (1912/14)". Tirpitz kam am 4. November 1909 in einem Brief an Bethmann Hollweg auf Lloyd Georges Formel 2:3 zurück: „weshalb der Kanzler damit nicht arbeitete, entzieht sich meiner Kenntnis; eine Antwort auf meinen Vorschlag habe ich nicht erhalten". Im März 1910 gaben der englische Marine- und der Außenminister in Erklärungen vor dem Parlament den Zweimächtestandard heimlich preis. Ob mit ihrer „Kapitulation" vor der Formel 2:3 oder gar 21:30 unter Aufrechterhaltung des Flottengesetzes alles erreicht wurde, was Deutschland anstrebte, mag bezweifelt werden, aber jedenfalls wurde die Bahn zu einem festen Marineabkommen damit frei. „Wir haben später ein gleich günstiges Anerbieten nie wieder erhalten; das Verhältnis 10:16, das Churchill später vorschlug und ich annahm, bedeutete einen Rückschritt. Aber statt mit beiden Händen zuzugreifen, zögerte der Kanzler! Was in ihm vorging, weiß ich nicht. Er scheint Schwierigkeiten gesehen zu haben. Statt dessen steuerten wir auf den Agadirkonflikt zu." Wir verschlechterten durch den Pantherſprung und die Kompensationenforderung — „ein Verfahren, das etwas vom Raubritter an sich hat," — unser Verhältnis zu England. Die Enthüllungen über die von Briten und Franzosen angestrebte Waffenbrüderschaft schienen Tirpitz und dem Kaiser die Einbringung einer Flottennovelle notwendig zu machen. Bethmann, Kiderlen, Wermuth, „der von Vaterlandsliebe überfließende Schatzsekretär", suchten zu bremsen. Das Ausw. Amt führte auf Kiderlens Veranlassung einen Pressefeldzug gegen Tirpitz. Der deutsche Marineattaché in London schickte neben den amtlichen Berichten, die durch Wolff-Metternichs Hand gingen, der Auffassung des Botschafters widersprechende private Briefe an das Marineamt. Marine und

Digitized by Google

Diplomatie arbeiteten kräftig gegeneinander. Ein Fremder hatte recht, als er 1912 zu Haldane sagte: „Wenn Sie in diesem hochorganisierten Volk zur Spitze aufsteigen, finden Sie nicht nur Konfusion, sondern Chaos."

Seit 1912 flaute der Sturm aus Nordwest sichtlich ab. „Wenn England den Krieg mit uns der Flotte wegen wollte, so würde es gewiß damit nicht gewartet haben, bis diese zu einer Stärke angewachsen war, die den Krieg für England zu einem sehr gefährlichen Unternehmen machte. So weit war es aber bereits 1914 und nur die kontinentale Einstellung unserer Reichsleitung hat diese Gefahr für England sich nicht auswirken lassen, sowohl in der Verwendung der Schlachtflotte als später im U-Boot-Krieg. Im übrigen hatte unsere Politik im Jahre 1914 eine Lage geschaffen, die uns zu Wasser und zu Lande sofort den Angriffen der Heere und Flotten der europäischen Großmächte und Japans aussetzte. Damit erlangte England eine militärische und maritime Überlegenheit, eine Aussicht auf den Sieg, wie sie in diesem Grade kaum jemals wiederkommen konnte. Während der verhängnisvollen Juliwochen 1914 war es für mich unbegreiflich, daß Bethmann am Zugriff Englands zweifelte, wenn Poincaré infolge des serbischen Konflikts die Russen in den Krieg hineinreißen konnte."

Daß wir die vorhandene Macht ohne jedes Bedenken hätten anwenden müssen, nachdem wir gegen unsern Wunsch und Willen zu einem Existenzkampf gezwungen worden waren, will Tirpitz in einem zweiten Dokumentenband darlegen. Wir durften nicht die Flotte, wie er sagt, in Watte packen oder, um mit Bülow zu reden, auf Eis legen. Daß sie, kraftvoll und klug eingesetzt, im Verein mit einer in der Marneschlacht besser geführten Armee das Schicksal für uns zum Guten hätte wenden können, wird kaum bezweifeln, wer das Buch des jetzigen Chefs der finnländischen Flotte G. von Schoultz Mit der Grand Fleet im Weltkrieg (Leipzig 1925) vorurteilslos auf sich hat wirken lassen. Daß wir mit unsern Großkampfschiffen unser Ziel nicht nur erreichten, sondern sogar übertrafen, dafür sagt Tirpitz, ist der praktische Beweis bei Skagerrak erbracht und in den ausländischen Fachschriften jetzt auch allgemein anerkannt worden. Paul Haake.

Lenz, Max: Deutschland im Kreis der Großmächte 1871 bis 1914. 8°. X u. 90 S. (= Einzelschriften zur Politik und Geschichte. Hrsg. v. Dr. Hans Roeseler. 2. Schrift.) Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1925.

Lenz bietet uns in dieser „Betrachtung" die Ergebnisse seines Studiums der von unserem Auswärtigen Amt herausgebrachten umfassenden Aktenpublikation („Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871—1914"). Der erste Teil seiner Schrift (S. 1—27: Einleitung und erstes Kapitel, Die Politik Bismarcks) ist schon im Januar 1924 in der Deutschen Literaturzeitung gedruckt worden; das zweite Kapitel behandelt die Politik Wilhelms II., unter glücklicher Wiederaufnahme jener bedeutsamen Gedankengänge, die Lenz in

Digitized by Google

dem vortrefflichen Essay: „Deutschlands Friedenspolitik vor dem Weltkriege" verfolgt hat (s. „Mitteilungen" Bd. 52, S. 56).

Es würde schwer, wenn nicht unmöglich sein, die übergroße Fülle der in dieser Schrift unter zwingenden Gesichtspunkten aufgereihten Gedanken in kurzer Darlegung zu erschöpfen. Es muß genügen, einiges herauszuheben, was für die Behandlung und Beantwortung einer Haupt-, um nicht zu sagen, der Kernfrage bestimmend erscheint. S. 70 wirft Lenz diese Frage auf, aus deren eingehender Erörterung strenge Sachlichkeit und ernste Gerechtigkeit hervorleuchten, gehoben durch die Darstellungskunst des Meisters. Die Frage lautet: „Ließ Bismarcks Politik sich überhaupt fortführen? Oder waltete eine höhere Notwendigkeit vor, die seine Nachfolger zwang, dem Beispiel der Weltmächte, in deren Mitte wir uns als ihresgleichen gestellt hatten, zu folgen?" Eine höhere oder stärkere Notwendigkeit! Denn Notwendigkeit oder Schicksal, d. h. die Macht der Verhältnisse, die innere Kraft der Entwicklung, der in den Dingen liegende Zwang — sie wirken allemal, wenn sie auch nicht allemal erkennbar sind; und darin wird die besondere Bedeutung Bismarcks offenbar, daß diese Notwendigkeit in der Fülle seiner Persönlichkeit aufgegangen und sodann aus dem Zwange seiner Natur heraus zu wirken scheint. Bismarck macht seine Politik seit 1871 als geschichtliche Größe, wie er solche in den Jahren 1862—71 geworden ist; als solche steht er 1871—1890 ragend da; und was er tut, ist gut, eben weil er es tut. Er darf „saturiert" sein; er darf das Hauptziel darin sehen, freie Hand zu wahren, die Mächte im Gleichgewicht zu halten; er darf „jonglieren", obwohl auch ihm diese beinahe uninteressierte Politik nicht immer gut bekommt (Berliner Kongreß 1878!). Aber selbst davon abgesehen, daß sich seine Politik nicht fortführen ließ, weil es eben die seine war — in der Tat hatte sich unterweilen die Lage und der Zusammenhang der Dinge, das Gewebe der Verhältnisse, das „System" (so erlaube man uns das Verflochtensein der Dinge zu nennen!) derartig gewandelt, daß auch er als politische Persönlichkeit dem hätte Rechnung tragen, daß er die höhere Notwendigkeit hätte anerkennen müssen. Das ist doch die bei weitem schwächste Kritik des damaligen „neuen Kurses", daß man ihm das Verlassen der Wege Bismarcks vorwirft, als ob nur in Bismarcks „System", das noch dazu so ganz persönlich geartet war, das Heil gewesen wäre. Vielmehr zwang jene höhere Notwendigkeit gebieterisch in neue Bahnen; und das wäre wieder allerschwächste, weil aus dem Mißerfolg geschöpfte Kritik, die hämisch darauf hinwiese, daß diese Wege ins Verderben führten. Es gibt Notwendigkeiten, auch grause Notwendigkeiten, und ein Schicksal waltet über uns, nicht selten ein herbes und unerbittliches. Der rechte „große" Politiker, der Nichts-als-Politiker mag nur nach Erfolgen fragen, einzig dasjenige Glück schätzen, das wie Verdienst aussieht; der Historiker freut sich gleichfalls bedeutsamer Taten, aber er setzt Mißlingen nicht schlechthin gleich Ungeschick oder gar gleich Schuld, sondern wo er bei bestem Willen die Kräfte versagen sieht, beugt er demütig das Haupt vor der Gewalt des Verhängnisses.

Digitized by Google

Lenz kennt diese „über allem schwebende Notwendigkeit" (S. 76); er weiß, daß die „Schuld" eines Einzelnen wie einer Gesamtheit in der bloßen Tatsache ihres Daseins liegen kann. „Daß wir es gewagt hatten, den nationalen Staat aufzubauen, frei atmen zu wollen unter den großen Nationen der Erde, dies war in Wahrheit der Urgrund des Weltkrieges, dies in der Tat, mit den Augen der Gegner gesehen, unsere Schuld. Hierüber sind die eisernen Würfel geworfen worden." (S. 87.) Wer könnte es heute angesichts so vieler Forschungsergebnisse und Erfahrungen dieser Friedensjahre noch über sich gewinnen, die Schuld der damals neuen „Ära", des heute „alten Systems" in ausgeprägtem imperialistischen Streben und zugehörigem überspannten Militarismus zu erblicken? Im Gegenteil, gerade darin „liegt, von uns aus gesehen, unsere Schuld, daß wir an nichts weniger dachten als an Krieg und nichts anderes erstrebten, als unsere Wirtschaft in Flor zu bringen, unser Volkstum zu erhalten und deutsche Gesittung, deutsche Kultur über die Welt hin zu verbreiten. An ihr haben alle Schichten der Nation, wie die Regierung, so auch die Parteien, und diese vielleicht noch mehr als jene, Anteil. . . Mehr als einmal sind jene (Leiter unserer Politik) durch die Blindheit und die Selbstsucht der Parteien von Wegen zurückgehalten worden, die uns ins Freie hätten führen können, oder sie sind von ihnen zu Entschließungen gedrängt worden, die sie mit Recht lieber vermieden hätten." (S. 88, s. auch S. 72/3.)

Es ist wahrhaftig eine gute Sache, jene stattliche Bändereihe herausgebracht zu haben; aber der ist unseres innigsten Dankes gewiß, der sie in emsigem Bemühen studiert, um uns als berufener Meister der Forschung und Darstellung die Quintessenz in gehaltvoller, spannender Betrachtung darzubieten. Am meisten danken wir ihm jedoch das Festhalten an dem Ideal der Objektivität, das uns in eigenen Überzeugungen zu festigen vermag. Wir wollen los von dem klügelndem Rationalismus, der immer nur nach dem diplomatischen Geschick der Staatsmänner oder selbstgerecht nach der Schuld der Regierenden fragt; wir wollen uns reuevoll erinnen, daß schon unter dem „alten System" die Regierung mit Parlament und Parteien zusammen regierte und eine etwaige Schuld nicht allein tragen würde; und wir wollen uns immer kräftiger bewußt werden, daß über menschlicher Einsicht und menschlichem Willen ein Geschick waltet, das, wie es heute lastend über uns hängt, morgen den anderen wuchtig und unausweichlich treffen kann. Erich Bleich.

Egelhaafs Historisch-politische Übersicht für 1924, fortgeführt von Herm. Haug. 17. Jahrg. der Politischen Jahresübersicht. 360 S. Stuttgart, Carl Krabbe-Verlag, Erich Gußmann, 1925. Geh. Mk. 10.—. Geb. Mk. 12.—.

Pünktlich ist das bewährte, dem Historiker und Politiker, aber auch dem Zeitungsleser unentbehrliche Handbuch zur Gegenwartsgeschichte erschienen. In anregender Darstellung, mit eindringendem

Digitized by Google

Verständnis und reifem politischen Urteil führt uns Herm. Haug in die historischen Begebenheiten des vergangenen Jahres ein. Im Mittelpunkt der deutschen und der internationalen Politik stand der Dawes-Plan, ein „angelsächsischer Weltkapitalsfriede", der das Deutsche Reich unter „internationale Massenverwaltung" stellte. Übersichtlich, klar und erschöpfend werden besonders der Sachverständigen-Bericht und die Londoner Konferenz behandelt und dabei auch sorgfältig die politischen Zusammenhänge berücksichtigt: die Arbeiterregierung in England, die französischen Wahlen usw. Betrübend ist u. a. auch die Wahrnehmung, daß Deutschland, durch den verlorenen Ruhrkrieg und die Nachwirkungen der Inflation erschüttert, den Londoner Abmachungen gewissermaßen schon im voraus seine Zustimmung erteilt hat.

Auf dem Gebiete der inneren Politik erregte die schmähliche Haltung der Deutschnationalen bei der Abstimmung über das Reichseisenbahngesetz berechtigtes Aufsehen. Infolgedessen scheiterten die Verhandlungen über eine Regierungsumbildung. Es kam zur Reichstagsauflösung, die aber eine Änderung der Lage nicht herbeiführte.

Von den Weltereignissen kommen in Betracht: der Regierungswechsel in England und Frankreich, die Erschütterung der Faszistenherrlichkeit in Italien, die schwere Heimsuchung Spaniens durch die Marokko-Kämpfe und der Bürgerkrieg in China.

Dem trefflichen Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Namentlich in den Kreisen der stumpfsinnigen, gleichgültigen, Feste feiernden deutschen Philister. Sie erhalten hier ein erschütterndes, aber unverfälschtes Bild von der trostlosen Lage des Vaterlandes und seiner noch trostloseren Zukunft. Es dürfte manchen Leser zur Einkehr veranlassen und zum Nachdenken. Georg Schuster.

Brinkmann, Carl: England. (= Sammlung wissenschaftlicher Handbücher für Studierende und den praktischen Gebrauch. II. Band. Handbuch der Staatengeschichte. Ausland. Herausgegeben von Richard Scholz, Leipzig. Abteilung I: Europa. 4. Abschnitt.) Gr. 8°. 86 S. Berlin, Vossische Buchhandlung Verlag, 1921.

Brinkmann, Carl: Englische Geschichte 1815—1914. X, 204 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1924. Mk. 5.—.

Brinkmann, Carl: Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. (= Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur. Herausgegb. von Wilhelm Dibelius.) 87 S. Leipzig und Berlin, Teubner, 1924.

Auf Grundlage seiner intimen Kenntnis des modernen Englands, die er sich als Rhodes-Scholar in Orford vor dem Weltkriege erworben hat, und umfassender Studien bietet uns der Heidelberger Professor C. Brinkmann in der für die dringendsten Bedürfnisse nach der Kriegszeit berechneten Serie einen kurzen Überblick über die englische Geschichte von den ältesten Zeiten bis 1914. Er gliedert seine

Digitized by Google

Darstellung in 7 Perioden, die durch Unterabteilnngen in 18 Paragraphen essayistisch aneinandergereiht sind. In Form von Anmerkungen und Vorbemerkungen erhält jeder Paragraph eine dankenswerte, zum Teil mit kurzer Charakteristik des Forschungsstandes versehene Literaturübersicht. Dabei wird vielfach auch über Wert und Tendenz der Quellen und Bearbeitungen ein sachkundiges Urteil eingeschoben. Die eigene Darstellung des Verfassers wird dadurch auf den engsten Raum beschränkt und leidet durch das Bemühen, recht viele Einzelheiten einzubeziehen, zuweilen an Unübersichtlichkeit. Mit der 1913 erschienenen englischen Verfassungsgeschichte von Julius Hatschek hat B. die Einstellung seiner Betrachtungen auf gesellschaftliche Klasseninteressen und auf Vergleiche mit festländischen, besonders französischen Vorgängen gemein. Er sieht die Regierungskunst in der Fähigkeit, das Königtum „in den rechten Schwerpunkt der gesellschaftlichen Kräfte und Interessen zu stellen" und „die soziale Bedeutung der Opposition" richtig einzuschätzen. Seine soziologische Geschichtsauffassung verrät ihre Schwäche, wenn sie die Cromwellsche Politik, die „bekanntlich eine der größten Epochen der englischen Geschichte ist", dahin charakterisiert, daß sie „die größten Überlieferungen des dualistischen Ständestaates, monarchischer Sozialpolitik und ständischer Machtpolitik, wenigstens einen Augenblick zusammenfaßte, der neuzeitlichen Staatsform der parlamentarischen Klassenherrschaft den Boden bereitet" (S. 52). In der Restaurationsepoche erblickt B. „den vollen Sieg des Kapitalismus in England und das Zeitalter seiner ersten großen Industrieumwälzung". Die verfassungsrechtlichen und religionsgeschichtlichen Errungenschaften jener 25 Jahre (Test-Akte, Habeas-Corpus-Akte und Exclusion-Bill) treten vollständig zurück. Um so mehr überrascht die große Bedeutung die, für die Geschichte des Staatsrechts, der in der Bill of Rights „betätigten naturrechtlichen Lehre vom Staatsvertrag beigelegt wird" (S. 57), obwohl der eigentliche Inhalt dieser Neuordnung in der sie begleitenden Verteilung „der gesellschaftlichen Macht" zuungunsten des Königtums gesucht wird (S. 78). Seiner Grundauffassung entsprechend, daß schon im Mittelalter die staatlichen Beamtenstellen von den ständischen Parteien besetzt wurden, behauptet B. als charakteristisch für den „Einzug der deutschen Welfendynastie", „daß jetzt auch im Mittelpunkt der Staatsgewalt nicht das gesellschaftlich unabhängige Beamtentum der Festlandsmonarchien, sondern nach dem Zwischenspiel Tudorianischen und Stuartischen Absolutismus wieder die wirtschaftlich führende Oberklasse der Gesellschaft die Herrschaft ausübt" (S. 61). Das bezeichnete Zwischenspiel hat aber nach B.s Ansatz nicht weniger als 229 Jahre gedauert, während die ganze von 1714 bis heute abgelaufene Zeit doch nur 211 Jahre umfaßt. Als auffallenden Irrtum in diesem umfangreichen Abschnitt erwähne ich „die erste weiße Siedelung, die Wilhelm Adams in Japan begründet hatte" (S. 48); in Wirklichkeit kam Adams als Navigationsoffizier eines holländischen Schiffes nach Japan und wurde dort festgehalten, während die englische Faktorei in Hirado ohne sein Zutun von der Ostindischen Kompanie ausgesandt wurde. Ganz heraus aus der von gesellschaftlichen

Digitized by Google

Entwicklungen abgeleiteten englischen Geschichte des 18. Jahrhunderts fällt die richtige Bemerkung, daß „sich England durch die Vermittelung seiner oft bespöttelten deutschen Fürsten gewissermaßen Erfrischung aus der Luft der patriarchalischen Gesellschaften Mitteleuropas holte" (S. 63), und daß „merkwürdigerweise gerade die alte Kavalierpartei sich Walpoles Vorhaben, die Grundsteuer abzubauen, in den Weg stellte". Gegen die übliche Auffassung, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die imperialistischen Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreichs als wichtigste Ereignisse zu betrachten, hebt B. „ein ganz neues geistiges Moment" hervor, das im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und in der französischen Revolution enthalten war. Richtiger war wohl die alte Betrachtungsweise, die in diesen neuen Ideen das prius und in den imperialistischen Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und England nur eine Folgeerscheinung der revolutionären Kraftentwicklung erkannte. B. sieht in den fremden Revolutionen nur „Fortsetzungen des in der glorreichen Revolution zum Siege gekommenen Gedankens der ständischen Freiheiten in anderen Gesellschaften" (S. 66). Auffallend ist dabei, daß plötzlich statt „der gesellschaftlichen Macht der englischen Oberschichten" schon für das 18. Jahrhundert „die englische Demokratie" als eingewohnt betrachtet wird. Als Verfasser der Junius-Briefe bezeichnet B. entgegen der herrschenden Meinung nicht Sir Francis Philipp, sondern den Journalisten Johann Wilkes (S. 68).

„Besonders schwierig" ist nach B. die „Erkenntnis und Bewertung" des Liberalismus, der seine Blütezeit in England von 1822 bis 1865 hatte. Die damals herrschende Anglomanie erklärt B. daraus, daß „die biedermeierschen Lebensformen im Grund englische Moden waren" (S. 72). Den absprechenden Urteilen der neueren Imperialisten hält B. entgegen, daß auch in der liberalen Aera sich „dem tieferen Blick überall der große Zug des ungebrochenen Wachstums und untrüglichen Machtbewußtseins darbietet wie vorher und nachher" (S. 76). Der Umschwung im „Kreislauf der Dinge" seit dem Hervortreten Disraelis als leitenden Staatsmannes (1867) wird darauf zurückgeführt, daß „der neue englische Liberalismus an einem toten Punkt angelangt war und die neue Zeit den Liberalen über den Kopf wuchs" (S. 78—79). Die irische Homerule-Frage und die Forderungen der Arbeiter gaben die Probleme ab, an denen sich der Machtkampf der beiden großen Parteien entscheiden mußte. Dazu trat aber die Auswirkung des imperialistischen Machtgedankens in Ägypten und Südafrika seit dem Ankauf der Suezkanal-Aktien durch Disraeli (1875, nicht 1878), wodurch „die Großindustriellen- und Großbankinteressen entscheidenden Einfluß auf die Außenpolitik gewannen". Mit Recht betont B., „daß besonders der englische Liberalismus aus der Berührung mit der Arbeiterpartei gerade auf dem Höhepunkte des konservativen Imperialismus die Kraft gewann", das Oberhaus herabzudrücken, die irische Frage zu lösen, in Ägypten und Indien den Eingeborenen bescheidene Zugeständnisse zu machen, Abgeordnetendiäten einzuführen und das Mehrstimmenrecht zu beseitigen, ehe noch die ganze Situation durch den Weltkrieg völlig verschoben wurde. Mit

Digitized by Google

§ 18 „der Weltkrieg" (nur anderthalb Seiten) schließt die gedrängte Übersicht, deren Gedankenreichtum dem mit dem Stoffe genügend vertrauten Leser manche Anregung gewährt.

Noch schwerer lesbar als die lehrbuchartige kurze Zusammenfassung „England" ist desselben Verfassers Monographie „Englische Geschichte 1815—1914". Sie soll keine Geschichtserzählung sein, sondern „Stoff zusammentragen", um die deutsche Öffentlichkeit mit der inneren Struktur „der stärksten weltgeschichtlichen Aristokratie", dem Blutaustausch zwischen der das Weltreich organisierenden Herrenrasse und den von ihr zu bewältigenden gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen neuen Kraftelementen des Jahrhunderts vor dem Weltkriege bekannt machen". Damit glaubt der Verfasser, der „englischen wie der allgemeinen Staats- und Gesellschaftsforschung in neuen Richtungen nützlich zu sein". Methodisch hofft er dadurch der auf das moderne England bezüglichen Geschichtsforschung eine Verbindung von „Personal- und Sachgeschichte" zu verschaffen, indem sich „das Studium der Memoiren und Akten einerseits und der Gesetze und Blaubücher andrerseits" in ähnlicher Weise durchdringt, wie in der mittelalterlichen Geschichtschreibung seit langer Zeit" Urkunden- und Quellenforschung. Aus der Überfülle der Memoiren- und biographischen Literatur Englands erklärt es sich, daß persönliche Notizen auch über die an zweiter Stelle stehenden Beamten und Politiker einen unverhältnismäßig breiten Raum einnehmen. Dagegen werden wir mit Zahlen der Statistik, die sonst in den sozialgeschichtlichen Betrachtungen Englands einen so breiten Raum einnehmen, so gut wie ganz verschont.

Von soziologischen Grundanschauungen aus, die der Verfasser schon in seinem Buche „Weltpolitik und Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert" sich zur Richtschnur genommen hatte, sucht er in den ersten drei Abschnitten durch eine verwirrende Einbeziehung von Einzelbeobachtungen die englische Nachkriegszeit von 1815—1832 genauer zu charakterisieren, als es in der darüber angehäuften Spezialliteratur bisher geschehen ist. Er gibt aber dabei weniger den Verlauf der Ereignisse als das im Hintergrunde bleibende Ränkespiel, dessen Erfolge immer mehr durch Zeitströmungen beeinflußt wurden. Da bei dieser verzettelten Nachprüfung der „political events" die Tatsachen der ungeheuren industriellen und kommerziellen Expansion Englands und die dadurch beeinflußten Ideenkomplexe nur beiläufig in gebrochenem Lichte erscheinen, fehlt die Anschaulichkeit innerhalb des viel zu engen Rahmens, der für Zustandsschilderungen nicht den nötigen Raum bot. Entschädigt werden wir dafür durch stete Hinweise auf die neueste Literatur über die oft nur zufällig berührten Einzelfragen. Dabei werden freilich gegen Rückerts Warnung oft „aus dem Schutt der Zeiten nur mehr Erbärmlichkeiten hervorgeholt". Einfacher und der traditionellen geschichtlichen Behandlung näher stehend sind die Darlegungen über die administrativen Maßregeln in Canada und in Australien von 1830—1848, die als „neue Kolonialpolitik" zu hoch bewertet werden, über die Nebenbuhlerschaft mit dem französischen Bürgerkönigtum, die Anfänge der Fabrikgesetzgebung, die von Oxford ausgehende

Digitized by Google

hochkirchliche Bewegung und die Überwindung des Chartismus durch das Manchestertum. Seit dem Krimkriege treten die imperialistischen und Verkehrsfragen für B. in den Vordergrund. Er rühmt in Palmerston den Mann, dessen langjährige Führung der auswärtigen Geschäfte dem englischen „weltpolitischen Ansehen die entscheidende Prägung gegeben hat". (49). Im Schatten der außenpolitischen Erfolge Palmerstons, die nur wenig durch englische Kriegstaten unterstützt wurden, erkämpften sich Gladstone und Disraeli ihre überragende Stellung im parlamentarischen Kampfe. Nach den Erfahrungen des Weltkrieges rühmt B. trotz der gegenteiligen Lehren der Nationalökonomie die von Gladstone durchgesetzte Finanzpolitik, auch vorübergehende Kriegsausgaben sofort durch Steuererhebungen zu bestreiten, wie es während des Krimkrieges geschah. Für Disraeli wird der Ruhm in Anspruch genommen, durch Erweiterung des Wahlrechts auf die Masse der städtischen Bevölkerung der konservativen Partei neue Kräfte zugeführt zu haben. Daß dadurch Gladstone dem Radikalismus und der Berücksichtigung der irischen Forderungen zugetrieben wurde, schuf einen neuen Ausgangspunkt des englischen Parteilebens. Gegenüber der herkömmlichen Auffassung vindiziert aber der Verfasser der friedlichen Auslandspolitik Gladstones die hohe Weisheit, für zukünftige Verständigungen mit Frankreich, Rußland und Amerika den Boden bereitet und England die Voraussetzungen erhöhter militärischer Leistungsfähigkeit gegeben zu haben. In dem „Nach- und Nebeneinander imperialistischer und pazifistischer Strömungen" erblickt B. „den Lebensrhythmus eines großen Volkes, in dem die Abenteurer- und die Bourgeoisieseite des Kapitalismus sich die Wage halten". Statt aber den sich in der öffentlichen Meinung und bei den Wahlen je nach dem Eindruck von Tagesereignissen abspielenden Verlauf zu verfolgen, rückt der Verfasser das „Machiavellistische Durcheinander des englischen Parlamentarismus" und Vorfälle in den Kolonien in den Vordergrund seiner Betrachtungen. Daher erfolgt die Kapiteleinteilung des „Zeitalters des Imperialismus" (S. 129—194) nicht nach epochemachenden Ereignissen wie der liberal-unionistischen Partei, sondern unter den Überschriften: Disraeli, Gladstone, Salisbury und Lloyd George. Durch das immer wiederholte Herbeiziehen wirtschaftlicher und verwaltungstechnischer Betrachtungen wird der Entwicklungsgang weniger klar, als er durch Festhaltung des chronologischen Leitfadens hätte werden können. Sehr klar wird herausgearbeitet, wie unter dem Einfluß der südafrikanischen Conquistadoren um Cecil Rhodes der Imperialismus immer steigenden Einfluß auf die Politik des Mutterlandes gewann und davor die alten Gegensätze zu Frankreich und Rußland in den Hintergrund traten, so daß die diplomatischen Annäherungen Englands an Deutschland zu ernster hochpolitischer Bedeutung nicht gelangen konnten.

Sehr kurz, aber aufschlußreich sind die Erwägungen des letzten Abschnittes, wie hinter den Kulissen der radikalen Sozialreform Lloyd Georges und der Abtrennung Irlands unter schweren parlamentarischen Kämpfen die von Grey und seinen permanenten Sekretären geleitete

Digitized by Google

Außenpolitik mit Benutzung der durch die Balkankriege verschlechterten Weltstellung der Mittelmächte ohne Kenntnis des Parlaments auf Frankreichs und Rußlands Seite in den Weltkrieg hineinglitt. Die dadurch herbeigeführte Umgestaltung wird nur gelegentlich als beschleunigendes Moment erwähnt.

Niemand, der sich mit der neuesten Geschichte des englischen Weltreichs beschäftigt, kann an diesen kenntnisreichen Erwägungen vorübergehen; er muß allerdings mit den Ereignissen schon genügend vertraut sein, um sie richtig zu würdigen.

Ebenso pragmatisch-soziologisch ist das kleine Buch „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" eingestellt. Die Absicht, nur Ereignisse zu behandeln, die in der heutigen „politischen Wirklichkeit", als die B. den Zusammenschluß „der beiden angelsächsischen Weltreiche zu potentiellen Schiedsrichtern der kapitalistischen Staatenwelt" betrachtet, hervortreten zu lassen, macht sich bereits in der Darstellung der kolonialen Periode bemerkbar. Da treten die naturrechtlichen Ideale, die in der Unabhängigkeitserklärung Ausdruck gefunden haben, und die Ansätze zu einem neuen nicht notwendig rein angelsächsischen Volkstum hinter den wirtschaftlichen Interessen der Kapitalisten auffallend zurück. So wird z. B. von einer Verteuerung des Tees gesprochen, durch die „der Großhandel" geschädigt wurde, während die direkte Einfuhr dieses chinesischen Erzeugnisses durch die ostindische Kompanie doch nur eine Verbilligung herbeiführen konnte und von der englischen Regierung als Geschenk betrachtet wurde, um den prinzipiellen Standpunkt des Mutterlandes schmackhafter zu machen. Die Beteiligung des Auslandes an dem kolonial-politischen Verfassungskonflikt wird in ein sehr ungünstiges Licht gestellt und durch den Sieg „der angelsächsischen Interessengemeinschaft" überwunden. Die Auswirkungen der neuen Staatsgründung auf den Welthandel und der neue Krieg gegen England von 1812—1814 auf das amerikanische Selbstgefühl werden nicht behandelt, sondern dafür die Parteiengeschichte und der in der Monroe-Botschaft hervortretende Gegensatz gegen die französische und spanische Kolonialmacht im Bunde mit England hervorgehoben. „Die erste unwiderstehliche Offenbarung des neuen amerikanischen Volksgeistes" erblickt B. erst in der „ungeheuren Agitation zur Beseitigung der Sklaverei". Trotz aller Kompromisse konnte die Verstärkung der „Wirtschaftskräfte des Nordens" nicht unwirksam gemacht werden. In dem Bürgerkriege, der dadurch entstand, findet B. trotz der bekannten von ihm nicht erwähnten Konflikte mit England eine „Wiederannäherung der angelsächsischen Interessen". Besonders vorsichtig urteilt B. über die „Rekonstruktionsperiode". Er erblickt in den Gewalttaten der weißen Bevölkerung des Südens gegen die Neger eine naheliegende Verfolgung gegenrevolutionärer Ziele „unter dem Schein der Anpassung an neue Staatsformen" und in der Parteilichkeit des Präsidenten Johnson „den heilsamen Zweck, die Rekonstruktion niemals zum Terror ausarten zu lassen". Für den Idealismus eines Karl Schurz und seiner Gesinnungsgenossen hat B. wenig Verständnis, da „die Union fortan auf der stillschweigenden Anerkennung der politischen

Digitized by Google

und gesellschaftlichen Eigenart auch des Südens beruhte". Dann folgt „die Wirtschaftsentwicklung des modernen Kapitalismus", deren außenpolitische Erfolge zum guten Teil auf den „Instinkt der angelsächsischen Stammesgemeinschaft" zurückgeführt werden, der im Hinblick auf Deutschland und Japan immer mehr hervortrat. In einem tiefgreifenden Schlußkapitel über „das Staatsleben in den Vereinigten Staaten" stellt B. die Prognose, daß der von der Bundesgewalt geleitete Unitarismus den Partikularismus der Einzelstaaten unter Ausnutzung der hochkapitalistischen Wirtschaft, der hochbürokratischen Staatsordnung und der Parteiorganisation immer stärker durchsetzen wird.

Ludwig Rieß.

Graf Witte: Erinnerungen. Mit einer Einleitung von Prof. Otto Hoetzsch. Ins Deutsche übertragen von Herbert v. Hoerner. 8°. 581 S. Berlin, Verlag Ullstein, 1923. Mk. 10.—.

Die deutsche Edition der 1922 in russischer Sprache erschienenen Memoiren des ersten eigentlichen Ministerpräsidenten, den das Zarenreich gehabt hat, ist ein gekürzter Auszug von immer noch recht ansehnlichem Umfang: die 39 Kapitel, die an die Stelle von ursprünglich 52 getreten sind, lassen die beiden ersten Bände von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen weit hinter sich. Freilich nur äußerlich. Ihr Inhalt hält einen Vergleich mit dem politischen Testament des großen deutschen Kanzlers nicht aus. Auch Witte griff zur Feder als ein mit Undank Belohnter. Auch er grollte dem Herrscher, der ihm den Laufpaß gab. Auch er war ein um die Zukunft des Vaterlandes tiefbesorgter Patriot, der den Kurs des Staatsschiffes noch beeinflussen wollte, nachdem er die Kommandobrücke verlassen. Aber an Bismarcks staatsmännische und literarische Größe reicht Witte nicht heran. Überhaupt kann er sich mit diesem Deutschen nicht messen: nicht mit seinem gesunden Humor, nicht mit seiner geistigen Beweglichkeit, nicht mit dem Ernst und der Tiefe seiner Weltanschauung. Was z. B. Witte über den Grafen Tolstoi bemerkt, macht kaum den Eindruck, daß er sich mit diesem Großen seines Volkes innerlich auseinandergesetzt habe, und das Bekenntnis, es sei ihm ein Herzensbedürfnis gewesen, der Beerdigung Pobjedonoszews beizuwohnen, des „letzten Mohikaners" der alten Staatsauffassung, mag vielleicht für Wittes Treue sprechen, aber nicht gerade für einen zu den höchsten Höhen emporstrebenden Bildungsdrang. Dieser Mann, in dessen Adern nur von des Vaters Seite her etwas germanisches Blut floß, hätte mit ein paar Goethebänden schwerlich auf einer einsamem Insel leben können.

Dennoch dürfen die Historiker dem Grafen Witte dankbar dafür sein, daß er seit dem Sommer 1907 immer wieder zur Feder griff, um seine Erinnerungen selbst aufzuzeichnen, zuletzt im Oktober 1912, resp. daß er auch wie Bismarck seine Memoiren in das Stenogramm diktierte; sie sind ein bedeutendes Quellenwerk geworden; niemand, der die Entwicklung Rußlands unter Nikolaus II. verfolgen will, kann sie entbehren, und auch für das Verständnis der internationalen Abwandlungen von 1894 bis 1912 ist ihre Kenntnis unerläßlich. Witte

Digitized by Google

setzt ein mit einer Schilderung des Leichenbegängnisses des von ihm hochverehrten Alexander III. und einer Charakteristik seines Regierungssystems; von dem Nachfolger urteilt er: „Nikolaus II., unerwartet früh auf den Thron gekommen, von Natur ein guter, durchaus nicht törichter, aber gar nicht tiefer Mensch, willensschwach, ausgestattet mehr mit den Charaktereigenschaften seiner Mutter und einigen seiner Ahnen (Paul), aber leider nur wenig mit denen seine Vaters, war nicht dazu geschaffen, Kaiser und erst recht nicht unbeschränkter Kaiser eines solchen Reiches, wie Rußland es ist, zu sein. Die Grundzüge seines Charakters sind Liebenswürdigkeit, wenn er will (Alexander I.), Schlauheit und völliger Mangel an Charakterfestigkeit und Willen." Wäre er seiner Aufgabe gewachsen gewesen, so hätte man die öffentlichen Kräfte vielleicht noch nicht zur Teilnahme heranzuziehen brauchen; wäre ein kluges, normales Weib seine Gattin geworden, so hätten ihre Eigenschaften seine Fehler wohl aufwiegen können, — „er heiratete ein gutes Weib, aber eins, das nicht ganz normal war und das ihn bald ganz in der Hand hatte", — nach Wittes Ansicht wurde die Zarin Alexandra mit ihrem hysterischen Wesen und Hang zur Mystik Rußlands Unglück. „Während der ersten Regierungsjahre Nikolaus' II. gab es allerlei Schwankungen bald auf die eine, bald auf die andere Seite und allerlei Abenteuer. Die allgemeine Richtung ging nicht im Sinne eines Fortschritts, sondern eines Rückschritts: nicht im Sinne der Regierung Alexanders II., sondern nach der Seite Alexanders III. hin, der am Anfang seiner Regierungszeit unter dem Eindruck der Ermordung seines Vaters stand und erst allmählich ins Fortschrittlichere abschwenkte. Das Prestige der Macht war erschüttert, und die verstärkte Tätigkeit revolutionär anarchistischer Elemente fand keinen einmütigen und aufrichtigen Widerstand von seiten der vernünftigen und besitzenden Klassen der Bevölkerung. Alle lebten sie unter dem Druck des Gedankens: ‚So kann man nicht weiterleben, irgend etwas muß anders werden, die Bureaukratie muß eingeschränkt werden'. Aber was war diese Bureaukratie? Nichts anderes als die unbeschränkte Herrschaft selber, der Zar, der durch keine gewählten Vertreter der Öffentlichkeit eingeschränkt war. Von hier bis zur Konstitution ist's kaum ein Schritt, ist's nur ein Werschok, und diesen einen Werschok glitt man, als der Kaiser, durch Hintertüren beraten, sich auf den japanischen Krieg einließ und leichtsinnig das Leben von Hunderttausenden seiner Untertanen und den Wohlstand des Reiches der Vernichtung preisgab."

Es kam der Akt des 30. (17.) Oktober 1905. Keine freiwillige Tat des Zaren. Den rettenden Ausweg wies ihm Witte, Nikolaus II. zwang ihn nun, die Zügel der Regierung zu ergreifen. „In der ersten Zeit nachher hörte S. M. noch auf mich. Je mehr aber der Aufruhr und die Angst vor der Revolution sich legten, desto mehr wich der Kaiser meinen Ratschlägen aus, griff zu allerlei Kniffen, umging mich oder verheimlichte mir gar seine Handlungen. Anfänglich mochte S. M. Durnowo als Innenminister nicht, denn Durnowo spielte damals den Liberalen und war auf General Trepow eifer-

Digitized by Google

süchtig. Als aber S. M. sah, daß Durnowo, obwohl er auf meinen Wunsch hin ernannt worden war, sich bereit fand, mir um seiner Karriere willen ein Bein zu stellen oder überhaupt sich von mir loszusagen und sich Trepow anzunähern, ging er bald leicht über meine Ansichten hinweg. Schon am 13. Februar (31. Januar) 1906 beliebte S. M. folgendes unter einen meiner Berichte zu setzen: „Meiner Meinung nach sollte der Vorsitzende des Ministerrates sich darauf beschränken, die Tätigkeit der Minister einheitlich zu gestalten. Die ganze Exekutivarbeit aber sollte den zuständigen Ministern vorbehalten sein." Da nun aber der exekutive Teil unmittelbar durch Vortrag beim Kaiser oder durch den Kaiser selbst zur Ausführung kam, so hatte man immer die Möglichkeit, den unzugänglichen Premierminister beiseite zu schieben und das Gewünschte ohne ihn zu machen. Das Bestreben, mich, weil ich mich nicht überreden ließ, zu umgehen, nahm zu, je ruhiger es im Lande wurde. Aber man fürchtete noch, sich von mir zu trennen, es drohte noch der Staatsbankrott, und das Reich hatte seine Truppen noch nicht zurück. Ich fühlte, daß ich unter solchen Bedingungen den Posten eines halbnominellen Staatshauptes nicht behalten konnte." Im April 1906 erbat und erhielt Witte den Abschied.

Reue empfand er nicht. Das Bewußtsein, immer das Rechte gewollt zu haben, teilte er mit allen, die ihre Memoiren schrieben. Sie sollten abrechnen mit seinen Gegnern. Es stehen herbe, oft wohl allzu scharfe Urteile über sie in seinen Erinnerungen. Insbesondere ist er seinem Nachfolger Stolypin, dem entschlossen durchgreifenden Willensmenschen, nicht gerecht geworden.

„Was ist nun jetzt" — fragte er sich 1912 — „meine Meinung über die so entstandenen Grundgesetze? Gewiß, hätte man die Zeit dazu gehabt, so hätte man sie besser abfassen können. Trotzdem bin ich auch jetzt überzeugt, daß dank dem Umstande, daß ich auf ihre Durchführung bestand, wir die endgültige Auflösung der Duma und die Aufhebung des 30. (17.) Oktobers vermieden haben, daß somit der Kaiser diesen Grundgesetzen die Erhaltung seiner Macht und seiner Rechte dankt, mit anderen Worten: daß diese Grundgesetze eine Konstitution geschaffen haben, aber eine konservative und keinen Parlamentarismus. Es besteht die Hoffnung, daß das mit dem 30. (17.) Oktober begonnene Regime schließlich in den Organismus des Staates hineinwachsen wird, da ja auch keine Möglichkeit besteht, zum Früheren zurückzukehren. Ist das gut so? Ich glaube, es ist gut, denn Rußland verfügt nicht über jene Elemente und jene Psychologie, bei denen eine unbeschränkte Selbstherrschaft möglich ist. Es ist aber nur dann gut, wenn jene Gesetze auch befolgt werden. Wenn man nicht aufhören wird, den Artikel 87 zu mißbrauchen, wenn man, entgegen allen Grundgesetzen, vermittels direkter höherer Verordnungen, Rußland auch fernerhin unter dem Druck von allerlei Ausnahmezuständen halten wird, wenn man das wieder wegnehmen wird, was man durch den Ukas vom 22. (9.) Dezember 1904 gegeben hat (darunter die volle Glaubensfreiheit), wenn man fortfahren wird, ungeachtet der

Digitized by Google

sogenannten Konstitutionen, ein Polizeiregime der absoluten Willkür, wie es sogar zu den Zeiten Plehwes nicht bestand, walten zu lassen, dann natürlich ist es überhaupt nutzlos, irgendwelche Gesetze zu verfassen." Wie Bismarck sah Witte trübe in die Zukunft seines Vaterlandes. „Ich bin als Monarchist geboren und hoffe als solcher zu sterben. Und sollte einmal die Monarchie in Rußland gestürzt werden, so gebe Gott, daß ich dieses nicht mit anzusehen brauche!" Dem am 13. März 1915 Gestorbenen ist sein Wunsch erfüllt worden.

Sein Größtes hat Witte unzweifelhaft als Finanz- und Wirtschaftspolitiker geleistet, doch gehen seine Erinnerungen gerade über das Branntweinmonopol, die Durchführung der Goldwährung, die Ausgestaltung des Budgets, die Heranziehung fremden Kapitals, die Verstaatlichung der Eisenbahnen und seine Industriepolitik verhältnismäßig rasch hinweg und bringen da wenig Neues. Einen nicht unbeträchtlichen Raum nehmen dagegen die Abschnitte ein, die sich mit der Außenpolitik befassen; vor allem auf diesem Gebiet wollte Witte mahnen und warnen. Denn möglichst friedliche Expansion erstrebte dieser nicht als wirklicher Nationalrusse oder gar als Panslawist anzusprechende Imperialist. Den Briten kein kriegerischer Feind, aber antienglisch orientiert, befürwortete er die kontinentale Einigung Europas, ein Bündnis Rußlands mit Frankreich und Deutschland, deren Gegensatz ausgeschaltet oder niedergehalten werden müsse, und gute Beziehungen auch zu China und Japan. Dem deutschen Kaiser hat er dieses Programm 1897 in Peterhof und 1905, nach dem Frieden von Portsmouth über Paris und Berlin heimkehrend, in Rominten vorgetragen bald nach der Zusammenkunft von Björkö, von deren Ergebnis ihm Wilhelm II. Näheres nicht mitteilte; er hatte offenbar kein rechtes Vertrauen zu dem warmen Fürsprecher einer Annäherung Deutschlands an Frankreich. Den mit dem russisch-französischen Bündnis unvereinbaren Vertrag von Björkö lehnte natürlich auch Witte ab, aber er tat Wilhelm II. sicher Unrecht, wenn er meinte: „Der Kaiser zweifelte nicht daran, daß er sein Schäfchen ins Trockene gebracht habe. Der Krieg mit Japan hatte Rußland geschwächt und somit Kaiser Wilhelm nach Osten hin die Hände frei gemacht. Jetzt sollten Portsmouth und Björkö ihm dazu dienen, daß Deutschland ruhig sein konnte oder gar sich mit Hilfe Rußlands nach Westen hin vergrößere. Und alles dieses war erreicht, ohne einen Tropfen Blut und ohne einen Pfennig gekostet zu haben." Für deutsche Leser besonders interessant ist auch die Charakteristik Bernhard v. Bülows auf S. 183/4; die Bewertung, die sich auf mittlerer Linie hält, dürfte zutreffen, ebenso die hohe Einschätzung Posadowskys.

Auf etwa 16 einleitenden Seiten würdigt Otto Hoetzsch die Bedeutung des Grafen Witte und seiner Memoiren. Kurze Überschriften am Kopf der Seiten und ein zuverlässiges Namensverzeichnis erleichtern ihre Benutzung. Ein gutes Bild des Verfassers, das man nur ungern vermißt, war wohl nicht aufzutreiben.

Paul Haake.

Digitized by Google

Daniloff, Jurij: Rußland im Weltkrieg 1914—1915. Übersetzt von Rudolf Freiherrn von Campenhausen. X, 581 S. Jena, Frommannsche Buchhandlung (Walter Biedermann), 1925.

Nachdem vor kurzem der russische Kriegsminister Suchomlinow die deutsche Ausgabe seiner Erinnerungen veröffentlicht hat, wird durch die vorliegende Übersetzung der Aufzeichnungen des Generalquartiermeisters der kaiserlich russischen Feldarmee der Kriegsschuldforschung ein Hilfsmittel geboten, die Wirkung ihrer bisherigen Arbeit auf Gegner Deutschlands festzustellen.

Vom Ende des Jahres 1908 bis zur Mitte des Jahres 1914 hat Daniloff, zuerst als Oberquartiermeister, bald als Generalquartiermeister in der Hauptverwaltung des russischen Generalstabes gesessen und an den Arbeiten zur Reorganisation der russischen Armee lebhaft mitgewirkt; die Leitung aller Vorarbeiten für einen künftigen Krieg lag dabei in seinen Händen. Nach Kriegsausbruch wurde er zum Generalquartiermeister beim Höchstkommandierenden ernannt und blieb bis September 1915 in dieser Stellung; die nächsten Jahre des Krieges erlebte er als Kommandeur des 25. A. K., dann als Chef des Stabes der Nordfront und schließlich als Kommandeur der 5. russischen Armee. „Die Schilderung der inneren und äußeren Bedingungen, unter denen unser Vaterland gezwungen war, in den Kampf zu treten und diesen Kampf während des ersten Kriegsjahres durchzufechten", will der russische Offizier seinen deutschen Lesern in dem Buche vorlegen. Seine „Erinnerungen" sind wie die Suchomlinows nach dem Gedächtnis niedergeschrieben, unter gelegentlicher Benutzung der Pariser Archive — Daniloff gehört der Gruppe der in Frankreich lebenden russischen Emigranten an — und der „allerdings sehr dürftigen Literatur über den Krieg an der russischen Front". Den Anspruch, „ein historisches Werk" geschaffen zu haben, erhebt Daniloff nicht, weil er sich persönlich zu sehr mit den Ereignissen verwachsen fühlt und von den Quellen losgerissen war. Dennoch glaubt er auf Grund einer subtilen Vorarbeit annehmen zu dürfen, daß sein Werk auf einem festen, unzerstörbaren Fundament ruhe.

Angesichts der ersten Kapitel des Buches muß man jedoch sagen, daß diese Annahme durchaus unzutreffend ist. Denn sie behandeln den Stoff, der das Interesse des Historikers in erster Linie in Anspruch nimmt, die Vorgeschichte des Krieges, völlig subjektiv. Daniloff vertritt eine Auffassung über die Methode der Kriegsschuldforschung, die in Deutschland lebhaftes Interesse verdient, weil der von dem russischen Schriftsteller vorgebrachte Vorwurf sich augenscheinlich auf die Arbeit deutscher Forscher wie Montgelas bezieht. Auf Seite 13 lesen wir: „Die Verfasser der die Kriegsschuldfrage behandelnden recht reichhaltigen Literatur folgen bei ihren Untersuchungen gewöhnlich der chronologischen Methode, indem sie, nicht selten Stunde auf Stunde, die Handlungen der Parteien festlegen und pedantisch alle Etappen des sich entwickelnden Konflikts vermerken. Ohne die Zweckmäßigkeit einer solchen Maßnahme zu bestreiten und ohne zu befürchten, daß sie die allgemein befestigte Meinung von der friedlichen, wenn auch

Digitized by Google

entschiedenen Stellungnahme Rußlands von Anbeginn des emporwachsenden Konfliktes an erschüttern könnte, halte ich es doch für nötig, festzustellen, daß bei Anwendung solch einer chronologischen Methode andere, ihrem ganzen Wesen nach wichtige Tatsachen verschleiert werden." Solche „Tatsachen", die bei Anwendung der minutiösen „chronologischen Methode" der Gefahr der Verschleierung unterliegen, erblickt Daniloff in der „psychologischen Einstellung" der am Konflikt beteiligten Mächte und in ihrem „Verhalten zu den eine friedliche Lösung des sich verschärfenden Konflikts ins Auge fassenden Maßnahmen". Die „psychologische Einstellung" der an dem Konflikt beteiligten Mächte beurteilt der Verfasser dahin, daß bei den Gegnern Deutschlands, insbesondere bei Rußland, der Wille zum Frieden gar nicht zu verkennen gewesen, daß bei ihnen aber auch ein starkes Gefühl der Bedrohung durch Deutschland vorherrschend gewesen sei. So habe England in Deutschland „einen immer gefährlicher werdenden Nebenbuhler" erblickt und sich durch Deutschlands Erstarken im nahen Orient, in Ägypten und in Indien bedroht gefühlt; Frankreich habe „durch das Erscheinen Deutschlands auf den Meeren und durch die Befestigung seines Einflusses in der Türkei" unter dem Druck gestanden, daß „eine gewisse Bedrohung seiner Kolonien" dadurch gegeben sei, und Rußland schließlich sei in seiner „historischen Sendung" als Beschützer und Hüter der kleineren slawischen Nationen gefährdet gewesen. Diese drei Mächte wären so Deutschlands „natürliche Gegner" geworden, das sie durch seine „aktive Politik" alle gleichzeitig bedrohte, sich über die Notwendigkeit eines Zusammenstoßes mit ihnen Rechenschaft ablegte und es seinerseits in der Hand hatte, „den Zeitpunkt dieses Zusammenstoßes zu bestimmen". Bei dieser Auffassung von der allgemeinen Lage in Europa überrascht es schließlich nicht mehr, wenn Daniloff die Beschuldigung klipp und klar ausspricht, Deutschland habe 1914 den Präventivkrieg entfesselt. Denn wie soll es anders gedeutet werden, wenn er erklärt: „Und wenn Deutschland es zugab, daß die unaufhaltsam herannahende Katastrophe sich gerade im Jahre 1914 entlud, so muß man annehmen, daß die Aussichten auf einen Erfolg ihm gerade in diesem Jahre günstiger erschienen als später." Diese wenigen Worte zeigen, daß Daniloff noch heute völlig unter dem Einflusse der Dokumente steht, in denen Deutschlands Kriegsschuld 1914 festgelegt wurde. Er hat nicht einmal die Notwendigkeit eingesehen, seine zu Deutschlands Ungunsten vorgefaßte Meinung in solchen Dingen zu ändern, die evident erwiesen sind. So weit darf die Abneigung gegen die „chronologische Methode" nun aber doch nicht gehen, daß ein solches Märchen wie das von dem Einflusse des Extrablattes des Berliner Lokalanzeigers auf die russische Mobilmachung auch in dem vorliegenden Buche noch aufrecht erhalten ist, obwohl es längst, selbst von russischen Schriftstellern wie General Dobrorolski, widerlegt ist. Gerade Daniloff hätte in dieser Sache längst seine irrige Auffassung berichtigen können, da ihm seine Fehler schon einmal von deutscher Seite nachgewiesen worden sind. (Vgl. Graf Max Montgelas: General Daniloff über die russische Mobilmachung 1914, in der „Kriegsschuld-

Digitized by Google

frage", 2. Jahrgang Nr. 1 u. 2.) Wenn Daniloff also die Mängel seines Werkes damit entschuldigen will, daß ihm die einschlägigen Quellen nicht erreichbar gewesen seien, so dürfte er in dieser Angelegenheit damit kein Glück haben, denn die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch und was ihnen folgte, dürften auch in Paris erreichbar sein.

Nach diesen Mitteilungen wird niemand mehr vermuten, daß es Daniloffs Absicht gewesen sei, ein objektives Urteil über die Kriegsschuldfrage abzugeben. Um so wertvoller ist, daß er, gewiß, ohne es zu wollen, durch seine ausgezeichneten Aufschlüsse über die militärischen Dinge Beiträge zur Bildung eines solchen Urteils liefert. Schon in einer früheren Veröffentlichung, auf die sich Montgelas' eben erwähnte Antwort bezog, hat er enthüllt, daß der russische Feldzugsplan überhaupt nur den gleichzeitigen Krieg gegen Österreich und Deutschland vorgesehen habe. In dem vorliegenden Buche wird klar, daß die so oft als Beweis der russischen Friedensliebe angeführte Teilmobilisation gegen Österreich von den russischen Militärs für gänzlich unangebracht gehalten und darum wieder in eine allgemeine umgewandelt wurde. Um so verwerflicher ist die Unehrlichkeit, mit der das Märchen vom Extrablatt des Lokalanzeigers aufgefrischt wird. Auch der Versuch des Nachweises, daß Rußland für den Krieg nicht vorbereitet war, kann nicht als gelungen bezeichnet werden, da Daniloff selbst zugibt, daß der Verlauf der Mobilisation „durchaus befriedigend" war. Dieses Urteil ist um so wertvoller, als der Verfasser über Suchomlinows Persönlichkeit recht abfällig urteilt und ganz im Gegensatz zu dem Kriegsminister über Nikolai Nikolajewitsch nur mit Worten höchster Anerkennung spricht.

So wenig Zustimmung Daniloff aber auch in seinen Ausführungen über die Vorgeschichte des Krieges finden kann, — das, was er über den Verlauf der mititärischen Ereignisse bis zum Herbst 1915 erzählt, wird eine wertvolle Bereicherung der Kriegsliteratur bleiben. Und hierbei wird der deutsche Leser gern zugestehen, daß der Soldat Daniloff auch als „glühender russischer Patriot" sich um Objektivität des Urteils bemüht und den glänzenden Leistungen der deutschen Armee und ihrer Führer die gebührende Würdigung zuteil werden läßt.

Richard Neumann.

Dahlmann, Joseph S. J.: „Japans älteste Beziehungen zum Westen 1542—1614 in zeitgenössischen Denkmälern seiner Kunst." Ein Beitrag zur historischen, künstlerischen, religiösen Würdigung eines altjapanischen Bilderschmuckes. (= Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. Erste Reihe: Kulturfragen, 9. Heft.) 72 S. Freiburg im Breisgau, Herder & Co., 1923.

Auf einer Ausstellung von Dokumenten der Tokugawa-Zeit, die im Jahre 1917 von dem historischen Institut der kaiserlichen Universität in Tokio veranstaltet worden war, erregten sechs Wandschirme

Digitized by Google

mit Darstellungen des Einzuges fremder Kaufleute und christlicher Missionare um die Wende des 16. Jahrhunderts das besondere Interesse des als Professor der deutschen Literatur in Tokio wirkenden Verfassers, der schon 1912 in einer populären Darstellung die Thomas-Legende und die ältesten historischen Beziehungen des Christentums zum fernen Osten behandelt hat. Die interessanten sechs- bis achtteiligen Wandschirme sind in guten photographischen Wiedergaben, die dem Verfasser von dem verdienten Leiter des historischen Instituts, Professor Mikami, zur Verfügung gestellt worden sind, beigegeben. Ihre genaue Beschreibung und „welthistorische Ausdeutung" bilden das Hauptthema der mit Begeisterung geschriebenen Schrift. Da keine der Abbildungen mit einer Beischrift oder dem Stempel des Verfertigers versehen ist, sucht der Verfasser Zeit und Ort der Entstehung dieser jetzt in Privatbesitz oder in kaiserlichen Sammlungen vorhandenen Gemälde aus dem Inhalt der Darstellungen zu erkennen. Er verweist sie sämtlich in die Zeit von 1600—1614 und nimmt Nagasaki als den Ort ihrer Entstehung an. Dem ist aber entgegenzuhalten, daß auf dem Wandschirm Nr. 1 die im Hintergrunde den Einblick absperrende Stoffwand sehr deutlich das Wappen der Familie Matsuura trägt, die in Hirado, dem wichtigsten Einfallstor der fremden Kaufleute und Missionare, regierte. Der Daimyo Matsuura Atsunobu, der 1589 seinem Vater folgte und bis 1637 regierte, war schon in frühester Kindheit getauft und lange Zeit ein besonders eifriger Förderer des Christentums, ging aber später in die Reihen der fanatischen Unterdrücker des fremden Glaubens über. Aus diesem Gesinnungswechsel erklärt es sich leicht, daß sein ihm jetzt unbequem gewordenes Denkmal aus seiner christlichen Periode dem intolerant gewordenen Erschogun Iyeyasu überliefert wurde. Für den erbaulichen Zweck des Schriftchens wäre freilich ein näheres Eingehen auf den Umschlag der Stimmung in Japan, der 1614 eintrat, aber keineswegs gleich so radikal war, wie der Verfasser es darstellt, nicht vorteilhaft gewesen. Im letzten Drittel seines Büchleins (S. 54—72) springt Dahlmann von Japan nach Europa über. Zitate aus den Lusiaden und aus den Schriften des Gregorovius dienen dazu, die ideale Bedeutung des Heldenzeitalters der Portugiesen und des Instituts des Papsttums gebührend hervorzuheben. Hinter diesen allgemeinen Betrachtungen verschwindet das Bild der Ereignisse, von denen die Wandschirme Zeugnis ablegen, vollständig. — Ludwig Rieß.

Hoogeweg, H.: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. Bd. 1. XXIII, 728 S. Stettin, Leon Saunier, 1924.

Die Erfüllung des alten Wunsches, die mittelalterliche Kirchengeschichte Deutschlands auf dem Fundament einer systematischen Durcharbeitung des gesamten Literatur- und Quellenmaterials einheitlich darzustellen, harrt noch immer der Verwirklichung. So oft man eine Germania sacra in Angriff nahm, sie scheiterte an den allzu weit

Digitized by Google

gesteckten Zielen oder an der Schwierigkeit, geeignete Kräfte längere Zeit hindurch an ein festes Arbeitsprogramm zu binden.

Das wissenschaftliche Bedürfnis nach der Lösung dieser Aufgabe hat sich indessen nicht vermindert. Die Kirche bietet den Schlüssel zum Verständnis mittelalterlichen Geschehens überhaupt. Die Straffheit und Beständigkeit ihrer Organisationen schufen für die Entstehung und Erhaltung der Überlieferung in der Regel so günstige Vorbedingungen, daß die Kirchengeschichte auch für die Lokalgeschichte häufig den festen Stamm bildet, den die profane Überlieferung mehr oder minder dürftig umrankt. Auf Anregung P. Kehrs und A. Brackmanns (vgl. Histor. Ztschr. Bd. 102, 1909, S. 325 ff.) hat deshalb seit 1919 das Kaiser Wilhelm-Institut für deutsche Geschichte die Germania sacra in ihr Programm aufgenommen. Ein Unternehmen auf weite Sicht! Aber der scharfumrissene Plan, der ihm zugrunde liegt, rechtfertigt die Erwartung, daß es nicht wie seine Vorgänger an der eigenen Uferlosigkeit scheitern wird.

Hoogewegs Arbeit erwuchs jedoch nicht auf diesem Boden. Sie ist die Frucht der Schaffenskraft eines Einzelnen und war schon im Werden, ehe das Kaiser Wilhelm-Institut ins Leben trat. Man mag es bedauern, daß infolgedessen die nochmalige Bearbeitung des gleichen Stoffes im Rahmen des Gesamtwerkes erforderlich wird, aber dafür konnte der Verfasser seine Forschungsergebnisse um so freier und anschaulicher zur Darstellung bringen.

Hoogeweg beschränkt sich grundsätzlich auf die Stifter und Klöster einschließlich der Niederlassungen der Ritterorden. Kirchen und Kapellen werden nur dann berücksichtigt, wenn sie mit jenen in Zusammenhang stehen. Die Konvente folgen einander nach dem Alphabet. An die Darstellung der Geschichte jedes einzelnen schließt sich eine alphabetische Aufzählung ihrer Besitzungen und ein Verzeichnis ihrer Vorsteher an. Den Ortschaften sind die Erwerbungsdaten, den Äbten, Pröpsten, Prioren usw. die Daten ihrer ersten und letzten Erwähnung beigefügt. Auf Namenlisten der übrigen Ämter und Konventualen hat Hoogeweg verzichtet. Sie werden jedoch teils in der Darstellung genannt, oder es wird auf die Literatur verwiesen.

Großes Gewicht legt Hoogeweg auf Lesbarkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, die trotz der vollständigen Ausschöpfung und Belegung des Quellenstoffes auch außerhalb der Fachkreise allen an der pommerschen Lokalgeschichte Interessierten anregende Belehrung bringen will. Das ist Hoogeweg in hervorragendem Maße gelungen. Trotz der hierdurch bedingten Ausführlichkeit — das Zisterzienserkloster Eldena beansprucht allein 119 Druckseiten — ging der Charakter des Nachschlagewerkes doch nicht verloren, da jede Klostergeschichte in sich wieder übersichtlich disponiert ist. Auf die Angaben über das Archiv folgen die Gründungsgeschichte und die Schilderung der äußeren Schicksale des Konventes. Seine besonderen Beziehungen zum Papst, zum Orden, seine inneren personalen, geistlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse und die Beschreibung seiner Bibliothek, seiner Grabsteine, Kostbarkeiten usw. bilden, soweit Material dafür zur Verfügung steht, den zweiten Teil jeder

Digitized by Google

Darstellung. Wichtige Quellenstücke, z. B. Register und Verzeichnisse, werden mitunter in extenso eingefügt.

Von den 52 Konventen der Provinz Pommern behandelt der vorliegende erste Band 18. Ein Verzeichnis der häufiger zitierten Literatur, Klosterlisten nach den Orden und nach den Gründungsjahren geordnet, sowie zwei Register, Personen und Orte, Sachliches und Glossar, vervollständigen den Band. Besitzkarten der Zisterzienserklöster Kolbatz und Eldena sind beigegeben. Im ganzen ein hervorragendes Werk mit einer Fülle wohlfundierter Erkenntnisse, die für den Historiker auch über die provinzialen Grenzen hinaus Wertvolles enthalten. Möge der Schlußband nicht allzulange auf sich warten lassen! Gustav Abb.

Kurze Anzeigen.

Ulrich, Hermann: Die besten deutschen Geschichtswerke. Mit einer Einleitung über die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft. (= Kleine Literaturführer, Band 3.) 8°. 272 S. Leipzig, Koehler & Volkmar, 1923.

Ulrich bemüht sich mit großem Fleiß um die „Bücherkunde" des Historikers; er nimmt gewissermaßen den Bestand an Werken auf, welche, sei es für geschichtliche Forschung und Erkenntnis, sei es nach der Seite historischer Darstellung und Kunst oder in beiden Richtungen zugleich, bedeutsam geworden sind und unserer geschichtlichen Einsicht dienen. Ref. behält sich vor, auf das anregende, gründliche und beachtenswert urteilende Buch eingehend zurückzukommen.

Festschrift des Akademischen Historikerklubs in Innsbruck, hrsg. anläßlich seines 50. Stiftungsfestes 1923. 8°. III und 123 S. Würzburg, C. J. Becker, 1923.

Enthält außer der bemerkenswerten Klubchronik für das Jahrzehnt 1913—1923 (S. 96—114) und der Mitgliederliste für die Zeit 1873—1923 (S. 115—123) vier vortreffliche Aufsätze: Heuberger, Zeit, Raum und Einzelmensch im Geschichtsbilde (S. 1—21); Steinacker, Philologische und diplomatische Gesichtspunkte in den historischen Hilfswissenschaften; Redlich, Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur (S. 54—68); Lehmann-Haupt, Die griechisch-römische Geschichtschreibung im Lichte altorientalischer Quellen.

Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift für Erforschung deutscher Vergangenheit auf landesgeschichtlicher Grundlage. Hrsg. von A. Tille. 20. Band, 7—12. Heft. 8°. 97—144 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1923.

Das letzte, inflationsmäßig leider für 6 geltende Heft enthält drei Abhandlungen: Spieß, Die Entstehung der deutschen Städte mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Frankenberg in Hessen; Loesche, Die Anfänge der deutsch-evangelischen Siedlungen in Galizien (S. 110—117); Zaretzky, Die Laube. Es folgen Mitteilungen über das staatliche Archivwesen Bayerns und über des Stadtarchiv Guben sowie

Digitized by Google

über Klosterverzeichnisse (S. 124—132). Den Abschluß macht das Gesamtinhaltsverzeichnis zu Band 1—20, das uns noch einmal vor Augen führt, welch große Anzahl (den Umkreis der Forschung dennoch nicht erschöpfender) Themen in 316 größeren Arbeiten behandelt worden, welche stattliche Reihe von Gelehrten der Zeitschrift als Mitarbeiter gedient haben. Nur mit Wehmut vermag man das beigegebene letzte Titelblatt anzusehen und das Vorwort des 20. Bandes zu lesen, in dem Tille, von Anfang an Herausgeber, zum Abschied der Entwicklung seines Blattes gedenkt, auch in Kürze von dessen Absichten und Zielen spricht, nicht ohne als exakter Forscher die Gebiete zu erwähnen, deren Behandlung, vorgesehen und vorbereitet, bei weiterem Erscheinen erfolgt wäre.

51.—54. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg (Havel). Festschrift zur Eröffnung des Brandenburger Heimatmuseums. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. v. O. Tschirch. Brandenburg, Wiesike, 1923.

Der erste Aufsatz (S. 3—7) behandelt und teilt mit: Eine Brandenburger Budenordnung von 1655 (Buden sind Mietshäuser, „in denen nicht Bürger, die ja immer ein eigenes Haus besitzen mußten, sondern Leute von geringerem Rechte zur Miete wohnten"); der zweite, auch von Tschirch selber, entwirft die Lebensbilder dreier um die Heimaterforschung verdienter Männer. — Die Berichte der Jahre 1919—23 (S. 21—78) geben erwünschten Einblick in die rege wissenschaftliche Tätigkeit des Vereins. Unter den Vorträgen, die in ihrer Folge und Zusammenstellung das ganze Gebiet heimatlicher, lokaler und provinzieller Geschichte von der prähistorischen Zeit bis zu uns herab umreißen, vermerken wir: Die Entwicklung der Stadtverfassung Brandenburgs bis zur Städteordnung (S. 26—37 bieten ein eingehendes Referat); Deutsche Nationalversammlung von 1848 und Ostmarkenfrage (besonderer Hinweis auf Wilhelm Jordans Rede, die ausführt, wie ein selbständiges Polen stets ein Feind Deutschlands sein würde und wie es für uns Zeit sei, „endlich einmal zu erwachen aus jener träumerischen Selbstvergessenheit zu einem gesunden Volksegoismus, der die Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes obenan stellt"); Lebenserinnerungen des Freiherrn von Eckardstein und die darin erwähnte Revolte zu Brandenburg v. J. 1884 (die Erzählung Eckardsteins über diesen Hergang ist in ihren „wesentlichsten Punkten eine Entstellung des wirklichen Herganges und nicht geeignet, Vertrauen in die Richtigkeit der sonstigen Darstellung zu erwecken"). Erich Bleich.

Endres, Robert, Geschichte Europas im Altertum und Mittelalter im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen Entwicklung. (= Schulreform-Bücherei Nr. 10.) 8°. 352 S. Wien, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, 1923.

Nach kurzer Übersicht über die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung gibt Verfasser einen gedrängten, im allgemeinen gelungenen

Digitized by Google

Abriß der orientalischen Geschichte. Im ganzen gelungen ist auch die Darstellung der griechischen und römischen Geschichte. Einzelnes kann in Zweifel gezogen werden; so finden wir in den homerischen Epen keine über Krieg und Frieden entscheidende Volksversammlung, und auch der Stadtstaat hat sich nicht nur aus der Ansiedlung der Grundherren an der Küste entwickelt. Die Behauptung, daß die Binnenstämme bei der stadtlosen Gauverfassung stehen blieben, nur weil sie ohne Häfen waren, ist völlig abwegig. Anderes, wie die Darstellung der griechischen Religion, ist wieder recht gut. Auch die Darstellung des Mittelalters befriedigt; hier ist die Betonung der wirtschaftlichen Entwicklung von besonderer Bedeutung. Störend wirken die zahlreichen Anmerkungen, die meist leicht in die Darstellung hätten hineingearbeitet werden können. Die Anführung der Literatur ist dürftig; auch fällt auf, daß, wie z. B. bei Beloch, Pöhlmann, Strehl, nicht die neuesten Auflagen angegeben sind. Fritz Geyer.

Wentz, Gottfried, Das Wirtschaftsleben des altmärkischen Klosters Diesdorf im ausgehenden Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Grundherrschaft aus den Klosterrechnungen des 14. und 15. Jahrhunderts. Mit 2 Tabellen. Salzwedel, Werkdruckerei H. Hoffmann [1922]. 106 S. 8°.

Die als Berliner Dissertation von 1922 erschienene Arbeit baut sich neben den Urkunden auf inhaltreichen Rechnungen des Klosters auf, die — im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin aufbewahrt — von 1379 bis in das 17. Jahrhundert reichen. Wentz hat in mühevoller Einzelarbeit ein gutes Bild klösterlicher Wirtschaft entworfen, wie wir es in gleicher Ausführlichkeit bisher noch nicht für die Mark aufzuweisen hatten. Darüber hinaus fallen für die allgemeine Wirtschaftsgeschichte manche Ergebnisse ab.

Löhr, P. Gabriel M., O. P., Die Teutonia im 15. Jahrhundert. Studien und Texte vornehmlich zur Geschichte ihrer Reform. (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland H. 19.) XI, 190 S. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1924. Mk. 6,—.

Den Hauptinhalt machen Texte aus, in sorgsamster Weise gesammelte Urkunden, die für die Gesamtgeschichte der Teutonia, nicht nur der Reform, von Wert sind. Eine Darstellung der Reform geht voraus, oder vielmehr „Studien", die einen Begriff davon geben, wie ernst man es doch mit der Reform nahm. Gute Register zeichnen auch diese Löhrsche Publikation aus. W. Hoppe.

Ostwald, Paul: Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich. 8°. 131 S. Berlin, Staatspolitischer Verlag, 1925.

Der Verfasser (über sein Buch „Von Versailles 1871 bis Versailles 1920", s. „Mitteilungen" 51,64) will durch dieses Buch mittels Vertiefung des Verständnisses für unsere Entwicklung die nationale Idee in unserem Volke stärken und beleben. So soll keine deutsche

Digitized by Google

Geschichte der Jahre 1815—1871, sondern ein lebendiges Bild von den Kämpfen um die nationale Einheit geboten werden. Diese Aufgabe hat Verfasser in allgemein verständlicher, flüssiger Darstellung gelöst. Das Buch schließt mit der genialen Lösung des nationalen Problems durch Bismarck. Mit Recht erscheint Ostwald eine andere Lösung als die kleindeutsche, wenigstens für damals, unmöglich. Wenn Referent auch in manchen Einzelheiten anderer Meinung ist und einiges anders gruppiert hätte, so steht er doch nicht an, das Buch als gelungen zu bezeichnen. Fritz Geyer.

Jagow, Kurt, Das Drama der 13 Tage. Ein Beitrag zur Kriegsschuldfrage. 48 S. Berlin, Otto Elsner Verlags-Gesellschaft, 1924.

Die vorliegende Schrift, auf gründlicher Kenntnis der in Betracht kommenden, weitschichtigen Literatur beruhend, behandelt die historischen Vorgänge in der Zeit vom 23. Juli 1914, dem Tage der Überreichung des österreichischen Ultimatums an Serbien, bis zum 4. August, dem Tage der englischen Kriegserklärung an Deutschland. Im Anschluß daran verbreitet sie sich über die deutschen Bundesgenossen, die Kriegsziele unserer Feinde, die Kriegführung und die Kriegsschuldlüge. Mit ihrer gewandten, anregenden und warmherzigen, von einem erfrischenden Hauch vaterländischen Geistes durchwehten Darstellung macht die Schrift einen nachhaltigen Eindruck auf den Leser. Schon um des Gegenstandes willen, den sie behandelt, müßte sie Gemeingut des deutschen Volkes werden. Georg Schuster.

Delbrück, Hans: Der Stand der Kriegsschuldfrage. 2. verb. u. ergänzte Aufl. 8°. 32 S. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1925. Mk. 1,—.

Wo der Ursprung, da liegt auch die Ursache des Weltkrieges (und der Verursachende ist auch der Schuldige): in dem unbezähmten Ehrgeiz des Serbenvolkes, das nach österreichischen Landen trachtet und dem Rußland uneingeschränkten Vorschub leistet, um mit seiner Hilfe nach Konstantinopel vorzudringen; sodann in dem unauslöschbaren Revancheverlangen Frankreichs, das noch 1909 eine Kriegspolitik um einer Balkanfrage willen „nicht verstanden hätte", das aber 1912 die Russen wissen ließ, „daß sie unter allen Umständen Frankreich an ihrer Seite finden würden" (S. 14). Alles andere kommt schlechterdings gar nicht in Frage. Delbrück selbst weist diejenigen zurück, die Deutschland etwa verübeln möchten, daß es „mit der Türkei in enge wirtschaftlich-kulturelle Beziehungen trat" (S. 7); er mißt „der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages keineswegs die entscheidende Bedeutung bei, die man ihr gemeiniglich zuschreibt" (S. 9). Er sieht das Übel aus der oben gekennzeichneten politischen Konstellation erwachsen („Der Weltkrieg ist entfesselt worden durch die mit der Absicht dieses Erfolges angeordnete russische Mobilmachung, zu welchem Entschlusse wiederum die von Poincaré geleitete französische Politik die Russen antrieb" S. 31); und er kennt demgemäß

Digitized by Google

keine Schuld der deutschen Politik, sondern weiß nur von Fehlern, die sie begangen hat: 1. „daß Deutschland durch den Bau der großen Schlachtschiffe England unnötig reizte"; 2. „daß die deutsche Diplomatie Größe und Nähe der Kriegsgefahr fast harmlos unterschätzte"; 3. „daß der deutsche Kriegsplan die Folgen der Offensive über das Gebiet eines neutralen Staates hin nicht genügend in Anschlag gebracht hatte" (S. 32).

Wir schließen mit dem letzten Satze der fein aufgebauten, weitester Verbreitung würdigen Schrift: „Das deutsche Volk ist durchaus mit Recht in den Krieg gegangen in der Überzeugung, daß es sich gegen einen von langer Hand vorbereiteten, heimtückischen Überfall zu verteidigen habe."

Der Dolchstoß. — Die Auswirkung des Dolchstoßes. (= Süddeutsche Monatshefte. Jahrgang 21, Heft 7 und Heft 8.) 8°. S. 1—72 und S. 74—130. München, Süddeutsche Monatshefte, 1924.

Wir bibliographieren diese Hefte, die uns zur Besprechung zugegangen sind. Wir besprechen sie nicht, weil wir Historiker bleiben und nicht politisch werden wollen; aber wir zeigen sie in unseren „Mitteilungen aus der historischen Literatur" an, weil sie eine überreiche Fülle geschichtlichen Stoffes enthalten und wir solchen Stoff auf alle Weise und auf allen Wegen zu gewinnen trachten. Die Süddeutschen Monatshefte sind zum zeitgeschichtlichen Archiv geworden; zum Beweise dessen führen wir nur an, daß sie, wie in diesen beiden Heften den Ausgang, so in anderen den Ursprung des Weltkrieges behandelt haben. So legte Lepsius „Die Wurzeln des Weltkrieges" auf Grund der neuen Bismarck-Akten (Die Große Politik der Europ. Kabinette usw.) bloß. Erich Bleich.

Grautoff, O.: Die Maske und das Gesicht Frankreichs in Denken, Kunst und Dichtung. 179 S. Stuttgart, Gotha, F. A. Perthes, 1923.

Unser Selbsterhaltungstrieb verlangt, daß wir uns klaren Einblick in das Geistesleben des westlichen Nachbarn verschaffen. Verfasser bemüht sich, durch eine Reihe anregender Untersuchungen das Verständnis für die französische Psyche zu fördern: sie erscheint gleichsam maskiert durch die das gesamte französische, auch das literarisch-künstlerische Leben beherrschende Macht der politischen Idee.

Graf Eckbrecht Dürckheim-Montmartin, Erinnerungen eines elsässischen Patrioten. Hrsg. v. Guido Knoerzer. (= Memoiren-Bibl., 6. Reihe, 5. Bd.) 8°. 368 S. Stuttgart, R. Lutz, 1922.

Auf Veranlassung des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich" an der Universität Frankfurt a. M. erscheinen diese 1887 niedergeschriebenen, bis 1914 viermal aufgelegten Lebenserinnerungen von neuem. Die Neuausgabe bringt das Original mit

Digitized by Google

einigen Kürzungen, die, wenn sie größere Abschnitte umfassen, im Text inhaltlich angegeben sind. Das Werk hält durch packende Schilderungen geschichtlicher Vorgänge im Rahmen persönlicher Erlebnisse eines aufrechten Mannes in leitenden Stellungen unter dem Bürgerkönige Louis Philipp und unter Napoleon III. den Leser in lebhafter Spannung; seine Analyse der elsässischen Volksseele gibt ihm bedeutsamen Gegenwartswert. Das Vorwort des Herausgebers beleuchtet mit einigen Schlaglichtern das durch den Versailler Frieden keineswegs gelöste Problem Elsaß-Lothringens. Gumlich.

Adler, F., Aus Stralsunds Vergangenheit. 2 Teile. 8°. 104 und 112 S. Greifswald, Dr. K. Moninger, 1922/23.

Bändchen einer Sammlung, die ein Bild vom Werdegang Pommerns in Natur, Kultur und Geschichte geben will. Das 1. schildert Stralsund, die im Mittelalter bedeutendste Stadt Pommerns, auf Grund „des bisher gesichteten Quellenmaterials und der bereits vorhandenen Literatur" in den entscheidenden Momenten seiner Geschichte, wobei die kraftvollen Gestalten eines Wulflam, Voge u. a. gebührende Würdigung finden. Im 2. Bändchen wird die Darstellung zweckmäßig um die 3 großen Belagerungen von 1638, 1678 und 1715 gruppiert, an die sich als Schlußkapitel die Franzosenzeit anreiht. Überall wird neben den politischen Ereignissen auch die wirtschaftliche und kulturelle Seite des städtischen Lebens geschildert, besonders auch ihr Einfluß auf die Baugeschichte der Stadt ins rechte Licht gesetzt. — Ein Anhang enthält den Literaturnachweis, der die „Pomerania des Kantzow", herausgegeben von Kosegarten, anführt, obwohl sie schon vor fast 100 Jahren von Böhmer als ein unkritisches Mach- und Mischwerk des Herausgebers nachgewiesen worden ist, dagegen die echten Chroniken Kantzows, die seit 25 Jahren nach seiner eigenen Handschrift gedruckt vorliegen, nicht einmal erwähnt, geschweige denn benutzt. Auch das Werk Bartholds über die Hansa, das nicht 1909, sondern 1853/54 erschienen ist, ist veraltet. — Ferner sei für eine neue Auflage auf einige Irrtümer aufmerksam gemacht: Schonen ist keine Insel (I 36). Der Streit mit Kord Bonow gehört in den Anfang des 15., nicht des 16. Jahrhunderts (I 67). Das Auftreten des Predigers Ketelhot in Stralsund fällt, nach Wehrmanns (Pomm. Jahrb. 6, 68 ff.) und Uckeleys (Pomm. Jahrb. 18, 68) überzeugendem Nachweis, ins Jahr 1523, nicht 1524 (überhaupt hätte Uckeleys Aufsatz größere Berücksichtigung verdient). Bogislow XIV. stirbt 1637, nicht 1632 (II 54). G. Gaebel.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. In Verbindung mit O. Hintze hrsg. v. M. Klinkenborg u. Joh. Schultze. 38. Bd. 1. Hälfte. 8°. 224 S. München u. Berlin, R. Oldenbourg.

Unter den „Aufsätzen" seien hervorgehoben: (S. 1—29) Wentz, Die Familie Krautt in Berlin und Magdeburg (vor allem handelt es sich um Joh. Andreas Krautt, 1661—1723, der

Digitized by Google

„vom Berliner Kaufmannslehrling allmählich zum allmächtigen Bankier und Wirkl. Geh. Staats- u. Kriegsminister" emporstieg, aber eben in dieser Mischung des Finanzmannes und des Beamten keinen erfreulichen Eindruck hinterläßt, wie auch seine Beurteilung durch W. nicht ebenmäßig ausgefallen ist); (S. 30—55) Kaeber, die Gründung Berlins und Kölns (S. 48: „Berlin ist sofort als Stadt gegründet worden [nach Krabbos Schlußfolgerung vor dem 7. März 1232, also ‚um 1230']. Wenig später ist auf dem gegenüberliegenden Ufer, ebenfalls gleich als Stadt, Köln gegründet worden"); (S. 56—76) v. Selle: Zur Kritik Friedrich Wilhelms I. (im Hinblick auf „die beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen von den preußischen Landständen überreichten Gravamina"); (S. 117—128): Rheindorf, Ein amerikanisches Buch über den Kriegsausbruch von 1870 („Lords Untersuchung der Kriegsschuldfrage von 1870 steht ganz im Zeichen der heute noch im Lager der Alliierten beliebten Methoden, das Urteil über die Schuld am Weltkriege zu fällen"). Aus den „Kleinen Mitteilungen" heben sich heraus: Briefe des Markgrafen Friedrich Wilhelm v. Brandenburg-Schwedt an den Regimentskommandeur Oberstleutnant v. Rochow (S. 132—146).

Hansische Geschichtsblätter. Hrsg. vom Verein für hansische Geschichte. 48. Jahrgang 1923. Bd. XXVIII. 8°. XII u. 168 S. Lübeck, Selbstverlag des Vereins, 1923.

S. V—XII enthalten einen tiefempfundenen, lehrreichen Nachruf Dietr. Schäfers auf Samuel Muller Frederikzoon, den niederländischen Geschichtsforscher (1848—1922). In den drei Aufsätzen behandeln: Cosack, Livland und Rußland zur Zeit des Ordensmeisters Johann Freitag (1483—1494); Wentz, Das offene Land und die Hansestädte (S. 61—98: stoff- und lehrreiche Studien zur Wirtschaftsgeschichte des Klosters Diesdorf in der Altmark); Schulz, Der Stralsunder Bürgermeister Bertram Wulflam († Ende 1392 oder Anfang 1393). Auf mehrere eingehendere Rezensionen (S. 141—153) folgt die von Häpke verfaßte „Hansische Umschau", welche die „in hansischen Kreisen interessierenden" Neuerscheinungen der wissenschaftlichen Literatur mit anregenden, auch kritischen Hinweisen zweckmäßig zusammenstellt. Über die Sundzoll-Tabellen handelt (S. 162—164) Dietrich Schäfer. Der Jahresbericht 1922 des Hansischen Geschichtsvereins und die ausführliche Mitteilung der, inzwischen wohl gelösten, Preisaufgabe des Nordischen Instituts der Universität Greifswald machen den Schluß.

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des historischen Vereins der V Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 75., 76., 77., 78., 79. Band. 8°. XXXVI, 243; XXII, 292; LII, 312; XL, 339; XL, 303 S. Stans, in Kommission von Hans v. Matt, 1920—24.

Obige lateinische Seitenzahlen gelten allemal dem ersten Teil des Bandes, welcher den Jahresbericht des Vereins in Gestalt des Protokolls der zuletzt abgehaltenen Jahresversammlung liefert. Der bei weitem

Digitized by Google

umfänglichere zweite Teil enthält „Mitteilungen" aus der Lokalgeschichte, zumal Luzerns. So bringt Band 75, 17—154, „Das älteste Luzerner Bürgerbuch (1357—1479)", von P. X. Weber ediert; 76, 219—292, das Register dazu, von Brandstetter bearbeitet; 77, 1—96, eine Abhandlung von Bättig über „Das Bürgerrecht der Stadt Luzern (1252—1798)" sowie die von Dommann über den „Luzerner Staatsmann Vinzenz Rüttimann" (S. 149—234), welche 78, 109—254 zu Ende geführt wird, während 79, 1—76, Webers „Beiträge zur älteren Luzerner Bildungs- und Schulgeschichte" enthält. — Die „Literatur der V Orte" stellt Brandstetter zusammen: für die Jahre 1916—1918 (75, 175—243), für 1919 u. 1920 (77, 283—310), für 1921 (78, 319—336). „Bergbau und Bergbauversuche in den V Orten" behandelt H. Walter (78, 1—108; 79, 77—180). — Sonst seien angeführt: Durrer, Eine italienische Schilderung schweizerischer Sitten, Verhältnisse und Merkwürdigkeiten aus dem Jahre 1588 (75, 165—174); Scherer, Die Anfänge der Bodenforschung im Kanton Luzern (76, 1—34); Durrer, Das Frauenkloster Engelberg als Pflanzstätte der Mystik, seine Beziehungen zu den Straßburger Gottesfreunden und zu den frommen Laienkreisen der Innerschweiz (76, 195—218); Müller, Jos., Das Jahrzeitbuch der Pfarrkirche Isental (77, 97—148); Wind, Über die Gründung des Klosters in Attinghausen (77, 255—282); Blaser, Das Beinhaus in Steinen und seine Kunstdenkmäler (78, 255—283); Haas-Zumbühl, Geld und Geldwert in Luzern bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts (79, 239—278). Damit sind wir wieder in Luzern, welches auch in dem manches Kunstgeschichtliche verarbeitenden, mit Textillustrationen geschmückten 76. Bande vorherrscht (S. 153—180: Meyer-Rahn, Ein Luzerner Bürgerhaus aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts; S. 181—194: Hilber, Prospekte und Veduten der Stadt Luzern); doch findet sich auch (S. 113—152) ein Aufsatz über „Bürglen und Seedorf, zwei Barockbauten vom Ende des 17. Jahrhunderts" (von Guyer). Erich Bleich.

Berichtigung.

1. H., S. 55, Z. 29 v. o. muß es heißen: Auf der „Harmonie", nicht auf den Evangelien, beruht die orthodoxe Kirchenlehre und Klopstocks Messias gegenüber Lessings „Verteidigung der Evangelien" (S. 648, 2).

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

504. Sitzung. Freitag, den 10. Oktober 1924. Da Herr Brackmann erkrankt war, leitete Herr Bleich die Sitzung.

Staatsarchivrat Professor Dr. H. Krabbo sprach über „Markgraf Waldemar von Brandenburg". Ein Überblick über die Reihe der 16 Ahnen des letzten regierenden Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause erweist, daß neben (höchstens) 4 deutschen Ahnen 12 nichtdeutsche, unter ihnen 8 slawische stehen; was nicht unwesentlich für die Beurteilung seiner Persönlichkeit ist. Als Reichsfürst hat Waldemar nur gelegentlich und dann nicht eben glücklich in den

Digitized by Google

Gang der deutschen Politik eingegriffen, so bei den Königswahlen von 1308 und namentlich von 1314. In der Hauptsache beschäftigte ihn seine nordostdeutsche Territorialpolitik. Im Rahmen derselben lenken vornehmlich seine Beziehungen zum Deutschen Orden, zu Markgraf Friedrich dem Freidigen von Meißen und zu König Erich Menved von Dänemark die Aufmerksamkeit auf sich. War der Verkauf der ohnehin für Brandenburg verlorenen Weichselfesten Danzig, Dirschau und Schwetz an die preußischen Ordensritter durchaus verständig, so läßt die Maßlosigkeit der Bedingungen, die Waldemar dem in seine Hände gefallenen Wettiner im Frieden von Tangermünde aufzwang, doch einen Mangel an politischem Scharfblick erkennen; und auch seinem zielbewußten Vetter auf dem dänischen Thron war der Askanier als Staatsmann nicht gewachsen. In dem großen Krieg der Jahre 1314—16, den er gegen diese beiden und zahlreiche weitere Feinde durchzukämpfen hatte, erwies sich Waldemar als glänzender Ritter, nicht aber als Feldherr. Seine innere Politik fand mancherlei Widerspruch im Lande, das er durch seine Verschwendungssucht finanziell herunterwirtschaftete. Dennoch sehnte man sich nach seinem Tode nach ihm zurück; verglichen mit dem Chaos, das nach seinem Abscheiden in der Mark begann, erschien seine Regierung bald als die gute alte Zeit; so wurde der Boden bereitet für das kecke und zeitweise erfolgreiche Auftreten des falschen Waldemar. — An der anschließenden Besprechung beteiligten sich die Herren Sternfeld und Rieß.

Herr Haake berichtete über die Anfang Oktober zu Frankfurt a. M. abgehaltene Tagung der deutschen Historiker.

505. Sitzung. Freitag, den 7. November 1924. Leitung: Herr Brackmann.

Den Vortrag des Abends hielt ein freudig begrüßter, hochwillkommener Gast, Herr Universitätsprofessor Dr. Hans Hirsch aus Prag, über „Reichskanzlei und Reichspolitik im Zeitalter der Salischen Kaiser".

An der Aussprache beteiligten sich die Herren Krabbo, Sternfeld und Reimann.

506. Sitzung. Freitag, den 5. Dezember 1924. Leitung: Herr Reimann.

Dem Antrage des Vorstandes, Herrn Universitätsprofessor Dr. Hans Hirsch aus Prag zum Ehrenmitgliede der Historischen Gesellschaft zu ernennen, wird einstimmig stattgegeben.

An Stelle des Herrn Universitätsprofessors Dr. Hoetzsch, der, durch seine Reichstagswahlkandidatur in Anspruch genommen, in letzter Stunde absagte, sprachen, in freundlicher Hilfsbereitschaft einspringend: 1. Herr Pastor Dr. Lasson über das Nordensche Buch „Die Geburt des Kindes"; und 2. Herr Universitätsprofessor Dr. Haake über „Die Krügerdepesche" (das Wesentliche dieser Ausführungen über das Krügertelegramm enthält der im Juli 1925 in Velhagen & Klasings Monatsheften erschienene Aufsatz Haakes). — An der Aussprache beteiligten sich: zu 1. die Herren Reimann und Koehne; zu 2. die Herren Vogel, Lasson, Sternfeld, Neumann, Cauer, Rieß, Becker und Bleich.

507. Sitzung. Freitag, den 9. Januar 1925. Leitung: Herr Reimann.

Den Vortrag des Abends hielt Herr Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wilcken über „Hellas und der Orient", in der Absicht, die Kulturbeziehungen zwischen Hellas und dem Orient in großen Zügen zu zeichnen. Die Frage, ob die griechische Kultur vom Orient beeinflußt worden sei, ist nur zu beantworten, wenn man die Zeiten scheidet und für jede besonders Art und Umfang der Einwirkungen festzustellen sucht. Als die Griechen in ihre späteren Wohnsitze einwanderten, bestanden in Ägypten und Babylon schon bedeutsame Kulturen, und auch die Griechenland und die Inseln bewohnende kleinasiatische Völkergruppe hatte eine höhere Kultur als die Einwanderer. Vor allem hat die kretische Kultur, die trotz mancher Einflüsse von Ägypten aus viel freier war und höher stand als die ägyptische, das griechische Festland stark beeinflußt. Aber wenn auch Mykenai, dessen Blüte übrigens in die Zeit des Niedergangs der kretischen Kultur fällt, auf allen Gebieten sich von Kreta abhängig zeigt, so tragen seine

Digitized by Google

monumentalen Palastbauten doch den Stempel griechischen Geistes. Auch die Schrift haben die Griechen nicht von den Kretern übernommen, dagegen scheinen sie den Kretern viele religiöse Vorstellungen zu verdanken. Andrerseits haben uns die hettitischen Tontafeln gelehrt, daß die Achäer schon im 14. Jahrhundert in Kleinasien festen Fuß gefaßt haben. Die Kolonisation setzte nach dem Falle des Chattireiches ein; und es ist natürlich, daß die Kolonien in viel engere Beziehungen zur orientalischen Kultur traten als das Mutterland, das zudem durch die dorische Einwanderung um Jahrhunderte zurückgeworfen wurde. Erst im 8. Jahrhundert kam es in unmittelbare Verbindung mit dem Orient, und zwar durch Vermittlung der Phönizier, die ihnen auch die Konsonantenschrift brachten, während Ägypten die statuarische Kunst übermittelte. Jonien übernahm die Säule, das Maß- und Gewichtssystem, die Münze. Aber dies sind alles stoffliche und technische Einflüsse. Der griechische Tempel hingegen ist ein rein griechisches Gebilde, und ebenso ist es die homerische Dichtung, der Individualismus Hesiods wie der Lyriker, endlich die Gymnastik. Diese eigenartigen Schöpfungen des griechischen Geistes trugen zur Bildung des Nationalgefühls bei; im 7. Jahrhundert kommt der Name „Hellenen" im Gegensatz zu „Barbaren" auf. Griechischen Ursprunges war auch die bürgerliche, die geistige und religiöse Freiheit. Im Wirken der jonischen Naturphilosophen darf man die Geburt der Wissenschaft erkennen; auch die Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes ist ein Bestandteil griechischer Geisteshaltung, denn der Orient kannte nur Anhäufung von Wissen. Die Perserkriege und die ihnen folgende Blütezeit haben dann das griechische Selbstbewußtsein mächtig gehoben, und im 4. Jahrhundert ist der Panhellenismus entstanden, dessen Programm erst Alexander recht eigentlich ausgeführt hat, obgleich das Griechentum schon vor ihm nach Asien hinübergegriffen hatte. Für die helleniſtische Zeit lassen sich drei Phasen unterscheiden. In der ersten Epoche bringt die griechische Kultur nach Ägypten, Kleinasien, Mesopotamien, ja bis zum Indus und nach Zentralasien vor; im Westen wird Rom erreicht. Damals erreicht die griechische Wissenschaft ihren Höhepunkt. Die zweite Phase wird durch das Vordringen orientalischen Wesens auf dem Gebiete des Staates, der Kunst, der Religion gekennzeichnet; zur Herrschaft gelangt ein Kosmopolitismus, der, schon vor Alexander sich vorbereitend, zum Schaden des Griechentums das Nationalbewußtsein schwächt. Besonders die orientalischen Kulte vermochten einen Siegeszug durch die Welt anzutreten, da sie mit ihren Mysterien und ihrem Jenseitsglauben einem Bedürfnis der Massen entgegenkamen. Die Astrologie hat sich vom Orient aus die Welt erobert. In der dritten Epoche geht der Orient, gestärkt durch den Einfluß der hellenischen Kultur, zum Angriff vor, und er ist im Kampfe schließlich Sieger geblieben.

508. Sitzung. Freitag, den 6. Februar 1925. Leitung: Der Ehrenvorsitzende, Herr Max Lenz.

Herr Pastor Dr. Lasson sprach über „Hegel und der preußische Staat". Er zeigte, wie Hegel in seiner Jugend von Widerwillen gegen Preußen erfüllt war, dessen Staatswesen er seit dem Tode Friedrichs des Großen als einen toten Mechanismus ansah, aus dem der Geist entflohen war; wie aber gleichzeitig in Hegel eine warme Liebe zum deutschen Vaterlande lebte. Wenn er das Genie Napoleons, der ihm eine Verkörperung des Weltgeistes darstellte, lebhaft bewundert hat, so war ihm doch auch die Schranke deutlich, an die dieser Geist gebunden blieb. Langsam wurde ihm nach den Befreiungskriegen klar, daß in Preußen der Staat erstand, der über diese Schranke hinausführte und seine Macht zur Ausgestaltung der geistig-sittlichen Kultur einsetzte. Mit seiner Berufung nach Berlin wurde Hegel dann zum überzeugten Vertreter preußischen Wesens; der Aufschwung in Kunst und Wissenschaft, der damals besonders von Berlin ausging, erregte seine lebhafteste Teilnahme. Doch ist die Legende ganz falsch, die ihn zum „Königlich Preußischen Staatsphilosophen" in dem Sinne stempeln wollte, daß er ein Diener der Reaktion geworden sei. Im Gegenteil, er hat an den freiheitlichen Idealen seiner Jugendzeit immer festgehalten und in seiner Rechtsphilosophie das Bild des Staates gezeichnet, wie er ihn sich fortschrittlich entwickelt wünschte. Dadurch hat er dann indirekt auf die weitere Entwicklung Preußens stark eingewirkt, und alle großen preußischen Staatsmänner, Rechts-

Digitized by Google

lehrer und Militärs der Zeit bis 1870 und darüber hinaus haben unter dem Einfluß seiner Ideen gestanden. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Koehne, Sternfeld und Bleich.

509. Sitzung. Freitag, den 6. März 1925. Leitung: Herr Reimann. — Zu Prüfern des Kassenberichtes wählte die Versammlung die Herren Stern und Geyer.

Herr Studienrat Dr. Fritz Geyer sprach über „Alexanders des Großen Persönlichkeit". Er trat zunächst den Versuchen moderner Forscher, namentlich Belochs, entgegen, die großartigen Erfolge Alexanders als Feldherr und Staatsmann seinen aus der Schule Philipps hervorgegangenen Ratgebern zuzusprechen. Alexanders Ziele waren von Anfang wesentlich andere als diejenigen Philipps; dazu mußte er, da der bedeutendste Staatsmann aus Philipps Schule, Antipater, fern in Europa weilte, die Entschlüsse zur politischen Ausnutzung seiner Siege selbständig fassen. Seine überragende Größe als Feldherr ist vollends nicht zu bezweifeln. Die großen Feldschlachten hat er, nach der besten, auf Ptolemaios zurückgehenden Überlieferung, stets im Gegensatz zu Parmenion angelegt, und alle sind durch seine Geistesgegenwart und Entschlußkraft gewonnen worden. Auch lassen die Feldzüge in Baktrien und Indien nach Parmenions Tode in keiner Weise eine geringere Feldherrnkunst erkennen. Trotz seiner märchenhaften Erfolge hat Alexander seine einfache Art bewahrt. Wenn er sich auch als Herr Asiens mit dem Prunk orientalischer Könige umgab, so deutet doch nichts darauf hin, daß er die klare Einsicht in die Grenzen menschlicher Kraft verlor und zu Selbstvergötterung neigte. Er lehnte für seine Person jeden Luxus ab und trat der maßlosen Schwelgerei und Überhebung seiner Großen scharf entgegen. Die schon im Altertum aufgekommene Anschauung, er sei zum ausschweifenden Tyrannen entartet, wird durch die beispiellosen Anstrengungen widerlegt, die er bis zuletzt seinem Körper zumutete. Auch von seiner Trunksucht wissen die besten Quellen nichts. In Zeiten der Ruhe gab er sich gern dem Vergnügen der Jagd hin. Andrerseits hat er im Lärm des Lagers die Klassiker und die neuesten Erzeugnisse des griechischen Schrifttums gelesen. Als Schüler des Aristoteles zeigt er sich naturwissenschaftlich und geographisch lebhaft interessiert. Von vornehmer Zurückhaltung den Frauen gegenüber, war er der treueste Freund seiner Freunde, für die er in rührender Weise sorgte. Als echter Hellene allen Leibesübungen und dem Theater zugetan, stand er dem Athletentum ablehnend gegenüber. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Reimann, Graefe und Bleich.

510. Sitzung. Freitag, den 3. April 1925. Leitung: Herr Reimann. — Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Stern und Geyer geprüft und richtig befunden worden. Die von Herrn Stern beantragte Entlastung wurde mit Dank erteilt.

Bibliothekdirektor und Privatdozent Dr. Hoppe sprach über „Karl Friedrich Klöden als märkischer Historiker". Er ging aus von den Lebensschicksalen Klödens, die in selten engem Zusammenhang mit seinen Werken stehen und die schon früh den jungen Gelehrten hinführen zu der Wissenschaft des Bodens, auf dem ihm dann die Wissenschaft der Geschichte erwächst. Der Vortragende unterzog sodann die einzelnen Werke Klödens einer Würdigung, wobei er sich bemühte, festzustellen, wo und inwieweit wir heute zu anderen Ergebnissen gelangen. (Der Vortrag wird in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" veröffentlicht werden.)

An der Aussprache beteiligten sich die Herren Reimann, v. Strantz, Krabbo, Tschirch, Bleich und Schuster.

511. Sitzung. Freitag, den 1. Mai 1925. Leitung: Herr Reimann. Er teilt mit, daß der Vorstand eine besondere Ehrung Dietrich Schäfers anläßlich seines 80. Geburtstages plane: der Vorsitzende, Herr Brackmann, werde am 16. Mai eine Festschrift überreichen, die eine Würdigung Dietrich Schäfers und seines Werkes biete.

Den Vortrag des Abends hielt Herr Universitätsprofessor Dr. Hartung über „Die geschichtlichen Grundlagen der heutigen Reichsverfassung".

Digitized by Google

Der jetzt in den Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung (Jahrgang 1925, Heft 4 und 5) gedruckt vorliegende Vortrag suchte zu zeigen, wie stark der unsere ganze Geschichte durchziehende Gegensatz zwischen Einheit und Vielheit das Schicksal der Entwürfe zur neuen Reichsverfassung und die Beratungen der Weimarer Nationalversammlung bestimmt hat und wie sehr der geschichtlich gewordene politische Charakter der Deutschen das Einleben der durch die Verfassung geschaffenen neuen Einrichtungen erschwert. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Helmolt, Quaatz, Cauer, Sternfeld, Reimann, Güterbock, Bleich und Herre.

512. Sitzung. Freitag, den 12. Juni 1925. Leitung: Herr Reimann.

Herr Professor Dr. Paul Ritter behandelte das Thema: „Der junge Leibniz", indem er aus dem Reichtum, den die neue Leibniz-Ausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften schon erschlossen hat oder erschließen wird, einige Lebensbeziehungen und Gedankengänge heraushob, die wir erst jetzt so recht verstehen und würdigen, in ihrer Bedeutung für die Ausbildung der Leibnizschen Weltanschauung und für die Stellung dieses Mannes an einem entscheidenden Punkte unserer Kulturgeschichte. Leibniz ist und bleibt ein Deutscher, nicht nur, weil er zeit seines Lebens in zahllosen Flug- und Denkschriften für den Kampf mit dem Frankreich Ludwigs XIV. oder für den Wiederaufbau unserer Wirtschaft nach dem Dreißigjährigen Kriege oder für das gute Recht unserer deutschen Sprache eingetreten ist, sondern auch und vor allem, weil er als der Erneuerer unserer Philosophie die typischen Züge des deutschen Geistes festgehalten hat. In dieser Richtung ist seine Jugendentwicklung für ihn und für uns entscheidend gewesen. Die Mächte, die damals auf ihn wirkten, waren die immer noch lebendige Religiosität des Luthertums, und dann der Strom eigentümlich deutscher Theosophie und Naturphilosophie, der von der Mystik und Nicolaus Cusanus her durch unser ganzes 16. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 17. geht. Aus diesen Tiefen baut sich schon dem Fünfundzwanzigjährigen das unerschütterliche Fundament seines Denkens auf: die Gewißheit, daß hinter der Welt der materiellen Erscheinungen eine andere, die wahre liegt, die Welt der Seele, zweck- und sinnerfüllt, umschlossen von einer göttlichen Weltordnung, in der jedes Individuum seine wohlerwogene Stelle und Aufgabe hat, zu seinem und der Welt Besten, in der alles Sympathie und Harmonie ist, und in der nun auch der Schöpfer seine besonderen Absichten mit dem Menschen verwirklicht, das Reich Gottes. An diesen Grundüberzeugungen sind auch die vier Jahre in Paris spurlos vorübergegangen. Nur die Aufgabe erhob sich jetzt, die moderne Mathematik, Physik und Philosophie der westlichen Völker in dieses deutsche Erdreich zu überpflanzen. Wie der reife Leibniz dieses Problem zu lösen versucht hat, hat er unser philosophisches Denken vor der Vereinsamung und Verwilderung, der es ohne die Verbindung mit dem europäischen verfallen wäre, bewahrt, hat er ihm aber auch seine Eigenart, seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit unseres Geisteslebens und mit den Vorstellungen der breiten Schichten des Volkes erhalten. Diese Züge der deutschen Aufklärung gehen auf Leibniz' Lebenswerk zurück, ja in der Richtung, die Leibniz gewiesen hat, bewegt sich die Entwicklung des deutschen Geistes bis zum Ausgang unserer idealistischen Philosophie gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts. Erst dann sind auch bei uns die Brüche eingetreten, die den katholischen Völkern das moderne Denken schon hundert und mehr Jahre früher beschert hatte. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Lasson, Reimann und Bleich.

Im Laufe des Geschäftsjahres wurden als Mitglieder aufgenommen: Studienrat Dr. Becker, Generalkonsul Biermann, Dr. Bleeck und Frau Anna Bleeck, Fräulein v. Ehrenstein, Studienrat Genths, Professor Haefcke, Oberstudiendirektor Dr. Henning, Universitätsprofessor Dr. Hartung, Studienrat Kaehler, Dr. Krebs, Stadtobersekretär Loebel, Studienrätin Dr. Peters, Studienrat Rütten, Studienrat Dr. Schubert.

Digitized by Google

Wissenschaftliche Neuerscheinungen:

INSCRIPTIONES LATINAE CHRISTIANAE VETERES

EDIDIT

ERNESTUS DIEHL

Vol. I (Fasc. I—VI). Geheftet 24.— M., in Halbleder geb. 30.— M.

„Wenn diese Ausgabe, die das gesamte, an den verschiedensten Stellen publizierte Inschriften-Material berücksichtigt, vollendet vorliegen wird, wird ein Handbuch geschaffen sein, das jedem Kirchenhistoriker unentbehrlich sein wird." A. v. Harnack i. d. Dtsch. Literaturztg.

DAS RHEINISCHE OSTERSPIEL

DER BERLINER HANDSCHRIFT MS. GERM. FOL. 1219

Mit Untersuchungen zur Textgeschichte des deutschen Osterspiels

herausgegeben von

HANS RUEFF

(Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. XVIII 1.)

Mit einer Tafel. Geh. 12 Mark.

In diesem Bande gelangt das einzige noch ungedruckte und bisher so gut wie unbekannte altdeutsche Osterspiel zur Ausgabe, mit eindringenden Untersuchungen, welche auf die Entwicklung des mittelalterlichen Schauspiels neues Licht werfen.

Eine deutsche Schulbibel des 15. Jahrhunderts

HISTORIA SCHOLASTICA

des

PETRUS COMESTOR

In deutschem Auszug mit lateinischem Paralleltext

erstmalig herausgegeben von

Prof. D. HANS VOLLMER

Teil 1: Genesis bis Ruth

Materialien zur Bibelgeschichte u. religiösen Volkskunde des Mittelalters

Band II, Teil 1

Mit 4 Tafeln im Lichtdruck. Geheftet 24 Mark.

Die hier zum ersten Male im Druck vorgelegte deutsche „Schulbibel" des 15. Jahrhunderts gehört den deutschen sogenannten Historienbibeln an. Die Erkenntnis von der Bedeutung dieser Schriftengattung für die allgemeine deutsche Kulturgeschichte ist erfreulicherweise im Steigen begriffen. Nicht nur für die deutsche Sprachforschung sind diese umfangreichen Werke von Wert und wegen ihres großenteils noch nicht genügend untersuchten Miniaturenschmucks auch für die Kunstgeschichte: vor allem bieten sie einen wichtigen Beitrag zur Bibelgeschichte und für das Gesamtbild des religiösen Volkslebens im deutschen Spätmittelalter.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Weltkrisis 1911–1914. Von Georg Schuster 97

Literatur zur Geschichte des Altertums. II. Von Fritz Geyer 104
Neuere Literatur zur Geschichte bedeutender Unternehmer und wirtschaftlicher Unternehmungen. II. Von Carl Koehne 117
Zur Literatur über das Grenz- und Auslandsdeutschtum in Europa. Von Bruno Gumlich . . 120

Gundolf: Caesar, Geschichte seines Ruhmes. (Cauer) 130
Jäger, Weltgeschichte in 5 Bänden. 2. Band. (Sternfeld) 133
Kampers, Vom Werdegange der abendländischen Kaisermystik. (Bonwetsch) 134
Albert von Aachen, Geschichte des ersten Kreuzzugs. 2 Bände. (Holtzmann) 136
Caspar, Hermann von Salza. (Cohn) 137
Hofmann, Politische Geschichte der Deutschen. 3. und 4. Band. (Schuster) 137
Sager, Das Zollwesen der Stadt Basel bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. (Koehne) . . . 141
Wackernagel, Städtische Schuldscheine als Zahlungsmittel im 13. Jahrhundert. (Koehne) . . . 142
Oppikofer, Eigentumsgemeinschaften im mittelalterlichen Recht, insbesondere an Wohnhäusern. (Koehne) 142
Mohler, Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann. I. Band. (Holtzmann) . 143
Engel-Jánosi, Soziale Probleme der Renaissance. (Koehne) 145
Niebuhr, Politische Schriften. (Bleich) 147
Lüttgert, Preußens Unterrichtskämpfe in der Bewegung von 1848. (Haake) 150
Bigener, Ketteler. (Bonwetsch) 151
Schwertfeger, Die Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871—1914. 1. Teil (Bd. I—VI) und 2. Teil (Bd. VII—XII). (Bleich) 153
Tirpitz, Politische Dokumente. Der Aufbau der deutschen Weltmacht. (Haake) 155
Lenz, Deutschland im Kreis der Großmächte 1871 bis 1914. (Bleich) 159
Egelhaafs Historisch-politische Übersicht für 1924. (Schuster) 161
Brinkmann, England. (Rieß) 162
— Englische Geschichte 1815–1914. (Rieß) 165
— Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. (Rieß) 167
Graf Witte, Erinnerungen. (Haake) 168
Danilloff, Rußland im Weltkrieg 1914—1915. (Neumann) 172
Dahlmann, Japans älteste Beziehungen zum Westen 1542–1614 in zeitgenössischen Denkmälern seiner Kunst. (Rieß) 174
Hoogeweg, Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. Band 1. (Abb) 175
Kurze Anzeigen 177
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 184

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Vierzehnter Band

Der ganzen Reihe 54. Band

Berlin SW 68
Weidmannsche Buchhandlung
1926

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Anzeigen, Kurze . . . . . 58—64, 120—128

Allard, Politische Geschichte der Französischen Revolution. (Sternfeld) 109

Beloch, Römische Geschichte bis zum Beginn der Punischen Kriege. (Cauer) 138

v. Below, Georg, Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. (Bleich) 5

v. d. Belt, Von Gorlice bis zur russischen Revolution. (Schuster) 80

Bernhard, Ludwig, Das System Mussolini. (Lulvès) 84

Bethe, Griechische Literatur. (Bleich) 178

Betlag, Die Eroberung von Nowo Georgiewsk. (Schuster) 81

Bleich, Erich: Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung . . . . . 1 ff.

Böhmer, Luthers erste Vorlesung. (Wolf) 78

Brandt, Otto, Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. (Hesse) 214

Burckhardt, Jakob, Die Zeit Konstantins des Großen. 4. Aufl. (Bleich) 180

—, Die Kultur der Renaissance. 14. Aufl. (Bleich) 180

—, Der Cicerone. Neudruck der Urausgabe. (Bleich) 181

Buschbell, Selbstbezeugungen des Kardinals Bellarmin. (Wolf) 81

Caietanus, de divina institutione etc. ed. Lauchert. (Wolf) 23

Carbauns, Von Nizza bis Crépy. (Wolf) 82

Cauer, Friedrich: Probleme der älteren römischen Geschichte . . . . . 138 ff.

Cohn, Willy, Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien. (Sternfeld) 38

Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit. 2. Bd. (Cauer) 187

Egelhaaf, Geschichte des 19. Jahrhunderts vom Wiener Kongreß usw. (Schuster) . . 112

—, Historisch-politische Jahresübersicht für 1925. (Schuster) 211

Eisler, Orphisch-dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike. (Berfu) . . . 95

Emser, de disputatione Lipsiensi etc. ed. Thurnhofer. (Wolf) 22

Engel, Winand, Absolutismus und Demokratie. (Herse) 171

Epistolae obscurorum virorum ed. Bömer (Wolf) 79

Fester, Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges (Helmolt) . . . 116

Flemming, Geschichte des Jesuitentheaters usw. (Wolf) 80

Förster, Reformbestrebungen Adolfs III. von Schaumburg. (Wolf) 21

Francke, Die Kulturwerte der deutschen Literatur usw. Bd 2 (Bleich) 183

Friedrich III., Kaiser: Kriegstagebuch 1870/71. (Haake) 49

Geschichtbuch der Hutterischen Brüder. (Wolf) 79

Gothein, Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance usw. (Wolf) 74

Grisar, Luthers Kampfbilder. (Wolf) 77

—, Luther. Nachträge zur 3. Auflage. (Wolf) 78

Gudemann, Geschichte der Lateinischen Literatur. (Bleich) 179

—, Geschichte der altchristlichen lateinischen Literatur. (Bleich) 179

Güterbock, Mussolini und der Faschismus (Lulvès) 83

v. Haase, Georg, Der deutsche Sieg vor dem Skagerrak. (Graefe) 210

Hampe, Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt. (Sternfeld) 39

Haußherr, Der Staat in Calvins Gedankenwelt. (Wolf) 19

Heinl, Witold v. Litauen. (Sternfeld) 89

Helmolt, Friedrich der Große und sein Preußen. (Schuster) 41

Herrmann, A., Die Bedeutung Homers für die griechische Geographie. (Bleich) . . . 175

Hessel, Geschichte der Bibliotheken. (Abb) 117

Holl, Karl, Die Geschichte des deutschen Lustspiels. (Bleich) 184

Homan, Geschichtliches im Nibelungenlied. (Gumlich) 192

Hoogewerg, Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. Bd. 2. (Abb) 215

Jaeger, Aristoteles (Lasson) 85

Jean Paul, Ein Lebensroman in Briefen. (Bleich) 184

Jesse, Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters. (Regling) 196

Kalkoff, Die Kaiserwahl Friedrichs IV. und Karls IX. (Wolf) 74

—, Ulrich von Huttens Vagantenzeit. (Wolf) 75

Kiderlen-Wächter, Der Staatsmann und Mensch. (Haake) 205

Digitized by Google

Seite

Klassiker der Politik. Bd. 9: Sieyès; Bd. 10: Cobden. (Herse) 172
Köchling, Untersuchungen über die Anfänge des öffentl. Notariats in Deutschland. (Koehne) 102
Köhler, Walter, Zwingli und Luther. (Wolf) 71
Körte, Die hellenistische Dichtung. (Bleich) 176
Köster, Schiffahrt und Handelsverkehr des östlichen Mittelmeers im 2. und 3. Jahrtausend v. Chr. (Geyer) 84
Krieg, Der große, 1914—1918, herausgegeben von Schwarte. (Schuster) 24
Kroner, Von Kant bis Hegel. II. (Lasson) 43
Lasson, Georg: Zur Geschichte des Papsttums der Renaissance und der Gegenreformation . . . . . 147 ff.
Latomus, Zwei Streitschriften gegen Luther ed. Keil 22
Lenz, Max: Richard Sternfeld † . . . . . 129 ff.
Lietzmann, Christliche Literatur. (Bleich) 180
Luther, Ausgewählte Werke ed. Borchardt. (Wolf) 76
Meisner, Schleiermacher als Mensch (Amling) 46
Meister, Ernst, Moderne Geschichtswissenschaft. (Bleich) 4
Michels, Sozialismus und Faschismus in Italien. (Lulvès) 85
Mussolini, Benito, Reden. Auswahl, herausgegeben von Max H. Meyer 85
Norden, Eduard, Die Geburt des Kindes. (Lasson 93
—, Römische Literatur. (Bleich) 178
Ottenthal-Festschrift. (Wretschko) 104
Papsttum und Kaisertum. Kehr-Festschrift. (Cohn) 193
Pastor, L v., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. 3, 9. Bd. (Lasson) 147
—, Die Sixtinische Kapelle. (Bleich) 181
Pierrefeu, Plutarch hat gelogen. (Schuster) 208
Poehlmann, Geschichte der sozialen Frage u. des Sozialismus in der antiken Welt. (Geyer) 85
Pohlenz, Griechische Literatur. (Bleich) 176
Precht, Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848—50. (Rieß) 118
Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Wolf) 73
Regesta pontificum Romanorum ed. Kehr. (Holtzmann) 100
Renouvin, Les origines immédiates de la guerre. (Helmolt) 115
Ried, Moritz v. Hutten. (Wolf) 20
Rieß, Ludwig, Felix Liebermann (1851—1925) . . . . . 65 ff.
Rohden, die Hauptprobleme des politischen Denkens usw. (Herse) 171
Roller, Georg Andreas Reimer und sein Kreis. (Herse) 172
Sacri sacerdotii defensio ed. Schmeink. (Wolf) 28
Sahrmann, Pfalz oder Salzburg? (Wretschko) 212
Salomon, Felix, Die deutschen Parteiprogramme usw. (Herse) 172
v. Scheffer, Homer und seine Zeit. (Bleich) 175
Schillmann, Gren.-Regt. König Friedrich Wilhelm I. im Weltkriege. (Schuster) . . . 38
Schmidt, Ludwig, Geschichte der germanischen Frühzeit. (Philipp) 190
Schneider, Fedor, Rom und Romgedanke im Mittelalter. (Holtzmann) 198
Schnitzer, Peter Delfin. (Holtzmann) 199
Schotthöfer, Il Fascio. (Lulvès) 88
v. Schrötter, Das preußische Münzwesen 1806—73. (Suhle) 201
Schwartz, Paul, Der erste Kulturkampf in Preußen (1788—98). (Schuster) . . . . 158 ff.
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 216
Smend, Das evangelische Lied von 1524. (Wolf) 19
Spieß, Kultur und Sprache im neuen England. (Rieß) 52
Stählin, Das hellenische Thessalien. (Geyer) 185
Stegemann, Der Kampf um den Rhein. (Bleich) 106
Stern, Selma, Der preußische Staat und die Juden. (Cohn) 40
Steuber, „Yildirim". (Schuster) 32
Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol. 1. Teil. (Wretschko) . . . 55
Strich, Liselotte von Kurpfalz. (Helmolt) 108
Taeger, Thukydides. (Cauer) 88
—, Alkibiades. (Cauer) 90
Vogel, Walther, Die Kämpfe um Baranowitschi. (Schuster) 30
Vogt, Joseph, Römische Politik in Ägypten. (Geyer) 37
—, Die alexandrinischen Münzen. (Geyer) 96
Waas, Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. 2. Teil. (Wretschko) 101
Wackernagel, Rudolf, Humanismus und Reformation in Basel. (Wolf) 70
Waetzoldt, Deutsche Kunsthistoriker. (Bleich) 182
Wilfert, Philipp v. Leyden. (Herse) 171
Wopfner, Urkunden zur deutschen Agrargeschichte. (Koehne) 98

Digitized by Google

Historische Gesellschaft

JUL 9 1926

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Vierzehnter Band

Der ganzen Reihe 54. Band

Erstes Heft

Digitized by Google

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1926

Wissenschaftliche Neuerscheinungen:

Geschichte der römischen Kaiserzeit

Von **Hermann Dessau**

Zweiter Band, erste Hälfte: **Die Kaiser von Tiberius bis Vitellius**
Gr. 8°. (VIII u. 400 Seiten.) 1926. Geh. 14 RM, geb. 16 RM

Früher erschien:

Erster Band: **Bis zum ersten Thronwechsel**
Gr. 8°. (VIII u. 585 S.) 1924. Geh. 18 RM, geb. 20 RM

Dessaus Römische Kaisergeschichte ist beim Erscheinen des ersten Bandes eines der bedeutendsten Werke über die Geschichte des alten Rom genannt worden, und diesen Rang wird ihr auch der zweite Band in vollem Umfange erhalten. Der jetzt erschienene erste Teil führt die Geschichte der römischen Kaiser bis zu Vitellius weiter, der zweite wird die Geschichte der Landschaften des Reichs im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit zur Darstellung bringen.

Die Fragmente der griechischen Historiker

Von **Felix Jacoby**

Zweiter Teil: **Zeitgeschichte**

A. Universalgeschichte und Hellenika
Gr. 8°. (IX und 504 S., Anhang 7 Seiten.) 1926.

C. Kommentar zu 64—105. Gr. 8°. 340 Seiten. 1926.

Beide Abteilungen zusammen, geh. 40 RM

Früher erschien:

Erster Teil: **Genealogie und Mythographie**
Gr. 8°. (IX und 536 S.) 1923. Geh. 18 RM

„Ohne die neue Fragmentsammlung wird kein Historiker des Altertums in Zukunft arbeiten können" schrieb die „Klio" bei Erscheinen des ersten Bandes dieses monumentalen Werkes. Der zweite Teil ist für die Wissenschaft um seines Inhalts willen der allerwichtigste, er wird darum auch erhöhtes Interesse bei den Gelehrten der ganzen Welt finden.

GREGORII NYSSENI OPERA

VOLUMINIS VIII FASCICULUS II:

EPISTULAE

edidit

GEORGIUS PASQUALI

Gr. 8°. (LXXXII und 94 S.) 1925. Geh. 9 RM

Früher erschienen folgende Teile:

VOLUMEN I: **CONTRA EUNOMIUM LIBRI** ed. VERNERUS JAEGER
Pars prior, Liber I et II (Vulgo I et XII^{b}). Gr. 8°. (XII u. 391 S.) 1921. Geh. 12 RM

VOLUMEN II: **CONTRA EUNOMIUM LIBRI** ed. VERNERUS JAEGER
Pars altera, Liber III (vulgo III—XII). Refutatio confessionis Eunomii (Vulgo Lib. II). Gr. 8°. (LXXII u. 391 S.) 1922. Geh. 15 RM

Seit der auf wenigen wertlosen Handschriften beruhenden ersten Publikation der Werke des Kirchenvaters (Paris 1615) sind nur Nachdrucke von dieser erschienen. Vorliegende Ausgabe ist also als editio princeps anzusehen, insofern sie die erste ist, die sich auf dem gesamten vorhandenen Handschriftenmaterial aufbaut.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung.

Erwägungen und Gedanken zur historischen Propädeutik

von Erich Bleich.

Below, Georg v.: Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen. Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung. Mit einer Beigabe: Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus. 2., wesentlich erweiterte Auflage. (= Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke. Abteilung I: Allgemeines.) 8°. XVI und 207 S. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1924.

Meister, Ernst: Moderne Geschichtswissenschaft. Eine Einführung in ihre Probleme. (= Perthes Bildungsbücherei.) VI und 77 S. Gotha-Stuttgart, F. A. Perthes, 1924.

Wenn Geschichte sowohl menschheitliche Entwicklung von allerlei Art und zumal Entfaltung geistig-sittlichen Wesens als auch Erzählung beglaubigt überlieferter Vorgänge solch menschlichen Gemeinschaftslebens bedeutet, wenn Geschichtswissenschaft demnach ebenso in der Feststellung von bedeutsamen Tatsachen besteht wie in der Darstellung von Geschehnissen, welche aus der mit allen methodischen und kritischen Hilfsmitteln bearbeiteten Überlieferung gewonnen sind, so dürfte der Verlauf der geschichtswissenschaftlichen Bewegung oder die Geschichte der Geschichtschreibung die Anteilnahme des Historikers in doppelter Hinsicht erregen, einmal insofern als sich ihm darin eine geistige Bewegung gelehrter Natur darstellt, die sich in ausgeprägter und hochwertiger literarischer Typenbildung vollzieht, sodann dadurch, daß sie, recht erfaßt und wohl erkannt, ihn als Gelehrten und Forscher in denjenigen Kreisen heimisch macht, deren Luft er atmet, deren Ideen ihn beherrschen. Mit anderen Worten: die Geschichte der Historiographie scheint uns notwendig in den Kreis der historischen Einleitungswissenschaften zu gehören, die wir unter Wiederaufnahme einer unseres Wissens zuerst von Rühs (1811) und sodann von Rehm verwendeten Bezeichnung „Historische Propädeutik" nennen möchten. In der Tat gibt es neben der historischen Methodik und neben der Geschichtsphilosophie, die ja beide schon von Bernheim bereits in dem Titel seines jedem Historiker wohlbekannten Lehrbuches zusammengestellt werden, keine andere Disziplin, die sich an Bedeutung und Gewicht mit der Geschichte der Historiographie vergleichen ließe. Diese drei sind für die sichere Grundlegung geschichtswissenschaftlicher Bildung und Betätigung schlechterdings unumgänglich.

Digitized by Google

Da aber das, was gedanklich notwendig erscheint, sich keineswegs immer wirklichen Daseins erfreut, so haben sich auch jene drei Zweige geschichtswissenschaftlicher Vor- und Allgemeinbildung höchst ungleich entwickelt und ganz verschiedene Wertschätzung erfahren. Immer neue Triebe angesetzt hat der Zweig der historischen Methodik. Sie steht auch in Bernheims Lehrbuch voran; und dies mit bestem Recht, da ja recht erlernte und geübte Methode den Wissenschaftler kennzeichnet und den ernsten Forscher vom freundlichen Dilettanten, diesem Liebhaber bester Art, reinlich und scharf sondert. Denn der Forscher will einwandfreie und unanfechtbare Ergebnisse; wie aber könnte er solche gewinnen und sicherstellen ohne geschickte Handhabung der bewährten Methode? Geschichtswissenschaftliche Betätigung oder Forschung gründet sich eben auf klar erkannte und zielsicher verwandte Methoden, welche gedankliche oder Erkenntnishilfen darstellen und hauptsächlich durch das Studium der sogenannten Hilfswissenschaften erworben werden.

Um ein gut Teil weniger wird die Bedeutung einer eigenen, von methodischer Ausbildung und Fertigkeit verschiedenen geschichtswissenschaftlichen Bildung anerkannt. Vielen scheint sie damit gegeben, daß man, methodisch geschult, den überlieferten Stoff historisch-kritisch zuzubereiten oder gar rückschließend neuen Stoff in haltbaren Vermutungen zu schaffen vermag: die Möglichkeit solcher aus fachlicher Sonderbildung erwachsender Betätigung verbürgt ihnen das Vorhandensein historischer Allgemeinbildung. Obgleich doch jede Bildung, die nicht lediglich formaler Art sein will, über die Methoden als über bloße, Wissen vermittelnde Hilfen hinaus zur Erkenntnis, zum gedanklichen Gehalt, zur Auffassung vordringen muß. In Anwendung der historischen Methode wird aber eben nur der geschichtliche Stoff zusammengebracht, bestehend aus der Tatsachenfolge, aus der Vorgangsreihe. Indessen wird selbst dieser Stoff kaum zusammengebracht, ohne daß dem Forschenden eine Auffassung („wie es eigentlich gewesen") erwächst; und gerade darauf kommt es an, daß diese Auffassung eine möglichst getreu dem tatsächlichen Verlauf entsprechende, durch parteiische Ansicht ungetrübte ist. Der Forschungsmethode, die sich auf Einzelnes, Tatsächliches, exakt zu Ermittelndes bezieht, muß eine Methode der Auffassung zur Seite treten, eine Geschichtstheorie oder wie man es sonst nennen will. Eine solche Geschichtstheorie, auch wohl Historik genannt, ist als bestimmt nachweisbarer Zweig der Geschichtswissenschaft von Chladenius und Wachsmuth über Gervinus und Droysen bis zu Breysig und Rieß nicht bloß vorhanden gewesen, sondern, wie die zuletzt genannten Namen bekunden, auch heute vorhanden; freilich so wenig bemerkt, daß man, um gewichtig von ihr zu sprechen, sie für so sicher historisch verankert wird erklären müssen, wie sie es wirklich ist.

Ein anderer Zweig der Geschichtswissenschaft hat diese Historik verdrängt, des Lichtes und der Luft beraubt: die Geschichtsphilosophie. Sie ist seit langem — auch der Titel des Bernheimschen Lehrbuches beweist dies — für Laien wie für den Fachhistoriker, obgleich von letzterem nicht sehr beachtet und noch weniger geachtet, an Stelle der

Digitized by Google

Geschichtstheorie getreten. Demnach müßte die Methode der Geschichtsauffassung oder die Geschichtstheorie Sache der Geschichtsphilosophie geworden sein, also jenes Zweiges geschichtswissenschaftlicher Allgemeinbildung, der einst im Frühlingszauber und sommerlichen Segen philosophischer Zeitalter reich prangend blühte, dann durch die rauhen Herbststürme materialistischen Wütens und bloß empirischen Besserwissens entblättert ward, um schließlich unter dem eisigen Anhauch öder Zweifelsucht zu ersterben. Und so ist es auch geschehen. Denn dasjenige, was man heute Geschichtsphilosophie nennt, besteht einmal in erkenntnistheoretischen und wertwissenschaftlichen Erwägungen und Darlegungen, denen der Historiker allerdings, wenn überhaupt, nur zögernd folgt, obgleich in ihnen eine Art Geschichtstheorie steckt; andrerseits strebt man, dem alten, nicht im besten Rufe stehenden Wortsinne Geschichtsphilosophie entsprechend, eine philosophische Auffassung oder Ansicht der Weltgeschichte zu erreichen. Der ursprünglich als Geschichtsphilosophie bezeichnete Zweig der Geschichtswissenschaft birgt somit heute in sich die formale, erkenntnistheoretische Disziplin der Geschichtslogik und die alte, durch Hegel zu kurzem Weltruf gelangte, durchaus substanzielle Geschichtsphilosophie, welche seit Hegels Zeiten, trotz eines Lotze, Conrad Hermann, Rocholl und Windelband, zumeist im Dunkel geblieben ist. Dazu trug nicht wenig bei, daß dasjenige, was der Geschichtsphilosophie einst Zulauf brachte, nämlich der Versuch als Historiosophie auf den zukünftigen Geschichtsablauf zu schließen, nicht eben besonders glückte, ja durch manche völlig verfehlte Prophezeiung zum Lachen reizte; und dabei konnte der Ernst der Wissenschaft nicht bestehen. Diese Art Geschichtsphilosophie wurde von dem Fluche des Lächerlichen getroffen, woran sie zugrunde ging. Mit ihr haben wir nichts zu schaffen, wie sie nichts mit der Geschichtstheorie, Historik oder Geschichtslogik. Jene besser geartete Geschichtsphilosophie jedoch, die eine universalhistorische Übersicht der *Vergangenheit* — nicht aber, wie die Historiosophie, der *Zukunft* — bieten möchte, sie würde in der Darstellung der wechselnden Geschichtsauffassungen ihre Stelle finden: eine dieses Namens wirklich werte Geschichtsphilosophie als Universalgeschichtsansicht könnte recht wohl in die Entwicklung der Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung einbezogen werden.

Damit aber würden wir die berechtigten Ansprüche auf Geltung, welche die Geschichtsphilosophie erhebt, im Namen der Geschichte der Historiographie erheben, die nicht bloß von Forschern und Forschungsergebnissen, sondern auch von Auffassungen und Wertungen sowie von einer ihnen entsprechenden Zusammenfassung in Darstellungen zu berichten weiß, und nicht zuletzt von jenen Männern, welche den Verlauf der Geschichte epochenweise oder nach ihrem ganzen Umfange in weltgeschichtlichem Überblick zu deuten suchten.

So finden wir in der Entwicklung der historischen Einleitungswissenschaften die Methodik einschließlich der zugehörigen Hilfswissenschaften eigentlich stets gepflegt, wo und sofern man historische Erkenntnis anstrebt. Dagegen tritt uns die Geschichtsauffassung im

Digitized by Google

Wechsel der Zeiten zunächst in getrennten Linien als Geschichtstheorie oder Historik und als Geschichtsphilosophie entgegen, um in unseren Tagen als Geschichtslogik und universalhistorische „Ansicht" zwar unter dem Namen Geschichtsphilosophie zusammenzulaufen, aber dennoch, durch weite Kluft geschieden, ziemlich beziehungslos beieinanderzustehen, die eine im wesentlichen formale Denkelemente, die andere vornehmlich substanzielle Ideen verarbeitend. Darum behagt die Geschichtslogik dem Historiker wenig oder gar nicht; und die universalhistorische Ansicht bietet dem Erkenntnistheoretiker keine rechte Aussicht. Es wird die Geschichtslogik wieder Geschichtstheorie werden und den Historikern (einem anderen Wachsmuth oder Droysen) vorbehalten bleiben müssen; denn jene Geschichtsphilosophie, die in rechtem historischen Geist und wahrhaft fachmännischer Einsicht eine Ansicht der Weltgeschichte gewinnen oder erneuern muß, bleibt ihm ohnehin als unantastbares, unveräußerliches Erbe. Nähert sie sich doch offenbar stark oder wird sogar gänzlich zur Geschichtschreibung, zur praktisch erprobten und durchgeführten, zur gestalteten Geschichtsauffassung. Und deshalb erscheint uns — wir kommen damit auf unseren Ausgangspunkt zurück — die Geschichte der Historiographie so bedeutsam, weil sie in geschichtlicher Form eine Vorstellung von der Fülle all dessen zu geben sucht, was als übersichtliche Zusammenfassung sicherer Ergebnisse im Geiste wirklichkeitsgetreuer Auffassung vorgetragen oder mit historischem Sinne zu künstlerischer Darstellung gebracht worden ist.

Es sei erlaubt, die Probe auf das Exempel zu machen und die vorstehenden Auseinandersetzungen an der Hand eines geschichtstheoretischen Werkchens zu prüfen. Ernst Meister hat in einer volkstümlich gerichteten Darstellung: „Moderne Geschichtswissenschaft" eine durch diesen Titel umschriebene Einteilung des Stoffgebietes vorgenommen. Methodik und Geschichtstheorie beiseite lassend oder höchstens berücksichtigend, sofern sie in der Geschichtschreibung praktische Verwendung finden, befaßt er sich einerseits eben mit der Geschichtschreibung und andrerseits mit der Geschichtsphilosophie; diese aber ist ihm teils Wissenschaftslehre, deren Grundlagen Psychologie, Logik und Erkenntnistheorie abgeben sollen, teils Weltanschauungslehre. Wenn er freilich laut Inhaltsverzeichnis unter II die Geschichtschreibung seit 1850 in ihrer Entwicklung wie in ihren Problemen behandeln will und dies (S. 15—47) sodann tut, so biegt er hier augenscheinlich von der Darstellung der Entwicklung der Historiographie zur Erörterung der wesentlichen Gesichtspunkte der Geschichtstheorie ab, und die Herausstellung der wichtigsten Typen wird ihm zur Hauptsache. Er unterscheidet durch folgende Überschriften: 1. die politisch-nationale Geschichtschreibung (Sybel, Treitschke); 2. der ökonomisch-naturwissenschaftliche Einfluß auf die Geschichtschreibung; 3. Karl Lamprecht; 4. der gegenwärtige Stand der Geschichtschreibung. Die logische Haltung dieser Unterscheidung dürfte allerdings starke Bedenken erregen; denn Nr. 2 und 3 müßten wohl zusammengefaßt werden, etwa als: ökonomisch-kollektivistische Geschichtschreibung (Karl

Digitized by Google

Lamprecht). Die Namen der vier Beeinflussenden: Karl Marx, Spencer, Comte, Gumplowicz wären dann gefallen; da ihre Träger zum Teil Widersacher der Historie sind oder Geschichte betreiben, um ihr Beweisstücke gegen die Vernunft und die Gerechtigkeit der geschichtlichen Entwicklung zu entnehmen, passen sie recht schlecht in ein Werk über „Moderne Geschichtswissenschaft". Für III (Die Geschichtsphilosophie seit 1850, S. 47—73) wirkt es fast beschämend, daß hier lediglich Philosophen aufgeführt werden. Doch stellen wir andrerseits mit Befriedigung fest, daß die „Geschichtsphilosophie als Wissenschaftslehre" etwa dem entspricht, was wir oben unter dem Vorgang anderer Geschichtslogik nannten, während die nicht gerade glücklich gewählte Bezeichnung „Weltanschauungslehre" wohl auf die geschichtsphilosophische Gesamtansicht hindeuten soll.

Das erste der obengenannten uns vorliegenden Bücher, v. Belows „Deutsche Geschichtschreibung", gehört dem Handbuche der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte an, und zwar dessen Allgemeinem Teil, welcher neben Darstellungen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Weltanschauungen sowie einer Geschichte des Papsttums (alle drei stehen noch aus, sie befinden sich in Vorbereitung) nur noch zwei Darstellungen enthält, und zwar solche historiographischer Entwicklungen, nämlich die Geschichte der neueren Historiographie von Fueter und eben v. Belows Behandlung der entsprechenden deutschen Entwicklung im 19. Jahrhundert. Das groß angelegte, nach v. Below selber und Meinecke benannte Handbuch bietet demnach weder die systematische Behandlung dessen, was wir als Historik oder Geschichtstheorie bezeichneten, noch berücksichtigt es die in starker, wenn auch vielfach nicht erfreulicher Entwicklung befindliche, jedenfalls vorhandene Geschichtsphilosophie. Dagegen ist die historische Methode, die freilich zum besten Teil durch angestrengte Arbeit in den sogenannten Hilfswissenschaften erworben wird, in diesem Handbuche wie in dem Aloys Meisterschen Grundriß der Geschichtswissenschaft durch die systematische Behandlung der Hilfswissenschaften ausgiebig und vortrefflich vertreten. Meisters Grundriß gibt übrigens auch, freilich in gar kurzem Abriß, sowohl eine besondere Geschichtsmethodik (nebst Ansätzen zu einer Geschichtstheorie), wie einen Abriß der geschichtsphilosophischen Entwicklung; und da in dem v. Below-Meineckeschen Handbuch beides fehlt (wenn nicht etwa die Darstellungen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Weltanschauungen als geschichtsphilosophische Darlegungen gedacht sind), so müßte man es, wenigstens was die neuere und neueste deutsche Entwicklung angeht, bei v. Below berührt finden, worauf der Untertitel durch das Wort Geschichtsauffassung in der Tat schließen läßt. Denn unter Geschichtsauffassung darf man, wenigstens in dem oben entwickelten Sinne, sowohl die in genauester Verbindung mit der historischen Methodik stehende und in ihrem Rahmen behandelte Geschichtstheorie oder Historik verstehen wie auch die formal-philosophische Geschichtslogik und die substanziellere Geschichtsphilosophie. Die Geschichtsauffassung, von der Forschung ausgehend und vielfach mit oder in der Forschung gegeben, findet ihren

Digitized by Google

Ausdruck in der Geschichtschreibung: sie ist das zwischen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung mitten innestehende, der aus dem Wurzelgeflecht der Forschung zum mächtigen Wipfel künstlerischer Geschichtschreibung emporstrebende Stamm.

Aus diesen Gedankengängen heraus begrüßen wir die 2. Auflage des Belowschen Werkes mit derselben Freude, mit der wir die erste willkommen hießen (siehe „Mitteilungen" 51, S. 5). Eine weitere Erwägung bestärkt uns in unserer freudigen Empfindung: Geschichte der Historiographie ist nicht bloß ein ernstes und fast erstes Anliegen des rechten Historikers, der ihrer bedarf, um seine Stellung im Wissenschaftsbetriebe einzunehmen und wissensgeschichtlich zu begründen; sondern sie erfährt diese subjektive Wertschätzung nur als ein objektives Gebilde geisteswissenschaftlicher Natur, welches durch die Arbeit so vieler erleuchteter und gelehrter Männer auferbaut wird und sich in dem Streben kundtut, Ziele und Zusammenhänge menschlichen Gemeinschaftslebens den besten Überlieferungen getreu mit vollstem Bewußtsein zu erfassen. Insofern die Entwicklung der Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung damit als ein bedeutsames Stück geistesgeschichtlicher Forschung und literarhistorischer Einfühlung erscheint, stellt sie die höchsten Anforderungen mannigfacher Art, nicht zuletzt solche an die Belesenheit. Sie setzt ein ungewöhnliches Interesse für Bücherkenntnis, welche den Inhalt betrachtet, wie für eine äußerlicher geartete Bücherkunde voraus. Hat sich doch das historische Schrifttum in erstaunlicher Breite entfaltet und auch von dem Reichtum dadurch erschlossener Forschungsergebnisse müßte die Geschichte der Historiographie eine Vorstellung erwecken. Sie darf sicherlich nicht bei der einzelnen Größe verweilen, mag dies auch noch so verlockend und eine dankbarere Aufgabe sein; sondern sie muß Gruppen bilden und die Gesamtheit der Geschichte Schreibenden wenigstens in Vertretern bestimmter Richtungen vorführen.

Allein so mühsam die damit gesteckte Aufgabe, die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung zu schildern, auch sein mag, so sehr auch die in der Bezwingung des gewaltigen und schier unübersehbaren Stoffes liegenden Schwierigkeiten schrecken mögen: — der an diese Aufgabe herangegangen, war wie nur wenige Mitlebende geeignet, sie zu lösen und die etwa aufstoßenden Hemmnisse zu überwinden. Georg v. Below, einer der Altmeister unseres Faches, hat als Forscher und Denker in scharfsinnigen Abhandlungen wie in geistvollen Aufsätzen wichtige und nicht gerade die am bequemsten zu bestellenden Gebiete der Geschichtswissenschaft behandelt: Verfassungs-, Verwaltungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte haben durch ihn mannigfachste Förderung erfahren, und die Ergebnisse seiner Forschungen sind ebenso bedeutsam wie seine kritische Behandlung schwieriger Probleme vorbildlich, seine Beweisführung einleuchtend ist. Zudem hat v. Below an der zweiten Hälfte der von ihm in dem vorliegenden Werke geschilderten Entwicklung regsten Anteil genommen und wenigstens zweimal zu den berufenen „Rufern im Streit" gehört: vor mehr als einem Menschenalter, da die „Kulturgeschichte" sich nachdrücklichst

Digitized by Google

gegen die „politische Geschichte“ wandte und ihr die Daseinsberechtigung fast abzusprechen geneigt schien; sodann in einem fast noch wichtigeren Kampfe, in dem ein Teilgebiet der Kulturgeschichte, und zwar das materiell am stärksten gebundene, nämlich die ökonomische Geschichte versuchte, sich für das maßgebendste Geschehen auszugeben, weil in dieser unserer erdhaft bedingten Wirklichkeit die Futter-, Kleider- und Wohnfrage nun einmal vorweg beantwortet sein müssen. Diese Wirtschaftshistoriker waren sicherlich alle mit Fr. Theod. Vischer davon überzeugt, daß „das Moralische sich immer von selbst verstehe“; sie bedachten dagegen anscheinend gar nicht, daß die Bedeutung des Ökonomischen eine Binsenwahrheit ausmache, von der zu sprechen man kaum Veranlassung habe; ja deren Selbstverständlichkeit man auch gar nicht erst einmal zu konstatieren brauche.

Die beiden ersten Abschnitte des v. Belowschen Buches suchen die beiden bedeutsamsten geistigen Richtungen der neueren und neuesten Geschichte zu kennzeichnen: Aufklärung und Romantik. Wir sagen: geistige Richtungen, könnten aber auch von Weltanschauungsgebilden oder geistigen Strukturzusammenhängen sprechen. Denn es handelt sich hier in der Tat nicht bloß um literatur- oder kunstgeschichtliche Unterscheidungen, nicht bloß um geistige Antriebe, die sich in der Welt der Schriftsteller und Gelehrten auswirken, sondern um die großen Gegensätze menschlicher Gesamthaltung oder Weltanschauung, die sich auf dem Gebiete der Politik in weitester Verbreitung und mit besonderer Klarheit ausprägen. Romantik bedeutet das klare Bekenntnis zur beseelten Empfindung, zum Gefühl (wir Deutschen können sagen: zum Gemüt) und erscheint deshalb, weil Gefühl menschlicherweise nicht ohne Gedankenbildung vorkommt, aller Aufklärung als dem unbedingten Bekenntnis zum bloßen Verstande durchaus überlegen; sie beachtet jenes Grundgesetz des Beharrungsvermögens und bestreitet die Richtigkeit des Satzes vom Fortschritt; sie sagt dem neuerungssüchtigen Verstande ab und hält sich viel mehr an das treu anhängliche Gemüt; sie wendet sich in sorgsam gepflegter Erinnerung zur Vergangenheit hin, obgleich diese von einer fortschrittlüsternen Aufklärung in dünkelhafter Selbstbespiegelung mißachtet wird.

Der Aufklärer betrachtet das Leben lediglich von der Seite des Verstandes. Die Romantik berücksichtigt viel mehr das Ganze des Lebens, die intellektuelle wie die voluntaristische Sphäre auch in ihrer wechselseitigen Bedingtheit; sie ist umfassender, und deshalb mag sie, wie v. Below will, realistisch anmuten, während die Aufklärung nüchtern daherfährt. Nach alledem ist es deutlich, daß eine rechte Geschichtschreibung sich allein bei der so aufgefaßten Romantik finden kann; und in der Tat ist ja das 19. Jahrhundert einmal im Fortwirken aufklärerischer Antriebe eine Glanzzeit für die Naturwissenschaften, sodann aber auch in rechter Entfaltung romantischer Ideen eine Blütezeit der Geschichtswissenschaft geworden. Dies ergibt sich auch als v. Belows Grundauffassung. Und wenn der erste Abschnitt seines Buches laut der Überschrift dem 18. Jahrhundert eine besonders großzügige historische Einstellung zuschreibt, indem er ihm den „Ur-

Digitized by Google

sprung der Kulturgeschichte" zuweist, so erfährt diese Anschauung eine höchst bedeutsame Einschränkung, insofern der zweite Abschnitt (S. 4 bis 17: „Die romantische Bewegung") den Nachweis führt, daß „das kulturgeschichtliche Programm erst durch die Romantiker in wissenschaftlichem Sinne durchgeführt" sei. Dies erweist sich als durchaus richtig; so richtig, daß man sogar jenes „kulturgeschichtliche Programm" erst durch die Romantik selbst aufgestellt sein lassen könnte (wenn Romantik nicht um vieles mehr geistige Tat als glatte Rede wäre) und im 18. Jahrhundert weniger den Ursprung der vollhaltigen Kultur- als der mageren Zivilisationsgeschichte suchen möchte. Denn selbst Herder, der unter diesen Aufklärern (da er ja Hamannscher und anti-kantischer Richtung war) noch am ersten als Kulturhistoriker gelten könnte, zeigt nichts von dem der Romantik natürlichen Empfinden, als schildere er ein Zeitalter um seiner selbst willen, als setze er es in Beziehung nur zu dem Urquell geschichtlichen Daseins, der immer strömt; sondern, geleitet von der Idee der Humanität, sieht er in dieser allein das erstrebenswerte Ziel, und alles geschichtliche Leben erhält ihm nur Wert, sofern es diese Humanität befördert. Die Ströme menschlichen Geschehens sind ihm nur Wassermassen, die zum Weltmeer der Humanität getragen werden; daß der Strom auch für sich selber etwas bedeutet, und mag er dem nüchternen Betrachter noch so wässerig erscheinen, dies kommt kaum in Frage.

Rechte, des Namens würdige Kultur ist geistige Wirkung, Geist aber besteht nicht ohne Sprache, und diese wieder stellt sich nicht anders denn als Eigentum eines Volkes dar: das Volk aber bildet seine Eigenart im Staate aus. Im Staatsleben offenbart sich das Dasein des Volkes am offensichtlichsten; und die staatliche Ordnung umschließt am sichersten all die reiche Entfaltung kulturell erhöhten oder vertieften und materiell gehobenen oder gesteigerten Lebens. So walten zwischen Staat und Kultur überaus wichtige Beziehungen, denen Historiker und Philosophen gern nachgegangen sind. Dies bezeugen mannigfache Darlegungen Rankes, der die tiefsten Einsichten in dieses wunderbare Gefüge geschichtlichen Daseins, in dieses Verbundensein aller Seiten menschlichen Wesens gewonnen hatte; und Hegel hat dieses Substrat, das Staat wie Volk in allen ihren Beziehungen in sich begreift, Volksgeist genannt, mit einem Worte also, das romantischer Grundauffassungen durchaus würdig ist.

Andere hingegen haben im Staatsleben nicht nur die bedeutsamste, sondern die fast einzig in Frage kommende Seite des geschichtlichen Daseins gesehen, demgemäß der politischen Geschichte das Hauptgewicht beigemessen und sie allein einer eingehenden Darstellung würdig erachtet. Diesen politischen Historikern widmet v. Below seinen fünften Abschnitt (S. 38—63), den er überschreibt: Die Opposition gegen Ranke und die gesamte Romantik. Es darf bemerkt werden, daß dieser Teil des Belowschen Buches die historische Folge in etwas stört. Denn es geht nicht ohne weiteres an, Schlosser oder gar Rotteck als „Opposition gegen Ranke" hinzustellen; beide sind sie fast 20 Jahre älter als Ranke und gehören in ihrer Grund-

Digitized by Google

richtung dem 18. Jahrhundert an: Rotteck mit seiner an Rousseau geschulten demokratischen Auffassung ganz und gar; Schlosser, in moralisierender Gebundenheit ihm verwandt, allerdings auch romantisch in den Bahnen des Mystizismus wandelnd und um den Tiefsinn Dantes bemüht, übrigens in der Zweiteilung des Stoffes nach äußerer und Geistesgeschichte ein Vorläufer Treitschkes. Und wenn man Dahlmann im Hinblick auf Ranke behandelt, so mag das eine sehr lehrreiche historisch-politische Betrachtung ergeben, allein die historiographische Würdigung müßte Dahlmann vor Ranke bedenken. Zum dritten will uns bedünken, Mommsen stünde unter den politischen Geschichtschreibern nicht an der rechten Stelle. Denn während die Droysen und Sybel, die Gervinus und Häußer aus den von ihnen behandelten historischen Stoffen heraus wie von selbst politisch wurden, hat Mommsen politisch sein *wollen* und einen philologisch-antiquarischen Stoff politisch verbrämt, wodurch er wahrhaftig nicht gewonnen hat. Man wird diesem wissenschaftlich überragenden Manne, diesem als Philologe, Jurist und Historiker gleich ausgezeichneten Gelehrten nicht gerecht, wenn man ihn der politischen Note wegen, die wirklich nur Außen- und Nebenwerk darstellt, unter den politischen Historikern aufführt: den damit gegebenen Rahmen *scheint* Mommsen nicht bloß zu sprengen, wie v. Below betont, sondern er sprengt ihn tatsächlich.

In den Überschriften der acht Abschnitte, in welche v. Below den reichhaltigen Stoff gegliedert hat, kommt nur *eine* Jahreszahl vor, werden nur drei Namen genannt. Die Jahreszahl ist 1878; von diesem Jahre datiert v. Below jenen „neuen Aufschwung der deutschen Historiographie", den er im siebenten Abschnitt als „Vertiefung und Sieg der politischen Geschichtschreibung" schildert. Nebenbei bemerkt, möchte mit diesem Jahr zugleich etwa die Zeit beginnen, welche v. Below selbst mit vollstem wissenschaftlichem Bewußtsein durchlebt hat.

Die drei Überschrift gebenden Namen aber sind: Leo, Ranke und Hegel, und zwar betitelt sich der dritte Abschnitt (S. 17—29): H. Leo, Ranke und seine Schule; der vierte aber (S. 29—37): Die Stellung der Geschichtswissenschaft zu Hegel. So sehr man sich der damit doch in gewisser Weise gegebenen Gleichordnung Leos mit Ranke freut, so wenig sieht man sie, da „Ranke *und seine Schule*" dem Hallenser Historiker gegenübergestellt wird, im Verfolge aufrechterhalten, denn der Gruppe „Ranke und seine Schule" kann Leo, der wenn auch noch so bedeutende Antipode Rankes, freilich als einzelner nicht die Wage halten; und nähere Vertrautheit mit den Ausführungen des dritten Abschnittes zeigt, daß Leo als Typus einer andersartigen Geschichtsauffassung und -methode gewählt ist, die zwar der Rankeschen nicht gleichkommt, aber durch ihren Träger geadelt und veredelt erscheint, um so mehr als der Träger durch seine Gelehrtenpersönlichkeit augenscheinlich v. Belows Sympathie erworben hat. So sehr man weiterhin im vierten Abschnitt der bedeutsamen Hervorhebung Hegels zustimmt, laut welcher die Gesamtgeschichtswissenschaft zu diesem

Digitized by Google

einzelnen Philosophen in Beziehung gesetzt wird, so stark beginnt man an der Architektonik, an der völligen Ausgeglichenheit eines Werkes zu zweifeln, das zwei große oder größte, jedenfalls zum mindesten einen großen und einen größten Historiker in einem Abschnitt unterbringt, in einem anderen, wenn auch kürzeren dagegen einen einzigen Philosophen namhaft macht, als zu welchem die Geschichtswissenschaft Stellung nimmt, während in Wahrheit der Philosoph (und heiße er Hegel) alle Ursache hatte, zu der Geschichtswissenschaft Stellung zu nehmen, was er übrigens, seiner sachlichen Denkweise entsprechend, tatsächlich mit aller, aus regem Fleiß und wärmster Anteilnahme erwachsenden Einsicht getan hat.

Denn es muß doch nachdrücklichst betont werden, daß Hegel der Geschichtsphilosoph alten Schlages ist, dem es in erster Linie darauf ankommt, die geschichtliche Substanz mit aller Kraft der Erkenntnis zu durchdringen, den in ihr wirkenden Geist oder ihr Wesen zu erfassen, den Volksgeist in seine Momente zu zerlegen oder in seiner Entfaltung darzustellen, den Weltgeist aber in seiner fortschreitenden Entwicklung zu verfolgen. Seine Geschichtsphilosophie hat mit unserer neueren fast nur den Namen gemein; denn diese lebt und webt als Wissenschaftslehre in abstrakten Denkgebilden und rein begrifflichen Erörterungen (die nach der sprachlichen Seite um so schwieriger geraten, je mehr sie, von lateinischer oder griechischer Terminologie absehend, sich deutsch zu halten suchen). Als Historiker könnte man sich nicht selten versucht fühlen, diese geschichtsphilosophische Haltung der Zeitgenossen „vorgeschichtlich" in dem Sinne zu nennen, daß nicht Kern und Stern geschichtlicher Dinge (das sind die Tatsachen), sondern allgemein logische und erkenntnistheoretische Dinge behandelt werden, die gewissermaßen vor aller Geschichte und außerhalb des Kreises empirischer Beobachtungen und Erfahrungen liegen. Wir wissen, wie gründlich Hegel vorgegangen ist, um sich in den Besitz der geschichtlichen Substanz zu setzen, um das Wissen von den bedeutsamen Vorgängen und den kennzeichnenden Zuständen zu erringen. Dieser Philosoph war trotz allem ein Empiriker, der mit starker Empfindung an dieser Welt der Erscheinungen, an der Realität der Dinge hing, aber zugleich die stärkere Anlage hatte, die wogende Sinnenwelt zu durchgeistigen und in das stille Reich des Gedankens zu erheben.

Der siebente Abschnitt (S. 84—124) bildet mit dem achten (S. 124—161) zusammen die zweite Hälfte des Werkes, welche demnach die Entwicklung der deutschen Historiographie eben seit 1878 in großen Zügen schildert sowie im achten Abschnitt einen Überblick über die zeitgenössische Produktion unter dem Titel „Leistungen und Aufgaben" bietet. Der siebente Abschnitt gipfelt in der Gegenüberstellung Treitschkes und Lamprechts, findet aber „die Vertiefung und den Sieg der politischen Geschichtschreibung" in Treitschkes historiographischem Wirken gegeben, welches die breite, lebengesättigte kulturgeschichtliche Schilderung mit der eindringenden Darstellung des politischen Verlaufes zu verbinden wisse, so daß der bestimmte Eindruck einer alle Seiten des Daseins organisch vereinigenden Entwicklung erwachse,

Digitized by Google

während Lamprecht allmählich ein Schema kulturhistorischen Denkens erarbeitet habe, demgemäß er den Stoff zu behandeln suche. So richtig dieser Gegensatz im großen erfaßt ist und so fein er nach allen wesentlichen Gesichtspunkten erörtert wird, scheint dem Rezensenten doch eines nicht recht zur Geltung zu kommen: für Treitschke streitet die historiographische Überlieferung, welcher, von der Romantik herkommend, als höchstes Ziel vorschwebte, das Gesamtbild eines Zeitalters, einer Epoche, eines Volksganzen, einer universalen Entwicklung zu geben; für ihn spricht die hohe Künstlerschaft, mit der er im Sinne der Überlieferung, aber zugleich durchaus zeitgemäß politische und Kulturgeschichte, kompositorisch wie stilistisch gleich befähigt, zum gehaltvollen Kunstwerk zusammenfügte; für ihn zeugt ein, wenn auch nicht zu Ende geführtes, doch vollendetes Werk. Für Lamprecht als einen, der neue Wege suchte, spricht gewiß auch das, was er historiographisch geleistet, aber fast noch mehr, was er gewollt und erstrebt hat. Ihn hatte die Unrast des Denkens ergriffen; er wollte hinter die Dinge kommen; er grübelte über den Urgrund, aus dem alles geschichtliche Leben aufsteigt, auf den es gedanklich zurückzuführen ist. Nicht „den farbigen Abglanz des Lebens" nachzubilden, das rastlose bunte Getriebe der historischen Welt im Spiegel des Künstlers aufzufangen, war sein Ziel, sondern die beherrschenden Ideen aufzuspüren, das Gedankengeflecht bloßzulegen, von dem alles menschliche Geschehen gehalten wird.

Jedenfalls möchten wir, das Ganze der Entwicklung angesehen, in Lamprecht den Vollender der kulturgeschichtlichen Bestrebungen sehen, wie sie durch v. Below im sechsten Abschnitt (S. 63—84) dargelegt werden. Denn selbst was Männer wie Gustav Freytag, Riehl, Burckhardt auf dem Gebiete der kulturhistorischen Schilderung und Charakterisierung im einzelnen Großes geleistet haben, es hält den Vergleich mit Lamprechts Gesamtwerk nicht aus. Gewiß, ihre einzelnen Werke mögen den Darbietungen Lamprechts überlegen sein; denn jene Männer haben, wie sie ja Dichter, Künstler, Kunstgelehrte waren, historische Kunstwerke geschaffen. Lamprechts historiographisches Hauptverdienst bleibt die Konzeption einer großen Idee, die Prägung des Begriffes der Kulturzeitalter, die er in der deutschen Geschichte nachgewiesen zu haben glaubte und in der Universalgeschichte auffinden zu können vermeinte. Und mag ihn jener Glaube getäuscht, mag ihn diese Meinung irregeführt haben, mag der Begriff der Kulturzeitalter zum Schlagwort geworden, mag er in der Anwendung scholastisch erstarrt, in der Durchführung bedenklich mechanisiert worden sein: diesen Begriff gefaßt und damit die Grundlegung der Geschichte als einer exakten Wissenschaft erfaßt und erstrebt zu haben, dies war etwas Besonderes, Neues. Darum darf man wohl Bedenken tragen, Treitschke nach der Weise v. Belows unbedingt über Lamprecht zu stellen. Treitschke wandelt mit neuer Kraft in alten Bahnen; was Schlosser in der ersten, vollbringt Treitschke mit größerer Meisterschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; er ist der begnadete Darsteller erschauter Geschichte, ein Herodot neuerer Prägung, ein

Digitized by Google

historischer Künstler ersten Ranges. Lamprecht ist ihm gegenüber der Nurwissenschaftler; und wenn man auch für ihn alte Wege sucht, die er mit neuen Zielen begeht, so würde man vielleicht auf die Straße Hegels gelangen, auf der auch Ranke gar manchmal und für entscheidende Partien seiner Werke betroffen wurde: klingt es da nicht von Ideen, von Tendenzen, von der „Mär der Weltgeschichte“? Ist diese „Mär“ dem Historiker etwas anderes als dem Scholastiker die summa theologiae? Ist der Versuch, diese Mär aufzufinden, nicht das in ein schlicht-bescheidenes Wort gefaßte Bemühen, die Formel für Weltgeschehen und Menschenschicksal zu finden?

Lamprecht ist neuzeitlicher Historiker, spezifischer Geschichtswissenschaftler. Er war beseelt vom Drange der Wahrheit; er wollte die letzten Dinge ergreifen, den Geist erfassen, der in den Erscheinungen und Vorgängen des Daseins beschlossen liegt, in ihrer Entwicklung sichtbar wird. Er begnügte sich nicht mit dem Anschauen eines reichen, lebendigen Daseins und mit der Freude des Künstlers, die sich in der Wiedergabe des Geschauten befriedigt fühlt. Seine Gaben waren andere: analytisches Denken und Formung abstrakter Gedanken. Darin liegt das fast tragisch Anmutende seiner Gestalt: es ist wahrhaftig ein schweres Werk, die empirischen Geschehnisse in logische Notwendigkeiten umzuformen; und es wird eine schwere Last, wenn der, dem es annähernd gelungen zu sein scheint, vielleicht hier und da erkennen zu müssen glaubt, daß er statt des Brotes der Gedanken die Steine scholastischer Formeln gewonnen. Aber trotz alledem neigen wir uns in Ehrfurcht auch vor diesem Manne; denn an ihm wird, sollte man auch all seinem Forschen und Denken zweifelnd gegenüberstehen, die Wahrheit des Wortes offenbart: es bedeutet viel, das Große angestrebt zu haben.

Indem wir Lamprechts Namen nennen, rühren wir zugleich wieder an die beiden Punkte, um welche sich der geschichtsmethodologische Streit im letzten Menschenalter vielfach gedreht hat: Lamprecht war der bemerkenswerteste Wortführer der kulturhistorischen Methode, und er hatte als Forscher auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte mit einer bedeutsamen Monographie begonnen. Während aber die Wissenschaft mit den auf kulturhistorische Methode wie auf materialistisch-ökonomische Geschichtsauffassung bezüglichen Fragenkomplexen längst fertig ist, gibt es allerdings noch jetzt recht viele Leute, die von einem neu erschienenen Buche nichts Besseres lobend zu sagen wissen als, es „berücksichtige auch das Kulturgeschichtliche“. Selten haben sich Ahnungslosigkeit und mangelhaftes Unterscheidungsvermögen oder logische Unzulänglichkeit inniger zu einer wuchtig hingepflanzten Torheit verschmolzen als in diesem Wort. Ahnungslosigkeit oder genauer: erstaunliche Unwissenheit. Denn es gibt schlechterdings im ganzen 19. Jahrhundert keinen Historiker, der das Kulturgeschichtliche *nicht* berücksichtigt hätte, wenn es ihm auf die Schilderung der Breite des Lebens ankam; und gar für die Behandlung der antiken Geschichte hat das sogenannte Kulturgeschichtliche immer im Vordergrunde gestanden. Nichts ist natürlicher, denn die Geschichte als Darstellung

Digitized by Google

des Bedeutsamen entfaltet sich auf dem Untergrunde des Alltäglichen; und dieses Alltägliche muß für zurückliegende Zeitläufte als ganz anders geartet gründlichst geschildert werden, während der Zeitgeschichtschreiber davon absehen kann: denn das Alltägliche umgibt ihn wie seine Leser, und nur das Bedeutsame kommt in Frage. Überdem ist die Kulturgeschichte als solche von Wachsmuth und Klemm bis zu Steinhausen und der Hartmannschen Weltgeschichte hin reichlichst behandelt worden. Darauf kam es auch bei jenem Streite gar nicht an, ob Kulturgeschichte zu schreiben oder, ganz zahm ausgedrückt, „Kulturgeschichtliches zu berücksichtigen" sei, sondern die Frage hatte sich letzten Endes dahin zugespitzt, ob Geschichte zuerst politische, oder ob sie vor allem Kulturgeschichte sei, ob sie unter dem wichtigsten kulturhistorischen, d. h. dem staatspolitischen Gesichtspunkte oder nach kulturhistorischer Methode schlechthin geschrieben werden solle. Seine besondere Färbung erhielt der Streit durch die verschiedene Parteizugehörigkeit der Streitenden. Schon der Mann, dem man gewöhnlich die Ehre antut, ihn für den Vater der Kulturhistorie anzusehen, schon Voltaire ist der Typus des humanen Liberalen und hat durchaus eben als solcher von der Kulturgeschichte mehr geredet als *Kulturgeschichte geschrieben*. Gut bürgerlich, ereiferte er sich über Kriege und Schlachten, spottete er über eine Geschichte, die nur von Königen und Feldherren, ränkesüchtigen Staatsmännern und herrschsüchtigen Priestern zu berichten wisse. Ein rechter Aufklärer, der stark verblasene Gefühle hegte (nur Ruhm- und Habsucht, Eitelkeit, Neid und Rachsucht waren bei ihm noch echt!), sieht er in den Religionskriegen bedauernswerte Verirrungen menschlicher Torheit, in Karl dem Großen einen Räuberhauptmann. Nichtsdestoweniger verherrlicht er als Dichter wie als Geschichtschreiber Könige und Helden (Heinrich IV., Karl XII.); sein Zeitalter Ludwigs XIV. weicht von der üblichen Geschichtschreibung der Haupt- und Staatsaktionen nicht merklich ab, und sein essai sur les moeurs wird am besten als zivilisationstrunkene Kulturphilosophie bezeichnet. Daß Buckle ihn über alles lobte, Brandes ihm neuerdings eine Biographie widmete, charakterisiert unter wechselseitiger Erhellung den Gelobten wie die Lobenden. Voltaire ist der große Schriftsteller, der Geschichte macht, wenn auch nur in einer alles auflösenden Aufklärungszeit; Geschichte zu schreiben, dazu fehlen ihm die notwendigen Stücke: Ehrfurcht vor der Vergangenheit und gelehrtes Eindringen in Vorgänge, Geist und Leben vergangener Zeiten. Der zivilisationsfrohe Fortschrittsmann kann kein rechter Historiker sein.

Wie wir in der Auffassung der kulturgeschichtlichen Methode mit v. Below im ganzen übereinstimmen, nur in der Einschätzung Voltaires merklich von ihm abweichen, so folgen wir ihm uneingeschränkt in der Beurteilung der anderen Frage, nämlich der sogenannten ökonomischen Geschichtsauffassung, mit der sich v. Below in der oben angeführten Beigabe (S. 161—194) besonders auseinandersetzt. Er erörtert dort, unter Berufung auf die Arbeiten von Andreas und Paul Voigt, in glücklicher Beweisführung, daß von Raumer Georg Wilhelm (seiner Zeit der Leiter der preußischen Archivverwaltung) die ökonomische Geschichts-

Digitized by Google

auffassung nicht bloß vor Marx, sondern auch erheblich klarer als dieser vertreten habe; er sei eben auf dem Wege geschichtlicher Forschung und aus der unbefangenen Betrachtung der historischen Vorgänge heraus zu der natürlich erwachsenden Ansicht gelangt, daß wirtschaftliche Verhältnisse das alltägliche Leben durchsetzen und bedingen, daß sie vielfach die Voraussetzungen für soziale Schichtung oder soziologische Differenzierung bilden, und daß sie dementsprechend gar nicht verfehlen können, einen starken, allerdings nur in seinen letzten Auswirkungen offen zutage tretenden Einfluß auszuüben. Während aber Raumer seinen Satz in geschichtlicher Beweisführung erhärtet, oder besser, während seine Forschungen diese These als Grundauffassung hervortreiben, stellt Marx dieselbe Ansicht als kühne Behauptung auf; und sein Beweis ruht nicht auf wissenschaftlichen Darlegungen, sondern er ist vornehmlich darin gegeben, daß die zwar notwendig eintretenden, aber doch hassenswerten Folgen der wirtschaftlichen Ungleichheit als ein wohlberechnetes System ausbeuterischer Machtgier hingestellt werden, und zwar vor solchen, denen grüngelber Neid und die nimmersatte Begehrlichkeit jede derartige Behauptung bewiesen erscheinen lassen.

Raumers diesen Gegenstand betreffende Ausführungen stehen übrigens keineswegs vereinzelt da; eine große Anzahl von Lokal- u. Territorialhistorikern haben — dem ist v. Belows fernerer Nachweis gewidmet — wirtschaftsgeschichtliche Vorgänge und Verhältnisse mindestens in ihrer Bedeutsamkeit durchaus richtig erkannt und geschildert; und Nationalökonomen wie Roscher und Knies konnten bei tiefer gehender historischer Begründung der wichtigsten Kapitel ihres Lehrgebietes wohl nicht anders als ökonomiegeschichtliche Verknüpfungen und Beziehungen im Leben der Vergangenheit wahrnehmen. Bei so reicher Entfaltung einer mannigfaltigen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bei dem Vorhandensein so klarer theoretischer Einsicht in den fraglichen Interessenkreis, wie sie bei Georg Wilhelm von Raumer vorliegt, kann man sich füglich nur wundern, daß die Verfasser des Kommunistischen Manifestes von 1848, Marx und Engels, so gar nichts von daher rührender Beeinflussung zeigen. Es ist das eben nur wieder ein Beweis dafür, daß sie von wahrhaft wissenschaftlichem Streben, dem es allein auf die klare Erkenntnis der Sache und der Sachlage ankommt, weit entfernt waren, daß es ihnen nur auf Behauptungen ankam, die, je dreister ausgesprochen, von Scheelsucht und haßerfüllter Habgier desto leichter als bewiesen angesehen wurden. Ja, zur Ehre der beiden Männer muß man sogar annehmen, daß sie, dem Ausländischen nachlaufend, nichts von den betreffenden deutschen Schriften wußten oder kannten; andernfalls würden sie wissentlich Falsches verkündet haben.

Um so merkwürdiger mutet es an, „daß Verwandtschaften zwischen dem ‚Manifest' und den romantischen Schriften bestehen" (S. 190), allerdings nur unter dem allgemeinen Gesichtspunkt des dem „Bourgeois" gewidmeten Hasses, der den Romantiker erfüllt, weil „die Bourgeoisie die feudalen, patriarchalischen Verhältnisse zerstört hat"

Digitized by Google

den Manifest-Gläubigen aber, weil er in dem „Bourgeois" das Haupthindernis für die Heraufführung seines kommunistischen Idealstaates sieht.

Nirgends finden wir so deutlich wie hier den Todfeind aller Geschichtswissenschaft am Werke: ihre uneingeschränkte, unverantwortliche Ausbeutung durch Leute, denen der gesamte geschichtliche Prozeß nur als ein fortlaufender Akt der Ungerechtigkeit erscheint, als Ausbeutung der vielen wirtschaftlich Schwachen und politisch Abhängigen durch die wenigen Reichen und Machthaber. Und nirgends empfinden wir so deutlich wie hier die Größe der Aufgaben, welche der Geschichtswissenschaft erwachsen und gestellt sind. v. Below hat diese Aufgaben im Zusammenhang mit den derzeitigen Leistungen im achten Abschnitt behandelt, mit dem er sein löbliches, vortreffliches Werk zum Abschluß bringt. Auch wir dürfen dem damit berührten Hauptanliegen nicht ausweichen, um so weniger, als wir geneigt sind, den Aufgabenkreis des Historikers unter dem wichtigen Gesichtspunkt des Zeitgeschichtlichen zu erweitern. Des rechten Historikers harrt die Geschichte des Weltkrieges, vor allem die Geschichte seines Ursprunges und seines Ausganges. Es ist unsere Pflicht, die Wahrheit ans Licht zu bringen und die Kriegsschuldlüge mit allem Eifer zu tilgen; es ist unsere Pflicht, das „alte System" in seiner historischen Bedingtheit zu verstehen, aber auch in seinem guten Recht anzuerkennen. Wir müssen überhaupt immer mehr zu würdigen wissen „die Systeme", d. h. das innige Verbundensein aller Umstände, Tendenzen und Belange, welche ein Zeitalter charakterisieren. Wir wollen uns der großen Männer freuen, aber nie vergessen, daß sie Kinder ihrer Zeit sind, daß sie bestenfalls als deren Vertreter, als Verkörperung der Zeit gelten können.

Wir fassen die Geschichte als die Summe wertvollster Überlieferungen auf, die uns von strebsamen und treuen Vorfahren übermacht sind; und wir fühlen uns berufen, sie vor den täppischen Händen derer zu schützen, die sie parteipolitisch oder gar demagogisch verhetzend ausbeuten wollen: sonst wird sie kein Spiegel vergangenen Lebens, sondern ein Zerrbild sein. Wir aber dürfen sie nicht in willkürlichem Beginnen vergewaltigen lassen, sondern wir sollen uns in treuer Hingebung unter ihre Gewalt stellen, aus ihr lernen. Historia magistra vitae ist wohl das rechte Wort, wenn der Lehrerin nur die rechten Schüler zu Füßen sitzen, die nicht superklug und vorteilheischend erwarten, daß ihnen Geschichtskunde die rechten Wege der Lebensführung und Menschenbehandlung erwerben und geben werde, sondern die sich genügen lassen an der einen großen Erkenntnis, daß ein Geschick über uns waltet, hier wohl einmal in leichten Zufällen mit uns spielend, dort in festgefügten Bildungen Glück oder Unglück verhängend.

Digitized by Google

Neuere reformationsgeschichtliche Forschungen.

I.

Das Archiv für Reformationsgeschichte hat 1923 seinen 20. Jahrgang vollendet und bei dieser Gelegenheit ein Inhaltsverzeichnis über die bisher veröffentlichten Bände gebracht. Bekanntlich hat der Herausgeber Friedensburg von Anfang an weniger danach gestrebt, größere zusammenhängende Abhandlungen allgemeiner Natur aufzunehmen, wie das die Historische Zeitschrift beliebt, sondern unsere quellenmäßige Kenntnis des 16. Jahrhunderts zu erweitern. Deshalb überwiegen im „Archiv" die Veröffentlichungen ungedruckten Materials und Aufsätze, welche entweder einzelnen Gegenden oder einzelnen Personen gewidmet sind. Hat daher das „Archiv" nicht eine überraschend neue Auffassung der Reformationsgeschichte oder wichtiger Fragen begründet, so ist es an kleinen, für sich allein unscheinbaren, für das Gesamte aber unentbehrlichen Bausteinen um so reicher. Aber sie können erst durch ein solches Register, wie es jetzt Friedensburg für die ersten 20 Bände bietet, nutzbar gemacht werden. Enthält dasselbe doch in seinem systematischen Teil vor allem alphabetisch angeordnete Verzeichnisse der Personen und Orte, welchen Aufsätze gewidmet worden sind, sowie ein chronologisches Verzeichnis sämtlicher abgedruckter Quellenstücke!

Von den einzelnen Abhandlungen der letzten Jahrgänge können hier nur wenige besprochen werden. Seit Grisar die These aufgestellt hat, Luthers Abfall von der Observanz hätte seine Charakterentwicklung ungünstig beeinflußt und schließlich zu seinem Bruche mit der Kirche geführt, ist diesem früher recht wenig beachteten Ereignisse größere Aufmerksamkeit geschenkt worden. So hat Hch. Böhmer in „Luthers Romfahrt" (1914) die Streitigkeiten, welche Luther zunächst nach Italien führten und dann veranlaßten, sich im Gegensatze zu seinen Auftraggebern Staupitz anzuschließen, eingehend behandelt und im Zusammenhang damit den von Grisar behaupteten Gegensatz zwischen einer regeleifrigeren und einer freiheitlicheren Partei, welch letzterer Luther beigetreten wäre, zurückgewiesen. Alfons Müller[1]) setzt diese Studien fort. Sein Artikel bietet schon rein quellenkritisch Interesse: während noch Böhmer als zuverlässigste Grundlage das Manualregister des Augustinergenerals Egidius von Viterbo betrachtete, weist Müller ungenaue sachliche Angaben und falsche Datierungen nach, welche unerklärlich wären, wenn die Einträge regelmäßig nach den ein- und ausgehenden Schreiben erfolgt wären. Bedeutsamer ist der Inhalt von Müllers Forschungsergebnissen. Böhmer hatte Staupitz' Plan, 25 noch nicht reformierte Klöster an die Augustinerkongregation anzugliedern, teils auf Egidius von Viterbo, mit dem er sich darum in „Luthers Romfahrt" eingehend beschäftigte, teils auf Staupitz' Wunsch zurückgeführt, den Reformgedanken der Observanz

[1]) „Der Augustinerobservantismus und die Kritik und Psychologie Luthers" (= Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 18, 1 ff.).

Digitized by Google

weiter auszudehnen; den Widerstand der sieben Observanzklöster, die Luther zwecks Protestes nach Rom schickten, nannte er kurzsichtig. Durch Müller erscheint Staupitz in einem ganz neuen Lichte: Triebfeder seines keineswegs konsequenten Handelns war persönlicher Ehrgeiz, verbunden mit beschämenden Niederlagen. Dagegen läßt Müller Luthers Parteiwechsel aus Achtung vor seiner Gehorsamspflicht entspringen. — Wie andere Arbeiten Löſches verrät auch sein unten angeführter Artikel [1]) den Bienenfleiß dieses Gelehrten. Derselbe gab die niederösterreichische Kirchenordnung von 1571, die Vorschriften von Steyr i. O. aus dem späteren 16. und beginnenden 17. Jahrhundert und die zwar längst, namentlich durch Loserths Forschungen, bekannte, aber wegen ihres großen Umfangs noch ungedruckte Kirchenordnung für Steiermark, Kärnten und Krain mit sorgfältigen Erläuterungen und Literaturangaben heraus. Außerdem verzeichnet er einleitungsweise die schon gedruckten Ordnungen, ebenfalls mit genauen bibliographischen Notizen. Da diese Ordnungen sich auf alle Zweige des religiösen Lebens, sowohl die Glaubenslehren als die kirchliche Verwaltung, erstrecken, interessieren sie ebensosehr den Theologen wie den Historiker und Kanonisten. — Kalkoffs Artikel [2]) ist offenbar eine Vorarbeit zu seinem Buche über den „Wormser Reichstag“ (siehe „Mitteilungen“ 51, 69). Sein Urteil ist durch die Tatsache bestimmt, daß Schiner Mitarbeiter am Wormser Edikt und letzteres für Kalkoff eine betrügerische Handlung war. Es weicht ebensosehr von Büchis Meinung ab, welcher in Schiner zwar einen rastlosen Politiker, aber zugleich einen national gesinnten Schweizer und ernsten kirchlichen Reformer erblickte, wie von verschiedenen Gelehrten, die ihn zu einem zeitweiligen Anhänger Luthers und Zwinglis gemacht und ihm einen späteren Gesinnungswechsel vorgeworfen haben. Nun hat Schiner gewiß in der kurzen Zeit, als er sich den bischöflichen Verwaltungsgeschäften widmete, nichts Durchgreifendes geschaffen und bei seinen Plänen, die Kurie zu reformieren, sprachen politische Erwägungen stark mit. Auch besaß Schiner keine tieferen religiösen Sachkenntnisse. Anderseits urteilte Kalkoff noch ohne die umfangreichen Schinerkorrespondenzen, aus welchen Büchi schöpfen konnte. Und die gehäuften Schlagwörter wie „Bandenführer im geistlichen Gewande“, „skrupellose Verschlagenheit“, „zynische Selbstsucht“ usw. sind ebenso verfehlt wie der Vergleich Schiners mit Christian von Halberstadt im 30jährigen Kriege. — Der Artikel von K. Schornbaum [3]), welcher hauptsächlich auf den Ansbachischen Religionsakten und den Nürnberger Ratsverlässen beruht, ist wohl gleich anderen Studien Schornbaums, z. B. über die Ansbacher Synode (s. Beiträge zur bayrischen Kirchengeschichte, Bd. 27), eine Vorarbeit zu einem größeren Werke über die fränkische Kirchengeschichte des späteren 16. Jahrhunderts. Schorn-

[1]) Die reformatorischen Kirchenordnungen Ober- und Inneröſterreichs (= Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 17, 209 ff., 277 ff.; Bd. 18, 35 ff., 121 ff.).
[2]) Kardinal Schiner (= Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 18, 81 ff.).
[3]) Die brandenburgisch-nürnbergische norma doctrinae von 1573 (= Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 19, 161 ff.; Bd. 20, 5 ff. und 102 ff.).

Digitized by Google

baum zeigt die Streitigkeiten unter den Nürnberger Predigern, das Streben des Stadtrats, die Gegensätze zu mildern oder wenigstens zu verbergen, das Anlehnungsbedürfnis an die benachbarte brandenburgische Regierung und den von Georg Karg ausgegangenen, zunächst in der Markgrafschaft und dann auch in Nürnberg ausgeführten Gedanken, zu den Schriften des in Kursachsen gültigen corpus doctrinae Philippicum noch einige strenger lutherische hinzuzufügen, welche mit jenen gemeinsam die Lehrnorm in beiden, einst schon durch die Kirchenordnung von 1533 eng verbundenen Gebieten bilden sollten. Außer der Kleinlichkeit der dogmatischen Auseinandersetzungen, in welche offenbar auch persönliche Beweggründe stark hineinspielten, ist der Mangel überragender Charaktere unter den Melanchthonianern wie unter den Lutheranern Nürnbergs bemerkenswert. Bezeichnend ist auch gerade angesichts der behutsamen Religionspolitik des Rates die starke Abneigung gegen Flacius, während selbst gegen die Anhänger Schwenckfelds Milde geübt wurde. — Auch K. Bauers Arbeit [1]) fußt vielfach auf ungedrucktem Material, obgleich ältere wie neuere Sammler schon einen reichen Stoff zugänglich gemacht haben und sich Bauer weniger um neue Einzelheiten als um eine veränderte Gesamtauffassung kümmerte. In Frankfurt a. M. sind ähnlich wie in Straßburg und an vielen anderen Orten während des späteren 16. Jahrhunderts die strengen Lutheraner durchgedrungen und haben die geschichtlichen Anschauungen beeinflußt. Zunächst gilt dies vom „Evangelischen Denkmal der Stadt Frankfurt a. M.", welches zum 200. Jubiläum der dortigen Reformation der Sproß einer in Frankfurt ansässigen Theologenfamilie, Joh. Balthasar Ritter, „aus bewährten schriftlichen Dokumenten und anderen Urkunden", d. h. hauptsächlich aus dem Nachlaß seines Vorfahren Matthias Ritter, eines Freundes von Flacius, herausgab. Aber auch spätere Forscher wie Steitz und Dechent haben einen ähnlichen Standpunkt festgehalten; hat doch jener vor allem Hartmann Beyer, dem lutherischen Heißsporn unter den Frankfurter Predigern, eine ausführliche Biographie gewidmet. Von solchen Grundansichten aus ist Poullain, der 1554 für sich und vertriebene wallonische Familien vom Frankfurter Magistrat Bürgerrecht und eine Kirche begehrte, der Lüge beschuldigt worden. Denn weil er das Aufnahmegesuch auf die Behauptung gestützt hat „wir sind eurer Religion", warfen ihm schon die zeitgenössischen Lutheraner vor, daß er als Zwinglianer den lutherischen Charakter der Frankfurter Kirche mißachtet hätte. Dieser Anklage tritt Bauer durch eine ausführliche Schilderung der Frankfurter Reformation entgegen; er will zeigen, daß sie von Haus aus kein lutherisches, sondern ein unionistisches Gepräge getragen und deshalb Poullain durchaus mit Recht die Übereinstimmung zwischen seiner eigenen und der ortsüblichen Lehranschauung geltend gemacht habe. Als Beweisgründe dienen ihm die Tatsachen, daß streng lutherische Bekenntnisschriften wie die schmal-

[1]) Bekenntnisstand der Reichsstadt Frankfurt a. M. (Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 19, 194ff.; Bd. 20, 127ff.; Bd. 21, 1ff., 206ff.).

Digitized by Google

kaldischen Artikel in Frankfurt keinen Boden fanden und daß den wirklich angenommenen Glaubensbekenntnissen, soweit sie später als antiunionistisch ausgelegt worden, ursprünglich in Frankfurt dieser Sinn nicht beigelegt wurde. — Endlich erwähnen wir noch Irmgard von Schuberts Abhandlung[1]). Gegen Troeltsch, welcher zwischen Personal- und Berufsethik scheidet, betont die Verfasserin die Einheitlichkeit aller von Luther an das zeitgenössische Wirtschaftsleben angelegten Maßstäbe.

Von den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte erschien 1923 und 1924 jährlich nur ein Heft. Hans Haußherr schilderte Calvins politische Anschauungen in einer von der herrschenden Auffassung vielfach abweichenden Weise[2]). Während es üblich ist, Luther als den Propheten des leidenden Gehorsams und Calvin als Vertreter des Widerstandsrechts der Untertanen hinzustellen und von dieser Kontrastierung aus den Calvinismus für politisch gesünder und staatsmännisch fruchtbarer als das Luthertum zu halten, betont Haußherr, daß im Mittelpunkt der Gedankenwelt Calvins Gott als souveräner Herrscher steht, alle irdische Obrigkeit auf göttlichem Auftrage beruht und deshalb der Obrigkeit widerstreben Gott widerstreben heißt. Mit anderen Worten: der allgemein behauptete Gegensatz zwischen Calvin und Luther ist nach Haußherr nicht vorhanden; vielmehr folgt jener diesem in der Ablehnung des scholastischen Standpunktes, daß die menschliche Vernunft, weil ebenfalls ein Ausfluß des göttlichen Willens, notwendig und überall mit diesem übereinstimmen müßte. Was also bei Calvin originell ist, wäre nach Haußherr nicht die grundsätzliche Staatsauffassung, sondern die praktische Gestaltung zunächst in Genf selbst und der Einfluß dieser auf Calvins weitere Erwägungen. Bemerkenswert ist, daß diese Ansicht sich großenteils mit den Forschungsergebnissen deckt, welche H. v. Schubert in seinem Calvinaufsatz in den „Meistern der Politik" niedergelegt hat. — Smends Schrift[3]) war eine Festgabe zum 400jährigen Jubiläum des ersten lutherischen Gesangbuchs. Sie enthält keine neuen eigenen Forschungen und nimmt auch zu den mannigfachen Streitfragen, welche sich an die Lutherlieder gerade neuerdings anknüpfen, nur gelegentlich Stellung; sie lehnt z. B. Spittas Hypothese von der Entstehungszeit ab. Vielmehr würdigt Smend auf Grund einer eingehenden Kenntnis und eines tiefen Verständnisses nicht nur auf historischem, sondern auf dem ganzen liturgischen und musikalischen Gebiete der verschiedenen Epochen die Bedeutung der Lutherlieder für die gesamte neuzeitliche Kulturgeschichte, namentlich für den heutigen Protestantismus, und charakterisiert erst innerhalb dieses Rahmens die Gesangbücher von 1524 nebst ihren einzelnen Bestandteilen.

[1]) Wirtschaftsethische Entscheidungen Luthers (Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 21, 49 ff.).

[2]) Der Staat in Calvins Gedankenwelt (Nr. 136), 73 S. Leipzig, Eger & Sievers, 1923.

[3]) Das evangelische Lied von 1524 (Nr. 137), ebenda 1924.

Digitized by Google

Die Veröffentlichungen der Luthergesellschaft beanspruchen nicht das gleiche Interesse der Gelehrtenkreise wie die Publikationen des Vereins für Reformationsgeschichte, enthalten aber doch ebenfalls manches Beachtliche. So umfaßt das „Lutherjahrbuch" von 1923 drei bemerkenswerte Aufsätze. Namentlich würdigt G. Röthe[1]) die Gesamtleistung der lutherischen Übersetzung des neuen Testaments vom sprachgeschichtlichen wie vom kulturhistorischen Standpunkte aus in anregender und feinsinniger Weise. Kalkoffs[2]) Artikel bietet dem Kenner seiner Huttenbücher nichts Neues. Da diese jedoch mit vielen Einzelheiten belastet sind, welche an sich höchst interessant, den Leser immer wieder vom Hauptthema abziehen und hierdurch den Überblick erschweren, ist zu begrüßen, daß Kalkoff im Lutherjahrbuch seine Ergebnisse nochmals zusammengefaßt hat. Mit ihnen steht die Arbeit von Hedwig Delekat[3]) in merkwürdigem Gegensatz. Sie entstand 1918 noch vor Kalkoffs Huttenbüchern ursprünglich als Berliner Dissertation und atmet noch ganz den alten romantischen Geist. Im Vordergrunde steht nicht Huttens Umwelt oder der von ihm und auf ihn geübte Einfluß, sondern Huttens eigene Schriftstellerei. Ihr aufmerksames Studium bildet die Grundlage, auf welcher sich nicht nur die biographischen Schilderungen, sondern auch die Werturteile aufbauen, während Kalkoff die Analyse von Huttens Werken hinter seine einzigartigen sachlichen und persönlichen allgemeingeschichtlichen Spezialkenntnisse zurückschiebt, die nur ein jahrzehntelang dem quellenmäßigen Studium der Zeit von 1517 bis 1524 gewidmetes Forscherleben gewinnen konnte. Doch ist bei allen Meinungsverschiedenheiten von Kalkoff und Frau Delekat beiden die Überzeugung gemeinsam, daß Hutten den Neukarsthans nicht geschrieben hat. — Im nächsten Jahrgang vergegenwärtigt W. Stolze[4]) einem breiteren Leserkreise, daß und warum durch den seit 1400 in den mittelalterlichen Lehnsstaat eindringenden neuen Geist die alten Ständeunterschiede zwar nicht geändert wurden, aber einen neuen Inhalt gewannen und wie dieser Umwandlungsprozeß Lage und Stimmung der Bauern beeinflußte.

Auch die beiden Unternehmen des katholischen Verlags von Aschendorff in Münster sind während der letzten Jahre weiter gediehen. Von den reformationsgeschichtlichen Studien und Texten erschienen 1925 zwei Doppelhefte. Im ersten (43/44) behandelte K. Ried den Eichstätter Bischof Moritz von Hutten[5]). Es wäre erwünscht gewesen, wenn er mit seinen Forschungen etwa

[1]) Luthers Septemberbibel: im Lutherjahrbuch 5, 1ff.

[2]) Der geschichtliche Ulrich von Hutten in seinem Verhältnis zu Luther, ebenda 5, 22ff.

[3]) Ulrich von Huttens Charakter und Bedeutung im Lichte seiner Entwicklung, ebenda 5, 56ff.

[4]) Die Lage des deutschen Bauernstandes im Zeitalter des Bauernkrieges, ebenda 6, 38ff.

[5]) Moritz von Hutten, Fürstbischof von Eichstätt (1539—1557) [sic!] und die Glaubensspaltung. Auf Grund archivalischer Quellen, XII und 197 S., 1925.

Digitized by Google

ein Jahrzehnt früher eingesetzt und zunächst die Regierungen der vorhergehenden Bischöfe Gabriel von Eyb und Christof von Pappenheim dargestellt hätte. Denn als Moritz seine Herrschaft anfing, befand sich die Entwicklung schon im Flusse und Ried ist genötigt, die wichtigsten Begebenheiten unter seinen Vorgängern in der Einleitung kursorisch zusammenzufassen, weil sonst seine Schilderung ganz in der Luft schweben würde. Offenbar hat ihn die Persönlichkeit des Moritz von Hutten biographisch gereizt. Einmal war sein Wirken zwar in vielen Büchern gelegentlich gestreift, niemals aber zum Gegenstand einer eigenen ausführlichen Arbeit gemacht worden; zweitens gehörte er zu den tüchtigsten Bischöfen jener Zeit. Freilich gewinnt man gerade aus Rieds Schrift den Eindruck, daß seiner Tätigkeit nur enge Grenzen gesteckt waren. Die Auseinandersetzungen mit den evangelisch gewordenen Nachbarn, deren Gebiete teilweise zur Diözese Eichstätt gehörten, und mit den Klerikern hohen und niederen Grades, die den ernstesten Reformbestrebungen heftig und hartnäckig widerstrebten, erschöpften die Arbeitskraft des Bischofs, ohne daß er nachhaltigen Erfolg hatte, und nehmen auch in Rieds Darstellung den breitesten Raum ein. Seine Vorliebe gehört natürlich dem Bischof, und im Vorgehen der evangelischen Stände gegen einzelne katholische Einrichtungen, Anstalten und Gebräuche sieht Ried unberechtigte Gewaltakte. Doch teilt er manche, auch über die Eichstätter Bistumsgeschichte hinaus interessante Züge mit. So ist bemerkenswert, daß sich das Verhältnis des Bischofs zum Pfalzgrafen Ottheinrich anders gestaltete wie zum Markgrafen von Ansbach oder zur Stadt Nürnberg und daß die politischen Beziehungen von den kirchlichen Gegensätzen oft auffallend wenig beeinflußt wurden. — Im anderen Doppelhefte (45/46) beschäftigt sich Hans Förster[1]) mit der Kölner Provinzialsynode von 1549, ihren Vorbereitungen und Nachwirkungen. Dem Erzbischof tut er meines Erachtens persönlich zu viel Ehre an. Gewiß war Adolf gut katholisch und gerade deshalb gegen den evangelischen Vorgänger Hermann von Wied seitens der Partei Gropper auf den Schild erhoben worden. Aber ich hatte bei den Vorstudien zu meiner Monographie über Kurköln nicht den Eindruck, als ob man dabei Adolf eine große eigene Initiative und Energie zuschreiben dürfte, sondern ich habe ihn mehr für ein Werkzeug der Billick und Gropper gehalten. Was Förster beibringt, reicht nicht hin, diese Auffassung zu erschüttern. Freilich ist hervorzuheben, daß gerade Quellen, welche uns nach dieser Richtung Aufschluß geben sollten, z. B. die Domkapitelprotokolle entweder nur fragmentarisch erhalten sind oder inhaltlich versagen, daß wir also über Adolfs Regierung schlechter unterrichtet sind wie über die späteren Erzbischöfe. Jedoch abgesehen von dieser persönlichen Bewertung Adolfs, der ich nicht beistimmen kann, bietet Försters Schrift manche recht beachtliche Ausführungen. Namentlich begrüße ich, daß zum ersten Male die Vorschriften einer

[1]) Reformbestrebungen Adolfs III. von Schaumburg (1547—56) in der Kölner Kirchenprovinz. 1925.

Digitized by Google

der Provinzial- und Diözesansynoden, die sich an den Augsburger Reichstag von 1547/48 und die dortige kirchliche Gesetzgebung Karls V. anschlossen, systematisch dargestellt sind und daß dabei nicht bloß ein Kommentar zu den einzelnen Bestimmungen geboten, sondern auch ihre Entstehung und Durchberatung berücksichtigt wird. So ist Försters Buch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der gesamtdeutschen katholischen Reformation überhaupt. Natürlich behandelt Förster auch häufig die Beziehungen des Erzbischofs zu den geistlichen und weltlichen Nachbarn, besonders zu Jülich. Seine Schilderungen verändern das Gesamtbild nicht wesentlich, bereichern es aber durch manchen bisher unbekannten Einzelzug.

Vom Corpus Catholicorum liegen ebenfalls mehrere neue Hefte vor. Zunächst erwähne ich die mir erst nachträglich zugegangenen Schriften Emsers, welche an die Leipziger Disputation [1]) anknüpften und mit welchen der große Streit zwischen ihm und Luther begann. Es handelt sich erstens um Emsers Brief an den Prager Bistumsverweser, der formell Luther gegen den Vorwurf der hussitischen Ketzerei verteidigte, wohl um die Böhmen vom Eintreten für die lutherische Sache zurückzuhalten, der aber hierbei Luther als Unruhestifter und Wirrkopf bloßzustellen suchte, und zweitens um Emsers „Antwort auf Luthers verrückte Jagd", d. h. auf Luthers Polemik gegen den ersterwähnten Brief. Während die Streitschriften des Jahres 1521 mustergültig von Enders in den „Neudrucken" veröffentlicht sind, fehlte bisher eine handliche Textausgabe der beiden früheren Emserschriften aus dem Jahre 1519, so daß Thurnhofers Publikation willkommen ist. Ihre biographische Einleitung beruht im wesentlichen auf Kawerau. — Die Streitschriften des Bartholomaeus Latomus führen uns auf den Boden der Kölner Reformation Hermann von Wieds [2]). Latomus war nicht Theolog, sondern Jurist und sein Eingreifen in den Kampf um Köln, welches teils der Besorgnis vor dessen Ausdehnung auf die Trierer Diözese teils den früheren Beziehungen zwischen Latomus und Butzer entsprang, bildet an sich nur eine Episode im ganzen Drama. Man darf deshalb fragen, ob nicht bei dem großen Arbeitsgebiete des corpus catholicorum vorerst nur Schriften von Männern gebracht werden sollten, welche in der damaligen konfessionellen Polemik einen hervorragenderen Platz eingenommen haben. Entschließt sich aber die Gesellschaft einmal dazu, schon jetzt auch Autoren von geringerer Bedeutung zu berücksichtigen, so müßte meines Erachtens der gesamte Stoff vorgelegt werden. Die Streitliteratur entsprang nämlich aus einem Briefwechsel, der zunächst privater Natur war, infolge unbefugter Abschriften

[1]) Hieronymus Emser, de disputatione Lipsiensi, quantum ad Boëmos obiter deflexa est (1519). A. venatione Lutheriana aegocerotis assertio (1519) herausgegeben von Fr. X. Thurnhofer (= Corp. Cath. 4), III und 111 S. Münster, W. Aschendorff, 1921.

[2]) Bartholomaeus Latomus, Zwei Streitschriften gegen Martin Luther (1543—1545), herausgegeben von Leonh. Keil (= Corp. Cath. 8). XXIV und 167 S., ebenda 1924.

Digitized by Google

gedruckt wurde und dadurch weitere Auseinandersetzungen veranlaßte. Der Herausgeber Keil druckt aber von Butzer nur den ersten, die Erörterungen beginnenden Brief und seine vorläufige kurze Antwort auf Latomus' Gegenschreiben, nicht aber seine ausführlichere responsio altera et solida ab, deren Kenntnis bei der Lektüre der folgenden defensio des Latomus vorausgesetzt wird. So muß man sich, wenn man nicht zufällig einen alten Druck von Butzers responsio erreichen kann, mit dem Auszug bei Varrentrapp begnügen. Dankenswert ist, daß Keil in der biographischen Einleitung auch die sonstige Schriftstellerei des Latomus berücksichtigt und charakterisiert. — Die Veröffentlichung der Apologie des Priesterstandes durch den englischen Bischof John Fisher[1]) ist schon wegen der hervorragenden Persönlichkeit des Autors zu begrüßen. Fisher wurde durch Luthers Schrift „de abroganda missa privata" und durch die Wittenberger Gottesdienstreformen veranlaßt, die Notwendigkeit eines von den Laien abgesonderten Klerus im Widerspruch zur Lehre vom allgemeinen Priestertum zu verteidigen, nachdem er schon einmal literarisch gegen Luther aufgetreten war. Wenn der Herausgeber Keil in diesem Zusammenhange der Weimarischen Lutherausgabe vorwirft, Fishers Traktat nicht näher gewürdigt, ja nicht einmal erwähnt zu haben, so scheint mir dieser Tadel unberechtigt; denn Keil gibt selbst zu, daß Luther nicht geantwortet hat, und nur im entgegengesetzten Falle hätte die Weimarische Lutherausgabe Veranlassung gehabt, sich mit Fishers Schrift zu beschäftigen. — Auf Cajetans[2]) Schrift „Von der göttlichen Einsetzung des Papsttums" hatte der Herausgeber Lauchert schon in seinem Werke „Die italienischen literarischen Gegner Luthers" (1912) hingewiesen, ihren Inhalt genau analysiert und den Gedankenaufbau beschrieben. Trotzdem ist es erfreulich, daß dem Benutzer jetzt der Wortlaut in einer handlichen Ausgabe geboten wird. Denn obgleich Cajetan an keiner Stelle den Namen Luther erwähnt, so wendet er sich sachlich gegen dessen resolutio super propositione XIII. de potestate papae und, wie man das vom bedeutendsten Vorkämpfer des Kurialismus auf dem Laterankonzil nicht anders erwarten darf, wie ich das auch schon in meiner Quellenkunde hervorhob, zeichnet sich Cajetans Schrift durch scharfes Herausarbeiten der maßgebenden Streitpunkte aus. Auch geht Lauchert in der Einleitung auf verschiedene in seinem früheren Buche nicht berührte Gegenstände ein, z. B. auf Cajetans vorherige literarische Beschäftigung mit den gleichen Fragen und auf die benutzten literarischen Quellen.

Gustav Wolf.

[1]) Sacri sacerdotii defensio contra Lutherum (1525), herausgegeben von Kl. Schmeing (= Corp. Cath. 9). XXIII und 92 S., ebenda 1925.

[2]) Thomas de Vio Caietanus, O.Pr., de divina institutione pontificatus Romani pontificis (1521), herausgegeben von Fried. Lauchert (= Corp. Cath. 10). Ebenda 1925.

Digitized by Google

Zur Literatur über den Weltkrieg.

VIII.

Das von dem Generalleutnant Schwarte herausgegebene, auf umfassenden Forschungen beruhende, alle erreichbaren Quellen — auch die des Auslandes — heranziehende, trefflich ausgestattete Monumentalwerk nähert sich seinem Ende[1]). Die vorliegenden neuen Bände vereinigen in sich alle Vorzüge der früheren: einfache, klare, übersichtliche Gruppierung des unermeßlichen Stoffes und eine Darstellung, die ihn meist vollkommen durchdringt und beherrscht, die, ohne in ermüdenden Einzelheiten stecken zu bleiben, alle wesentlichen Momente der militärischen Geschehnisse nicht nur — auch die auf feindlicher Seite —, sondern auch die dabei mitspielenden politischen, wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Faktoren berücksichtigt, die in ihrer gefälligen, ruhigen, sachlichen und fesselnden Art einen nachhaltigen Eindruck auf den Leser zu hinterlassen geeignet ist. Und dies um so mehr, als sie uns teils eine Fülle neuer Ergebnisse erschließt, teils unsere Kenntnis von den Vorgängen der Jahre 1914—18 bestätigt oder vertieft. Vor allem auf politischem Gebiete.

Erschütternd ist z. B. die Wahrnehmung, wie unsicher häufig die politischen Grundlagen waren, die der Obersten Heeresleitung für ihre folgenschweren Entschlüsse zur Verfügung standen: Die Reichsleitung hat mehrfach „bewußt und absichtlich" die Oberste Heeresleitung in Unkenntnis gelassen über die außen- und innenpolitische Lage, über die „eigenen Ansichten und Auffassungen", sogar in Fällen, wo die Oberste Heeresleitung sie als notwendige Voraussetzung für

---

[1]) Der große Krieg 1914—1918, in 10 Bänden, herausgegeben von M. Schwarte. Der deutsche Landkrieg. II. Teil: Vom Frühjahr 1915 bis zum Winter 1916/17. Mit 3 Karten und 32 Textskizzen. Bearbeitet von Major A. v. Wallenberg, Oberst G. v. Bartenwerffer, Oberstleutnant P. Fleck, Generalleutnant M. Schwarte, Generalleutnant W. Balck, Oberst Th. Jochim, Oberst Fr. Immanuel, Oberst R.-Frantz. XII und 673 S. Im gemeinsamen Verlage von Joh. Ambr. Barth-Leipzig, Dt. Verlagsanstalt-Stuttgart, Duncker & Humblot-München usw., Weidmannsche Buchhandlung-Berlin, 1921. Ganzleinen Mk. 18.—. — III. Teil: Vom Winter 1916/17 bis zum Kriegsende. Mit 4 Skizzen auf einer Beilage und 26 Textskizzen. Bearbeitet von Generalleutnant M. Schwarte, Oberstleutnant P. Fleck, Generalmajor R. v. Borries, Generalleutnant A. Fortmüller, Major F. W. Frhr. v. Willisen, Oberstleutnant H. Garcke, Oberst Th. Jochim, General der Infanterie H. v. Zwehl. XI und 694 S. 1925. Ganzleinen Mk. 18.—. — Die Organisationen der Kriegführung. I. Teil: Die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen. Mit 2 Karten und 1 Textskizze. Bearbeitet von Generalmajor E. v. Wrisberg, Generalmajor Hans Först, Generalmajor L. Wurzbacher, Oberstleutnant F. Augustin, Hauptmann Rud. Schmidt, Oberst v. Belsen, Hauptmann W. Sußdorf, Oberstleutnant S. Boelcke, Oberst W. Nicolai. XII und 517 S. 1921. Ganzleinen Mk. 18.—. — II. Teil: Die Organisationen für die Versorgung des Heeres. Mit einer Anlage, Textskizzen und Tabellen. Bearbeitet von Ministerialrat K. Lau, Generalmajor E. v. Flotow, Oberstleutnant K. Schroeder, Vizeadmiral B. Rösing, Oberpostrat H. Senger, Generalarzt C. Altgelt, Stabsapotheker R. Hanslian, Stabsveterinär K. Schulze, Oberstabsveterinär W. Otto. IX und 603 S. 1923. Ganzleinen Mk. 18.—.

Digitized by Google

ihre Maßnahmen begehrte. Nicht selten war die von den maßgebenden Instanzen in Berlin ausgegangene Orientierung unvollständig, zuweilen sogar geradezu unrichtig. Es ist auch vorgekommen, daß die Reichsleitung die Entwicklung der ihr mitgeteilten militärischen Entschließungen, wie u. a. in der Frage des U-Boot-Krieges, ruhig mit angesehen hat, um sie dann aber im Stadium ihrer Durchführung zu sabotieren oder gänzlich zu hintertreiben. „Vernachlässigung der militärischen Notwendigkeiten von seiten der Berliner Zentralstelle in außen- und innenpolitischen Fragen wurde zu einer ständigen Erscheinung." Auf „diese Unaufrichtigkeit in der gemeinsamen Arbeit" fällt ein volles Maß von Schuld an dem furchtbaren Kriegsausgange.

Bemerkenswert sind ferner mancherlei Beiträge zum Kapitel „Politische Generale". Des deutschen Volkes berufene politische Führer waren, wie sich sehr bald herausstellte, den gewaltigen Aufgaben des Krieges in keiner Weise gewachsen. Sie verstanden auch nicht, die großen militärischen Erfolge politisch nutzbringend zu verwerten. Und völlig fremd war ihnen und dem Volke das Wesen des Krieges und die Erkenntnis, daß es um Tod und Leben ging. Auch dann noch nicht, als der Krieg sich seinem Ende näherte. In dieser Not sahen sich die militärischen Führer, deren Charakter härter und deren Wille stärker war, wider ihre An- und Absicht gezwungen, Einfluß auf die Führung der Politik auszuüben. Meist mit unzulänglichen Mitteln. In dem Ringen mit den politischen Gewalten „erschöpfte sich die Kraft der Obersten Heeresleitung vielleicht noch mehr als im militärischen Kampf gegen die äußeren Feinde". Dabei unterlag endlich Ludendorff. Mit ihm schied aus der Obersten Heeresleitung — weshalb diese ihn kampflos preisgegeben hat, ist noch nicht mit Sicherheit zu erkennen — die „unbeugsame Energie des Widerstandes". Es unterliegt keinem Zweifel, daß er den Zusammenbruch weniger vernichtend gestaltet hätte.

In scharfer Beleuchtung erscheinen weiter die Beziehungen des Reiches zu seinen Verbündeten. Bitter rächte sich, daß man deutscherseits im Frieden verabsäumt hatte, mit Österreich eine Klärung der „beiderseitigen Befehlsverhältnisse herbeizuführen und die gegenseitigen Interessen genau abzugrenzen". Hierzu kamen später das hinterhaltige Doppelspiel Kaiser Karls und die verräterischen Treibereien der dem evangelischen deutschen Kaisertum ganz und gar abgeneigten Damenpolitik am Wiener Hofe. Die aus solchem Neben- und Gegeneinander sich ergebenden „Reibungen und gegenseitigen Unaufrichtigkeiten" führten im Jahre 1916 zu schweren Rückschlägen. Auch stand von vornherein fest, daß Deutschland auf die Unterstützung seiner Bundesgenossen weniger zu rechnen haben würde als mit deren Forderungen und Wünschen nach deutscher Hilfe. Der Sinn für die Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen war auf befreundeter Seite nicht sonderlich ausgebildet.

Schon im Jahre 1915 war die Erkenntnis durchgedrungen, daß alle militärischen Entschlüsse und die Art ihrer operativen und taktischen Durchführung in entscheidendem Maße abhängig wären von der

Digitized by Google

Größe und der Kraft der Mittel, die die bedrängte Heimat dem schwer ringenden Feldheere zuführen konnte. An und für sich beschränkt, erlitten diese Mittel erhebliche Einbuße dadurch, daß sie in steigendem Maße den Bundesgenossen zugewendet werden mußten, um sie einigermaßen kampffähig zu erhalten. So kam es denn, daß häufig auf entscheidende Maßnahmen im Hinblick auf die geschwächte Leistungsfähigkeit der Heimat verzichtet werden mußte.

Aber nicht um die äußeren Mittel der Kriegführung handelte es sich allein. In mindestens ebenso hohem Maße bedurfte die Front der politischen, seelischen und moralischen Stütze. An ihr aber gebrach es an allen Ecken und Enden. Da die politischen Führer versagten, nicht die zum Kriegführen notwendige Willensstärke aufzubringen vermochten, so versagte auch das deutsche Volk. In seiner Mehrzahl unselbständig und von beklagenswerter Willensschwäche, bedarf es mehr als andere Nationen starker, zielsicherer Leitung. Daß unter dem langsam einsetzenden und dann unaufhörlich zunehmenden Versagen der unentbehrlichen seelischen Hilfe der Heimat der Krieg bei aller Energie und Kunst der Führung und aller Hingabe des Heeres schließlich verloren gehen mußte, ward frühzeitig allen tiefer Blickenden zu unumstößlicher Gewißheit.

Schließlich sei auch auf einige Ergebnisse kriegsgeschichtlicher Art hingewiesen: Im Frühjahr 1915 herrschten an der Westfront ziemlich verworrene Befehlsverhältnisse. Es fehlte vor allem an Reserven und an Munition. Die Reserven trafen meistens zu spät ein, wurden mehrfach überhastet eingesetzt und zerschellten im feindlichen Feuer. Man hatte also aus den Erfahrungen der ersten Ypernschlacht (Oktober 1914) noch nichts gelernt. — Der Angriff auf Verdun scheiterte infolge taktisch ungünstiger Maßnahmen und der Unterschätzung der französischen Hilfsquellen. Die Nachteile der Falkenhaynschen Kriegführung traten seit dem Frühjahr 1916 mehr und mehr in den Vordergrund. Und als Falkenhayn im Sommer 1916 aus der Obersten Heeresleitung schied, war die militärische Lage geradezu verzweifelt. Und buchstäblich traf zu, was Hindenburg in seinem Buche sagt (S. 379): Die rumänische Kriegserklärung am 27. August 1916 traf uns „in einer nahezu völlig wehrlosen Lage". — Aufs glänzendste bewährten sich deutsche Führerkunst und deutsche Truppenleistungen besonders in den Kämpfen gegen Serbien, Rumänien und Italien, obwohl der serbische Feldzugsplan nicht gerade zweckmäßig angelegt war.

Auch die Lösung des Saloniki-Problems erfährt (II, 3. und 6. Abschnitt) eine bedeutsame Förderung. Während wir bisher, auch in Einzeldarstellungen, über den Kern der Frage in Ungewißheit gehalten wurden — weshalb, ist schwer verständlich —, erfahren wir jetzt, daß der Angriff auf Saloniki von dem General v. Seeckt, dem Stabschef Mackensens, sorgsam vorbereitet war, aber im letzten Augenblick im Hinblick auf die sehr zweifelhafte Haltung der Bulgaren, namentlich des ententefreundlichen bulgarischen Generalstabschefs Jostoff, aufgegeben werden mußte. Sie hatten ja mit deutscher Hilfe ihren

Digitized by Google

Rachedurst an den Serben, ihren Todfeinden, gründlich gekühlt und hatten erreicht, was sie erstrebt: Großbulgarien. Fortan waren sie nur noch mit halbem Herzen bei der Sache. Und für die Kriegsziele ihrer Verbündeten einen Finger zu rühren, kam ihnen nicht in den Sinn. So ward auf dem Balkan nur halbe Arbeit geleistet. Eine Gefahrenquelle ohnegleichen blieb bestehen. Und im Herbst 1918 begann dort mit Hilfe der verbündeten Bulgaren der letzte Akt der deutschen Tragödie.

Im einzelnen werden in dem vorliegenden 2. und 3. Bande behandelt: Die politischen und militärischen Grundlagen für die Entschlüsse der Obersten Heeresleitung und die Tätigkeit der Obersten Heeresleitung. In diesem Abschnitt (II. und III., 3) finden u. a. Berücksichtigung: die Regelung der Befehlsverhältnisse im Frühjahr 1915, das Verhältnis zu Italien, Serbien und Rumänien und Bulgariens Anschluß an die Mittelmächte, der österreichische, ohne Vorwissen der Obersten Heeresleitung vorbereitete und durchgeführte Angriff auf Montenegro, die daraus sich ergebende, tiefgehende Entfremdung zwischen Falkenhayn und Conrad, die Selbständigkeitserklärung Polens, Conrads Ausscheiden aus seinem Amte als Generalstabschef, das Verhältnis Kaiser Karls zu Deutschland, die Denkschrift Czernins, die Friedensverhandlungen mit Rußland und Rumänien und die Piave-Offensive.

Es folgt aus der bewährten Feder des Generalleutnants Schwarte die gründliche, außerordentlich befriedigende Darlegung der „großen Offensive im Osten", des Durchbruches bei Gorlice-Tarnow und bei Lemberg, der „Offensive über den Narew", der Einnahme von Warschau und des Vormarsches auf Wilna.

Generalleutnant Balck beschreibt eindringlich und klar die Abwehrkämpfe im Westen 1915 und 1916, insbesondere die Schlacht in der Woëvre-Ebene, die Kämpfe in den Vogesen, in den Argonnen, die zweite Schlacht bei Ypern (April-Mai), die Schlachten bei La Bassée und Arras, in der Champagne und im Artois, den Angriff auf Verdun und die verlustreiche Schlacht an der Somme. Dabei findet auch das neue französische Angriffsverfahren eingehende Würdigung.

Höchst beachtenswert sind die Schilderungen, die Oberst Jochim von dem Feldzuge in Serbien entwirft und von der deutsch-österreichischen Offensive in Oberitalien (Herbst 1917), Oberst Immanuel von den russischen Frühjahrs-, Sommer- und Herbstangriffen 1916, den Kämpfen im Dünaabschnitt und Oberst Frantz von dem Feldzug gegen Rumänien.

Eine überaus schwierige, in allen wesentlichen Punkten aber als durchaus gelungen zu bezeichnende Aufgabe hat Generalmajor v. Borries gelöst: Die Schilderung der Kämpfe bei der „Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern" im Jahre 1917, insbesondere der Arrasschlacht (April und Mai), der französischen Flandernoffensive (August bis November), der Cambraischlachten (November bis Dezember), der deutschen Angriffe von 1918.

Digitized by Google

Die kriegerischen Ereignisse bei der „Heeresgruppe Deutscher Kronprinz" von 1917 bis März 1918 erörtert übersichtlich und sorgfältig Generalleutnant Fortmüller und Major Frhr. v. Willisen die bei der „Heeresgruppe Herzog Albrecht" 1917/18. Gewürdigt werden vor allem die Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne (April und Mai 1917), die Sommer- und Herbstkämpfe 1917 vor Verdun und die französischen Angriffe auf die Laffaux-Ecke im Oktober 1917.

Der „Krieg im Osten 1917/18" findet in Oberst Garcke einen ebenso sachkundigen wie gewandten Interpreten.

Zuverlässig in jeder Beziehung ist endlich auch das Bild, das General der Infanterie v. Zwehl entwirft von den Schlußkämpfen an der Westfront, dem Waffenstillstand, dem Zusammenbruch des Heeres, der Zurückführung der Truppen, der militärischen Seiten des Vertrages von Versailles. Eine zusammenfassende hoffnungsvolle Schlußbetrachtung aus der gleichen Feder und ein beschränktes, aber zuverlässiges Namen- und Sachverzeichnis, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des Herausgebers, schließen die Schilderung der kriegerischen Ereignisse würdig ab. —

Der ungeheuere Aufschwung der Technik in den letzten 50 Jahren hat auf nahezu allen Gebieten des Daseins umwälzend gewirkt. Nicht zuletzt auf dem der Kriegführung. Hier haben die technischen Mächte die Kunst des Feldherrn, die physische und seelische Kraft der Truppen empfindlich beeinflußt. Die Zahl der Kampfmittel ist in ungeheurem Maße gestiegen. Und die Waffen haben in bezug auf Kaliber, Feuergeschwindigkeit, Treffsicherheit, Fernwirkung usw. eine außerordentliche Verbesserung erfahren. Infolgedessen hat ihr Munitionsbedürfnis einen Umfang angenommen, dem im Ernstfalle kaum genügt werden kann. In dieser Beziehung war während der langen Friedenszeit bei uns „nahezu alles" versäumt worden. Was unser opferwilliges Volk dann aber geleistet hat, um die Versäumnisse der Vorkriegszeit wieder wettzumachen und den gewaltigen Vorsprung der Feinde einzuholen, kommt den Heldentaten an der Kampffront nahezu gleich und darf nicht der Vergessenheit anheimfallen. Zu bedenken ist dabei vor allem, daß die Heimat die für den Widerstand unentbehrlichen Kampfmittel gewissermaßen „aus dem Nichts" hervorbringen mußte, und zwar unter Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte. „Eine Größe des Handelns und Schaffens, unerhört in der Vergangenheit und aufstiegversprechend für die Zukunft."

Diese Großtaten des deutschen Volkes stehen gewissermaßen im Mittelpunkt der beiden folgenden Bände. Der erste erzählt eingehend und lehrreich von dem „Ausbau und der Ergänzung des Heeres", von dem Pferdeersatz während des Krieges, von den „Pionieren und ihren Kampfmitteln", dem Militäreisenbahn- und dem Feldkraftfahrwesen, von Kolonnen und Trains, Karten- und Nachrichtenwesen. Besonders wertvoll erscheinen der 3. und 5. Abschnitt des 1. Bandes. Dort schildert Generalmajor Wurtzbacher „die Versorgung des

Digitized by Google

Heeres mit Waffen und Munition". Wir erhalten wertvolle Aufschlüsse über die Gründung der dem Kriegsministerium angegliederten „Kriegsrohstoffabteilung", die Rohstoffgesellschaften zur Durchführung der Rohstoffbewirtschaftung, über die Versorgung der Kriegsindustrie mit Arbeitskräften, Maschinen, Zeichnungen, Mustern, über die Stickstofferzeugung — eine Glanzleistung der deutschen Technik —, über die Herstellung von Geschützen, Maschinengewehren, Handwaffen, Stahlhelmen usw.; über das Hindenburg-Programm, das Hilfsdienstgesetz, die Lage des Kohlenmarktes u. a. Im 5. Abschnitt äußert sich Hauptmann Rud. Schmidt in dankenswerter Weise über die Feldtelegraphentruppe und ihre vielgestaltigen, schwierigen Aufgaben. Höchst willkommen sind namentlich seine Mitteilungen über das „Mithören und Mitlesen feindlicher Nachrichten" und die darauf beruhenden Entschlüsse und Maßnahmen der höheren Führung, über das Nachrichtenwesen auf dem Balkan, in Italien, Asien und unseren Kolonien.

Eine sehr harte Probe hat das deutsche Organisationstalent erfolgreich bestanden in der Sicherung des Lebensunterhaltes der Front. Sie ist ja die Vorbedingung des kriegerischen Erfolges. Die Anforderungen, die in dieser Beziehung während des Weltkrieges an das deutsche Volk gestellt werden mußten, waren so unerhört, so ungeheuer groß, daß nur unerschütterlicher Opfermut sie zu erfüllen vermochte. Und „nur eine vorzüglich arbeitende, nie ermüdende Organisation" war imstande, ihnen gerecht zu werden. „Nur eine bis aufs höchste gesteigerte Streckung der eigenen Erzeugnisse und nur durch peinlichste Ausnutzung auch der geringsten Mittel" war es möglich, das eigene Volk notdürftig über Wasser zu halten, die zahlreichen Kriegsgefangenen zu ernähren, den Verbündeten von den kargen Vorräten abzugeben und auch den besetzten Gebieten Nahrung zuzuführen.

Über diesen unentbehrlichsten aller Bestandteile der Kriegführung verbreitet sich der zweite Teil. Er unterrichtet über die Beschaffung und Bewirtschaftung der einzelnen Verpflegungsmittel: Brot und Fleisch, Kartoffeln und Gemüse, Milch und anderer Getränke, Fett, Zucker, Tabak usw., der Bekleidung, über die Regelung des Nachschubs, über Wesen und Aufgabe der Etappe, die Verwaltung des besetzten Gebietes usw.

Nicht minder wichtig sind die Nachrichten über das Nachschubwesen der Marine, die Ausrüstung der Hilfskriegsschiffe, die Versorgung der Auslandskreuzer, über den Feldpostbetrieb usw.

Besondere Fürsorge erfordern naturgemäß die Verwundeten und Erkrankten. Daher ist auch das weite Gebiet des Feldsanitätswesens mit umfassender Sachkunde und liebevoller Hingabe geschildert worden. Ähnlich das Militärapotheken- und Militär-Veterinärwesen.

Auch der 8. Abschnitt, der sich mit der Organisation und den Aufgaben des „Deutschen Roten Kreuzes" befaßt, ist dankbar zu begrüßen.

Digitized by Google

Die eindringenden kritischen Untersuchungen und Betrachtungen des Obersten van den Belt sind bis zur dritten Studie[1]) vorgeschritten. Sie beschäftigt sich mit den kriegerischen Ereignissen vom 1. Mai 1915 bis zum Frühjahr 1917 und gelangt dabei zu Ergebnissen, die teils den Anschauungen der deutschen kriegswissenschaftlichen Forschung (Foerster, Hesse usw.) entsprechen, teils über sie hinausgehen.

Die Voraussetzung für den Endsieg im Westen war die von Hindenburg-Ludendorff erstrebte Vernichtung des russischen Heeres. Dazu bot sich im Sommer 1915 abermals Gelegenheit: Nach dem Durchbruch bei Gorlice hätte die von Oberost geplante Umfassungsoperation über Kowno-Wilna, vielleicht auch über Kobrin, durchgeführt werden müssen. In diesem Falle wäre die Lösung der rumänischen, der Balkan- und Dardanellenfrage ein Kinderspiel gewesen. Aber der Obersten Heeresleitung fehlte der „Genius des Handelns". Eine von ihr durch den Angriff auf Verdun erstrebte Entscheidung war mit den verfügbaren Mitteln nicht zu erreichen. Die Lage der Mittelmächte im August 1916 sprach über Falkenhayns „strategisches Können" das Urteil. Er war eine „militärische Persönlichkeit", ein „energischer General", aber kein „Feldherr". Ein Glück war es für die Mittelmächte, daß die militärischen „Führer der Entente ihre Aufgabe nur in handwerksmäßigem Schablonentum zu lösen vermochten". Sehr mißlich für das Ansehen der Mittelmächte war dagegen das nach dem Ableben Kaiser Franz Josephs zunehmende Zerwürfnis zwischen Deutschland und Österreich und ihre verfehlte Polenpolitik. Das offenbarte die Aufnahme ihres Friedensangebotes im Lager der Entente — trotz der Niederwerfung Rumäniens.

Viel zu spät setzte der uneingeschränkte U-Krieg ein. Die Lage war nicht mehr zu retten, als die Vereinigten Staaten sich anschickten, in den Krieg einzugreifen. Ihre geschäftlichen Interessen waren mit dem Schicksal der Entente viel zu eng verknüpft. Dem „zu spät" gegenüber blieb das geniale Handeln der dritten Obersten Heeresleitung fruchtlos. Die Entente-Generale im „Westen" und „Südwesten" verstanden nur ihre Armeen wie Sturmböcke zum Angriff zu führen. Es war die Kriegskunst in „ihrer elementarsten Form".

Aufmerksame Beachtungen verdienen schließlich auch van den Belts Ausführungen über die „Lage Ende 1923" (S. 113 ff.).

Von den unter Mitwirkung des Reichsarchives bearbeiteten „Schlachten des Weltkrieges in Einzeldarstellungen" liegen drei weitere Hefte vor: Major Walther Vogel[2]), ehedem Hauptmann beim Stabe des Oberbefehlshabers Ost, schildert die schweren Kämpfe, die die Armee-Abteilung Woyrsch im Juni und Juli 1916 bei Baranowitschi

[1]) Von Gorlice bis zur russischen Revolution (Frühjahr 1915 bis 1917). Mit einer Kartenanlage. VII und 119 S. Berlin, E. S. Mittler & S., 1924.

[2]) Die Kämpfe um Baranowitschi Sommer 1916. Unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs. Mit 6 Karten, 2 Anlagen und 12 Abbildungen. 77 S. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling, 1921.

Digitized by Google

zu bestehen hatte, einem Platze von außerordentlicher strategischer Bedeutung. Die Darstellung, obwohl häufig durch Schilderungen erhebender Einzelheiten unterbrochen, gewährt trotzdem ein übersichtliches und anschauliches Bild von den kriegerischen Vorgängen in jenen heißen Sommertagen und der rühmenswerten Haltung der tapferen schlesischen Landwehr- und Landsturmtruppen. Anzuerkennen ist auch, daß wir nicht nur einen willkommenen Einblick in die Entstehung der Führerentschlüsse erhalten, sondern auch über die Vorgänge auf feindlicher Seite ausreichend unterrichtet werden. Vorangeschickt ist der Darstellung ein mannhaftes Geleitwort des „alten Woyrsch" aus den letzten Tagen seines reichen Lebens.

Der Verfasser kennzeichnet zunächst kurz die Wirkung der Brussilow-Offensive in Wolhynien, deren Ziel der Durchbruch auf Kowel war. Dann schildert er die drei Schlachten bei Baranowitschi am 13. Juni, vom 2.—9. Juli, vom 25.—29. Juli 1916. Es waren ruhmreiche, aber an Führer und Mannschaften die höchsten Anforderungen stellende Abwehrkämpfe. Die russische Sturmflut, als deren Ziel Brest-Litowsk erkannt wurde, zerbrach an dem schlesischen Damm.

Beachtung und Anerkennung verdient auch die Schrift des früheren Hauptmanns Franz Bettag[1]). Auf Grund eines reichen, wertvollen, sorgfältig und kritisch gesichteten Materials entwirft er eine erschöpfende, eindrucksvolle Schilderung von der Eroberung von Nowo Georgiewsk, Rußlands gewaltigstem, wenn auch damals nicht mehr ganz zeitgemäßem Bollwerk.

Der Verfasser berührt zunächst kurz die im zweiten Kriegsjahr in der Festung vorherrschenden Verhältnisse — auch im weiteren Verlauf der überaus fesselnden und anregenden Darstellung werden wir stets über die Lage in ihrem Innern unterrichtet — den Anmarsch der deutschen Truppen und die Einschließung der Feste. Nicht geringe Schwierigkeiten verursachte dabei die elende Beschaffenheit der Bahnanlagen, der Wege und Straßen. Den Oberbefehl über die Einschließungstruppen auf dem nördlichen Weichselufer, der schwierigsten Angriffsfront, führte der Eroberer von Antwerpen, General v. Beseler. Von einer förmlichen Belagerung wurde Abstand genommen. Sie hätte auf längere Zeit hinaus starke Kräfte gefesselt. Man vertraute dem frischen Angriffsgeist der deutschen Infanterie und der gewaltigen Wirkung der schweren Artillerie. Diese Rechnung sollte nicht zuschanden werden.

In der Zeit vom 10.—12. August 1915 wurden, wie im weiteren eingehend dargetan wird, die Vorbereitungen zum Angriff getroffen. Am 13. August begann der Kampf um die Feldstellung. Daran schloß sich der Einbruch in die äußere Fortlinie (14.—18.), die Fortführung des Angriffs an den Haupt- und Nebenfronten (17.—18.).

[1]) Die Eroberung von Nowo Georgiewsk. Unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs, persönlicher Aufzeichnungen von Mitkämpfern und einer Darstellung des Majors und 1. Generalstabsoffiziers der Belagerungsarmee v. Brunn. Mit 5 Karten, 5 Textskizzen und 17 Abbildungen. 127 S. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling, 1921.

Digitized by Google

Am 19. August war die Festung mit ihrem riesigen Kriegsmaterial und ihren reichen Proviantvorräten in deutscher Hand. Eine Reihe hübscher Stimmungsbilder aus dem feindlichen Lager nach russischen Tagebüchern schließt das wohlgelungene Heft.

Über das „Jildirim"-Unternehmen [1]), seine Entstehung und seinen Verlauf, namentlich in der Zeit, da General Liman v. Sanders an seiner Spitze stand (März bis Oktober 1918), sind wir durch dessen lehrreiches Buch (Fünf Jahre Türkei. Berlin, Aug. Scherl, 1920, S. 219 ff.) ausreichend unterrichtet. Gering dagegen war unsere Kenntnis von der Periode, in der General v. Falkenhayn den Oberbefehl führte (September 1917 bis März 1918). Diese empfindliche Lücke füllt die vorliegende Schrift in dankenswerter Weise aus. Der Verfasser, Obergeneralarzt Dr. Steuber [1]), ein verdienter, vielerfahrener „Afrikaner", 1917/18 als Armeearzt des „Jildirim" den Vorgängen an der Palästinafront unmittelbar nahestehend, erweist sich als aufmerksamer, scharfer Beobachter, dessen geschulter militärischer Blick den Zusammenhang der kriegerischen Ereignisse und ihre Auswirkungen sicher zu erfassen weiß. Dazu kommt seine nicht gewöhnliche Gabe, anschaulich und anregend zu schildern. So bildet seine, auf amtlichen Quellen und eigenen Tagebuchaufzeichnungen beruhende, überdies durch eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen belebte Darstellung eine wertvolle Ergänzung zu dem Buche Limans.

„Jildirim" bedeutet „Blitz" und ist seinerzeit von den Türken „bei dem ägyptischen Feldzuge Napoleons I. gebraucht worden". „Jilderim" wurde, wie der Verfasser darlegt, eine 1917 neu aufgestellte türkische Heeresgruppe genannt. Die deutsche Bezeichnung war „Heeresgruppe Falkenhayn". Sie bestand aus drei, damals schon zum Teil demoralisierten Armeen, denen verschiedene deutsche Truppenteile und zahlreiche deutsche Hilfsformationen, das deutsche Asienkorps, „Pascha II." genannt, zugeteilt waren. An der Spitze von „Jildirim" stand der nach deutschen Grundsätzen aufgestellte Stab einer Heeresgruppe mit dem deutschen Oberbefehlshaber (General v. Falkenhayn) und 65 deutschen Offizieren. Mit dieser Maßnahme griff unsere Oberste Heeresleitung „in das Getriebe des türkischen Heeres" ein. Die deutsche Militärmission in Konstantinopel mit ihrer langjährigen Erfahrung war für den folgenschweren Plan gar nicht zu Rate gezogen worden. Der verantwortliche Urheber des unverantwortlichen Unternehmens soll — nach Liman v. Sanders — der damalige deutsche Militärbevollmächtigte in Konstantinopel gewesen sein. Daß auch der heißblütige Abenteurer Enver Pascha daran beteiligt war, darf nicht übersehen werden. „Jildirim" war anfangs für die Wiedereroberung Bagdads bestimmt. Es ergaben sich jedoch bald gewichtige Bedenken gegen die Möglichkeit einer praktischen Durchführung dieses Vorhabens. Infolgedessen verlegte „Jildirim" sein

[1]) „Jildirim". Deutsche Streiter auf heiligem Boden. Nach eigenen Tagebuchaufzeichnungen usw. Mit 4 Karten und 8 Tiefdrucktafeln. 174 S. Altenburg, Stalling, 1922.

Digitized by Google

Operationsfeld im Herbst 1917 nach Palästina. Bedenklich war, daß die Mehrzahl der deutschen Offiziere Land und Leute und ihre Eigenart gar nicht kannte. Ihre an den europäischen Fronten gewonnenen Erfahrungen waren für die asiatischen Kriegsschauplätze kaum oder gar nicht zu verwerten. Im türkischen Offizierkorps bestand von vornherein Mißtrauen gegen diese deutsche Einrichtung. Daraus entwickelte sich ein unüberwindlicher passiver Widerstand, der bald auf alle Zivilbehörden überging. „Von Reibungen, Widerständen und Mißtrauen in Ketten geschlagen", lief das Unternehmen trotz der opferfreudigen Hingabe unserer Offiziere, trotz ihrer soldatischen Tüchtigkeit und eisernen Willenskraft „in katastrophale Niederlagen aus".

Wertvolle Aufschlüsse erhalten wir ferner über die Vorgeschichte des „Jildirim", namentlich über die mit gänzlich unzulänglichen Mitteln 1915 und 1916 unternommenen und darum mißglückten türkischen Vorstöße gegen den Suez-Kanal, über die Schlachten bei Gaza im März und April 1917, die Transport- und Gesundheitsverhältnisse in Vorderasien, den Fall von Jerusalem und den Wechsel im Oberkommando. —

Einem der ältesten und ruhmreichsten Truppenteile der alten preußischen Armee, dem Grenadier-Regiment Nr. 3, und seinen heldenhaften Taten im Weltkriege hat Fritz Schillmann, ein treubewährter Mitkämpfer, ein würdiges historisches Denkmal gesetzt [1]). Die überall klare, übersichtliche, fesselnde Darstellung stützt sich auf die „mit außerordentlicher Sorgfalt und Ausführlichkeit" geführten Kriegstagebücher des Regiments und der Bataillone und auf zahlreiche Mitteilungen und Auskünfte von Augenzeugen, u. a. von dem letzten Kommandeur des Regiments. Aus der Fülle des ihm so zugeflossenen, an sich gewiß nicht völlig einwandfreien Materials hat der kundige Verfasser mit sicherer Hand und kritischem Sinn die am besten beglaubigten, militärisch und kriegsgeschichtlich wertvollsten Nachrichten herausgehoben und mit selbständigem Urteil für seine Arbeit verwertet. So weit sich dem Referenten die Möglichkeit bot, Einzelheiten an der Hand der ihm vorliegenden Aufzeichnungen und Mitteilungen anderer Frontkämpfer aus den Reihen des 1. Bataillons nachzuprüfen, hat sich eine überraschende Übereinstimmung mit den Ausführungen des Verfassers feststellen lassen. Ein bedeutsames Kriterium für die Zuverlässigkeit des Ganzen. So wird das Buch nicht nur den Heimgekehrten der Truppe zu einer eindrucksvollen „Erinnerung an eigenes Erleben", sondern auch zu einer beachtenswerten Quelle für die Geschichte des Großen Krieges.

---

[1]) Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreußisches) Nr. 3 im Weltkriege 1914—1918. Nach amtlichen Unterlagen und Berichten der Mitkämpfer bearbeitet. Mit einem Geleitwort von Generalleutnant a. D. v. Wedel und der Geschichte der Traditionskompagnie von Major Neymann. Beigefügt: 19 Bildertafeln mit 70 Bildern, 10 Karten und 8 Skizzen im Text. (Erinnerungsblätter deutscher Regimenter usw. Truppenteile des ehemaligen preußischen Kontingents. 118. Bd. Grenadier-Regiment 3.) 335 S. Oldenburg i. O. und Berlin, Gerhard Stalling, 1924.

Digitized by Google

Ein gehaltvolles Geleitwort des Generalleutnants v. Wedel, des langjährigen Kommandeurs und Brigadechefs des Regiments, führt den Leser stimmungsvoll ein in das Studium des Buches. Dann begleitet er die Truppe auf ihren strapazenreichen Märschen, ihren heldenmütigen, siegreichen Kämpfen in den „fruchtbaren Fluren Ostpreußens", in dem „Schlamm der polnischen Ebene", in den „vereisten Urwäldern der Karpathen", in Galizien und in „den heimtückischen Sümpfen Rußlands", in der „Glut Rumäniens", in der „Hölle von Verdun", in die große Frühjahrs- und Sommerschlacht von 1918.

Als Ergebnis der Lektüre bleibt das erhebende, unauslöschliche Gefühl, daß die Truppe niemals versagt hat. Auch nicht in den verlustreichsten Lagen. Anderseits gewinnt man aber auch hier und da den bestimmten Eindruck, als ob die höhere Führung häufig ihrer verantwortungsvollen Aufgabe nicht gewachsen gewesen ist. (Was übrigens durch andere Berichte bestätigt wird.) So in den ersten Augustwochen 1914. So in den schweren Kämpfen um den Zwinin (Februar bis März 1915) und in den Waldkarpathen (August und September 1916).

Am 4. Dezember 1918 kehrte das Regiment in „guter Haltung und Ordnung" in die alte Garnison Königsberg i. Pr. zurück. Dann aber fielen die Mannschaften schnell zersetzender Agitation anheim. Nach einer ruhmvollen Geschichte von 234 Jahren endete so das stolze Regiment. 140 Offiziere, 5590 Unteroffiziere, Grenadiere und Füsiliere haben im Weltkriege willig ihr Leben hingegeben für das undankbare Vaterland.

Beachtenswert ist der Anhang, vor allem die anschauliche Schilderung des Majors Neymann von der Entstehung der Traditionskompagnien. Zahlreiche hübsche Bilder und übersichtliche Karten erläutern die Darstellung. Dagegen bedeutet das fehlende Orts- und Personenregister einen gewissen Mangel. Georg Schuster.

Köster, August: Schiffahrt und Handelsverkehr des östlichen Mittelmeers im dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 1.) 8°. 38 Seiten mit 4 Tafeln. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1924. Mk. 1.50.

Die Beihefte zum „Alten Orient", als deren Herausgeber Wilhelm Schubart zeichnet, wollen eine Sammelstelle für allgemein verständliche Darstellungen über die Beziehungen des Orients zur Mittelmeerwelt sein. Verheißungsvoll wird die Reihe durch die vorliegenden Ausführungen des verdienstvollen Verfassers des „antiken Seewesens" eröffnet. Er führt uns in die Zeit der ersten Beziehungen zwischen den Ländern des östlichen Mittelmeerbeckens, eine Zeit, die erst seit kurzem durch die Ausgrabungen auf Kreta und in Boghaz-Köi sich uns als eine Epoche lebhaften zwischenstaatlichen Verkehrs

Digitized by Google

erwiesen hat. Der in weiten Kreisen noch heute herrschenden Ansicht, daß die Phöniker bereits in dieser frühen Zeit das den Verkehr vermittelnde Seevolk seien, tritt Köster energisch entgegen. Nach ägyptischen Quellen und den Ergebnissen der Ausgrabungen waren die Phöniker des 3. Jahrtausends primitive Ackerbauer, die an überseeischen Handel gar nicht denken konnten. Dagegen haben die Ägypter bereits vor aller Geschichte einen brauchbaren Schiffstypus ausgebildet, und der Holzreichtum des Libanon hat schon um 3000 v. Chr. ägyptische Schiffe nach Syrien gelockt. Sie brachten als Tauschwaren Erzeugnisse des ägyptischen Gewerbefleißes mit, die stark auf die Entwicklung der phönikischen Mischkultur eingewirkt haben. Sonst stand die phönikische Küste noch außerhalb des Seeverkehrs, wie besonders die Amarnabriefe beweisen. Erst um 1000 v. Chr., als die Macht der Hethiter gebrochen war, die der Ägypter und Assyrer daniederlag, hat sich der phönikische Handel entwickelt. Darauf geht Köster auf die Beziehungen Ägyptens zu Kreta und der Ägäis ein, wofür wir lediglich auf archäologische Funde angewiesen sind. Doch ist bereits im dritten Jahrtausend ein Verkehr zwischen Aegypten und Kreta zu erschließen, ebenso wie zwischen Aegypten und den Mittelpunkten der Kykladenkultur. Dabei spielen schon vor 2000 v. Chr. die ägäischen Schiffe, die seetüchtiger sind als die ägyptischen, eine wichtige Rolle. Im zweiten Jahrtausend beginnen dann lebhafte Beziehungen zwischen Kreta und Ägypten, und in seiner zweiten Hälfte liegt der Seeverkehr fast ausschließlich in den Händen der Kreter, die gegenüber den Ruderschiffen der Kykladenbewohner Mast und Segel kennen. Wie ausgedehnt der kretische Handel war, zeigen nicht nur die Funde kretischer Erzeugnisse bis in das Westbecken des Mittelmeers, sondern auch das Vorhandensein münzenähnlicher Zahlmittel. Das Eindringen der Dorer hat dann dieser Handelsblüte ein Ende gemacht.

Fritz Geyer.

Jaeger, Werner: Aristoteles. Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung. 438 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1923. Geh. Mk. 12.—; geb. Mk. 15.—.

Bereits in seinen früher erschienenen Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles war Jaeger der Nachweis gelungen, daß sich das Rätsel der Zusammensetzung dieser ganz uneinheitlichen Schrift auflöst, wenn man in ihr eine Zusammenstellung von Arbeiten aus verschiedenen Perioden der Lehrtätigkeit des Aristoteles erkennt. Hatte man sich früher mit der Vermutung der Unechtheit ganzer Bücher der Metaphysik aus der Verlegenheit zu helfen versucht, die das Nebeneinander disparater Bestandteile hervorruft, so hatte Jaeger es unternommen, aus dem überlieferten Texte bestimmte Schichten herauszuschälen, die verschiedenen Stufen der Entwicklung des aristotelischen Denkens angehören und nach seinem Tode von seinen Schülern, so gut oder schlecht es ging, zu einem Ganzen ineinandergeschoben worden sind.

Digitized by Google

Auch in dem hier anzuzeigenden Werke bildet die entwicklungsgeschichtliche Analyse der Metaphysik den Kern der gesamten Darstellung. Jaeger unterscheidet in dem Leben des Aristoteles drei Perioden, deren jeder eine Stufe seines philosophischen Denkens entspricht. Auf die Einzelheiten der Begründung des Bildes einzugehen, das er von dem Werden der aristotelischen Philosophie gibt, ist hier nicht der Ort. Aber in aller Kürze den Umriß dieses Bildes anzugeben, ist wohl am Platze, schon wegen der interessanten Parallelisierung des wissenschaftlichen Reifens des Philosophen und der Stadien seines Lebenslaufes.

Zuerst bringt Aristoteles zwanzig Jahre seines Lebens als Schüler Platos an der Akademie zu Athen zu; während dieser Zeit schreibt er eine große Zahl von Dialogen, von denen uns nur spärliche Reste aufbehalten sind und in denen er durchaus im Geiste seines Meisters als Platoniker, wenn auch als selbständiger, lehrt. Sodann, unmittelbar nach Platos Tode, siedelt er nach Assos über, wo er drei Jahre lang eine philosophische Schule leitet, um schließlich nach Makedonien zu gehen und Erzieher Alexanders des Großen zu werden. Während dieser dreizehn Jahre umfassenden Zeit vollzieht sich seine Loslösung von der platonischen Ideenlehre und die Begründung einer selbständigen, theologisch abgezweckten Metaphysik und Naturlehre; auch die Prinzipien seiner Seelenlehre, Ethik und Politik hat er damals entwickelt. Endlich, nach Alexanders Thronbesteigung nach Athen zurückgekehrt, erreicht er die Zeit seiner Meisterschaft und wird das Haupt der peripatetischen Schule und der erste Organisator einer auf empirische Forschung gerichteten, universal alle Sphären des Daseins umspannenden Wissenschaft.

Bei der Bedeutung des Aristoteles für die Menschheitsgeschichte überhaupt ist es für alle Historiker von Interesse, hier eine Periodisierung seines geistigen Wachstums unternommen zu sehen, die außerordentlich viel Wahrscheinlichkeit hat; es ist überdies ein wahrer Genuß, im einzelnen die ebenso subtile wie die großen Gesichtspunkte nie aus den Augen lassende Beweisführung Jaegers zu verfolgen. Daß er in der Entdeckerfreude die Unterschiede zwischen den drei Phasen der Denkerpersönlichkeit des Aristoteles wohl etwas einseitig unterstreicht, wird in der Weiterarbeit auf dem von ihm gewonnenen Boden sich bald herausstellen. Es ist a priori nicht gut denkbar, daß der Genius, dem die Philosophie des reinen Denkens ihre endgültige und unverlierbare Grundlage verdankt, diese Grundlage nicht seit den Jahren, da sein Geist sich zu bilden begann, in sich getragen, sondern daß er erst als nahezu Vierzigjähriger die Prinzipien seiner Philosophie sich ausgedacht haben sollte; so wird man die Eigentümlichkeit der Dialoge seiner Frühzeit doch noch von einem andern Punkte her erklären müssen, als es Jaeger tut. Ebenso ist die Kluft zwischen den systematisch grundlegenden Arbeiten seiner mittleren Periode und den das Erfahrungsmaterial sammelnden und ordnenden späteren Werken längst nicht so weit, wie sie Jaeger erscheint. Überhaupt ist der Gewinn der Untersuchungen Jaegers naturgemäß für das, was

Digitized by Google

an der Philosophie des Aristoteles zeitlos ist, nicht besonders groß; um so wertvoller ist das von Jaeger gezeichnete Bild der geschichtlichen Stellung des Aristoteles innerhalb des geistigen Lebens und der Philosophie seiner Zeit. Auch auf die politische Geschichte, besonders auf Alexander den Großen, sein Verhältnis zum Hellenentum, seine staatsmännischen Absichten und seinen persönlichen Charakter fällt manches interessante Streiflicht. So ist die Schrift Jaegers in jeder Hinsicht anregend und dazu angetan, die Forschung ein gutes Stück weiterzubringen. Georg Lasson.

Vogt, Joseph: Römische Politik in Ägypten. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 2.) 8°. 39 Seiten mit 4 Münztafeln. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1924. Mk. 1.80.

In zwei Abschnitten „System der Herrschaft" und „Auswirkung der Herrschaft" gliedert Vogt seine Darstellung der römischen Politik; es ist erfreulich, daß er auf diese Weise die Ergebnisse seines großen Werkes „Die alexandrinischen Münzen" (Stuttgart 1924) auch einem weiteren Kreise vermittelt. Die Kaiserherrschaft, welche unumschränkte Beherrschung des Landes, restlose Erfassung seiner materiellen Werte zum Ziele hatte, um so der sicheren Begründung der Monarchie im römischen Reiche zu dienen, ist die Fortsetzung des ptolemäischen Absolutismus. Die Folge war das Verbot eines Landtages und Zurückdrängung der städtischen Selbstverwaltung, wenn auch die Griechenstädte, die sicherste Stütze der kaiserlichen Politik, in ihrer Sonderstellung belassen wurden. Man änderte wenig an der ptolemäischen Verwaltung: neben dem Präfekten standen drei hohe Beamte für die Rechtsprechung, die Finanzverwaltung, die Getreideausfuhr, alle ritterlichen Standes. Neu war die Einteilung des Landes in drei Bezirke, an deren Spitze Epistrategen aus dem Ritterstande gestellt wurden; neu war auch der vierzehnjährige Zensus zur Erfassung der Steuerkraft und die Einführung des Zwangsamtes, der Liturgie. In der Bevölkerungspolitik war oberster Grundsatz Aufrechterhaltung der völkischen und ständischen Unterschiede und Bevorzugung des Griechentums, daneben auch der Juden. Im Wirtschaftsleben hatte die Landwirtschaft die schwersten Lasten zu tragen; im zweiten Jahrhundert ging man zur offenkundigen Ausbeutung über, die auch zur Zwangspacht führte. Die Erkenntnis der Bedeutung der Religion für Ägypten führte zur Verstaatlichung des Kultus. — Im zweiten Abschnitt wird dann die Haltung der Kaiser von Augustus bis Diokletian an Hand der Münzen gekennzeichnet. Dieser Abschnitt bringt die Ergebnisse von Vogts Hauptwerk und ist reich an neuen Gesichtspunkten und wertvollen Anregungen, auf die im einzelnen nicht näher eingegangen werden kann. Doch scheint es mir so, als ob die gebotene Kürze die in dem Hauptwerke klar herausgearbeiteten großen Linien der Entwicklung ungebührlich in den Hintergrund treten läßt.

Fritz Geyer.

Digitized by Google

Cohn, Willy: Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien. Ein Beitrag zur Entstehung des modernen Beamtenstaats. (= Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Heft 134.) Gr. 8°. 324 S. Breslau, M. und H. Marcus, 1925. Mk. 15.—.

Der Verfasser sagt zu Anfang, daß seine Arbeit nicht im einzelnen neue Resultate geben, sondern das vorhandene Wissen zusammenfassen wolle. Das ist gewiß zu bescheiden: denn auf dem Gebiete des normannisch-sizilischen Verwaltungs-, Beamten-, Finanz-, Steuer-, Handels- und Flottenwesens liegt doch sein eigentliches Arbeitsfeld und auch der Wert seines sehr nützlichen Buches. Ein Drittel wird davon ausgefüllt, und man möchte gern noch Ausführlicheres über dieses Staatswesen hören. Gerade der Verfasser hätte z. B. über die Organisation der sizilischen Flotte mehr als nur zwei Seiten schreiben können. Andererseits wird die Tätigkeit dieser Flotte auch wieder überschätzt; es läßt sich doch nicht leugnen, daß sie fast immer Niederlagen erlitten hat und nur einmal, wie Cohn selbst (S. 205) zugibt, siegreich war, als die Genuesen im April 1241 von der kaiserlichen Flotte geschlagen wurden, die aber doch zum Teil aus pisanischen Schiffen bestand. Und wenn er die Schiffsrüstung des Anjou 1265 so kläglich hinstellt (wie sie übrigens gar nicht gewesen ist), wie kläglich muß dann Manfreds Gegenwehr gewesen sein, die Karls Schiffe durchließ! Wenn Manfreds Flotte damals „auf voller Höhe der Leistungsfähigkeit stand" (S. 267), warum hinderte sie nicht Karls Ausfahrt aus der Provence? Karl war kein Hasardeur, sondern hat seine Überfahrt umsichtig betrieben und trefflich gesichert.

Was das Buch an historischer Erzählung enthält, ist wesentlich anderen Forschungen, besonders denen Hampes entnommen, wobei die Ergebnisse Winckelmanns (z. B. über Ceperano 1230) wenig berücksichtigt werden. Die Ansicht des Verfassers (S. 7; er folgt Leonhardt), daß Heinrich VI. seinen Kreuzzug nur wegen des Friedens mit der Kurie unternommen habe, teile ich nicht, sondern neige Toeche zu: die Festsetzung der Deutschen im Heiligen Lande war ein Mittel Heinrichs, Byzanz zu umstellen, das er, getreu der alten normannischen Politik, beherrschen wollte, genau wie später Karl I. Die Charakterzeichnung Friedrichs II. ist die jetzt übliche, ihn überschätzende; niemand wird bestreiten, daß er eine überaus anziehende, bedeutende Persönlichkeit gewesen, doch an seiner Größe als Staatsmann, Diplomat und Feldherr kann man wohl zweifeln.

Das reiche Literaturverzeichnis ist doch nicht vollständig: es fehlt Koehlers Arbeit über Friedrichs II. Streit mit den Päpsten (1888); auch zwei Bücher von mir, die viel über Manfreds Balkanpolitik und Konradins Kampf mit Karl enthalten, sind nicht genannt.

Richard Sternfeld.

Digitized by Google

Hampe, Karl: Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt. 80 S. Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1925.

Hampe läßt seine Rektoratsrede von 1924 hier in erweiterter Form erscheinen und erwirbt sich damit den Dank aller derer, die an der Persönlichkeit des letzten Stauferkaisers Anteil nehmen, denn er steht jetzt als „moderner Mensch" hoch im Ansehen. Hampe will die Urteile über Friedrich II. von denen seiner Zeitgenossen an bis auf unsere Tage verfolgen. Wie man die wechselnde Beurteilung des Königs Friedrich II. geprüft und daraus Schlüsse auf die Urteiler und ihre Zeit gezogen hat, so zeigt Hampe in dem Wandel der Auffassungen Kaiser Friedrichs II. den Geist der Jahrhunderte auf.

In Italien wird das Andenken an ihn durch die imperiale Idee Dantes, dann durch den Humanismus günstig bestimmt, in Deutschland wird er von der Vorreformation und den Humanisten als nationaler Kämpfer gegen die Päpste gefeiert. Die Folge dieser Wertschätzung war dann die Aufspürung der Quellen. Später verlor er die Beachtung und wurde nur von Gelehrten verschieden beurteilt, bis die Romantik sich seiner bemächtigt und Raumer den Dichtern der Zeit den Weg zur poetischen Behandlung öffnet. Zugleich setzt eine abfällige Kritik der katholischen Forscher ein, unter denen der schlimmste Tadler Friedrichs der Protestant Böhmer ist, während der Katholik Ficker ihm endlich gerecht wurde. Nun beginnt die neueste Zeit der unparteiischen Würdigung, obwohl „auch die exakteste Ausbildung der Methode noch immer ein Feld für subjektive Wertung freiläßt und eine geschickte Anwendung jener Methode sogar sehr parteiische Auffassungen mit dem Scheine wissenschaftlicher Unumstößlichkeit umkleiden kann", wie Emil Michael zeige.

Der nächste Abschnitt nennt die bekannten neuen Forscher, erwähnt aber auch Burckhardt und Nietzsche. Schließlich rät Hampe, die Hauptfragen, die sich an Friedrich II. knüpfen, sehr vorsichtig zu behandeln: Ob er ein Neuschöpfer gewesen oder nur die Bahnen seiner normannischen Vorgänger gewandelt sei? Ob sein Wesen in „dem feierlichen Barock seiner Erlasse" zu erkennen sei? Ob er ein Mensch des Mittelalters oder der Renaissance gewesen? Gewiß wird „Friedrichs Figur wohl stets ein Schibboleth bleiben, an dem sich die Geister scheiden", aber daß er für Deutschland ein Unglück war, wird nicht zu bestreiten sein. Richard Sternfeld.

Heinl, Karl: Fürst Witold von Litauen im Verhältnis zum Deutschen Orden 1382—1401. (= Historische Studien, herausgegeben von Dr. E. Ebering. Heft 165.) 200 S. Berlin, Ebering, 1925.

Das ist eine Forschung, auf die man lange gewartet hat, eine Vorarbeit zu einer notwendigen Biographie des großen Litauer-Großfürsten, von dem Ranke gesagt hat, daß „in ihm eine Ader

Digitized by Google

schlug, die dem Ehrgeiz des großen Khans verwandt war". 50 Jahre, von 1380—1430, hat Witold eine leitende Stellung im Osten zwischen Polen, Rußland, Böhmen und dem Deutschorden eingenommen, doch eine Geschichte seines Wirkens haben wir noch nicht, wenn auch Karl Lohmeyer schon 1887 seine Gestalt umrissen hat.

Heinl gibt einen Ausschnitt, aber einen sehr wichtigen: die Kämpfe und Verträge Witolds einerseits mit seinem Vetter Jagiello, der seit 1386 polnischer König war, andererseits mit dem Orden, der die Eifersucht zwischen Witold und Jagiello, wenn dieser seinem Vetter sein litauisches Erbe vorenthielt, für sich geschickt auszunutzen verstand. Es ist ein unerquickliches Schauspiel, Witold, den „Verräter", in seinem hinterlistigen Schwanken zwischen den genannten Mächten zu beobachten; aber wollte er sich gegen sie behaupten, so blieb ihm nichts anderes übrig, als diese Schaukelpolitik, die vom Verfasser als „hohe diplomatische Kunst" bewertet wird.

Sehr gut ist die Kritik der Quellen und die sorgfältige Prüfung der Daten. Doch scheint es mir ganz unmöglich, daß Witold, am 12. August an der Worskla (nicht Worska, S. 177) geschlagen, schon vor dem 24. August in Krakau ankommt: 1100 Kilometer Luftlinie konnte er nicht in 10 Tagen zurücklegen. — Der Verfasser liebt die Ausdrücke „diesbezüglich" und mehr noch „voll und ganz". — Wenn S. 65 der Goldgier der Kleinfürsten dieser Grenzlande „das sittliche Empfinden" der Ordensbrüder entgegengestellt wird, so sei hier ein Fragezeichen gestattet: die Politik des Ordens stieß sich auch nicht an moralische Bedenken. — Zu rügen ist das Fehlen eines Namensregisters.

Richard Sternfeld.

Stern, Selma: Der preußische Staat und die Juden.
Erster Teil: Die Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs I. Erste Abteilung: Darstellung. Zweite Abteilung: Akten. (= Veröffentlichungen der Akademie für die Wissenschaft des Judentums). Erste Abteilung: XIII und 159 S. Zweite Abteilung: 546 S. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1925. Mk. 12.— und Mk. 4.—.

Die Verfasserin hat im Auftrage der „Akademie für die Wissenschaft des Judentums" viele Jahre hindurch die preußischen Archive bereist, um alles Material zu sammeln, das sich auf das Verhältnis des preußischen Staates zu den Juden bezieht. Die Notwendigkeit zu einer derartigen wissenschaftlichen Untersuchung ist nicht von der Hand zu weisen, da wir noch kein einziges Werk besitzen, das in wirklich wissenschaftlicher Weise und auf archivalischen Grundlagen fußend dies bedeutsame Thema untersucht. Die Studien sind noch nicht abgeschlossen. Das vorliegende Werk schildert die Zustände zunächst nur in der Regierungszeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs I.

In den beiden einleitenden Kapiteln (S. 1—32) wird zunächst die Judenpolitik des Mittelalters überhaupt und sodann die Geschichte der Juden bis zur Zeit des Großen Kurfürsten kurz behandelt. Im

Digitized by Google

Zeitalter des Merkantilismus vollzog sich eine neue Einstellung zu den Juden, die in der Hauptsache von wirtschaftlichen Motiven diktiert war. Sie fand ihren Ausdruck im Edikt von 1671, durch das den Juden die Wiederaufnahme in der Mark Brandenburg gestattet wurde. Im zweiten Kapitel wird besonders die Verfassung der Juden in der genannten Zeit dargestellt, während im dritten die Motive der kurfürstlichen Judenpolitik untersucht werden. „Die Handelspolitik des Großen Kurfürsten und die Juden" bilden den Gegenstand des nachfolgenden Kapitels. Wie die Hugenotten, so waren auch die Juden für den Großen Kurfürsten das gegebene Mittel zur Modernisierung seines Staates und zur Anpassung an die geldwirtschaftliche Umwälzung. Wir nennen noch die Hauptüberschriften der weiteren Kapitel, nämlich: Ständepolitik und Judenfrage; Die Judenpolitik Friedrichs I.; Die Judenkommission; Staat und Gemeinde; Die Juden und das preußische Wirtschaftsleben; Die jüdische Gemeinschaft und die preußische Umwelt. — Das Ergebnis der Untersuchung kann man dahin zusammenfassen: der Preußische Staat versucht in dem angegebenen Zeitraum die nationale Absonderung der Juden zu sprengen und sie in das Staatswesen einzugliedern. Die nachfolgenden Bände der Publikation sollen zeigen, in welcher Weise dies unter den späteren Hohenzollern weiter versucht wurde und mit welchem Erfolg.

Der sehr sorgfältig behandelte Urkundenband ermöglicht in jedem einzelnen Falle die Nachprüfung der Darstellung und birgt in sich ein so reiches Material, daß er noch vielen Forschern die Möglichkeit geben wird, einmal mit diesen auch für die allgemeine Geschichte schwerwiegenden Problemen sich eingehend zu befassen. In dem Maße, wie die jüdische Geschichte aus den Niederungen des politischen Kampfes zu wissenschaftlicher Höhe emporgehoben wird, gewinnt ihre Erkenntnis Bedeutung. Willy Cohn.

Helmolt, Hans F.: Friedrich der Große und sein Preußen. Mit einem Faksimile u. 55 Abbildnngen. (= Menschen, Völker, Zeiten. Eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Max Kemmerich. VII.) 219 S. Wien und Leipzig, Karl König (1925). — Ganzlein. Mk. 6.—.

Das Buch kommt wie gerufen. Bekanntlich sind heute zahlreiche, meist unberufene Federn am Werke, uns die Freude an den großen Gestalten der vaterländischen Geschichte gründlich zu verderben. Namentlich ist der Große König Gegenstand kleinlicher, ja boshafter Tadel- und Schmähsucht. Dem krankhaften Realismus unserer heutigen Kultur ist eben nichts mehr heilig.

Um so erfreulicher ist die Wahrnehmung, daß der Widerstand gegen diese Pseudoweisheit sich energisch zu regen beginnt. Dem prächtigen Volksbuche von Oskar Fritsch (Friedrich der Große, unser Führer und Held) ist jetzt das vorliegende Werk gefolgt. Hier kommt der ernste, wissenschaftliche Forscher zum Wort. Mit der Liebe und der Ehrfurcht, die Goethe allem historisch Gewordenen zollte und

Digitized by Google

allen großen Gestalten der Geschichte, aber auch mit unbefangenem kritischen Sinn hat Helmolt sich in seine große, dankbare Aufgabe versenkt und so ein Buch geschaffen, dessen Eigenart den Leser unwiderstehlich von der ersten bis zur letzten Seite anzieht und fesselt. Seine wohldurchdachte, überall selbständige, Kosers Ausführungen mehrfach ergänzende, von reifem Urteil getragene, nicht selten mit gutbeglaubigten historischen Anekdoten gewürzte Darstellung hebt vor allem „das Königliche" in der Kraftnatur Friedrichs hervor und zeichnet „den Einzigen" und „sein Preußen" auf dem Hintergrunde seiner Umwelt und der Zeitgeschichte. So lehrt er uns, „dies echte Königtum, das uns Staatsbürger von heute stets von neuem zu Friedrich hinzieht", zu verstehen, ihn, sein Wesen und Wirken in seiner vollen Bedeutung zu erfassen und gebührend zu würdigen.

Im einzelnen werden behandelt des Königs Jugend, seine Anfänge, sein Feldherrntum und die Berliner Hofgesellschaft um 1760. Diese im Rahmen eines stimmungsvollen Bildes. Weiter werden Friedrichs Gegner und seine Bundesgenossen geschildert. Der König selbst wird in seiner Eigenschaft als „Kriegsfinanzminister" dargestellt und charakterisiert, als Volkswirt und Landesvater, als Gerichtsherr und Philosoph, schließlich auch sein Verhältnis zur deutschen Sprache und Literatur und seine Beziehungen zu Nordamerika geschildert. Hier wird mit Nachdruck auf den Meistbegünstigungsvertrag hingewiesen, den Friedrich am 10. September 1785 mit den Vereinigten Staaten geschlossen hat, besonders auf den Art. 24, der das Schicksal der Kriegsgefangenen in vorbildlicher Weise regelt. Mit Recht bemerkt dazu der Verfasser, daß „diese Verkündigung unveräußerlicher, von den Franzosen aber heute noch bedenkenlos mißachteter Menschenrechte verschiedene Jahre vor der ‚großen' französischen Revolution mit ihren von Humanität triefenden Errungenschaften stattgefunden hat" (S. 177 f.).

Das Kapitel „Das Greisenalter und Ende" und anregende Betrachtungen über Friedrichs Anschauungen von „Ruhm und Nachruhm" beschließen das verdienstvolle Werk. Die zahlreichen, zum Teil seltenen instruktiven Abbildungen, die es zieren, sind meist in guter Form wiedergegeben.

Bei solchen Vorzügen fallen einige Einwendungen nicht ins Gewicht. Daß z. B. Prinz August (Wilhelm) „am gebrochenen Herzen" gestorben sei, wie Helmolt nach der Überlieferung berichtet (S. 40), ist mehr als unwahrscheinlich. Des Prinzen Gemüt war nicht sonderlich zart besaitet, und der König wußte sehr genau, was er ihm zumuten durfte.

Das Hochzeitszeremoniell am „Zollernhof", von dem (S. 79) erzählt wird, war schon damals (1767) nur noch eine bloße Form. Und einen „Zollernhof" wird man in Berlin vergebens suchen.

Im Kapitel „Der Volkswirt" kommt der Verfasser ebenso temperamentvoll wie anziehend auf die Aufteilung Polens zurück (S. 110 f.). Vielfach auch unter neuen Gesichtspunkten. Es ist hier nicht der Ort, auf die polnische Frage näher einzugehen, insbesondere

Digitized by Google

zu untersuchen, ob die Aufteilung Polens im Sinne des Verfassers „mehr als ein Verbrechen, ein Fehler" gewesen ist (S. 110). Nur bemerken möchten wir, daß die Beteiligung an der ersten Teilung für Preußen ein Akt der Staatsnotwendigkeit gewesen ist. Hätte es etwa ruhig mit ansehen sollen, daß sich in Westpreußen Österreich oder gar Rußland festsetzte? Dann wäre das isolierte Ostpreußen dem preußischen Staate und dem Deutschtum rettungslos verloren gegangen. Eine Gefahr, die seit 1919 wieder riesengroß geworden ist. Und was den „klugen Versuch der Mittelmächte von 1916" anlangt, „Polen im Umfange von 1815 wiederherzustellen" (S. 115), so ist daran zu erinnern, daß diese Idee von Wien ausgegangen und höchstwahrscheinlich Köpfen entsprungen ist, die außerhalb des Ballplatzes zu suchen sind. Sie hat uns um den Frieden mit Rußland gebracht und somit des Reiches Untergang eingeleitet, ja herbeigeführt. Übrigens ist die Hauptfrage, ob Polen ein lebensfähiger Staat gewesen ist oder jemals sein wird, noch keineswegs entschieden.

Georg Schuster.

Kroner, Richard: Von Kant bis Hegel. 2. Bd. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1924. XXIII, 526 S. Mk. 12.50; Ganzl. 15.—; Halbfr. 17.50.

Der zweite Band des Kronerschen Werkes hält, was der erste versprochen hatte. Für den Umschwung in der geistigen Haltung unseres jüngeren Denkergeschlechtes ist wohl kein Buch bezeichnender als dieses. Nicht nur, daß hier die Metaphysik als strenge Wissenschaft wieder zur Geltung kommt, nicht nur, daß die Philosophie als die philosophia perennis, die Methode der *νόησις νοήσεως*, wieder zur Herrscherstellung im Kreise der Wissenschaften überhaupt gelangt: Kroner hat in wahrhaft geschichtlichem Sinne den Ewigkeitsgehalt des deutschen philosophischen Idealismus und die Bedeutung der Hegelschen Philosophie als des Systems erkannt, das ihm die Vollendung und Krönung bringt. Es sei dem Referenten gestattet, zur Kennzeichnung des Werkes einige Sätze der Vorrede anzuführen, von denen er bekennt, daß sie mit seiner Auffassung vollkommen und ohne Einschränkung übereinstimmen. „Wir haben heute viel von Hegel zu lernen; mögen wir seine Philosophie nun anerkennen oder verwerfen, ihr Studium muß die hohe Schule werden, in der sich dem Geiste der wissenschaftliche Zugang zu den Problemen der Metaphysik erschließt. Denn wie auch immer man sich letzthin zu den Lösungen stellen mag, die Hegel gibt, — daß Tieferes und Gründlicheres über diese Probleme weder vor noch nach ihm gesagt worden ist, wird jeder bekennen, der die Geduld und Mühe nicht scheut, in sein System einzudringen." „Auf der Stufe des durch Kant erschlossenen Denkens stellen sich die Probleme der alten, der „dogmatischen" Metaphysik erneut ein, und jetzt ergeben sich Lösungsmöglichkeiten, die vor Kant notwendig unentdeckt bleiben mußten. Die zerrissenen Fäden werden wieder geknüpft und fortgesponnen. Derjenige, der diese Arbeit mit der größten

Digitized by Google

Gewissenhaftigkeit und Strenge geleistet hat, ist Hegel. Er hat auf diese Weise das uralte Denkgut der europäischen Menschheit aufbewahrt und dem durch Kant revolutionierten Zustande der Philosophie angepaßt". „Es ist die beste Tradition des europäischen Denkens überhaupt, die Hegel fortgesetzt hat; es sind die Motive der griechischen, der christlich-mittelalterlichen und der neuzeitlichen Metaphysik, die er wieder aufgenommen und mit denen des deutschen Idealismus zu einer Synthese verschmolzen hat, die wahrhaft klassisch zu nennen ist." — Man bedenke, wie noch vor einem Vierteljahrhundert Hegel ein Gegenstand der allgemeinen Nichtachtung und des jungenhaften Spottes war, und man wird über die inzwischen erfolgte fundamentale Umkehrung des Urteils über ihn nur staunen können. Schade, daß „der alte Lasson" das nicht mehr erlebt hat; aber der nun auch schon alt gewordene Referent darf wohl bekennen, daß ihm nichts Erfreulicheres begegnen konnte als zu sehen, wie das, worauf auch seine Lebensarbeit hingezielt hat, sich in dem Geistesleben unserer Tage zu verwirklichen beginnt. Kann er doch mit Genugtuung feststellen, daß die Gesichtspunkte, die er als die für das Verständnis Hegels grundlegenden angegeben hat, auch in dem Buche Kroners sich wiederfinden.

Kroner beginnt seinen zweiten Band mit Ausführungen über die Philosophie Schellings seit dessen Hinwendung zur Naturphilosophie. Er zeigt den Weg, den Schelling von der Naturphilosophie bis zum System der Identität gemacht hat, und weist als die Zwischenstufe zwischen beiden den ästhetischen Idealismus auf, zu dem Schelling in seinem „System des transzendentalen Idealismus" gelangt ist. Was ihn zu diesem Rückgang auf das Ästhetische angeregt hat, ist nach Kroners Meinung erstens der Einfluß Schillers, zweitens die Schleiermacherschen Reden über die Religion, drittens der Anstoß, den ihm Fichtes „Bestimmung des Menschen" gegeben hat; diesen drei Faktoren widmet er einige lichtvolle Seiten, wobei aber die ästhetische Ethik Schillers, die als äußerst wirksames Ferment die ganze geistige Entwicklung jener Zeit umfassend beeinflußt hat, in ihrer überragenden Bedeutung nicht genug hervortritt. Schelling selbst aber kommt — und man muß sagen: mit Recht — in dieser ganzen Darstellung recht schlecht weg. Seine geniale Tat war die Integration des Kant-Fichteschen subjektiven Idealismus mit dem objektiven Idealismus einer monistischen Philosophie des geistigen Universums. Er hat diese Integration nur im Prinzip vollzogen und, während er von Schauung zu Schauung weitereilte, immer gleichzeitig durch die Unruhe der eigenen Gedankenproduktion und durch jede neue Leistung gleichstrebender Genossen aus einer Position in die andere getrieben, die Ruhe der methodischen Durchführung nicht gefunden. Soweit er in der Naturphilosophie und im System des transzendentalen Idealismus sein Prinzip einfach ausspricht, bleibt er dem Dualismus der kritischen Philosophie und der Wissenschaftslehre zweifellos überlegen und wirkt hinreißend wie in seinen früheren Schriften. Aber der Notwendigkeit gegenüber, von dem Programm zur allseitigen Entwicklung fortzuschreiten, versagt sein allzu beweglicher Geist, und der Glanz seines Genius wird von dem

Digitized by Google

Schatten verdunkelt, den sein älterer und soviel schlichterer Landsmann Hegel schon im Aufsteigen zu werfen beginnt. Denn dieser hat, und zwar aus einer viel tieferen Wurzel emporstrebend, eben das vollbracht, was den Vorgängern auf derselben Bahn nicht gelingen konnte; er hat die Totalität des Denkinhalts in der Totalität der Methode des reinen Denkens zum System des lebendigen, sich selbst erzeugenden und entfaltenden Geistes auszugestalten vermocht und so die in der Wirklichkeit immer vorhandene Versöhnung von Sein und Denken, von Wirklichkeit und Vernünftigkeit, von Ich und All, von Gott und Mensch wissenschaftlich durchgeführt. Daß ihm das vornehmlich deshalb hat gelingen können, weil ihm die Geschichte im Mittelpunkte seines Begriffs von der Wirklichkeit steht, macht seine Gestalt gerade für den Historiker besonders wichtig.

Im übrigen ist hier nicht der Ort, sich genauer mit Kroners Darstellung der Hegelschen Lehre auseinanderzusetzen. Er verzichtet hier, wo das Ziel der philosophischen Bewegung, die er schildern will, erreicht ist, auf die kritische Betrachtung, die er bis dahin angewandt hat, und verhält sich ausschließlich referierend. Dadurch erhält sein Buch in ganz eigentümlicher Weise das Gepräge, schlechthin zur Verherrlichung Hegels geschrieben zu sein, und ruft den Eindruck hervor, als wäre gegen des Hegelsche System überhaupt kein Einwand mehr zu erheben. Das mag heutzutage, wo es vor allem gilt, ihm wieder zum verdienten Ansehen zu verhelfen, einmal ganz nützlich sein; aber es sollte doch auch nicht verschwiegen werden, daß gerade von dem Hegelschen Prinzip aus gar manches Stück seiner Systematik noch ernsthaft anfechtbar ist und sein Werk in vielen Einzelheiten doch wieder erst einen grundlegenden Anfang bedeutet. Daß über den logischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen die schöpferische Fülle der Hegelschen Geistesphilosophie bei Kroner zu kurz kommt, hängt mit der Aufgabe, die er sich gestellt hat, zusammen, den Weg vom transzendentalen erkenntnistheoretischen Dualismus zum absoluten dialektischen Idealismus zu schildern. Wie er selbst, vom Neukantianismus herkommend, diesen Weg gemacht hat, so will er ihn den vielen zeigen, die von dem gleichen Ausgangspunkte weiter wollen. Es ließe sich ja denken, daß schon bei Betrachtung der Kantischen Philosophie mehr von den Momenten ausgegangen werden könnte, die in ihr auf der großen Linie der absoluten Philosophie liegen und die „kopernikanische Tat" Kants als einen notwendigen Knotenpunkt in dieser Linie erkennen lassen; Kroners gelegentliche Hinweise auf Plato und Aristoteles, auf Mittelalter und Reformation stellen doch diesen größeren geschichtlichen Zusammenhang nicht genügend ins Licht. Aber wie die gegenwärtige Lage ist, so muß man die von ihm gewählte Begrenzung seiner Aufgabe als zweckdienlich und wohlbegründet anerkennen.

Nur eine kritische Bemerkung sei uns gestattet. Hegel hat zur Romantik niemals eine positive Beziehung gehabt. Schelling war in seinem Denken wie in seiner persönlichen Lebenshaltung Romantiker, — sehr zu seinem Schaden. Hegel hat die scheinbare Überschwenglichkeit, die nur Unfähigkeit zur vernünftigen Durch- und Ausbildung

Digitized by Google

ist, jederzeit mit nüchterner Überlegenheit abgelehnt. Darum ist es auch unmöglich, ihn den „größten Irrationalisten" zu nennen, „den die Geschichte der Philosophie kennt" (S. 274). Wer das Irrationale als vernünftig erweist, wer zeigt, daß ebenso wie der Geist über die Natur, so auch die Vernunft — natürlich nicht das subjektive Raisonnement, sondern der ewige Logos als Moment des Geistes — über das Unvernünftige hinübergreift, der ist Rationalist in höchster Potenz. Plenge hat Hegel seinerzeit einen „Empiriker von überwältigender Größe" genannt; sehr schön, aber Hegels Empirismus ist genau so seinem Idealismus subsumiert wie sein Irrationalismus seinem absoluten Rationalismus. Solcher Streit um Worte wäre ja an sich nicht besonders von Belang. Aber dem Unfuge gegenüber, mit dem heute die Herren Irrationalisten Vernunft und Wissenschaft zu verachten und auf dem Flugsande von „Erlebnis" und „Lebensgefühl" das Gebäude der Erkenntnis aufrichten zu können sich brüsten, hat es doch seine Bedenken, ihnen auch nur scheinbar einen Vorwand zu ihrer Rechtfertigung zu geben. Georg Lasson.

Meisner, Heinrich: Schleiermacher als Mensch. Sein Wirken. Familien- und Freundesbriefe 1804—1834. Mit einem Bilde. 416 S. Stuttgart/Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1923.

Dieser Band beschließt eine Sammlung. Ihre Herausgabe wurde mit dem Briefwechsel zwischen Schleiermacher und seiner Braut begonnen (1919, 2. Auflage 1921) und mit den Familien- und Freundesbriefen 1783—1804 (1921) fortgesetzt. Eine weitere notwendige Ergänzung, die der Herausgeber in Aussicht gestellt hat, harrt noch der Ausführung: eine vollständige Ausgabe der Briefe Schleiermachers aus seinem Theologen- und Gelehrtenleben. Die Ausstattung des vorliegenden Bandes entspricht den bereits erschienenen beiden Bänden derselben Veröffentlichung. (Vgl. „Mitteilungen", Heft 50, S. 42 ff.) Ebenso ist die Auswahl nach den gleichen Gesichtspunkten vorgenommen.

Die hier vereinigten Briefe — es sind 258 — gehören der Zeit von 1804—1834 an; sie sind im wesentlichen an den gleichen Kreis von Freunden, Verwandten und dem Absender Nahestehenden gerichtet, die uns schon aus den früheren Bänden bekannt sind. Nur wenige Namen verschwinden und nur wenige tauchen neu auf. Auch hierdurch bestätigt sich die Geschlossenheit, Stetigkeit und Festigkeit, die Schleiermachers Wesen und Leben stets ausgezeichnet haben. Das erste Schreiben richtet der junge, 36 Jahre alte Hallenser Professor am 17. Oktober 1804 an seinen Freund Ehrenfried von Willich und dessen Gattin Henriette, mit der sich Schleiermacher nach dem Tode seines Freundes vermählte. Den letzten Brief sandte der 65jährige am 30. Januar 1834 nach Aachen an seinen Stiefsohn Ehrenfried von Willich, den Sohn jenes Paares, der ihn also erst kurz vor dem Tode Schleiermachers (am 12. Februar) empfing. Dazwischen steht nun die Fülle der Schreiben, in denen Schleiermacher zu den kleinen

Digitized by Google

und großen Dingen des Tages und der Geschichte in seiner offenen und stets höchst geistvollen Art Stellung nimmt, Schreiben, unter denen die an seine Frau gerichteten besonders häufig sind. Daneben seien von seinen alten Freunden und Freundinnen, denn auch diese spielen ja im Leben Schleiermachers eine große Rolle, noch besonders genannt: sein Jugendfreund, der schwedische Diplomat von Brinckmann, Graf Alexander zu Dohna, Friedrich Schlegel (wenn auch jetzt seltener), sein Freund und Verleger Georg Reimer, endlich Henriette Herz und Charlotte von Kathen. Unter seinen neuen Freunden überragt wohl alle übrigen sein Schwager Ernst Moritz Arndt. Von weiteren bedeutenden Persönlichkeiten, an die sich Schleiermacher wendet, seien noch angeführt: der Freiherr von Stein, Jacobi und De Wette.

Ich kann mir nicht versagen, von dem Reichtum an schönen und großen Gedanken, die sich in diesen Briefen über die verschiedensten Lebensgebiete finden, wenigstens einige Beispiele anzuführen. So äußert sich Schleiermacher gelegentlich der Frage, was vorzuziehen sei: Hauserziehung oder öffentliche Lehranstalt (Nr. 138, S. 211), folgendermaßen: „Unschätzbar aber ist, daß auf der Schule das strenge Rechtsgefühl geweckt und der Knabe zur Selbständigkeit geleitet wird. Das ist beides, was den Mann macht. Und gib nur acht, alle Männer, die zu lange im väterlichen Hause waren, sind auf irgendeine Art weichlich, unentschlossen, untüchtig, ohne rechten Sinn für die gemeine Sache. Mit 17 Jahren aber kann das nicht mehr gewonnen werden, da fühlt sich der Jüngling immer ein Fremdling unter denen, die früher diese Schule gemacht haben, und entbehrt auch der Haltung, die ihm engere freundschaftliche Verbindungen geben können." Am 2. Februar 1807 entwickelt Schleiermacher in bewegtester Zeit folgende charaktervolle Geschichtsauffassung (Nr. 55, S. 89): „Die Schicksale des Menschen mußt Du etwas im Großen ansehen. Dann wirst Du in der jetzigen Zeit nichts anderes finden, als was uns die Geschichte überall darbietet, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folge, währenddessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andere streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. In der Geschichte waltet überall derselbe Genius der Menschheit, die unsichtbare Hand der Vorsehung und das Tun der Menschen selbst ist eines und dasselbe." — Geradezu prophetischen Charakter haben folgende Briefstellen. Es heißt unterm 20. Juni 1806: „. . . Fassen Sie auch rechten Mut, und geben Sie alles hin, um alles zu gewinnen, und rechnen Sie alles, was Ihnen erhalten wird, für Gewinn. Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie wohl irgendeine Gefahr, irgendein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei preisgegeben zu sehen und ihm auf alle Weise eingeimpft zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volkes? Glauben Sie mir, es steht bevor (Schleiermacher wußte und konnte damals auch noch nichts von

Digitized by Google

dem so nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Napoleon wissen, aber er deutete die Zeichen der Zeit richtig, nicht nur für die Zeit von 1806/1807, sondern auch für die folgenden Jahre, insbesondere für 1813/1815) früher oder später ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußere Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern den die Völker mit ihren Königen gemeinschaftlich kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß... Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland, und Deutschland ist doch der Kern von Europa, vor Augen, ... ich atme Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion noch schneller herbeiführe; denn an Vorüberziehen ist, glaube ich, nicht mehr zu denken."

Ein politischer Brief allerersten Ranges ist jenes Schreiben an Friedrich Schlegel vom 12. Juni 1813, das Schleiermacher selbst sein politisches Glaubensbekenntnis nennt und ebenfalls von dem ungewöhnlichen Scharfblick des Verfassers in politischen Angelegenheiten zeugt, ein Schreiben, dessen Bedeutung dadurch erhellt wird, wenn man sich erinnert, daß Schleiermacher als Herausgeber des „Preußischen Correspondenten" der Wortführer der Patriotenpartei war, während hinter Friedrich Schlegel Gentz und letzten Endes Metternich selbst steht. Es handelt sich um die Fühlungnahme führender Österreicher mit preußischen Kreisen in der Zeit des Waffenstillstandes. Schleiermacher entwirft darin im voraus ein in den Grundzügen durchaus zutreffendes Programm der politischen Entwicklung Preußen-Deutschlands, wie sie im weiteren Verlaufe des Jahrhunderts vor allem sein Konfirmand, Otto von Bismarck, tatsächlich verwirklichen sollte, ohne natürlich von diesen Ausführungen das Entfernteste zu ahnen: „Ich bin garnicht so ganz dagegen, daß es Sachsen und Brandenburger, Österreicher und Bayern geben soll. Die Stammesverschiedenheiten sowohl als die Spuren der einzelnen politischen Concrescenzen, die freilich mit jenen nicht immer genau zusammenfallen, sind den Deutschen zu stark aufgedrückt, als daß man sie sollte vernichten wollen dürfen. — („Das Deutsche Reich als Bundesstaat.") — Nur sollen sie nicht über die größere Nationaleinheit dominieren, und das Volk ihnen zu Liebe nicht wieder in eine lose *πολυκοιρανίη* geraten und an den Rand des Abgrundes kommen. Darum ist nach der Befreiung mein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigentümlichkeit auszubilden und zu regieren. — (Die Verfassung von 1870.) — Aber jenes ist nur möglich, wenn kein dem Kaisertum zugehöriger Fürst Länder hat, die demselben nicht angehören. — (Die Herausdrängung Österreichs aus dem Deutschen Bunde 1866.) — Dies ist nur möglich, wenn in

Digitized by Google

die inneren (nicht militärischen und diplomatischen) Angelegenheiten der einzelnen Staaten der Kaiser sich ja nicht mischt, und hiefür kann es wieder außer einer sehr weise eingerichteten Militärverfassung keine andere Garantie geben, als die Unmöglichkeit eigennütziger Familienabsichten und Rücksichten und der gänzliche Mangel aller despotischen Neigung auf dem Kaiserthron. — (Das Parlament.) — Da liegen nun die ungeheuren Schwierigkeiten, und ich fürchte, daß jener Wunsch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht unmittelbar zu erreichen ist. — (Der Umweg über den Frankfurter Bundestag.) — Sobald von einem Kaisertum die Rede ist, kann wohl niemand anders als an Österreich denken. Ob dieses aber eine solche Garantie in sich hat, ob es sich wohl bei der so scharfen Trennung der Norddeutschen und Süddeutschen, der Katholiken und Protestanten, ein so allgemeines Vertrauen erwerben würde, weiß ich nicht. Ob Preußen den Anfang damit würde machen wollen, auch Schlesien und Preußen dem Deutschen Reich einzuverleiben, und sich mit seiner ganzen Macht in die Stellung eines deutschen Reichsfürsten hineinzubegeben, ob Österreich liberal genug wäre, um ein solches Kaisertum zu gründen, wie wir es in der gegenwärtigen Zeit brauchen, das alles weiß ich nicht und kann es nach meiner beschränkten Kenntnis nur bezweifeln. Ob also nicht, wenn der Kampf mit vereinten Kräften (denn wir hoffen immer noch auf Österreich, wie man sagt) und dann gewiß glücklich fortgesetzt wird, irgendeine andere auf jeden Fall interimistische Gestalt von Deutschland das Resultat sein wird und wie diese aussehen wird und woher uns kommt, darüber begebe ich mich nicht ins Prophezeien." Schleiermacher hat auch hier die Entwicklung richtig vorausgesehen, weil er unbefangen und vorurteilsfrei die maßgebenden geschichtlichen Kräfte klar erkannte.

E. Amling.

Kaiser Friedrich III.: Das Kriegstagebuch von 1870/71, herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. 8°. XXVI, 512 S. Berlin und Leipzig, K. F. Koehler, 1926. In Ganzleinen Mk. 15.—.

Zu weiteren Veröffentlichungen aus dem Nachlaß Kaiser Friedrichs soll die Edition seines Tagebuches den Auftakt bilden. Der Kronprinz hat während des Feldzuges in zwei Notizkalendern stichwortartige Eintragungen gemacht, dann auf Quartbogen tägliche Niederschriften für die Gattin, später eine Überarbeitung vorgenommen, von der sein Kammerdiener Krug eine Abschrift anfertigte, und nach dem Kriege 1871/72 eine noch umfangreichere; diese, die auf 761 Folioseiten anschwoll, wurde der Veröffentlichung wie billig zugrunde gelegt. Im ganzen dürfte sie nun vollständig sein. Nur bei einer geringen Zahl von Stellen erwiesen sich Auslassungen aus persönlichen und prinzipiellen Rücksichten als notwendig. Historisch Wesentliches — erklärt der Herausgeber — wurde davon nicht betroffen.

Wir freuen uns des uns hier Gebotenen und der Sorgfalt der Edition. Eine auch über die 1888er Publikation des Professors

Digitized by Google

Heinrich Geffcken und das Vorgehen Bismarcks gegen ihn berichtende Vorbemerkung des Herausgebers, reichlich beigegebene Anmerkungen, ein zuverlässiges Namen- und Sachregister sowie ein Register der zitierten Autoren befriedigen alle gerechten Wünsche. Unter den 16 Abbildungen ist das Titelbild des Kronprinzen eine Reproduktion einer am 6. Februar 1871 in Versailles von Anton v. Werner geschaffenen Bleistiftskizze, die mit Genehmigung Wilhelms II. zum ersten Male veröffentlicht wird.

Der letzten Umarbeitung liegt ein Blatt bei mit folgender eigenhändiger Niederschrift Friedrich Wilhelms: „Ich habe die während des Feldzuges 1870, unter dem Drange der Kriegstätigkeit in mein Tagebuch nur flüchtig eingetragenen täglichen Eindrücke nach erfolgter Rückkehr in die Heimat durch Auszüge aus dem zwischen meiner Frau und mir regelmäßig geführten Briefwechsel vermehrt und ergänzt. Grundsätzlich hielt ich aber hierbei streng daran fest, nur das täglich Erlebte und Empfundene aufzuzeichnen, so daß nicht eine Verbesserung oder Veränderung unter dem Eindruck späterer Ereignisse aufgenommen worden ist. Mein Tagebuch ist sonach ein Beitrag zu der Geschichte jenes großen denkwürdigen Krieges und enthält auch manche wohl kaum anderweitig zu findende Beleuchtung der Ereignisse, welche die Außenwelt ganz anders als ihre Wirklichkeit auffaßt. Ebenso wird der Charakter der hervorragenden Personen vielfach in einem anderen Lichte erscheinen, als Mitwelt und Geschichte sie sich vorstellen. Da dergleichen Mitteilungen aber nicht zur Kenntnis der Zeitgenossen gelangen können, so befehle ich, daß außer meiner Frau und meinen mündig gewordenen Kindern niemand Einsicht von meinem Tagebuch nehmen darf, als bis das Jahr 1922 abgelaufen ist. Einer Veröffentlichung steht dann nichts mehr entgegen."

Es ist eine offenherzige, bei der Wiedergabe der Kämpfe um die Reichsgründung selbst den eigenen Vater nicht schonende Aufzeichnung; noch heute schien einzelnes Scharfe zu publizieren den Verantwortlichen, wie gesagt, nicht angängig. Man weiß bereits durch Gustav Freytag, wie heiß vom Anfang des Krieges an das Feuer im Kronprinzen glühte. „Sicherlich wird Deutschland seine Einheit wiederherstellen," bemerkt Friedrich Wilhelm, der unbeschreiblichen Begeisterung froh am 17. Juli. Am Tage von Wörth jubelt er: „Nun ist der Kitt, der die so verschiedenartigen Bestandteile des unter meinem Oberbefehl vereinigten deutschen Heeres zusammenhalten wird, gefunden. Solch ein Ereignis will etwas bedeuten; es ist eine geschichtliche Tatsache, deren Folgen von ungeheurer Tragweite sein müssen, — wenn wir den ernsten Willen hegen wollen, einen solchen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen." Und am 23. Januar 1871 entlockt ihm der neue Titel „Kronprinz des Deutschen Reichs" den Wunsch und das Gelöbnis: „Möge ich einst den großen Anforderungen entsprechen, welche jene Würde an mich, ihren Träger, stellt; mit ihr fühle ich mich nur noch als Deutscher."

Was hemmend dazwischen trat, dem begegnete er mit ehrlichem Unwillen: dynastischer Selbstsucht der Fürsten, doktrinärer Verbissen-

Digitized by Google

heit der Parlamentarier, engstirnigem Partikularismus, auch preußischem; sogar Bismarck wurde getadelt ob allzu behutsamen Vorgehens. Ihm gegenüber stellte sich der Kronprinz überhaupt kritisch ein. Am 15. Juli 1870 — notiert er — „trug uns Graf Bismarck mit großer Klarheit und würdigem Ernst, frei von seinen sonst gewöhnlich beliebten Scherzen, seine Ansicht über den Stand unseres Verhältnisses mit Frankreich vor." Am 2. November meint er, durch den langsamen Fortschritt der Verhandlungen verärgert, ironisch, „unser großer Staatsmann" habe nie eine wahre Begeisterung für die deutsche Frage gekannt. Vierzehn Tage später riet er dem Kanzler, den süddeutschen Bundesgenossen bei weiterer Renitenz zu drohen und es ruhig darauf ankommen zu lassen, ob Bayern und Württemberg es wagen würden, sich Österreich anzuschließen. Als Bismarck erwiderte, „der Kronprinz" dürfe dergleichen Ansichten nicht äußern, „verwahrte ich mich sofort auf das bestimmteste dagegen, daß mir in solcher Weise der Mund verboten werden sollte, zumal es sich hier um eine Angelegenheit, die meine und meiner Kinder ganze Zukunft beträfe, handle, die ich für eine heilige Sache ansähe und bei der ich es als eine Pflicht betrachtete, niemand im Zweifel gerade über meine Ansicht zu lassen. Überdies aber stände es nur bei Sr. Majestät, mir über die Dinge, die ich besprechen dürfte oder nicht, Weisungen zu geben, wenn man überhaupt annähme, daß ich noch nicht alt genug sei, um selber ein Urteil zu haben . . . Geschenkt habe ich dem Bundeskanzler nichts, vielmehr, meiner Überzeugung getreu, offen geredet, gewiß wird er mir aber meine freimütige Sprache übelnehmen, da ihm dabei klar geworden sein muß, wie ich seiner bisherigen deutschen Politik durchaus abhold bin." Und in der Silvesterbetrachtung lesen wir folgende scharfe Abrechnung mit der „von Bismarck erfundenen und seit Jahren in Szene gesetzten Theorie von Blut und Eisen": „Ich beharre noch heute fest bei der Ansicht, daß Deutschland ohne Blut und Eisen allein mit seinem guten Rechte „moralische Eroberungen" machen und einig, frei und mächtig werden konnte. Dann erlangte es ein ganz anderes Übergewicht als lediglich durch die Gewalt der Waffen, weil deutsche Kultur, deutsche Wissenschaft und deutsches Gemüt uns Achtung, Liebe und Ehre gewinnen mußten. Der kühne, gewalttätige Junker hat es anders gewollt." Friedrich Wilhelm war Idealist. „Wollte Gott," so flehte er am 24. Oktober, „daß ein freier deutscher Kaiserstaat entstünde, der im wahren Sinne des Wortes an der Spitze der Zivilisation schritt, der alle edlen Gedanken der modernen Welt entwickeln und zur Geltung bringen könnte, so daß von Deutschland aus die Welt humanisiert, die Sitten veredelt und die Menschen von jener frivolen französischen Richtung abgewendet würden! Mit einem solchen Staat gewänne man ein Bollwerk gegen den Sozialismus, gleichzeitig würde aber auch die Nation von dem Druck der Bürokratie, des Despotismus und der Pfaffenherrschaft befreit, der Jesuitismus und die Orthodoxie würden auf den Kopf getroffen und es wären damit die Geister von der Bevormundung der Kirche erlöst. Wenn wir Deutschen als redliche Vorkämpfer solcher Gesinnungen erkannt

Digitized by Google

wären, könnte eine Allianz mit England, Belgien, Holland, Dänemark und der Schweiz als Bollwerk gegen Rußland und Frankreich wohl erreicht werden und sich dadurch der Friede auf lange Zeit sichern lassen. Mit der Zeit würde dann auch wieder ein Einvernehmen mit Frankreich angebahnt werden und ein solches die wechselseitige Ausschöpfung der reichen Quellen auf dem Gebiete von Wissenschaft, Kunst und Gewerbe zwischen beiden Nationen herbeiführen." Zugegeben, daß der Liberalismus des Kronprinzen, hätte er sich früher als 1888 und länger als 99 Tage in Taten auswirken können, für Deutschlands innere Entwicklung segensreich hätte werden, die Sozialdemokratie zum mindesten hätte spalten können, — die außenpolitischen Hoffnungen Friedrich Wilhelms sind und bleiben doch Hirngespinste, Ausgeburten einer die Hemmnisse des wirklichen Lebens allzu kühn überspringenden Phantasie.

Als Stütze und Ergänzung der Tagebuchaufzeichnungen hat der fürstliche Verfasser das in seine Hände gelangte Material an Briefen, Denkschriften und sonstigen Belegen der Kriegszeit in zwei Bänden „Feldzug gegen Frankreich" und „Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich" gesammelt und aufbewahrt. Nur der letztere fand sich noch vor. Aus ihm konnte H. O. Meisner die Edition noch erheblich vermehren. Ihm gehören von den 19 den Anhang bildenden Nummern fast ein Dutzend Aktenstücke an. Andere, nicht minder wertvoll und auch noch unbekannt, sind den Akten des Geheimen Zivilkabinetts, des Auswärtigen Amtes und des Hausarchivs entnommen. Besondere Beachtung verdienen F. von Roggenbachs Denkschrift vom 5. September 1870, die am 12. August in Petersbach vom Kronprinzen niedergeschriebenen Friedensbedingungen und Ausführungen über die deutsche Kaiserfrage, ein ebenfalls auf letzteres Thema eingehender Brief des Großherzogs von Baden an seinen Schwager vom 24. Oktober, eine Denkschrift Samwers, betreffend die Neugestaltung Deutschlands nach Wiederherstellung des Friedens vom 5. Oktober, von Wilhelm I. anfangs 1871 eingeforderte Gutachten Bismarcks und des Kronprinzen über Titel, Farben, Zeichen und Benennungen des Reiches, ein interessanter Bericht des Generals von Schweinitz aus Wien 1. Februar 1871 über die Haltung Österreich-Ungarns während des Deutsch-Französischen Krieges. Paul Haake.

Spies, Heinrich: Kultur und Sprache im neuen England. XIV, 216 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1925. Mk. 6.—.

Dieses Felix Liebermann gewidmete Buch geht von der Überzeugung aus, daß die Sprache der Körper ist, in dem die Seele eines Kultursystems wohnt und lebt und webt. Sie setzt sich zum Ziel, die Umwandlungen im Denken und Fühlen des englischen Volkes seit etwa 1880 durch philologische, literarische und volkskundliche Beobachtungen in helleres Licht zu rücken. Dem in historischer Distanz

Digitized by Google

zurückliegenden „Viktorianischen Zeitalter" der „Muskeln" setzt Spies das „neue England" der „Nerven" gegenüber, dessen Eintritt er durch die Einführung der Greenwicher Einheitszeit (1880), durch das Aufkommen einbändiger Romane und „short stories" (1891), durch die Beliebtheit skizzenhafter Bühnenstücke nervenpeitschenden Inhalts, durch Zeitungen wie die „Daily Mail", durch Imperialismus und Sozialisierung kurz charakterisiert. Lexikalische und linguistische Studien sind in England eigentlich erst seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit wissenschaftlichem Ernst und unter Teilnahme weiter Kreise durchgeführt worden. Nach dieser „allgemeinen Einleitung" gruppiert Spies seine überreichen Materialien unter die beiden großen Hauptrubriken: „Der äußere Machtbereich des Englischen" und „Innere Art und Kraft des britischen Englisch im neuen England". Die neuesten Vorstöße des Neukeltentums hält Spies für ziemlich belanglos. Noch weniger hat „der Machtbereich des Englischen auf den britischen Inseln" von den neueren Einwanderungen von Franzosen, Deutschen und Ostjuden etwas zu fürchten. Außerhalb der britischen Inseln hat die Verbreitung des Englischen mit der Ausdehnung des Weltverkehrs und namentlich seit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg riesige Fortschritte gemacht. Ist doch im Artikel 440 des Vertrags von Versailles neben dem französischen auch der englische Text für authentisch erklärt worden. Nicht erwähnt wird, daß in den zwischen Japan und China abgeschlossenen chinesisch und japanisch abgefaßten Staatsverträgen im Zweifelsfalle die beigegebene offizielle Übersetzung maßgebend sein soll. Durch ein Versehen wird S. 32 vom Rastätter statt Utrechter Frieden von 1714 gesprochen. Auf nur zwei Seiten werden die „sprachlichen Niederschläge der englischen Gesamtkultur in nichtenglischen Sprachen" abgetan (S. 34—35); natürlich kann da nur ein Hinweis auf die neueste Spezialliteratur gegeben werden. Die Einwirkungen der englischen Erfindungen im Maschinen- und Eisenbahnbau, der klassischen englischen Nationalökonomie, des Schiffahrtsverkehrs, der Börsengeschäfte, der Londoner und Liverpooler Auktionen und der parlamentarischen Geschäftsordnung werden übersehen. „Grundsätzlich" läßt Spies die von den Vereinigten Staaten ausgehenden Beeinflussungen beiseite. Unter den „Hemmungen und Widerständen gegen die Ausbreitung des Englischen" wird die neuere Ausbreitung des Spanischen vorangestellt. In dem Abschnitt über „die englische Hochsprache in Übersee" werden das Babu-English in Indien „Amerikanisch", Neger-English, Pidgin-English Beach-la-Mar und Kru-English aufgezählt und zum Teil mit drastischen Beispielen dem deutschen Leser kenntlich gemacht; für einen Philologen wären die portugiesischen Bestandteile in dem auch zwischen Chinesen aus verschiedenen Provinzen gebräuchlichen Pidgin-English und die in Yule und Burnel „Hobson-Jobson" nachgewiesenen englisch-portugiesisch-malaischen Vermengungen auch systematisch von größter Bedeutung. In dem Absatz „Sprachliche Beziehungen zwischen den U. S. A. und England" wird der Mangel einer Übersicht der Amerikanismen bedauert. Es gibt aber

Digitized by Google

doch das „Dictionary of Americanisms“ von J. Russell Barlett, von dem Dr. Friedrich Köhler „Wörterbuch der Amerikanismen“ (Leipzig 1866) einen handlichen Auszug gegeben hat. Man erkennt daraus, daß der amerikanische Botschafter Lowell nicht so unrecht hatte, als er behauptete, daß in den Amerikanismen viel gutes englisches Sprachmaterial steckt, das in England seit dem 17. Jahrhundert verlorengegangen ist. (Ähnlich urteilt G. P. Krapp in seinem soeben erschienenen Buch „The English Language in America“. 2 vol. 1925.) Andererseits ist vieles, was neuerdings als amerikanische Bezeichnung angeführt wird, z. B. „Britisher“ schottischen Ursprungs. Daß bei den Engländern für eine künstliche Weltsprache wie das Esperanto kein Interesse aufkommen kann, erklärt sich aus der hoffnungsvollen Wahrnehmung, wie sich in fernen Ländern der Gebrauch des Englischen als lingua franca auf Kosten des Französischen, Italienischen, Malaiischen und Arabischen immer mehr ausbreitet.

Bei der Betrachtung der „inneren Art und Kraft des britischen Englisch im neuen England“ ergibt sich naturgemäß eine Scheidung zwischen den Verhältnissen vor und nach dem Weltkriege. Spies bezeichnet es als eine noch zu lösende Aufgabe der Einzelarbeit, zu untersuchen, wie die Bevorzugung germanischer Sprachelemente, die bei dem Historiker Freeman bis zur Pedanterie ging, seit dem Ende des 19. Jahrhunderts einem neuen Wachstum französischer Sprachelemente Platz gemacht hat. Die dabei hervortretenden Übertreibungen (Spies gibt amüsante Beispiele) haben bereits vor dem Kriege zu einer Bewegung geführt, die von der „Society for Pure English“ eifrig gefördert wird. Spies ist der Überzeugung, daß sich die Mode der Französisierung wieder verlieren wird, weil der gemeine Mann die in der Presse überhandnehmenden Französismen als Fremdkörper empfindet. Bei seinem Rückblick auf die deutsch-englischen kulturellen Beziehungen werden die politischen Sympathien und Antipathien in den Vordergrund gerückt. Der Einfluß der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert und die sehr tief gehenden Einwirkungen Goethes und Hegels, die gelegentlich des Regierungsjubiläums der Königin Viktoria 1887 von englischen Autoren sehr stark betont wurden, werden übergangen. Aus der Kriegszeit ist die Einbürgerung des deutschen Wortes „Strafe“ sehr eingehend hervorgehoben. Eine wissenschaftliche Behandlung der „sprachlichen Fragen“ erwartet Spies von weiterer Forschung. Etwas ausführlicher geht er nur auf die Aktivität des Sprachgeistes unter den besonderen Bedingungen des Weltkrieges ein, wofür er nicht nur selbst viel Material gesammelt, sondern auch seine Schüler zu Einzeldarstellungen veranlaßt hat. Er behandelt dabei sogar die Namensänderungen während des Weltkrieges.

Mehr philologische Übersichten der englischen Sprachentwicklung bietet die zweite Hälfte des Buches, die unter reicher Quellenangabe die verschiedenen Einflüsse auf die Einbürgerung und Zurückdrängung von Wörtern und Ausdrucksweisen zurückgreift und die dabei obwaltenden Interessen des Staates, der Gesellschaft, der Kanzel, der Sprech- und Singbühne lose aneinanderreiht. Zum Teil sind es

Digitized by Google

Erscheinungen, die auch in Deutschland ihre Analogien haben. Klagte man in England schon früher, daß „Masse, Maschine und Materie" auf den Prosastil einen herabziehenden Einfluß ausüben, so ist seitdem die Herübernahme von Ausdrücken aus dem Slang, dem Sport, dem Soldaten-Englisch und dem Cockney sehr bemerkenswert. Dagegen treten die Bibel und das Common Prayer Book bei den Engländern mehr zurück als bei den Amerikanern, die dagegen geneigter sind, Geschäftsausdrücke in den allgemeinen Sprachgebrauch zu übernehmen. Besondere Beachtung widmet Spies der gezierten Ausdrucksweise des „Swank", dem in der feineren Gesellschaft aufgekommenen Euphemismus, dem „Innuendo" und dem „Understatement". Ein sehr nützliches Wörterverzeichnis mit Angabe der Seitenzahlen sowie ein ausführliches Namen- und Sachregister beschließen das Werk, dessen Hauptstärke mangels historischer Distanz natürlich mehr in der umfassenden Beispielsammlung als in der systematischen Durchdringung des unendlichen Stoffes liegt. L. Rieß.

Stolz, Otto: Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol. 1. Teil: Nordtirol (erste Hälfte). 8°. 394 S. Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky, A.-G., 1923. (S.-A. aus dem Archiv f. österr. Geschichte, Bd. 107.)

Auf Anregung des hochverdienten, 1905 verstorbenen Geographen Eduard Richter hat die Wiener Akademie schon vor Jahren die Herstellung eines historischen Atlas der österreichischen Alpenländer in ihr Programm aufgenommen. (Vgl. die über das Unternehmen gut orientierende kritische Studie von W. Erben in den Mitteilungen des österr. Instituts für Geschichtsforschung, 30. Bd., S. 561 ff.) Dabei handelte es sich zuerst um die Herstellung und entsprechende Erläuterung der Gerichtskarten. Tirol ist in diesem großen Werke sehr gut vertreten. Hier lagen übrigens brauchbare Vorarbeiten schon aus früheren Zeiten vor. Als eine ganz ungewöhnliche kartographische Leistung ist die große Karte von Tirol zu werten, die P. Anich und B. Hueber schon 1774 vollendet hatten. Sie berücksichtigt auch die Gerichtsgrenzen, und Richter selbst konnte erklären, daß durch sie hierzulande jene Aufgaben fast gelöst erscheinen, die eine Landgerichtskarte des historischen Atlas zu erfüllen habe. Aber auch der das neue Unternehmen begleitende wissenschaftliche Text fand für Tirol in den Arbeiten eines Burglehner, de Luca, Zoller und Staffler, namentlich aber in den trefflichen Ausführungen zur Gerichtsverfassung vom Innsbrucker Rechtslehrer Th. Hamer (1807) mancherlei wertvolle Vorbereitung. Trotzdem harrte der modernen Bearbeitung eine gewaltige Aufgabe; denn es galt ein reiches archivalisches Material zu heben und entsprechend zu verwerten.

Zuerst trat an die Arbeit der hochverdiente Erforscher unserer Landesgeschichte, J. Egger, heran. Aus Weistümern, Urkunden und anderen Quellen hatte er auch für die Gerichtsverfassung des Landes

Digitized by Google

schon vorher zahlreiche Belege gesammelt. (Vgl. seine Abhandlung: Die Entstehung der Gerichtsbezirke Deutschtirols im 4. Erg.-Bd. obiger Mitteilungen.) Auch konnte er selbst noch die Gerichtsgrenzen in den Karten skizzieren. Die Erforschung der einschlägigen Fragen für das welsche Südtirol hatte H. v. Voltelini seit 1900 ohne wesentliche Vorarbeiten begonnen. (Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer, I. Abt.: Die Landgerichtskarte. 3. Teil: Tirol und Vorarlberg [Das welsche Südtirol von H. v. Voltelini] S. 107 ff.). In den Erläuterungen bot er auf Grund eingehenden Studiums der teilweise schwer erreichbaren Quellen ein lichtvolles abgerundetes Bild der Entstehung und Begrenzung, sowie der weiteren Schicksale der Gerichtsbezirke in diesem Teil des alten Tirol (a. a. O. S. 105). Im Zusammenhange damit stehen seine Abhandlungen im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 92 und 94. Der Werdegang der Südgrenze, die Geschichte der Gerichts- und politischen Verwaltung in diesem Gebiete blieb späteren Abhandlungen vorbehalten, deren Abfassung wohl entfallen wird. O. Stolz hingegen, der die von Egger begonnene Arbeit nach dessen Tod (1903) übernahm, gab in den „Erläuterungen" (1910) nur einen kurzen Grundriß (a. a. O. S. 39—97) und verlegte seine umfangreiche, eine Fülle neuer Ergebnisse aufweisende Untersuchung, den eigentlichen „Motivenbericht" zur Gerichtskarte des deutschen Teils von Tirol, in die „Abhandlungen zum historischen Atlas", deren erste, den allgemeinen Teil enthaltend, 1912 unter dem Titel „Geschichte der Gerichte Deutschtirols" erschien. (Archiv Bd. 102, S. 85—334, Abh. X und XI. — Die Abh. I—IX bilden die Bde. 94 und 99 des Archivs.) Sie fand nach Inhalt und Art der Darstellung rückhaltlose Anerkennung seitens der Kritik. Zu früheren Arbeiten Stellung nehmend, legte er die Entstehung der territorialen Gerichte erster Instanz klar, wobei er das Bestehen von den Hundertschaften ähnlichen Dingbezirken nachwies und, von den alten Grafschaften ausgehend, deren Entwicklung, Ausdehnung und schließliche Auflösung in kleinere Sprengel eingehend schildert. Auch die Bildung besonderer Standes- und Realgerichte wurde beachtet, wogegen die Darstellung der Zentralgerichte des Landes und des Verfahrens außer Betracht blieb. Anschließend verfolgte er die Grundzüge der Gerichtsverwaltung seit dem 13. bis zum 18. Jahrhundert. Aber auch die Entstehung der Gemeinden, ihr Verhältnis zu den Gerichten, die Bildung einer Viertel- und Kreiseinteilung wurde untersucht. Eine Art „Kulturgeographie der Grenzbildung in Tirol", eine eingehende Besprechung mannigfacher Erscheinungen der Grenzbildung im Lande nach allgemeinen geographischen Gesichtspunkten bildet den Schluß dieses Teils.

Der besondere Teil, der 1914 im wesentlichen fertig war, sollte sich der Geschichte der einzelnen Gerichte in Deutschtirol widmen. Da rief der Weltkrieg auch Stolz unter die Fahnen, und mit der Festung Przemysl fiel er in die Hände der Russen. Erst 1920 kehrte er aus Sibirien, zu unser aller Freude gesund und arbeitsfroh, heim. Das Manuskript wurde alsbald umgearbeitet, ergänzt und er-

Digitized by Google

weitert. Da die Wiener Akademie trotz aller Schwierigkeiten die Drucklegung des Werkes beschloß, konnte schon 1923 ein Teil der Arbeit veröffentlicht werden. Dem schon im „allgemeinen Teil" beachteten weiteren Inhalt des Buches Rechnung tragend, wurde der Titel mit Recht in „politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol" geändert, da sie sich nicht auf eine „Gerichtsbeschreibung" beschränkt. So stellt sie einen umfassenden Beitrag zu einer „politischen Landeskunde von Tirol" dar, indem sie verfassungs- und verwaltungsgeschichtliche Fragen mit einer ins Einzelne führenden einschlägigen historischen Ortsbeschreibung verbindet. Die Abhandlung von 1912 aber paßt als „allgemeiner Teil" auch zu dieser erweiterten Fassung, indem sie, ausgehend von der Gerichtsbildung, den Werdegang der politischen Raumbildung in Deutschtirol überhaupt in ihren Grundzügen darstellt.

Zu diesem allgemeinen Teil bringt Stolz zunächst (S. 55—68) sehr erwünschte Nachträge, und zwar nicht nur Einzelergänzungen (daselbst auch eine kritische Stellungnahme zu dem 1922 erschienenen Buche von H. Hirsch, Die hohe Gerichtsbarkeit im deutschen Mittelalter, ferner noch ein früher Beleg für das Vorkommen der Grafensteuer in Tirol [zirka 1080], eine quellenmäßige Erklärung der Naturalabgabe des Kuppelfutters usw.), sondern auch ganz neue, für Tirol erstmals erörterte Probleme, die auch für die allgemeine Rechtsgeschichte von Wert sind (S. 14—54). Besonders lehrreich ist die Betrachtung der Beziehungen der Grundherrschaften im Lande zur Gerichtsherrschaft in ihrem zahlenmäßigen Verhältnisse, ihr Anteil an der Bildung sogenannter Exemtionsgerichte (Immunitäts-, Markt- oder Stadtgerichte) und ihr Verhältnis zu den echten Landgerichten als verselbständigten grafschaftlichen Dingbezirken, wofür mittelalterliche Quellen, namentlich aber die Kataster reichen Stoff bieten (vgl. die ausführliche Tabelle 22 ff.). Es folgt eine Besprechung der finanziellen Bedeutung der Gerichtsverwaltung, besonders auch im Verhältnisse zur Steuer- und Urbarverwaltung, endlich eine Darlegung der amtlichen Aufgaben und der Stellung der Pfleg- und Gerichtsbeamten auf Grund ihrer Anstellungsdekrete, ein auch für die Geschichte des Beamtenrechts besonders wichtiger Beitrag. (Vgl. U. Stutz in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. Bd. 34, S. 716 und Bd. 45, S. 550.)

Die Beschreibung der einzelnen Gerichte (S. 68 ff.) beginnt im Osten des Landes mit dem Landgericht Kitzbühel und wird in diesem Heft für das Brixental und das untere Inntal mit Einschluß des Silltales fortgeführt. Sie behandelt in anschaulicher, selbständiger Weise mit seltener Genauigkeit und unter stetem Hinweis auf die Quellen und allfällige Literatur für 33 Gerichte (Land-, Stadt-, Markt-, Urbar-, Pfleg-, Propsteigericht, Hofmarken, Burgfrieden usw.) die einschlägigen verfassungsgeschichtlichen Fragen (Entstehung, sachliche Kompetenz, Inhaber des Gerichts) und sodann die rein topographischen Probleme (Geschichte der Gemeindegliederung in den einzelnen Gerichten, genaue Grenzbeschreibung, Bildung von Schrannenbezirken, Entstehen

Digitized by Google

von Freiungen usw.). Die zweite Hälfte der Abteilung „Nordtirol" ist im Drucke. Der Verfasser hat aber auch schon die Landesbeschreibung für den deutschen und ladinischen Anteil von Südtirol in Vorbereitung. Möge ihr Erscheinen in nicht zu weite Ferne gerückt sein. Die Atlaskommission der Wiener Akademie und ihr Obmann Oswald Redlich, selbst Tiroler, erwerben sich durch die Förderung dieses Werkes die größten Verdienste. A. Wretschko.

Kurze Anzeigen.

Weinmann, Artur: Rechtswissenschaft. (= Dünnhaupts Studien- und Berufsführer. Herausgegeben von K. Jagow und Fr. Matthaesius. Bd. 6). 71 S. Dessau, C. Dünnhaupt, 1924. Mk. 2.—; geb. Mk. 2.50.

Das Buch ähnelt in Zwecksetzung und Anlage durchaus den beiden der gleichen Sammlung angehörigen Bändchen über Geschichte (vgl. „Mitteilungen" 50, S. 66) und über Germanistik (vgl. „Mitteilungen" 51, S. 115); es gibt in den zwei umfangreichsten Kapiteln das „Zur Berufswahl" Gehörige (S. 10—32) und einen „Wegweiser für die Studienzeit" (S. 33—55). Es wird hier angezeigt um der engen Beziehungen willen, welche zwischen wohl verstandener Rechts- und recht betriebener Geschichtswissenschaft seit alters bestehen und auch heute noch statthaben sollten. Denn das Recht ist ein historisches Gebilde; und Gesetze sind der Niederschlag von Rechtsanschauungen und -gewohnheiten, nicht der Ausdruck „neuzeitlicher Gesetzgebungskunst" (S. 6). Oder wollen wir Thibaut gegen Savigny recht geben und unserer Zeit nicht bloß den Beruf zur Gesetzgebung vindizieren, sondern ihr sogar mit Weinmann zubilligen, daß sie diesen Beruf zur Kunst ausgestaltet habe? Jedenfalls ist Weinmanns „Erste Einführung in die Rechtswissenschaft" (S. 1—10) von jeder geschichtlichen Grundlegung weit genug entfernt; so findet sich S. 9 die erstaunliche Bemerkung, es lasse „sich verteidigen, daß auch das Studium der Rechtsgeschichte zur Rechtswissenschaft gehört". Andrerseits erklärt der Verfasser zwar S. 10 die Rechtsphilosophie für „die Krone des Gebäudes der Rechtswissenschaft", aber sie sei „schon ein Teil der Philosophie, während die Jurisprudenz eine Fach- oder Einzelwissenschaft ist". Rez. hegt die niederdrückende Befürchtung, nach Entziehung des historischen Fundamentes und nach Überlassung philosophischer Durchdringung an ein anderes Wissensgebiet möchte die Jurisprudenz nur noch als vereinzeltes Fachwissen bestehen.

Bleich.

Karo, Georg: Religion des ägäischen Kreises (= Bilderatlas zur Religionsgeschichte, herausgegeben von D. Hans Haas). Leipzig-Erlangen, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, 1925. 91 Bilder auf 21 Tafeln mit einleitendem Text von G. Karo. Mk. 5.50.

Digitized by Google

Bearbeiter des Eduard Meyer zum 70. Geburtstag gewidmeten Heftes ist der bekannte Sekretär des deutschen archäologischen Institutes in Athen, so daß die Arbeit alle Ansprüche erfüllt. Wesentlich ist, daß der selbständige hellenische Altarbezirk, der Tempel und das Kultbild in dem ägäischen Kulturkreis keine Vorläufer hat und demnach Neuschöpfung der Griechen ist. An weiteren Heften der Sammlung, die einzeln käuflich sind, liegen vor: Germanische Religion (E. Hogk), Ägyptische Religion (H. Bonnet), Religion der Hethiter (H. Zimmern), Babylonisch-assyrische Religion (B. Landsberger), in Vorbereitung: Die Religion der etruskisch-italischen Kultur (G. Karo).

H. Philipp.

Diculescu, Constantin C.: Die Gepiden. Forschungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes. I. Band. Mit 1 Tafel, 10 Textabbildungen und 2 Karten. (Aus den Veröffentlichungen der Casa Scoalelor in Bukarest.) 8°. XV, 262 S. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1922. Mk. 5.—.

In der kurzen Anzeige von Diculescus „Wandalen und Goten" (MHL. NF. XII, S. 68 f.) hatte ich sein Gepidenbuch, das damals schon vorlag, der Redaktion aber erst im Spätjahre 1925 zur Besprechung zugestellt worden ist, mit erwähnt. Trotz der an Einzelheiten sich klammernden Einwendungen Ludwig Schmidts halte ich an dem Verdienstvollen der Forschungen des Rumänen Diculescu über die mit der Vor- und Frühgeschichte seines Volkes verquickten Schicksale führender Germanenstämme unbeirrt fest. Man muß seine Leistung als Ganzes nehmen, und, so gesehen, ist sie entschieden ein großer Wurf. Jetzt erst haben wir, dank der bienenfleißartigen, bohrenden Arbeit eines an deutsche Methode (Kossinna) geschulten Ausländers, einen tiefen Blick in das so tragische Geschick eines glorreichen Volkes tun dürfen, das einst Westeuropa vor der Hunnengefahr errettet und in Dazien zwischen Donau, Teiß und Olt leidlich gute Zeiten erlebt hat. Vom Verschwinden der Gepiden im neunten Jahrhunderte datieren die Rumänen den Anfang ihrer Geschichte: eine Kontinuität, deren Nachweis zuerst unserem Verfasser voll geglückt ist. Besonderer Wert kommt auch den sprachwissenschaftlichen Untersuchungen Diculescus zu; daran, daß das Rumänische gepidische Bestandteile in sich aufgenommen und bis heute bewahrt hat, ist nicht zu rütteln.

Hans F. Helmolt.

Die Geschichte Thidrecks von Bern (= Thule Bd. XXII). Übertragen von Fine Erichsen. Eugen Diederichs Verlag in Jena, 1924. 476 S. Brosch. Mk. 10.—; geb. Mk. 12.—.

Auch für den Historiker ist die Thule-Sammlung unentbehrlich. Interessant ist, wie in die nordische Dietrichsage durch Vermittlung hanseścher Kaufleute oberdeutsche Sagenstoffe und niederdeutsche Stoffe ganz anderer Richtung (z. B. Schilderung der Wilzen-

Digitized by Google

und Russenkämpfe) kommen. Attila wird Vertreter der Sachsen, seine Hauptstadt ist Soest, seine kriegerischen Taten enthalten Züge aus den Kämpfen Lothars von Supplinburg gegen die Slawen. Zum historischen Wert kommt der Sagenwert der Thidrecksage, enthält die nordische Fassung doch manchen Zug der oberdeutschen Diedrichsage, die uns verlorenging. Übertragung und Ausstattung entsprechen den Traditionen des Verlages. H. Philipp.

Riedner, Otto: Die geistlichen Gerichtshöfe zu Speier im Mittelalter. (= Veröffentlichung der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft der Görres-Gesellschaft. Heft 26.) II. Band: Texte. 8°. XI und 305 S. Paderborn, Schöningh, 1915.

In der vorliegenden Publikation hat der damalige Reichsarchivassessor, jetzige Geheime Archivrat in München, Riedner, das Speyerer Lehrbuch des kanonischen Zivilprozesses von ca. 1260 sowie 99 die Tätigkeit der geistlichen Gerichte zu Speyer betreffende Aktenstücke aus den Jahren 1210—1547 im ersten Kriegsjahr veröffentlicht. Diese Ausgabe, welche den modernen Anforderungen an derartige Quelleneditionen durchaus entspricht und die Benutzung durch eine gute Inhaltsangabe und ein ausführliches Wortregister erleichtert, wird in erster Linie der Erforschung der Entwicklung des Prozeßrechts und des Kirchenrechts zugute kommen. Sie fördert aber auch die Geschichte der politischen Begebenheiten, z. B. durch die bisher unedierten Aktenstücke Nr. 13—16, welche den Streit des Bischofs Raban mit der Stadt Speyer im Jahre 1419 betreffen. Auch finden wir viel in kulturgeschichtlicher Hinsicht Interessantes. Hier sei nur hingewiesen auf das Verbot, mit Exkommunizierten zu verkehren, das auch untersagte, sich von ihnen mahlen oder backen zu lassen (S. 226, art. 3), das Verbot, „viles et inhonestos pauperes", da diese leicht der Bestechung zugänglich seien, als Zeugen zuzulassen (S. 10, § 6), das Verbot der Zulassung von Frauen als Richtern wegen ihrer „inconstantia" (S. 8), sowie auch als Zeugen im Kriminalprozeß (S. 10) und das Zeugnis über eine Leprabeschau (S. 281).

Sehr gesteigert wird der Wert dieses lediglich „die Texte" enthaltenden zweiten Bandes des verdienstvollen Werkes noch durch die Publikation des ersten Bandes werden, an dessen Fertigstellung der Verfasser hauptsächlich „durch militärische Dienstleistungen" gehindert war, der aber auch heute noch nicht veröffentlicht ist. Denn er soll Untersuchungen über die Quellen, insbesondere das erwähnte Lehrbuch des kanonischen Zivilprozesses, sowie über „Entstehung und Entwicklung, Personal, Zuständigkeit und Zivilgerichtsverfahren der Speierer geistlichen Gerichtshöfe" bringen. Auffallend ist übrigens die von Riedner in dieser Mitteilung, im Titel seines Buches, den Regesten der Urkunden und sonst gebrauchte Schreibart „Speier", da die Hauptstadt der bayrischen Pfalz sowohl offiziell wie auch fast stets in der historischen Literatur als „Speyer" bezeichnet wird.

Carl Koehne

Digitized by Google

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Bd. 41. (Neue Folge, Jahrg. 10). Salzburg, Anton Pustet in Komm., 1922.

An erster Stelle steht ein Aufsatz von Joseph Zeller über „Das Provinzialkapitel im Stifte Petershausen im Jahre 1417" (S. 1—73). Er fügt sich den anderen Arbeiten an (vgl. diese Zeitschrift Bd. 53, S. 179 und unten), die in letzter Zeit über das wichtige Thema der vorlutherischen Reformbewegung innerhalb der deutschen Orden geschrieben sind. Von dem bis in alle Einzelheiten behandelten obigen Provinzialkapitel gehen tiefe Anregungen für den Benediktinerorden aus. Es leitet die Wiederaufnahme der Provinzialkapitel ein, ferner bedeutet es „den Ursprung der Melker Reform und zugleich einen neuen Aufschwung der Observanz von Kastl". Im Anhang sind 9 für das Kapitel wichtige Urkunden veröffentlicht. — Thomas Specht bespricht „das Projekt der Übertragung der Universität Dillingen an die schwäbische Benediktinerkongregation" (S. 74—88). Er ergänzt damit frühere Auslassungen über denselben Gegenstand mit Hilfe ihm jüngst zugekommenen Materials. Zur Ausführung ist der Plan nie gelangt. — Aus dem Inhalt nennen wir als von weitergehendem Interesse noch den Beitrag von Franz Jos. Bendel. Er bringt „Ein Nekrologium der Abtei Schwarzach am Main aus dem 11. und 12. Jahrhundert" (S. 89—95). — Für die Geschichte der alten Agilolfingerstiftung Niederaltaich ist ein Bericht über die Wiedererrichtung des Klosters beachtenswert, den P. Gotthold Lang beisteuert (S. 95—102).

Doelle, P. Dr. Ferdinand, O. F. M.: Die Martinianische Reformbewegung in der Sächs. Franziskanerprovinz (Mittel- und Nordostdeutschland) im 15. und 16. Jahrhundert. (= Franziskanische Studien, Beiheft 7). 8°. X, 159 S. Münster i. W., Aschendorff, 1921.

Doelle hat der Reformbewegung im Franziskanerorden bereits zwei Bücher gewidmet, auf die in dieser Zeitschrift, Bd. 45 (1917), S. 254, und Bd. 49 (1921), S. 93, hingewiesen ist. Die vorliegende Arbeit gilt einer Bewegung, die — auch reformerisch — zu der früher behandelten Reform in starkem Gegensatz steht, weil sie einmal weniger scharf als jene ist und zweitens weil ihre Glieder sich nicht wie die sogenannten Observanten unter eigene Vikare stellten, sondern in der sächsischen Provinz das besondere Amt des Visitators zu diesem Zwecke schufen. Um 1460 errichtet, hat dieser Posten bis 1509 bestanden. Dauernden Erfolg hat die Reformbewegung, die ihren Namen nach den von Papst Martin V. bestätigten Konstitutionen trägt, nicht gehabt, weder in den Klöstern, die durch die weltliche Obrigkeit (übrigens ohne jede Säkularisationsgelüste) bzw. durch die Räte der Städte angestrebt wurde, noch dort, wo die Brüder selbst zu Reformen schritten. Das klar geschriebene Buch schildert neben dem Allgemeinen der Bewegung

Digitized by Google

auch die Ereignisse in den einzelnen Klöstern der sächsischen Provinz (einschließlich der Klarissen). Archivalien und Literatur sind in gleichem Maße herangezogen. W. Hoppe.

Wachter, F.: Das Erbe der Cirksena. Ein Stück ostfriesischer Geschichte und des Kampfes um die Vorherrschaft in Norddeutschland. 92 S. Aurich, Dunkmann, 1921.

Die Arbeit behandelt den Übergang der Herrschaft in Ostfriesland von der einheimischen Familie der Cirksena auf Preußen. Keiner besser als der Direktor des Archivs in Aurich konnte in einem schmalen Bändchen so klar und fesselnd jene nicht unwichtigen politischen Verhältnisse am Dollart erzählen. Er beginnt mit der Erhebung Ulrich Cirksenas (1464) zum Reichsfürsten. Damit wird Ostfriesland, wo früher der Unterschied galt: „Er sei Friese oder Deutscher", an das Reich angeschlossen. Unendliche Wirren, Sturmflut und Mißernte brachten das Land ins Elend, während Emden gedieh. Eine starke Hand tat not, als 1744 die Cirksenas ausstarben. Aber die Nachfolge war vielbestritten. Wachter prüft die Ansprüche der Anwärter genau: Brandenburgs, Braunschweig-Lüneburgs, das durch Erbverbrüderung 1691 Hoffnungen gewonnen hatte und durch die englische Krone gestärkt war, dann auch Dänemarks und der Oranier (Nassau), und kommt zum Ergebnis, daß die Brandenburgische Nachfolge rechtlich begründet war. Aber Ostfriesland war ja keine Einheit, Harlingerland nahm eine Sonderstellung ein, die Wachter historisch darlegt. Es ist interessant, daß der berühmte Staatsmann Kaunitz-Rietberg hier die Sukzession beanspruchte, und ebenso die Fürsten Lichtenstein. Aber Friedrich II. setzte seine Ansprüche durch und das wurde dem Lande zum Segen. Im Schlußkapitel geht der Verfasser noch auf die Episode der Herrschaft Hannovers ein, das den Ostfriesen „bis dahin so gut wie unbekannt" war, so daß die preußische Rückkehr 1866 als wohltätig empfunden wurde. Selbst ein Onno Klopp mußte das anerkennen. Richard Sternfeld.

Schicksalsstunden. Unvergeßliches aus schweren Tagen in Posen und Westpreußen. Herausgegeben von E. Basedow und P. Correns. 102 S. Berlin, R. v. Deckers Verlag G. Schenck, 1925.

Es sind im wesentlichen Schilderungen der Vorgänge, die sich im Januar 1920 auf dem Boden unserer Ostmark abgespielt haben: Wie Birnbaum geräumt wurde; Aus Briesens Schicksalstagen (S. 12—25); Bromberg; Culmsee (S. 37—40); Persönliche Erinnerungen aus Dirschaus letzten deutschen Tagen; Die Uebergabe Lissas (S. 72—76); Straßburg (Westpreußen); Thorn (S. 82—102). Oft allerdings greifen die Darstellungen weit zurück, zu wenn auch kurzem Hinweis darauf, daß es sich um unbestreitbar deutsch gewordenes oder gar ursprünglich deutsches, wenigstens nicht polnisches Land handele; von manchen denkwürdigen Ereignissen aus den Revolutions-

Digitized by Google

tagen des November 1918 und aus den Tagen des polnischen Aufstandes im Januar—Februar 1919 wird berichtet (Leutnant Roßbach in Briesen: S. 13—14; und in Culmsee, S. 38—39); auch aus den Tagen der neu eingerichteten polnischen Herrschaft erfahren wir manches (für Graudenz, S. 52—60, für Konitz, S. 65—70).

Der Zweck des Buches, „die persönliche Erinnerung an die Einzelereignisse wach zu erhalten", wird gewiß erreicht; denn hier wird ein Stoff von solcher Eigenart und Größe verarbeitet, daß er auch bei schlichtester Erzählung und einfachster Darstellung durch sich selber wirkt. „Die weltgeschichtliche Forschung", auf welche die Herausgeber bescheiden als auf ein Höheres hindeuten, wird auch nichts anderes tun können als darauf hinweisen, daß hier ein Bedeutsam-Furchtbares geschehen sei, daß wieder einmal die Begriffe Vaterland, Muttersprache, Heimaterde in grausamen Seelenkämpfen und mit blutendem Herzen als vollgültig erkannt wurden. Bleich.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Herausgegeben von der Direktion. Jahrgänge 1922 und 1923. Mit 15 Abbildungen. 47 S. Nürnberg, Germanisches Museum, 1924.

Hampe, Theod., behandelt (S. 3—8) „Die Neuerwerbung einer Heiligen Elisabeth" von Tilman Riemenschneider; Fries, Walter (S. 8—24) „Eine Gruppe von Barockskulpturen aus Augsburg und ihr Meister" (Ehrgott Bernhard Bendel, um 1700); Zimmermann, Heinr. (S. 24—30) „Zwei Regensburger Madonnen der Frühgotik". Von dem Schriftleiter Fritz Traugott Schulz stammen (S. 30—33) „Sandsteinmadonna von der Mohrenapotheke in Nürnberg" und (S. 33—37) „Der Ölberg der Claraskirche in Nürnberg, ein Werk der Adam Krafft-Schule".

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 25. Heft 1 (S. 1—87); Heft 3 (S. 189—305). 8°. Hamburg, W. Mauke Söhne, 1922 und 1924.

Von den Aufsätzen seien genannt: Reincke, Die ältesten hamburgischen Stadtrechte und ihre Quellen (S. 2—40); v. Schiller, Hausmann, Kohfeldt, Hamburger Studenten auf deutschen und ausländischen Hochschulen (S. 189—209), z. B. Erfurt 1649—1781, Straßburg 1621—1793, Gießen, Köln 1436—1551, Utrecht 1643 bis 1883, Duisburg 1665—1697; Heskel, Friedrich Lebzelter als kursächsischer Agent in Hamburg (1632—1634, S. 210—225); Reincke, Aus dem Briefwechsel von Karl und Diederich Gries 1796—1819 (S. 226—277). Diederich Gries ist der lange Jahre in Jena lebende Übersetzer des „Befreiten Jerusalem", des Ariost und des Calderon; er berichtet seinem jüngeren in Hamburg als Advokat, dann als Richter lebenden Bruder Karl u. a. über die „Greueltat" Sands (S. 275). Umfänglichere, essayartige Besprechungen widmen (S. 41—48) Dammann der Schrift Finders über die Vierlande

Digitized by Google

und (S. 278—289) Nachfahl der Veröffentlichung Häpkes (Niederländische Akten und Urkunden zur Geschichte der Hansa und zur deutschen Seekriegsgeschichte. 2. Bd.: 1558—1669).

Niedersächsisches Jahrbuch. Neue Folge der „Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen". Herausgegeben von der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen. 8°. 1. Bd. VIII, 272 u. 90 S. Hildesheim, August Lax, 1924.

Unter den Aufsätzen heben wir hervor: W. Röpke, Beiträge zur Siedlungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der bäuerlichen Bevölkerung in der ehemaligen Grafschaft Hoya (S. 1—96); A. Brenneke, Die politischen Einflüsse auf das Reformationswerk der Herzogin Elisabeth im Fürstentum Calenberg-Göttingen (S. 104—145); Willi Müller, Das Gefecht bei Oelper am 1. August 1809 (S. 156—197); Herm. Wagner, Hagemanns Flächenberechnung des Kurfürstentums Hannover vom Jahre 1786 (S. 198—219). — Die Bücher- und Zeitschriftenschau (S. 223—239) enthält u. a. die eingehende Besprechung von Güterbocks Schrift: Die Gelnhäuser Urkunde usw. durch May (S. 223—229). — Die „Nachrichten" (S. 240—272) bringen Jahresberichte historischer Vereine, vornehmlich der Historischen Kommission für Hannover usw., sowie eine Übersicht über „Archive, Bibliotheken und Museen im Arbeitsgebiet der Historischen Kommission" (S. 253—270) und über deren Veröffentlichungen (S. 271—272).

Angefügt ist das mit besonderer Seitenzählung (S. 1—90) versehene Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte, Neue Folge Nr. 1, herausgegeben von Jacob-Friesen.

Zerbster Jahrbuch. Herausgegeben von Th. Schulze. 11. Jahrgang: 1925. 60 S. Zerbst, Fr. Gast, 1925.

Der Herausgeber behandelt Bürgeraufnahmen in Zerbst in den Jahren 1651—1700. S. 4—52 gibt die alphabetisch geordnete Zusammenstellung aller in diesem Halbjahrhundert in die Zerbster Bürgerschaft Aufgenommenen, seien es Einheimische, seien es Auswärtige; S. 53—60 enthalten „ein Register derjenigen Orte, aus denen die Neubürger stammen". S. 3 stellt für 1651—1700 1779 Aufnahmen in die Bürgerschaft fest (906 Bürgersöhne, 873 Auswärtige); für 1601—1650 dagegen 2184 (837 Bürgersöhne, 1347 Auswärtige). „In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden mehr Bürgersöhne wie Auswärtige aufgenommen, während in der 1. Hälfte des Jahrhunderts die Zahl der Auswärtigen die der Bürgersöhne wesentlich überstieg. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß die Bevölkerung früher fester gesessen, und erst die allerletzte (!) Zeit ein stärkeres Fluktuieren hervorgebracht hätte, wird durch diese Feststellungen von neuem widerlegt" (S. 4.) Bleich.

Digitized by Google

Als fünfter Band der „Schriften der Kleist-Gesellschaft" erschien:

Kleists letzte Stunden

Von

Georg Minde-Pouet

Teil I: Das Aktenmaterial.

Gr. 8°. (62 Seiten.) 1925. Geh. 4 RM

In diesem Bande sind die neu aufgefundenen Urkunden über den Selbstmord Heinrich von Kleists und seiner Todesgefährtin vollständig veröffentlicht. Da das Aktenstück auch die amtlichen Protokolle über die Aussagen der Personen enthält, die mit den beiden Toten während der letzten Stunden zusammengekommen waren, auch die Gutachten über die vorgenommene Obduktion beider Leichname, erhalten wir hier zum erstenmal ein unanfechtbares Tatsachenmaterial, das allen bisherigen Vermutungen und unkontrollierbaren Mitteilungen ein Ende bereitet. — Der bekannte Kleistforscher wird in kurzer Zeit als zweiten Teil einen ausführlichen Kommentar dazu herausgeben.

In neuer Auflage liegt vor:

Die Münze in der Kulturgeschichte

Von

Ferdinand Friedensburg

Zweite Auflage

Mit 91 Abbildungen. Gr. 8°. (VIII u. 244 S.) 1926. Geh. 9 RM

„Friedensburg vertritt in diesem Buch mit bewundernswerter Kenntnis der einschlägigen Quellen und Literatur die Ansicht, daß die Buchstaben und Inschriften zahlreicher mittelalterlicher Münzen einen sakralen, mystischen, zauberischen Sinn haben; »die Kirche sah im Gelde ein Verführungsmittel zur Sünde, eine Erfindung des Teufels, daher mochte es ratsam scheinen, dieses Werkzeug des Bösen wenigstens durch die Bilder, die man darauf setzte, zu heiligen und zu weihen, das notwendige Uebel möglichst unschädlich zu machen«. Die Untersuchungen der einzelnen Abschnitte bieten reiche Anregungen." Jahresberichte der Geschichtswissenschaft

---

In diesem Heft ist besprochen:

ARISTOTELES

Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung

von

WERNER JAEGER

Gr. 8°. (V u. 438 S.) 1923. Geh. 15 RM, geb. 18 RM

„Die Vereinigung von echter Philologie mit gründlicher philosophischer Bildung, Klarheit und Schönheit der Darstellung und des Stils und die oft durchzufühlende eigene Herzensteilnahme am Gegenstand, das sind Vorzüge, die das Lesen des Buches zu einem Erlebnis machen können." Monatschrift für höhere Schulen

---

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung. Von Erich Bleich 1

Neuere reformationsrechtliche Forschungen. I. Von Georg Wolf 16
Zur Literatur über den Weltkrieg. VIII. Von Georg Schuster 24

Köster: Schiffahrt und Handelsverkehr des östlichen Mittelmeers im dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. (Geyer) 34
Jaeger: Aristoteles. Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung. (Lasson) 35
Vogt: Römische Politik in Ägypten. (Geyer) 37
Cohn: Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien. (Sternfeld) 38
Hampe: Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt. (Sternfeld) 39
Heinl: Fürst Witold von Litauen im Verhältnis zum Deutschen Orden 1382—1401. (Sternfeld) . . 39
Stern: Der preußische Staat und die Juden. (Cohn) 40
Helmolt: Friedrich der Große und sein Preußen. (Schuster) 41
Kroner: Von Kant bis Hegel. 2. Bd. (Lasson) 43
Meisner: Schleiermacher als Mensch. (Amling) 46
Kaiser Friedrich III.: Das Kriegstagebuch von 1870/71. (Haake) 49
Spies: Kultur und Sprache im neuen England. (Rieß) 52
Stolz: Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol. 1. Teil (erste Hälfte). (Wretschko) . . . 55
Kurze Anzeigen 58

Mit Beilagen: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart und Verlag Herder, Freiburg im Breisgau

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

SEP 14 1926

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Vierzehnter Band

Der ganzen Reihe 54. Band

Zweites Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1926

Digitized by Google

Wissenschaftliche Neuerscheinungen:

Papsturkunden in Spanien. Vorarbeiten zur Hispania Pontificia. I. Katalanien. Von Paul Kehr

(Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse, Neue Folge, Bd. XVIII, 2) 1. Hälfte: **Archivberichte.** Lex.-8°. (236 Seiten) 1926 Geh. 12.— RM
2. Hälfte: **Urkunden und Regesten.** Lex.-8°. (S. 237—585) 1926 Geh. 18.— RM

Die neuen Veröffentlichungen Kehrs geben eine Übersicht über die Archive und die kirchengeschichtliche Literatur Spaniens, zunächst Kataloniens, und machen das dort erhaltene, bisher zum Teil völlig unbekannte Urkundenmaterial der weiteren Forschung zugänglich.

Griechische Mythologie. Von Ludwig Preller
Vierte Auflage. Erneuert von Carl Robert

Zweiter Band: **Die griechische Heldensage**
Drittes Buch: DIE GROSSEN HELDENEPEN
2. Abteilung: Der troische Kreis
2. Hälfte: Die Nosten. Gr.-8°. (VIII u. S. 1291—1532) 1926 Geh. 7.50 RM

Mit diesem Teile wird das Werk von Carl Robert über die griechische Heldensage abgeschlossen. Wie er es gewünscht hatte, wird nur noch ein Band mit ausführlichen Registern folgen.

Antike Schlachtfelder. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. Von Johannes Kromayer

Vierter Band, zweite Lieferung: **Schlachtfelder aus den Perserkriegen, aus der späteren griechischen Geschichte und den Feldzügen Alexanders und aus der römischen Geschichte bis Augustus.** Von J. Kromayer und G. Veith. Mit einer Tafel in Lichtdruck und 3 Skizzen im Text. Gr.-8°. (S. 171—323) 1926 Geh. 7.50 RM

Es ist sehr zu begrüßen, daß das geschätzte Werk nunmehr fortgesetzt und zu einem gewissen Abschluß gebracht wird, so daß wir hoffen dürfen, in Bälde alle Schlachten des Altertums, für die eine brauchbare Überlieferung vorliegt, in der gründlichen und besonnenen Weise besprochen zu sehen, durch die sich die ersten Bände auszeichnen. Orientalische Literaturzeitung

---

Codex Theodosianus. Recognovit Paulus Krueger

Fasciculus II: Liber VII—VIII. Lex.-8°. (S. 236—318) 1926 Geh. 7.50 RM

Der vor wenigen Tagen verstorbene Verfasser hat noch die zweite Lieferung seiner Ausgabe des „Codex Theodosianus" vollendet. Es war nicht seine Absicht, sie weiter fortzuführen; in diesen beiden Lieferungen hat er der Wissenschaft das geboten, was seine Ausgabe von der von Mommsen vor 20 Jahren veröffentlichten unterscheidet.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

Felix Liebermann

(1851—1925).

Worte des Gedächtnisses, gesprochen in der Sitzung der Historischen Gesellschaft zu Berlin am 6. November 1925 von Ludwig Rieß.

Von dem Vorstande unserer Gesellschaft ist mir der Auftrag zuteil geworden, über das wissenschaftliche Lebenswerk des so tragisch dahingerafften Professors Felix Liebermann ein paar Worte an Sie zu richten. Meine Beziehungen zu ihm gehen auf das Jahr 1885 zurück, wo er meine Geschichte des Wahlrechts zum englischen Parlament eingehend und wohlwollend in der Historischen Zeitschrift besprach. Im Jahre darauf (1886) machte mich im Lesesaal des British Museum der jetzt schon vor 15 Jahren dahingegangene Professor Charles Groß von Harvard College auf den ganz in seine Arbeit versunkenen Gelehrten aufmerksam, den er neben Samuel R. Gardiner unter den damaligen Benutzern der großen Bibliothek als die hervorragendste Zelebrität bezeichnete. Ein persönliches Freundschaftsverhältnis hat sich zwischen Liebermann und mir schnell herausgebildet, nachdem ich ihm im Jahre 1893 während eines Urlaubs einen Besuch gemacht hatte. Wir sind seitdem in ununterbrochenem Austausch unserer Schriften und Gedanken geblieben. Noch Ende September d. J. erhielt ich von ihm briefliche Darlegungen, die inhaltlich wichtig und mir als Dokument einer langen und völlig ungetrübten Freundschaft ein hochgeschätztes Vermächtnis sind.

Den wichtigsten Teil seiner Lebensaufgabe fand Felix Liebermann schon vor mehr als 50 Jahren, als er sich nach kurzer Betätigung im Bankgewerbe in Göttingen, wo er auch sein Dienstjahr absolvierte, historischen Studien zuwandte. Es war die Zeit, als in dem neuen Deutschen Reich verfassungsgeschichtliche Untersuchungen so hoch bewertet wurden, daß Weizsäcker, als er bald darauf von Göttingen nach Berlin berufen wurde, den Ausspruch tat: „Geschichte ist Verfassungsgeschichte". Das große Werk von Georg Waitz, das der Ausgangspunkt so vieler Spezialuntersuchungen wurde, war damals durch eine Arbeit, die sich über 34 Jahre erstreckt hatte, seinem Abschluß nahe, und in England begann soeben das Standard Work der „Constitutional History" von William Stubbs zu erscheinen. Indem man sich in das frühere Mittelalter versenkte, ergaben sich die weitgehendsten Übereinstimmungen zwischen deutschen und englischen Rechtsaltertümern auf der Grundlage des altgermanischen Geistes- und Gefühlslebens, das den Angelsachsen

Digitized by Google

und den einst zum fränkischen Reich politisch geeinten deutschen Stämmen gemeinsam war. Begann doch Stubbs sein für Studienzwecke zusammengestelltes Quellenbuch, das unter dem Namen „Select Charters“ seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1870 weltberühmt geworden ist, mit Auszügen aus Cäsars Schilderungen der Germanen und dem Abdruck der allgemeinen Kapitel aus Tacitus' „Germania“. In der Göttinger Studienzeit von Felix Liebermann war aber auch die Editionstechnik für mittelalterliches Beweismaterial, die Quellenanalyse für Annalen aus dem 11. und 12. Jahrhundert und die Echtheitskritik für mittelalterliche Urkunden zur Virtuosität emporgediehen. Glanzleistungen wie Giesebrechts Wiederherstellung der Altaicher Annalen, die durch den glücklichen Fund in Aventins Collektaneen 1868 eine Bestätigung gefunden hatte, Scheffer-Boichorsts Rekonstruktion der verlorengegangenen Paderborner Annalen, mit der er 1870 hervorgetreten war, und Theodor Sickels auf Schriftvergleichung, Diktatstil und Kanzleigebrauch basierte Methodik der Urkundenlehre in seinem zweibändigen Werk „Die Urkunden der Karolinger“ vom Jahre 1867 wirkten zusammen, um dem Fachbetrieb der historischen Hilfswissenschaften einen neuen Glanz zu verleihen, der auch in England auf die exakte Methodik des deutschen Wissenschaftsbetriebes zurückgeführt wurde. Allerdings war während der Göttinger Studienzeit Liebermanns das große Unternehmen der Monumenta Germaniae Historica unter der Leitung von Pertz so sehr ins Stocken geraten, daß dieser 1874 die Direktion niederlegte. Aber der bedeutendste Mitarbeiter des Unternehmens, Georg Waitz, hielt durch seine Seminarübungen die Methodik kritischer Editionen aufrecht und brachte sehr bald durch seine Übersiedelung nach Berlin als Leiter der Generaldirektion neues Leben in das große Publikationswerk. Liebermann gehörte zu den letzten Schülern, die durch Waitz in Göttingen eine abgeschlossene Ausbildung in den Handgriffen ihres Faches gefunden haben, und hat sich bis an sein Lebensende immer dankbar als Schüler von Georg Waitz bekannt. Allerdings hat er in seinen letzten Lebensjahren im mündlichen Gespräche wiederholt beklagt, daß die überstrenge Methodik, die er von Waitz übernommen hat, ihn oft an einer fruchtbaren Betätigung der nachschaffenden Phantasie und dadurch an umfassenden historiographischen Arbeiten verhindert habe. In seinen Bücherbesprechungen, hinter die er bis zuletzt Kraft und Nerv steckte, wie kaum ein anderer wissenschaftlicher Rezensent, wurde er mit den Jahren immer milder und genügsamer; aber auf seine eigenen früheren Leistungen wandte er den schärfsten Prüfstein an und bekannte sich zu einer natürlichen Neigung zur Skepsis, die er erst allmählich, weniger aus wissenschaftlicher Überzeugung als aus persönlichem Mitgefühl mit den ihm vor die Klinge kommenden Autoren ermäßigt und aufgegeben habe.

Zu dem Milieu, in das Liebermann als Göttinger Student eintrat, gehörte auch die umfassende historiographische und publizistische Tätigkeit seines dortigen akademischen Lehrers Reinhold Pauli. Dieser

Digitized by Google

hatte 20 Jahre vorher in englischen Bibliotheken und Archiven Abschriften des auf Deutschland bezüglichen Materials aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert genommen und der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften eingeliefert. Durch Fortsetzung von Lappenbergs englischer Geschichte und durch eine eigene kürzere Darstellung der „englischen Geschichte seit 1815", durch seine „Bilder aus Alt-England" und durch zahlreiche Aufsätze und Kritiken stellte er seit 1851 eine auch heute noch nützliche Verbindung der englischen und der deutschen Geschichtsstudien dar. Liebermann hat im Jahre 1895 ein Verzeichnis der von Reinhold Pauli verfaßten Bücher, Aufsätze und Kritiken veröffentlicht, das über 400 Nummern umfaßt. In seiner ersten wissenschaftlichen Publikation bekennt sich Felix Liebermann ausdrücklich zu den persönlichen Anregungen, die er seinen verehrten Lehrern Waitz und Pauli verdankt. Es war das seine „Einleitung in den Dialogus de Scaccario", die er 1875 als Doktordissertation verwandte, zugleich aber auch als eigene Schrift veröffentlichte. Felix Liebermann hätte also, wenn er am Leben geblieben wäre, jetzt auch ein schriftstellerisches Jubiläum feiern können. Schon diese erste Publikation zeigt die wesentlichen Vorzüge der ihm eigenen wissenschaftlichen Arbeitsweise: unermüdlichen Fleiß in der Herbeiholung alles irgendwie verwendbaren Materials, unbeirrbare Kritik, gereiften Wirklichkeitssinn und straff gespannte, auf kurzen und klaren Ausdruck dringende Darstellungsart. Neue handschriftliche Grundlagen herbeizuschaffen, wie er es sich später zur selbstverständlichen Aufgabe machte, war er damals noch nicht in der Lage. Er hat aber durch hervorragenden Scharfsinn nicht nur die Beziehungen des Autors zu den Zeitverhältnissen und den von ihm benutzten Quellen so klar herausgearbeitet, daß die 27 Jahre später erschienene kritische Neuausgabe des Dialogus de Scaccario von Hughes, Crump und Johnson (Oxford 1902) sich in der Einleitung und den umfangreichen Noten häufig an ihn anschließt, sondern auch den Text so genau durchforscht, daß auch Stubbs, der den ganzen Dialog in seine Select Charters aufgenommen und damit ein Sechstel des Werkes gefüllt hat, in den späteren Auflagen Liebermanns Emendationen fast sämtlich in seinen Text aufnahm.

Nun stand Liebermann am Scheidewege. Er hätte sich bei seinen weiteren, auf England bezüglichen Studien entweder den großartigen Veränderungen des Staats- und Rechtswesens seit Heinrich II. zuwenden können, für die wir in Archiven und Bibliotheken eine Fülle von Material haben, wie für kein anderes Gebilde des Mittelalters, einschließlich der Papstkirche. Der Dialogus kann gewissermaßen als ein Haupttor in das Innere der ungeheuren Urkundensammlungen des Public Record Office und der anderen Archive und Bibliotheken Englands angesehen werden. Oder er konnte rückwärts von dieser aus dem Schatzamt hervorgegangenen Schrift von 1179 und dem gleichzeitigen Rechtsbuch Glanvilles, das bereits vor fast 100 Jahren von Georg Phillips in Berlin bearbeitet worden war, die bis dahin erfolgte Rechtsgeschichte des englischen Volkes bis zu den angelsächsischen Anfängen verfolgen. Er wählte das letztere. Dabei stellte sich

Digitized by Google

die Notwendigkeit heraus, das wichtigste, noch ungedruckte oder nur in unzuverlässigen Abdrücken vorliegende Material aufzuspüren, kritisch herauszugeben und durch Spezialforschungen zu beleuchten. Er beschritt diesen schwierigen Weg, nachdem er gemeinsam mit Reinhold Pauli für die Monumenta Germaniae die auf Deutschland bezüglichen Stücke aus den englischen Annalen (seit 1881) herausgegeben und mit wertvollen Einleitungen versehen hatte. Kleinere Funde hat er seit 1884 in Zeitschriften, wie der germanischen Abteilung der von der Savigny-Stiftung herausgegebenen Zeitschrift für Rechtsgeschichte, in der Anglia, in den Transactions der English Historical Society, ja selbst in der für die deutsche Gelehrtenwelt etwas entlegenen „Archaeologia Cantiana" mit vorbildlicher Akribie publiziert. Für größere Stücke unter seinen zahlreichen Funden wählte er die Form von Sonderausgaben, die sich namentlich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schnell folgten. Ich erwähne aus dieser Reihe nur: „Quadripartitus. Ein englisches Rechtsbuch von 1114, nachgewiesen und, soweit bisher ungedruckt, herausgegeben" (1892); „Über die Leges Anglorum Saeculo XIII. ineunte Londoniis Collectae" (1894); „Über Pseudo-Cnuts Constitutiones De Foresta" (1894); und in diesem selben dreijährigen Zeitraum publizierte er noch seine grundlegenden quellenkritischen Studien „Über Ostenglische Geschichtsquellen des 12., 13., 14. Jahrhunderts, besonders den falschen Ingulf" (in der Festschrift zu Wattenbachs 50jährigem Doktorjubiläum 1892) und „On the Instituta Cnuti Aliorumque Regum Anglorum" (Transactions Histor. Soc. 1893). Ein so reicher Ertrag originaler Durchforschung des Stoffes und zugleich eine so gründliche Durcharbeitung des Gefundenen war nur dadurch möglich, daß Liebermann als Privatgelehrter sich völlig der übernommenen wissenschaftlichen Aufgabe widmen konnte. Sich etwa an einer Universität zu habilitieren oder einen Lehrauftrag zu übernehmen, wurde er ja leider durch einen leichten Sprachfehler verhindert.

Von diesen Einzelforschungen trug natürlich jede einzelne ihre wissenschaftliche Frucht in sich selbst. Aber durch weite Umschau und stets aufs Ganze gerichtete Kenntnisnahme erarbeitete sich Liebermann auch einen Überblick über den gesamten objektiven Befund unseres Materials über die Geschichte der angelsächsischen Zeit und der ersten $1^1/_2$ Jahrhunderte nach der normannischen Eroberung. Er war der Entdecker der einstigen auf die durch die normannische Eroberung unterbrochene Rechtsentwicklung gerichteten Studien, die im 12. und 13. Jahrhundert von englischen Geistlichen unternommen wurden, und denen wir es verdanken, daß uns von unmittelbaren Zeugnissen früherer Jahrhunderte in England so viel mehr erhalten geblieben ist, als auf dem Kontinente. Diese Antiquare der anglo-normannischen Zeit stellten sich dem tief dringenden Scharfsinn Liebermanns als schriftstellerische Persönlichkeiten dar, deren Geistesrichtung, Hilfsmittel und Zeugniswert er zuversichtlich bestimmen mußte, ehe er von ihren Mitteilungen Gebrauch machte. Subjektive und objektive Kritik hat er da in einem Umfange und mit einer Treffsicherheit durch-

Digitized by Google

geführt, wie wohl kein anderer zeitgenössischer Quellenforscher. Namentlich in England sind diese Vorzüge des deutschen Privatgelehrten seit 30 Jahren immer wieder anerkannt worden. Als Beleg führe ich nur aus einer englischen Zeitschrift von 1898 den Satz an: „The learned Doctors name is as well known in England as in Germany for his conscientious researches and accurate work". Ein besonders warmherziger Verehrer des opferfreudigen deutschen Forschers war der berühmte Rechtshistoriker Maitland, dessen Andenken Liebermann einen Quartband seines Hauptwerkes gewidmet hat. Der Verfasser des 2. Bandes der Political History of England, Professor George Burton Adams †, sagt von Liebermanns Arbeiten „work unrivalled in its thoroughness and in its approach to finality", und das schon 1905, also zu einer Zeit, als die bedeutendste Leistung Liebermanns noch gar nicht vorlag.

Denn wenn wir auf das Lebenswerk des Verstorbenen zurückblicken, so können wir darauf das Wort anwenden: „Habent sua fata ingenia". Als die Savigny-Stiftung am Ende des vorigen Jahrhunderts daranging, die Gesetze der Angelsachsen, die schon 1858 von Reinhold Schmidt vortrefflich herausgegeben waren, nochmals in abschließender Form zu publizieren und mit ausführlichen Kommentaren zu versehen, so wirkte dabei die Überzeugung mit, daß man in Felix Liebermann einen Meister zur Verfügung hatte, wie er voraussichtlich für dieses Gebiet nicht wieder erscheinen konnte. Er übernahm die Aufgabe und förderte sie so, daß von 1896—1903 der Text mit der deutschen Übersetzung, 1906 der zweite Band, erste Hälfte (das Wörterbuch) erscheinen konnte, dem 1912 der zweite Band „Rechts- und Sachglossar" sowie endlich 1916 der dritte Band „Einleitung zu jedem Stück; Erläuterungen zu einzelnen Stellen" folgten. Die Publikation der drei Bände erstreckte sich also über 20 Jahre. Als Ziel schwebte dem Verfasser vor, alles verfügbare Material heranzuziehen und, soweit nur handschriftlich vorhanden, so vollständig vorzulegen, daß für die kritische Herstellung des Textes nichts verloren gehen würde, falls das gesamte handschriftliche Material oder ein Teil davon auf irgendwelche Weise zerstört würde. Liebermann wollte aber auch seinen Gegenstand für philologische Zwecke erschöpfend behandeln. Darum legte er neben der Uebersetzung ein mit besonderer Sorgfalt angelegtes Wörterbuch bei. Das umfassendste und weitaus wichtigste ist aber das „Rechts- und Sachglossar", das ca. 500 dreispaltige Quartseiten in Anspruch nimmt und durch ausgiebig verwertete Abbreviaturen und Siglen dabei sehr viel Raum sparen konnte. Unter Stichworten bekommt man hier gut disponierte Übersichten über jeden Gegenstand, der sachliches Interesse beanspruchen kann. Liebermann geht dabei auch auf die neuesten Behandlungen der Einzelfragen ein und legt besonderen Wert darauf, die kontinentalen Verhältnisse, speziell die deutschen, durchgängig zum Vergleich heranzuziehen. Daher findet man auch für deutsche Verfassungsgeschichte in dieser Bearbeitung der angelsächsischen Gesetze die dankenswertesten Aufklärungen. Wer sich z. B. über das Problem der „Hundertschaft" oder selbst über agrar-

Digitized by Google

geschichtliche Fragen belehren will, findet sich reich belohnt und macht keinen Umweg, wenn er zuerst das Sach- und Rechtsglossar in Liebermanns angelsächsischen Gesetzen aufschlägt. —

Noch ehe Liebermann seine Universitätsstudien in Göttingen beendet hatte, hielt Mommsen am 15. Oktober 1874 eine Rektoratsrede, in der er die These aufstellte, daß zum historischen Studium nur „die Kenntnis der Sprache und die Kenntnis des Rechts der Epoche" notwendig sei. Nun, wenn es darauf ankommt, so könnte sich kein Gelehrter mit Felix Liebermann vergleichen. Seine ganze Lebensarbeit war ja auf angelsächsische Sprache und angelsächsische Gesetze gerichtet. Es ist daher sehr schade, daß wir von ihm keine Gesamtdarstellung der angelsächsischen Geschichte haben. Das merkt man besonders deutlich, wenn man in seinen Besprechungen von Büchern über die angelsächsische Zeit die kurzen Einwürfe oder in Klammern gesetzten Zusätze, die sich darin finden, beachtet. Auch die wenigen Persönlichkeitsschilderungen, die wir von Liebermann haben, wie z. B. über Hugo von Lyon und Raginald von Canterbury widerlegen die von Liebermann allen Aufforderungen zu historischen Darstellungen entgegengehaltene Behauptung, er habe kein Talent zur Historiographie. Besonders deutlich wird das durch die kurze Darstellung „Vorstudien zur staatlichen Einheit Britanniens bis 1066" widerlegt, die Liebermann in seinem letzten Lebensjahre für Hoops englische Studien verfaßt hat. Ebenso wäre der reiche Erfahrungsschatz, den sich Liebermann auf zahlreichen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens verschafft hat, einer etwas eingehenderen Darstellung der englischen Geschichte von den Urzeiten bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zugute gekommen. Denn er war ein scharfer Beobachter aller Lebensregungen, empfänglich für alle Leistungen von wirklichem Werte und mit feinem ästhetischen Verständnis ausgestattet. Seine Ratschläge und seine werktätige Hilfe hat er in weitestem Umfang vielen Personen zugewandt, die mit ihm in Berührung traten. Was er ergriff, betrieb er stets mit voller Hingabe des Geistes und Gemüts. Das hat er ja auch als Mitglied unserer Gesellschaft bewiesen. Denn seiner innersten Natur entsprach die Mahnung des Dichters: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

Neuere reformationsgeschichtliche Forschungen.

II.

Unter den selbständigen reformationsgeschichtlichen Werken der letzten Jahre möchte ich dasjenige Rud. Wackernagels am höchsten stellen [1]). Der Verfasser ist kurze Zeit nach der Veröffentlichung gestorben, und sein Tod hat Nekrologe veranlaßt, in welchen Wacker-

[1]) Humanismus und Reformation in Basel (= Geschichte der Stadt Basel, 3. Bd.), XII, 524 und 119 S. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1924.

Digitized by Google

nagels gesamte wissenschaftliche Richtung und Betätigung eingehend beleuchtet wird. Wir haben beste Burckhardtsche Überlieferung vor uns. Von seinem Lehrer hat er die kulturgeschichtlichen Interessen und innerhalb derselben den Sinn für den innigen gegenseitigen Zusammenhang aller Gebiete des wissenschaftlichen, künstlerischen, schöngeistigen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens geerbt. Nur stand Burckhardt in seiner „Kultur der Renaissance" vor einem umfangreichen unerschöpflichen Quellenmaterial, welches sich über ganz Italien ausdehnte, aber mehr eine großzügige allgemeine Übersicht als eingehende Spezialforschung erheischte. Wackernagel, der langjährige Leiter des Baseler Staatsarchivs, stützte sich naturgemäß auf die Schätze der eigenen Anstalt, besaß an ihnen einen in sich ziemlich abgeschlossenen, bisher noch wenig verarbeiteten Stoff und konnte aus demselben auch viele neue Einzelheiten bieten. Beiden Forschern gemeinsam aber ist die Vorliebe für die Schilderung von Zuständen und für künstlerisch abgerundete, lebensvolle persönliche Charakteristiken. Deshalb sind Wackernagel die Abschnitte am besten gelungen, in welchen er uns Stücke des damaligen Baseler Tuns und Treibens vor Augen führt oder uns Einblicke in die Anschauungen und Arbeitsfelder, Verkehrssitten und Erlebnisse bestimmter Baseler Gesellschafts- und Berufskreise eröffnet. Diesen Abschnitten gegenüber treten die anderen, in welchen sich Wackernagel mit fortlaufenden Handlungen beschäftigt, zurück. Dabei wäre die Annahme falsch, als ob sich das Interesse für sein Buch wesentlich auf Baseler Ortsangehörige zu beschränken hätte. Nicht nur war Basel im Anfang des 16. Jahrhunderts die reichste und regste Stadt der Schweiz, sondern die Männer, von denen bei Wackernagel die Rede ist, besaßen größtenteils eine allgemein deutsche, ja internationale Bedeutung. Leider ist das Werk durch Wackernagels Tod Torso geblieben; ja, der Untertitel „Humanismus und Reformation" ist für den mit 1527 abgeschlossenen Band nicht mehr ganz berechtigt. Man erwartet nach diesem Titel ein Buch, welches die ganze Reformationszeit genau so behandelt, wie die vorangegangene Epoche. Tatsächlich endet Wackernagel mit dem siegreichen Durchbruch der neuen Bewegung, ohne jedoch die wohnliche Einrichtung des Protestantismus zu berücksichtigen. Besonders hervorzuheben ist noch, daß Wackernagel mit tiefgründiger Forschung eine außergewöhnliche Darstellungsgabe verbindet und sein Buch eine anziehende Lektüre ist.

Als die nächstwichtige Veröffentlichung erscheint mir das umfangreiche Werk von Walter Köhler über Zwingli und Luther[1]); ja, wenn es auch Wackernagels Geschichte an kulturhistorischer Bedeutung und an Darstellungskunst nicht erreicht, überschreitet es dieselbe anderseits durch die für die gesamte Reformationsauffassung maßgebende

[1]) Zwingli und Luther. Ihr Streit über das Abendmahl nach seinen politischen und religiösen Beziehungen. 1. Bd.: Die religiöse und politische Entwicklung bis zum Marburger Religionsgespräch 1529 (= Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte). XIII und 851 S. Leipzig, M. Heinsius Nachf. (Eger & Sievers), 1924.

Digitized by Google

Wichtigkeit der behandelten Probleme. Allerdings hatte Köhler schon manche Vorläufer. Bereits A. Baur, zu dem er sich in bewußten Gegensatz stellt, hatte das Bedürfnis, die Entwicklung der Zwinglischen Abendmahlslehre und ihre literarischen Spuren zurückzuverfolgen. Freilich gewann Baur den Eindruck, daß Zwingli schon sehr früh seinen eigenartigen, von Luther abweichenden Standpunkt eingenommen hätte; immerhin wies er schon den methodischen Weg, Zwingli aus seinem eigenen Werden zu begreifen. Dann betonte Stähelin in seiner Zwingli-Biographie den schon von Baur berührten erasmischen Einfluß noch weit energischer und führte dadurch tiefer in die psychologischen Zusammenhänge von Zwinglis Abendmahlslehre mit seiner persönlichen Richtung, insbesondere mit dem ganzen Humanismus ein. Auf dieser Bahn schreitet Köhler weiter; aber er umspannt die von seinen Vorgängern betrachteten einzelnen Motive in einem großen zeitgenössischen Rahmen und gibt ihnen erst dadurch ihre begrenzte, aber bestimmte Rolle. Zunächst betont er, daß Zwingli von Haus aus nur das Meßopfer und die Brotverwandlung bekämpfte, im übrigen jedoch keinen klaren Standpunkt einnahm. Darauf verfolgt er die verschiedenartigen, 1524 zum Umschwung Zwinglis führenden Einflüsse. Während nach Köhler Zwinglis ursprüngliche, freilich wesentlich negative Abendmahlsauffassung aus erasmischen und lutherischen Gedanken hervorging, befreite sich Zwingli von seiner bisherigen Grundlage vor allem infolge seines persönlichen Bruchs mit Erasmus und infolge von Karlstadts Auftreten. Zugleich aber entwickelte sich großenteils aus Widerspruch zu Karlstadt die lutherische Abendmahlslehre nach der entgegengesetzten Seite, ohne jedoch in allen neuen Einzelheiten und Betonungen Zwingli bekannt zu werden. In der Schilderung der nun folgenden Verschärfungen und Gruppierungen hat man Köhlers Hauptverdienst zu erblicken. Sie war nur einem Gelehrten möglich, der gleichzeitig die schweizerische und deutsche Reformationsgeschichte selbständig erforscht und auf beiden Gebieten jahrelang umfassende Kenntnisse gesammelt hat. Köhler schreibt nämlich den schweizerischen Katholiken, welche Luther gegen Zwingli ausspielten und dadurch sowohl in der Heimat stärkeren Boden gewannen als auch die Kluft zwischen Wittenberg und Zürich erweiterten, den Haupteinfluß zu. Um die heimischen Katholiken zu bekämpfen, wurde Zwingli zu immer größerer Festigkeit genötigt; anderseits wuchs auch sein deutscher Anhang und beschwor ein Ringen zwischen Wittenberg und Zürich herauf. In dieser Luft gedieh der große Abendmahlsstreit, gediehen aber zugleich auch die ersten Unionsversuche. Es gehört zu den wertvollsten Ergebnissen des Köhlerschen Buches, nicht nur die Ursprünge und Beweggründe der lutherischen und zwinglischen Auffassungen, sondern daneben auch die besonderen Anschauungen der Nebenspieler und Vermittler in beiden Lagern schärfer herausgearbeitet zu haben. Hiermit hat Köhler auch die beste Grundlage geschaffen, auf welcher im 2. Bande seines großen Unternehmens das Marburger Religionsgespräch, die Errichtung des schmalkaldischen Bundes und die Wittenberger Konkordie geschildert werden soll.

Digitized by Google

Zwei alte Bekannte liegen in neuer Gestalt vor. In der neuen Gesamtausgabe Rankes, welche die deutsche Akademie veranstaltet, sind zunächst die ersten fünf Bände der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" erschienen[1]). Die Zutaten des Herausgebers Paul Joachimsen sind doppelter Natur. Erstens schickt er dem Texte eine Einleitung voraus, welche uns die Vorgeschichte, den Aufbau, den Charakter und die historiographische Bedeutung des ganzen Werkes vergegenwärtigt. Hierbei stützte sich Joachimsen nicht bloß auf die der deutschen Geschichte vorangegangenen Arbeiten Rankes, welche zwar nicht Vorstudien zu ihr darstellen, aber uns das Werden seiner Anschauungen enthüllen, sondern er verwertet auch zum ersten Male Niederschriften, die als wirkliche Vorläufer anzusehen sind, nämlich: 1. Reflexionen, welche der junge Ranke zum Reformationsjubiläum von 1817 über Luther und die ganzen Zeitereignisse aufgezeichnet hat; 2. Vorlesungsfragmente, namentlich die Skizze zur Einleitung des reformationsgeschichtlichen Kollegs im Winter 1832/33; 3. das sogenannte „Frankfurter Manuskript", eine hauptsächlich nach den Frankfurter a. M. Reichstagsakten entworfene Reformationsgeschichte, die nach Reichstagen fortschreitet, die Zwischenereignisse knapp einschaltet und die Reformation hauptsächlich vom Gesichtspunkte der deutschen Verfassungsgeschichte darstellt, also entstand, ehe die Dresdner und weimarischen Funde Ranke zur theologisch-philosophischen Betrachtungsweise zurücklenkten; 4. ein unter dem Eindruck dieser neuen Funde niedergeschriebenes Manuskript „Über einige noch unbenutzte Sammlungen deutscher Reichstagsakten", das nur teilweise in die gedruckte Vorrede zu Rankes deutscher Reformation und in deren Dokumentenband übergegangen ist. Leider ist der 6. Band von Rankes Werken, welcher diese Stücke im Wortlaut enthalten soll, nicht mit den fünf anderen zusammen erschienen, so daß Joachimsens Erörterungen darüber vorläufig in der Luft schweben. Die späteren Abschnitte von Joachimsens Einleitung berühren sich mit Ausführungen, die ich über Rankes geschichtswissenschaftliche und politisch-historische Eigenart und die Tragweite seiner Ansichten teils in meiner „Quellenkunde", teils in meiner Schrift „Dietrich Schäfer und Hans Delbrück" gemacht habe. In einem Sammelbericht kann ich diese Fragen nicht anschneiden; ich muß mich mit dem Hinweise begnügen, daß Joachimsens Abschnitte geistvoll und anregend sind, aber nicht alle einschlägigen Probleme erschöpfen, wie ihnen auch nicht immer zuzustimmen ist. Außer der Einleitung hatte Joachimsen zweitens die Aufgabe, den Text zu ergänzen. Ranke zitierte oft nach alten, schwer zugänglichen oder selten gebrauchten Publikationen, Quellen, die heute in neuen bequemen Editionen vorliegen; vielfach umfassen letztere auch Stücke, die zu Rankes Zeiten noch ungedruckt waren. In allen solchen Fällen hat Joachimsen den gegenwärtigen Fundort hinzugefügt, also die An-

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 1. Bd.: XVII, 8, 386 S.; 2. Bd.: VIII, 437 S.; 3. Bd.: XII, 480 S.; 4. Bd.: VII, 434 S.; 5. Bd.: VI, 418 S. München, Drei Masken Verlag, 1925.

Digitized by Google

merkungen so vervollständigt, wie dies Ranke selbst getan hätte, wenn er noch unter den Lebenden weilte.

Führt die neue Ranke-Ausgabe uns durch frische Zutaten und Erläuterungen tiefer in die Werkstatt des Meisters ein, so beschränkte Edgar Salin sich darauf, „das Werk Gotheins in einer lebendigen, nicht nur dem Gelehrten zugänglichen Form neu erstehen" zu lassen [1]). Seine eigene produktive Leistung besteht in einer kurzen Biographie. Ich bedauere, daß dieselbe nicht umfangreicher geworden ist. Gothein nimmt unter den Historikern der letzten 50 Jahre eine so eigenartige Stellung ein, er war eine so außergewöhnlich anregbare, aber auch anregende Persönlichkeit, sein Lebensgang war ein von den strengen Regeln schon durch seine Universalität so abweichender, daß eine ausführliche Lebensskizze gewiß ein interessanter Beitrag zur zeitgenössischen Gelehrtengeschichte geworden, uns alle die Mitglieder und Bestrebungen seines Breslauer und Bonner Gesellschaftskreises vergegenwärtigt hätte. Statt dessen lieferte Salin nur eine kurze wissenschaftliche Gesamtwürdigung und einige Episoden aus Gotheins letzten Jahren. Man gewinnt den Eindruck, daß Salin Gothein erst an dessen Lebensabend nähergetreten ist. In der Schriftenauswahl beschränkt sich Salin auf den verkürzten Abdruck seiner hervorragendsten kultur- und reformationsgeschichtlichen Leistungen, soweit sie nicht durch ihre Ausdehnung den vorgeschriebenen Rahmen gesprengt hätten; darum wurde auch Gotheins Loyola nicht aufgenommen. Der 2. Band, welcher speziell die Arbeiten zur Kulturgeschichte der Reformation und Gegenreformation umfaßt, enthält die Habilitationsschrift über die „Politischen und religiösen Volksbewegungen vor der Reformation", den für die Kultur der Gegenwart beigesteuerten Abschnitt „Staat und Gesellschaft im Zeitalter der Gegenreformation" und die kleine Arbeit „der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay". Am Texte hat Salin nichts geändert, in den Anmerkungen Veraltetes und Polemiken gestrichen; für eine Neuauflage wäre aber doch erwägenswert, ob nicht im Interesse größerer praktischer Gebrauchsfähigkeit die neuere Literatur in den Anmerkungen nachgetragen werden sollte.

Von Kalkoff liegen zwei neue Bücher, über Friedrichs des Weisen Kaiserwahl und über Hutten, vor, welche sehr viele neue Forschungsergebnisse und reiche Anregungen bieten, aber auch teils durch ihre stark subjektive Färbung und die mit ihr verbundenen scharf zugespitzten Urteile und beigefügten Eigenschaftswörter teils durch eine hyperkritische Betrachtungsweise und zu weitgehende Kombinationen an manchen Stellen Widerspruch herausfordern. Namentlich gilt letzteres von der Monographie über die Kaiserwahl

[1]) Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation. Mit einer biographischen Einleitung, herausgegeben von Edgar Salin. 1. Band: Die Renaissance in Süditalien. 2. Auflage. XXXII, 267 S. 2. Band: Reformation und Gegenreformation. 290 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1924.

Digitized by Google

von 1519 [1]). Sie gilt Kalkoff als ein Gewaltakt, als ein Staatsstreich, der freiwillige Verzicht Friedrichs als eine Legende, um einerseits die Niederlage des Ernestiners zu bemänteln, andrerseits der erpreßten Wahl Karls V. das Anstößige zu nehmen. Während nämlich bisher im Anschluß an Spalatins Erzählung allgemein angenommen wurde, daß Friedrich der Weise von vornherein die Wahl abgelehnt und selbst Karl V. als den geeignetsten Anwärter empfohlen hätte, vertritt Kalkoff die Ansicht, Friedrich habe sich selbst zum Kaiser gewählt und so durch die eigene Stimme die kurfürstliche Mehrheit gewonnen, indes nach einigen Stunden wieder abgedankt, weil die bei Frankfurt versammelten, zur nötigenfalls gewaltsamen Einnahme der Stadt und zur Verhaftung der Kurfürsten gewillten Truppen Sickingens durch ihre Drohungen den Pfälzer eingeschüchtert hätten. Dabei ereifert sich Kalkoff gegen die ausländischen Handlanger des Habsburgers, gegen die von ihnen angewandten Mittel der Lüge, der Bestechung, der Intrige und Erpressung, welche viel widerwärtiger gewesen seien als die unsicheren, tastenden Schritte seines französischen Rivalen. Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, auf wie unsicheren Füßen alle diese Behauptungen und Urteile stehen. Noch weniger kann ich Kalkoffs Perspektiven folgen, welche von der Wahl Karls V. sich bis zur allerjüngsten Vergangenheit erstrecken; ich erblicke zwischen dem Vorgehen der habsburgischen Diplomatie von 1519, selbst wenn es bewiesen wäre, und den Verrätereien des letzten österreichischen Kaisers im Weltkriege keinen ideellen Zusammenhang. Trotzdem ich jedoch Kalkoffs Grundanschauungen nicht beipflichte, erscheint mir sein Buch keineswegs wertlos. Es ist eine Eigentümlichkeit Kalkoffs, allerlei Beobachtungen und Entdeckungen, die an sich nicht streng zu seinem Beweisthema gehören, einzuflechten. Irrt infolgedessen auch seine Darstellung oft von den springenden Punkten ab, so findet der Leser in Kalkoffs Arbeiten manche Notiz, die er nach ihrem Titel dort nicht suchen würde. Noch mehr gilt letzteres von Kalkoffs neuem Huttenbuche [2]), welches wohl an sich auf allgemeinere Zustimmung rechnen darf wie seine „Kaiserwahl", in der Komposition aber weit uneinheitlicher ist und deshalb bei dem Benutzer durch die Menge von Einschiebseln und aufgehäuften Einzelheiten einen verwirrenden Eindruck hinterläßt. Dem Titel nach sollte man glauben, daß, nachdem Kalkoff in seinem früheren Buche Huttens Verhältnis zur Reformation geschildert hatte, er sich diesmal mit Huttens vorreformatorischer Laufbahn, andrerseits mit seiner Katastrophe beschäftigen, mit anderen Worten das erste Werk nach vor- und rückwärts erweitern würde. Von alledem ist aber nur in begrenztem Maße die Rede. Was uns Kalkoff hauptsächlich bietet, sind die verschiedensten Lebensverhältnisse und Beziehungen, in welche sich Hutten gestellt sah, und seine Ausführungen

[1]) Die Kaiserwahl Friedrichs IV. und Karls IX. 307 S. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf., 1925.

[2]) Ulrich von Huttens Vagantenzeit und Untergang. Der geschichtliche Ulrich von Hutten und seine Umwelt. XII, 423 S., ebenda 1925.

Digitized by Google

erwähnen oft seitenlang Hutten überhaupt nicht oder nur beiläufig. So schildert Kalkoff ausführlich die Universität Mainz und die ganze Betätigung des dortigen Humanismus, lediglich um hervorzuheben, wie viel Anregungen Hutten dort hätte holen können und wie wenig er tatsächlich dort geholt hat. In den Abschnitten, welche vom Verhältnis zwischen Hutten und Sickingen handeln, widmet er sich letzterem viel eingehender als ersterem. Die Tatsache, daß Huttens Vater während der Erfurter Unruhen eine maßgebende amtliche Stellung einnahm, benutzt Kalkoff zu einer detaillierten Darstellung der Erfurter Vorgänge. Für den produktiven Gelehrten haben solche Abschweifungen den Vorteil, ihn auf Dinge hinzulenken, die ihm sonst sicher entgehen würden; der biographische Rahmen wird aber auf solche Art völlig gesprengt.

Aus der neuesten Lutherliteratur heben wir zunächst den wenigstens vorläufigen Abschluß der Münchner Lutherausgabe hervor. Sie sollte nach dem ursprünglichen Plan 15 Bände umfassen, darunter einen Briefband, mehrere Bände Tischgespräche und einen Band über die Lutherbilder. Damit würden zweifellos diejenigen Zeugnisse am meisten berücksichtigt werden, welche uns am tiefsten in den intimen Luther einführen. Die Zeitverhältnisse zwangen jedoch die Unternehmer, sich mit acht Bänden zu begnügen und den weiteren Stoff auf Ergänzungsbände zu verweisen, unter welchen sich wohl vor allem der sogenannte Bilderband, d. h. eine Zusammenfassung und zusammenfassende Würdigung der Lutherbilder, befinden wird. So haben uns die Herausgeber nur noch zwei Bände außer den früher erschienenen sechs (vgl. Mitteilungen 51, 65 f.) vorgelegt [1]). Der siebente enthält ausgewählte Predigten, Fabeln und geistliche Dichtungen und beginnt mit einer vortrefflichen Einleitung Georg Buchwalds, wohl des besten heute lebenden Kenners auf diesem Gebiete. Buchwald bespricht darin vor allem die Unterschiede der vorlutherischen und lutherischen Predigtweise. Bemerkenswert ist, daß sich Buchwald bei der Stoffauswahl nicht durch den einem praktischen Seelsorger besonders naheliegenden Gesichtspunkt leiten ließ, uns den damaligen Predigtgeist zu vergegenwärtigen, sondern vor allem einige bezeichnende Beispiele lutherischer Beredsamkeit in bestimmten Entwicklungsstadien oder bei geschichtlich denkwürdigen Anlässen gibt, mit anderen Worten theologische und religiös erbauliche Motive hinter psychologische und allgemein reformationsgeschichtliche zurückstellt. Der letzte 8. Band ist den Tischreden gewidmet. Studium und Kritik derselben ist bekanntlich durch die Weimarische Lutherausgabe auf eine neue, viel zuverlässigere Grundlage gestellt worden. Hier waltet das Streben ob, die echten Tischreden nach den besten Zeugnissen möglichst naturgetreu wiederherzustellen und die späteren Umarbeitungen durch Aurifaber nur dann zu berücksichtigen, wenn ein Gespräch uns bloß in diesen überliefert ist. Ein solches Ziel konnte einer volkstümlichen Lutherausgabe nicht vor-

[1]) Martin Luther. Ausgewählte Werke, hrsg. von Hans Hch. Borchardt. 7. und 8. Band. München, Gg. Müller, 1925.

Digitized by Google

schweben; denn damit wäre die Lektüre ungenießbar geworden, und außerdem hätten die Herausgeber die lateinischen Gespräche frei übersetzen müssen. Auch braucht der gelehrte Forscher neben den Tischredenbänden der Weimarischen Lutherausgabe keine zweite, den gleichen wissenschaftlichen Zwecken dienstbare textkritische Verarbeitung des Materials. So haben die Herausgeber sich an die Aurifabersche Sammlung gehalten, aus welcher jahrhundertelang die evangelischen Theologen ihre Kenntnis von Luthers dogmatischen und ethischen Ansichten bezogen haben. Nur haben sie den Stoff nicht wie Aurifaber nach den Bedürfnissen des praktischen Geistlichen angeordnet, sondern die alte systematische Gliederung durch biographische Gesichtspunkte ersetzt, welche uns teils Luthers inneres Leben und dessen Entwicklung, teils sein Verhältnis zur Umwelt und sein Urteil über religiöse, politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche Zeitfragen veranschaulichen.

Seit dem Erscheinen seiner Lutherbiographie haben sich Grisar und einige jüngere Mitarbeiter fortgesetzt mit diesem Forschungsgegenstande weiter beschäftigt und teils zu verschiedenen Einwänden, teils zu einigen neuen Fragen, teils auch zu Erscheinungen der umfangreichen seit 1911 gedruckten Reformationsliteratur Stellung genommen. Aus dieser Tätigkeit sind zunächst Grisars „Lutherstudien" hervorgegangen, zwanglos erscheinende, bestimmten, sei es historischen, sei es aktuell-modernen Problemen gewidmete Hefte. Am wichtigsten sind die vier gemeinsam von Grisar und seinem Ordensbruder Franz Heege gearbeiteten Hefte „Luthers Kampfbilder" [1]). Entsprechend dem Programm seines Hauptwerkes, Luther psychologisch zu erforschen, sah Grisar in diesen Bildern Luthers Seelenleben abgezeichnet und wollte durch eine genaue Darstellung des Bilderkampfes zur Charakteristik des Reformators gelangen. Bei Grisars Auffassung war es verständlich, daß er aus diesem Material als Luthers Haupteigenschaften Streitlust, Kampfesleidenschaft und persönlichen Haß herauslas, mit anderen Worten das in seiner Biographie gezeichnete Charakterbild bestätigt fand. Da erheben sich allerdings verschiedene methodologische Bedenken. Zunächst ist die erste Bedingung für das Gelingen eines solchen Beweises die unzweifelhafte Autorschaft Luthers. Letztere ist jedoch bei verschiedenen von Grisar behandelten Kampfbildern keineswegs gesichert, teilweise sogar unwahrscheinlich. Namentlich bezeugen Vorreden Luthers noch nicht seine Autorschaft oder auch nur seine Mitwirkung. Luther wurde damals häufig um empfehlende Vorworte angegangen und hat oft genug derartigen Wünschen entsprochen, ohne daß er für den Inhalt der betreffenden Werke verantwortlich gemacht werden kann. Sobald deshalb zwischen Vorrede und Buchinhalt eine Kluft besteht, regt sich sofort der Zweifel am lutherischen literarischen

[1]) Luthers Kampfbilder. I. Passional Christi und Antichristi. Eröffnung des Bilderkampfes (1521), XIII, 68 S. Freiburg i. B., Herder & Co., 1921. II. Der Bilderkampf der deutschen Bibel (1522ff.), XII, 45 S., ebenda 1922. III. Der Bilderkampf in den Schriften von 1523–45, XII, 72 S., ebenda 1923. IV. Die Abbildung des Papsttums und anderer Kampfbilder in Flugblättern 1538—45, XII, 153 S., ebenda 1923.

Digitized by Google

Eigentumsrecht. Außerdem vermutet Grisar hinter jedem Bilde, welches katholische Personen oder Einrichtungen bloßstellt oder bloßzustellen scheint, polemische Absichten. Diese sind jedoch keineswegs eine notwendige Voraussetzung; vielmehr dienten die Bilder z. B. bei der Offenbarung Johannis zur Erklärung dunkeler Stellen und wenn die Herausgeber hierbei ihren Standpunkt vertraten, muß dies nicht aus Kampfeslust geschehen sein. Endlich beruhten solche Bilder und die begleitenden Ausführungen nicht immer auf originalen Gedanken, sondern verwerteten gutgläubig vorhandene Vorlagen oder Überlieferungen. — Eine weitere „Lutherstudie" über „Ein' feste Burg" [1]) gehört nur in begrenztem Sinne zur reformationsgeschichtlichen Literatur. Sie ging offenbar ursprünglich von der Absicht aus, die Nachrichten zu bekämpfen, daß im jüngsten Weltkrieg auch katholische Truppenteile auf ihren Märschen das Lied gesungen hätten. Demgemäß beschäftigt sich Grisar mit dessen Verwendung in alten und neuen Zeiten. Was er über den Inhalt und die Entstehung, namentlich die Entstehungszeit sagt, geht über schon Bekanntes nicht hinaus. — Da Grisars Lutherbiographie vergriffen ist, hätte eigentlich längst eine neue Auflage erscheinen müssen, welche auch die wissenschaftlichen Fortschritte der letzten anderthalb Jahrzehnte berücksichtigt hätte. Die heutige Geschäftskrisis zwang die Herdersche Buchhandlung wie viele andere Verleger, einen anastatischen Neudruck zu veranstalten. Um trotzdem das Werk wieder auf die Höhe der heutigen Forschung zu bringen, entschloß sich Grisar zu neuen Vorreden und Nachträgen, welche sich auch die Besitzer der früheren Auflagen kaufen können. In der Hauptsache verarbeiten die Nachträge die seit 1911 erschienenen Werke und bringen die entsprechenden Zitate. Aber sie beschränken sich nicht darauf, sondern vielfach berichtigen sie auch frühere Ausführungen Grisars, allerdings nur in Einzelheiten [2]).

Eine wertvolle quellenkritische Untersuchung widmet Hch. Böhmer Luthers Psalmenkolleg [3]). Mit ihr wird zugleich die Edition in der Weimarischen Lutherausgabe als unbrauchbar gestempelt. Letztere übte nämlich gar keine Rücksicht auf den Unterschied älterer und jüngerer Einträge in Luthers Psalterglosse und Psalterscholien, so daß jeder Forscher auf die handschriftlichen Vorlagen zurückgreifen muß. Böhmer beschäftigt sich nun zunächst eingehend mit Luthers frühester Vorlesungstätigkeit, bestimmt hiernach den Charakter der vorhandenen

---

[1]) Luthers Trutzlied „Ein' feste Burg" in Vergangenheit und Gegenwart, VIII, 57 S., ebenda 1922.

[2]) Grisar, Hartmann S. J., Luther. Sonderdruck der Nachträge zur 3. Aufl. des 1. und 2. Bd., 48 S., ebenda 1924; Sonderabdruck der Nachträge zur 3. Aufl. des 3. Bd., 15 S., ebenda 1925. Falls eine neue Aufl. wieder anastatisch hergestellt würde, wäre meines Erachtens empfehlenswert, die Nachträge in abgerundeterer Gestalt zu geben. Jetzt ähneln sie Druckfehlerberichtigungen, überschreiten die letzteren aber durch ihren Umfang und machen deshalb eine selbständige Benutzung ebenso unmöglich wie eine rasche Übersicht.

[3]) Luthers erste Vorlesung (= Berichte über die Verhandlungen der sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Kl., 75. Bd., 1. Heft), 58 S. Leipzig, S. Hirzel, 1924.

Digitized by Google

Überreste und gewinnt zugleich Anhaltspunkte für ihre Datierung. Aber durch eine genaue Betrachtung des Dresdner Manuskripts kommt er noch weiter. Er stellt fest, daß und wo dasselbe ursprünglich vollständiger war, aber auch was zum ursprünglichen Bestand nachträglich hinzugekommen ist und daß zwischen diesen Lücken und Zutaten nachweisbare Beziehungen obwalten, d. h. daß Luther selbst Niederschriften vernichtete und durch andere ersetzte. Solche Erörterungen gewinnen für das Bild von Luthers Frühentwicklung große Tragweite. Denn wir können nach Böhmers Forschungsergebnissen Luthers Fortschreiten auf seiner Reformatorenlaufbahn zuverlässiger verfolgen und in ihren ersten Stadien sachlich und zeitlich besser feststellen.

Unsere Quellenkenntnis der Wiedertäuferei hat durch die Veröffentlichung des „Geschichtbuch der Hutterischen Brüder“ eine beachtenswerte Bereicherung erfahren [1]). Es ist die von Josef Beck vermißte Originalquelle, aus welcher die von ihm edierten Geschichtsbücher der österreichischen Wiedertäufer entstammten und welches, durch russische Brüder 1874 nach Kanada gebracht, den jetzigen Besitzern in seiner Wichtigkeit erst durch Becks Notiz zum Bewußtsein kam. Diese verbanden mit seiner Veröffentlichung zunächst praktische Zwecke; sie wollten das Werk zum allgemeinen Hausbuche der Gemeindeglieder machen. Deshalb änderte Wolkan auch die oft krause Orthographie und bemaß die eigenen Erläuterungen auf das knappeste. Die Erzählung erstreckt sich, abgesehen von einer kurzen, bis zur Schöpfung zurückreichenden Einleitung, von den Anfängen der Wiedertäuferei um die Mitte der zwanziger Jahre bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts und umfaßt alle für die Gemeinden interessanten Nachrichten von buntestem Inhalt. Im Vordergrunde stehen Personalien, besonders Todesfälle. Namentlich wurde ein großes Gewicht darauf gelegt, diejenigen Brüder im Gedächtnis zu bewahren, welche für ihren Glauben Gefängnisstrafen oder gar den Tod erlitten hatten. Aber daneben finden sich im Geschichtbuch auch Notizen über Neugründungen, Tagesereignisse, selbst solche, die mit der Wiedertäuferei nichts zu tun hatten, und namentlich Berichte von Unfällen und elementaren Naturereignissen. Das Original, welches in den Händen der amerikanischen Brüder sich befindet, wurde spätestens 1581 angelegt und von verschiedenen Schreiberhänden fortgesetzt. Aber es wechseln nicht nur die Literaten, sondern sie schwanken auch zwischen telegraphisch kurzen Notizen und ausführlicheren Betrachtungen.

Aloys Bömer [2]) hat die epistolae obscurorum virorum neu veröffentlicht. Neben der großen Huttenausgabe von Böcking, welche bekanntlich auch die Dunkelmännerbriefe nebst einem großen bibliographischen und textkritischen Apparat enthält, wäre eine billigere Edition

[1]) Geschichtbuch der Hutterischen Brüder, her. von den Hutterischen Brüdern in Amerika, Kanada durch Prof. Dr. Rudolf Wolkan. XLI, 697 S. Wien 1923 (Kommission von Karl Fromme).

[2]) Epistolae obscurorum virorum, herausgegeben von Aloys Bömer. Bd. 1: Einführung, 166 S.; Bd. 2: Text, 192 S. Heidelberg, Rich. Weißbach, 1924.

Digitized by Google

nach Art der „Kleinen Texte" erwünscht gewesen, so daß auch weitere Kreise diese zwar berühmte, aber wenig gelesene Korrespondenz kaufen könnten und letztere sich auch in Seminarübungen behandeln ließe. Offenbar schwebte auch dem Verleger etwas Ähnliches vor; nur fürchte ich, wird der Preis und der Umfang der Einleitung diesen Zweck vereiteln. An sich ist diese Einleitung vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu begrüßen. Soll sie auch in erster Linie den uneingeweihten Benutzer auf die ganze Bedeutung und auf einzelne Züge der Dunkelmännerbriefe hinweisen, die ihm sonst entgehen würden, so steht in ihr doch manches auch für den gelehrten Forscher Bemerkenswerte. So führt Bömer hier Gedanken weiter, welche er schon in Abhandlungen und Besprechungen angeschnitten hat. Er erörtert die Literaturgattungen, aus welchen die Dunkelmännerbriefe herausgewachsen sind, und kommt dabei auch auf direkte Quellen der letzteren. Vor allem aber nimmt er die Frage nach den Verfassern wieder auf. Gegen Brecht, welcher Crotus Rubeanus den ganzen ersten Teil zuschrieb, will er an diesem auch Hutten mit einem und Hermann von dem Busche mit mindestens zwei Stücken beteiligt wissen. Zwingend lassen sich solche Behauptungen sehr selten beweisen; aber sie sind jedenfalls beachtlich und reimen sich mit einzelnen zeitgenössischen Vermutungen gut zusammen. Bei den meisten Briefen des zweiten Teiles hatte schon Brecht so viele Gründe für Hutten als Verfasser beigebracht, daß an seiner Urheberschaft nicht zu zweifeln war. Nur bei sechs Briefen ließen sich diese nur auf Hutten hinweisenden Züge nicht sicher feststellen; doch hielt sie Brecht aus Gründen des inneren Zusammenhangs ebenfalls für Huttensches Gut. Hier urteilt Bömer wesentlich skeptischer, ohne jedoch die Richtigkeit von Brechts Meinung unbedingt abzustreiten. Der ganz neuen Ansicht Paul Merkers, daß der elsässische Humanist Nikolaus Gerbel zu den Briefen wichtige Nummern beigesteuert hat, stimmt Bömer also nicht zu. Höchstens beim Anhang zum zweiten Teile räumt er die Möglichkeit des Gerbelschen Ursprungs ein.

Aus der gerade in den letzten Jahren so umfangreich gewordenen Jesuitenliteratur nenne ich vor allem das Buch von Willi Flemming über das Jesuitentheater [1]). Der Gegenstand hat in den letzten Jahrzehnten die Gelehrten teils biographisch, teils landesgeschichtlich gefesselt. Hervorragende Theaterdichter, z. B. Jakob Gretser, wurden Themen für teilweise sehr ausführliche und auf gründlichen Quellenstudien fußende Lebensgeschichten. Andere Forscher beschäftigten sich mit den Schicksalen und Betätigungen einzelner Jesuitenanstalten und gingen auch dazu über, das Material für ganze Provinzen zu sammeln und zu sichten. Unter letzteren Gelehrten ragt besonders Bahlmann mit seiner Arbeit über die Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz hervor. Alle diese Studien, soweit sie nicht reine Stoff-

[1]) Geschichte des Jesuitentheaters in den Landen deutscher Zunge (= Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 32). XVI, 308 S. Berlin, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte, 1923.

Digitized by Google

sammlungen waren, bildeten in erster Linie Beiträge zur Jesuitengeschichte, d. h. sie ordneten theatergeschichtliche Motive unter. Indem sich Flemming abweichend davon vor allem um letztere kümmert, ist schon thematisch sein Werk etwas ganz anderes als eine bloße systematische Verarbeitung der vielen langsam aufgehäuften Bausteine. Es will nicht die Entwicklung des Jesuitentheaters mit der allgemeinen Ordensgeschichte verbinden, sondern stellt sie in den Rahmen der gesamten Theatergeschichte. Was Flemming hauptsächlich interessiert, ist die Bühnentechnik und der Theaterbetrieb. Auch gibt er mehr Zustandsbilder als große Längendurchschnitte; darum gliedert er, abgesehen von einem kurzen Überblick über die einzelnen Perioden des Jesuitendramas und ihre bedeutendsten Vertreter, die Darstellung nicht chronologisch, sondern sachlich. Der allgemeingeschichtlich wichtigste Abschnitt des Werkes ist der über die „Topographie der Jesuitentheater". Hier wird auf Grund einer sehr zersplitterten, unübersichtlichen und umfangreichen Spezialliteratur, teilweise auch nach neuem ungedruckten Material von einem Hauptort zum anderen die theatergeschichtliche Richtung, praktische Betätigung und Bedeutung der betreffenden Jesuitenkollegien dargelegt.

Auf ein ganz anderes Feld der Jesuitengeschichte führt uns Buschbells kritische Erörterung über die autobiographischen Aufzeichnungen Bellarmins [1]). Es handelt sich um eine recht unerquickliche Auseinandersetzung zwischen katholischen Gelehrten, welche an den von seinen Ordensbrüdern betriebenen Kanonisationsprozeß Bellarmins anknüpft. Ohne denselben wäre der ganze Streit nicht zu verstehen. Denn Bellarmin bleibt ein bedeutender Mann, auch wenn ihm nachgewiesen würde, daß er selbst seinen Ruhm auf Kosten anderer vergrößert hätte, und er würde dadurch noch kein schlechter Mensch, daß er der Eitelkeit überführt wäre. Nach meiner Überzeugung sind Buschbell und Baumgarten, abgesehen von einigen Übertreibungen und Werturteilen, die letzterer verschiedentlich, z. B. über Klemens VIII., sich hat zu Schulden kommen lassen, im Rechte. Dabei sind einige Streitfragen, vom Standpunkte des Historikers betrachtet, recht geringfügig. Buschbell weist nach, daß Bellarmin zwar den Kardinalshut nicht aktiv angestrebt, aber innerlich gewünscht und nichts zur Verhinderung getan habe, daß er in seinen vertraulichen Briefen immer dann seine Unwürdigkeit und Unlust äußerte, wenn die Aussichten in die Ferne gerückt schienen, aber schwieg, sobald sich die Aussichten besserten. Eigentlich kann man aus diesem Verhalten Bellarmin keinen Vorwurf machen; seine Ordensbrüder erachten dasselbe jedoch mit dem jesuitischen Gelübde für unvereinbar, welches die Annahme kirchlicher Würden wenigstens grundsätzlich verbietet und deshalb auch das Streben nach solchen unstatthaft mache. Schwerer wiegt viel-

[1]) Selbstbezeugungen des Kardinals Bellarmin (= Untersuchungen zur Geschichte und Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts, herausgegeben von Paul Maria Baumgarten und Gottfr. Buschbell, 1. Heft). 113 S. Krumbach in Schwaben, Franz Alter, 1924.

Digitized by Google

leicht die Frage, ob Bellarmin in seinen Angaben gelegentlich von der Wahrheit abgewichen sei. Diese muß meines Erachtens mindestens in einem Falle bejaht werden: im Vorwort zur korrigierten Bibel Sixtus V., welches nach Bellarmins Selbstbiographie aus dessen Feder stammt, stehen Behauptungen, die sich urkundlich widerlegen lassen. Dagegen gestehen Baumgarten und Buschbell selbst zu, daß die aus Bellarmins späteren Jahren stammende Autobiographie wohl manche Irrtümer enthält, diese jedoch auf Gedächtnisfehlern beruhen können. Immerhin entpuppt sich auch in dieser Quelle wie bei anderen kritischen Betrachtungen Bellarmin als ein selbstgefälliger, eitler Mann, dem es aber fernlag, seiner Mitwelt bewußt zu schaden.

Wir schließen unseren Sammelbericht mit Cardauns Werk über die europäische Politik im kritischen Jahrzehnt vor dem Schmalkaldischen Kriege [1]). Es ist seit Baumgarten, der übrigens nur bis 1540 kam, der erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung jener abwechslungsreichen Periode, welcher nicht die Schilderung der deutschen Dinge, sondern das große Ringen zwischen den Habsburgern und der französischen Krone in den Mittelpunkt rückt. Dabei muß jedoch der Unterschied betont werden, daß Baumgarten die Ausbeute der gedruckten Literatur nur gelegentlich durch eigene Archivstudien ergänzte, Cardauns jedoch ein staunenswert umfangreiches Aktenmaterial in Wien, in Simancas und Madrid, in Paris und Brüssel, in Rom und vielen anderen Fundstätten Italiens durchgearbeitet hat, wie das eben nur einem Mitarbeiter des ehemaligen preußischen historischen Instituts in Rom mit dessen weitverzweigten Verbindungen und großen Hilfsmitteln möglich war. So brachte Cardauns zu manchen scheinbar längst bekannten Vorgängen, z. B. zum Versuche der Franzosen mit dem schmalkaldischen Bunde anzuknüpfen, neue Akten bei. Leider ist das Werk von Cardauns unfertig hinterlassen worden. Ein Kritiker hat getadelt, daß es keine fortlaufende Darstellung, sondern nur einzelne, innerlich miteinander verbundene Skizzen enthalte. Ich glaube, Cardauns selbst würde, wenn er seine Schrift vollendet hätte, den Zusammenhang noch schärfer herausgearbeitet, er würde auch die ebenfalls in seinem Nachlasse vorgefundenen, in das jetzige Werk aber nicht mit aufgenommenen Studien über Hermanns kurkölnischen Reformationsversuch in die Monographie verwoben haben. Aber auch in seiner jetzigen unvollendeten Gestalt wird das Werk die unentbehrliche Grundlage für die künftige Geschichtsforschung bleiben.

Gustav Wolf.

---

[1]) Von Nizza bis Crépy. Europäische Politik in den Jahren 1534—1544 (= Bibliothek des preuß. histor. Instituts in Rom. Bd. XV). XVI, 379 S. Rom, W. Regenberg, 1923.

Digitized by Google

Literatur zur faschistischen Bewegung.

Der Italiens Nachkriegs-Entwicklung so völlig umgestaltende, das Land zu blendender Höhe hinaufführende Faschismus ebenso wie sein Schöpfer, der überschwenglich gefeierte Diktator Benito Mussolini, haben wohl in keinem nicht-italienischen Volke anfänglich eine derartige Begeisterung erzeugt wie in Deutschland. Kein Land liefert ja auch so viele Italien-Besucher, keins so viel Italien-Schwärmer, weniger wirkliche Italien-Kenner.

Faschismus und Mussolini wurden naturgemäß recht bald unter die deutsche Lupe genommen, untersucht, begründet, dargestellt, — in größerem Stile zuerst von dem Hohenstaufen-Historiker Ferdinand Güterbock[1]). Getragen von ehrlicher Begeisterung, wie sie nur bei einem deutschen Gelehrten möglich ist, der jahrzehntelang in Italien gereist ist und geforscht hat, gab Güterbock hier vor allem zum ersten Male eine Geschichte des Faschismus, wobei er das Gesunde und Zeitgemäße in dieser Bewegung heraushob. In fühlbar wohlwollender Darstellung behandelt er den staunenerregenden Entwicklungsgang des Helden selbst. Seine Kapitel präzisiert er: Mussolini als Sozialist bis 1914; die Interventionsbewegung 1914/15; Kriegspolitik 1915/19; der Aufstieg des Faschismus in den Jahren 1919/21; Parlamentarier und Parteibildung 1921; Mussolini als Volkstribun 1922; endlich: auf der Höhe als Diktator und Reformator. Heikel ist dabei das Bestreben des deutschen Enthusiasten, die Ideenwandlungen und Parteiänderungen bei Mussolini für berechtigt zu erklären und zu entschuldigen, obgleich sie so oft Gegenstand scharfer Vorwürfe gewesen sind. Bewundernswert aber, wie das gesamte derzeitig erreichbare Material, einschließlich recht entlegener Zeitungsnotizen, in archivalischer Genauigkeit verwertet und ausgenutzt worden ist.

Mag es auch ein Ruhmestitel für den Verfasser und für die deutsche Geschichtsliteratur sein, daß das Buch inzwischen, außer ins Italienische, auch in andere Sprachen übersetzt worden ist, — politisch klug war es meines Erachtens nicht, daß bereits im Frühjahr 1923 aus dem mißhandelten und verhöhnten deutschen Volke eine derartig uneingeschränkte Huldigung für den Heroen des italienischen „Siegervolkes" herauskam, ungeachtet aller deutsch-ehrlichen Empfindung der Sympathie seitens des gelehrten Verfassers.

Die Entwicklung des Faschismus, vornehmlich unter dem Gesichtspunkte der Volksbewegung in ihren Beziehungen zur Umwelt, in erster Linie zum Sozialismus, den jener zur Seite drängt und bekämpft, ist Hauptgegenstand der Darlegungen von Fritz Schotthöfer[2]). Setzt auch Schotthöfer auf sein Titelblatt als Motto Arturo Labriolas Ausspruch: „Des Faschismus Glück hieß Mussolini" („La fortuna del fascismo si chiamò Mussolini"), so zeigt er sich

[1]) Mussolini und der Faschismus. 134 S. München, Wieland-Verlag, 1923.
[2]) Il Fascio, Sinn und Wirklichkeit des italienischen Fascismus. 224 S. Frankfurt am Main, Frankfurter Societäts-Druckerei, Abteilung Buchverlag, 1924.

Digitized by Google

doch diesem gegenüber weit kühler und kritischer als Güterbock. Im 19. Kapitel, betitelt: „Der Tod der Freiheit", rechnet er ab mit dem „rasch zusammengestellten Programm von ein paar materiellen Reformen", mit dem, was der Faschismus an die Stelle der alten schwer erkämpften Freiheit vorgeblich gesetzt hat: „Ordnung, Hierarchie, Disziplin". Dabei lüftet er den Schleier über die Gewaltmittel, die das neue Regiment anzuwenden beliebt, und läßt uns Größe und Heftigkeit der Opposition im Lande ermessen, die inzwischen durch scharfe Pressezensur und ähnliche Gewaltmittel erstickt zu sein scheint! Warnt der Verfasser hier auch nachdrücklich vor dem trügerischen Schein, so sieht er doch, laut 26. Kapitel („Die Bilanz eines Jahres"), in der positiven Reformarbeit, die Mussolini mit seinem Faschismus bis dahin geleistet hatte, eine „große Verwaltungsleistung". Ebenso erkennt er an, daß der Diktator nach außen hin seine Idee von der Unabhängigkeit der italienischen Politik in seinen diplomatischen Verhandlungen und Unternehmungen zu verwirklichen bestrebt gewesen ist, und zwar mit einem gewissen Erfolge! — „Das System Mussolini" lautet Prof. Ludwig Bernhards Problem [1]). Ganz deutsch gedacht und als Thema gestellt! Dem Geiste und Empfinden des Italieners hingegen ist theoretische Systematisierung fremd. Persönliche Gefühle und Beziehungen sind für ihn entscheidend. „Das italienische Volk denkt nicht in politischen Programmen, sondern in politischen Persönlichkeiten", bemerkt Bernhard selbst vollkommen richtig. Er zeichnet den Diktator in treffender Plastik als Staatsmann, als Schüler der französischen Syndikalisten, als Schüler eines Georges Sorel, der Lehren der „Action directe", als Redner mit rhetorischen Berechnungen und die Zuhörer faszinierenden Kunstgriffen, mit stets packenden neuen Ideen- und Satzprägungen, — als sprungbereiten Fechter gegenüber seinen Todfeinden, den Sozialisten und Kommunisten, die ihn als einen Abtrünnigen betrachten und deshalb grimmig hassen. Er zeichnet den Diktator weiter als kühn und draufgängerisch, als glänzenden und sicheren Menschenkenner, — vor allem als geradezu genialen Organisator, wofür die faschistische Hierarchie in ihrer strengen stufenweisen Unterordnung und Disziplin, seine Wirtschaftspolitik, mit ihrem Hauptziel, der Steigerung der Produktivität, und mit ihrem Eklektizismus in der Wahl der Mittel und Systeme, sowie mit ihrer Abwendung von der demagogischen Wirtschaftspolitik die beredetsten Zeugnisse sind. Und nicht zuletzt als eigentlichen Spiritus rector einer überaus raffinierten Preßpropaganda, die sogar vor schönfärbenden Geschichtsfälschungen im Dienste der faschistischen Sache nicht zurückschreckt (z. B. die deutschfeindliche Wühlarbeit Enrico Tolomeis in Südtirol), gleichzeitig auch gewaltige Summen Geldes verschlingt und eine, wie der Mordfall Matteotti beweist, äußerst bedenkliche Korruption erzeugt. Allzu häufig sind im faschistischen Direktorium Maßnahmen von so gesetz- und skrupelloser Art, daß sie „an die Methoden der Renaissance erinnern"!

[1]) 143 S. Berlin SW 68, August Scherl, G. m. b. H., 1924.

Digitized by Google

Keineswegs verschließt sich Prof. Bernhard gegenüber den bedeutsamen Erfolgen des „Systems Mussolini" im Innern wie im Äußeren. Aber er endigt mit dem Gedanken: „Solange ein Staat auf den Schultern eines einzigen Mannes ruht, muß man fürchten, daß der Sturz des Mannes den Staat in eine Katastrophe reiße. Wird Mussolini Einrichtungen treffen, die den Staat von seiner sterblichen Person auf eine dauernde Grundlage übertragen?"

In der Reihe der deutschen Würdigungen Mussolinis und seines Faschismus, die deutlich den steten Wandel beider in ihrer Fortentwicklung zeigen, sei noch Robert Michels[1]) erwähnt. Eine streng systematische Entwicklungsdarstellung, ausgehend von dem nationalen Sozialismus eines Carlo Pisacane und Giuseppe Garibaldi, hinführend zu dem Imperialismus des heutigen Italien, der sich zuerst augenfällig in dem Tripolis-Experiment dokumentierte (1911/12), und über den Weltkrieg und den Wirrwarr der Nachkriegszeit zum Faschismus. Auch hier die Überzeugung, und zwar bei einem erklärten Sozialisten, — daß Italien, bei allem scheinbaren äußeren Glanze, eine schwere, krisenschwangere Zeit durchmacht. „Über seine staatspolitische Qualifikation wird sich der Faschismus erst noch ausweisen müssen. Denn das letzte Wort hat immer die Geschichte selbst."

Mussolinis Persönlichkeit kennenzulernen, ist wohl kaum in geeigneterer Weise möglich als durch das Studium seiner Reden, von denen uns eine Auswahl geboten wird[2]). Nur vergesse man ja nicht, bei der überaus anregenden Lektüre sein eigenes kritisches Urteil zu bewahren, und hüte sich vor dem Wunsche, Nachahmungen im ganzen oder im einzelnen uns Deutschen zu empfehlen, wo doch Verhältnisse und Volksmentalität ganz anders geartet sind, als bei den mit größter Vorsicht und Zurückhaltung zu beurteilenden und zu behandelnden Italienern! J. Lulves.

Poehlmann, Rob. v.: Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt. 3. Auflage, durchgesehen und um einen Anhang vermehrt von Frdr. Örtel. 2 Bde. Gr. 8°. XIV, 488 S. und X, 612 S. München, C. H. Beck, 1925. Mk. 42.—; geb. Mk. 48.—.

Wir begrüßen mit dankbarer Freude den Neudruck des seit langem vergriffenen grundlegenden Werkes über den antiken Sozialismus. Mit Recht hat der Herausgeber es abgelehnt, an dem Text der zweiten Auflage, die 1912 herauskam, etwas zu ändern; ist doch Poehlmanns

---

[1]) Sozialismus und Fascismus in Italien. (Sozialismus und Fascismus als politische Strömungen in Italien. Historische Studien. 2. Bd.). Meyer u. Jessen, München, 1925.

[2]) Benito Mussolini: Reden. Eine Auswahl aus den Jahren 1914 bis Ende August 1924 mit einer Einleitung von Dr. Fred C. Willis, herausgegeben von Dr. Max H. Meyer. 252 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1925. — Wie die beiden vorhergenannten Bücher, mit orientierendem Inhaltsverzeichnis und Namenregister versehen.

Digitized by Google

Buch nach Aufbau und Darstellung unter die nicht zahlreichen klassischen Werke auf dem Gebiete der Altertumsforschung zu stellen.

Da die 2. Auflage in den „Mitteilungen" nicht angezeigt wurde, lohnt es sich wohl, den reichen Inhalt kritisch zu betrachten. Wertvolle Hilfe leistet dabei der Anhang des Herausgebers, der die von der Kritik gemachten Einwände gewissenhaft anführt und durch eindringende Betrachtung der wirtschaftlichen Entwicklung der antiken Welt auf ihre Berechtigung prüft.

Unzweifelhaft ist Poehlmann im Recht, wenn er in den einleitenden Kapiteln die Lehre vom Urkommunismus bei allen Völkern als unbeweisbar ablehnt und betont, daß Hausgemeinschaft noch kein Beweis für Gemeindekommunismus ist. Auch bei Homer ist von einer Feldgemeinschaft nicht die Rede. Meines Erachtens setzt schon das starke Königtum der mykenischen Zeit, wie wir es aus den Burgbauten und jetzt auch aus den hettitischen Inschriften kennen lernen, mit dem notwendig vorauszusetzenden ritterlichen Gefolgsadel eine weitgehende Eigentumsteilung voraus, und der Gutsherr auf dem Schilde des Achilleus stellt uns einen dieser ritterlichen Großgrundbesitzer vor Augen. Ebenso wenig ist die Speisung der Bürger in Sparta als Überrest primitiver agrarischer Gemeinschaft aufzufassen. Zwar haben wir gegen Poehlmann in der Mitwirkung des Königs bei Adoptionen jedenfalls ein Überbleibsel der alten absoluten Macht des Königtums, wie sie Kahrstedt in seinem „Griechischen Staatsrecht" erwiesen hat, zu sehen, aber damit ist natürlich für das Bestehen eines Agrarkommunismus nichts erwiesen. Weiter ist gegen Poehlmann auch die große Rhetra der lykurgischen Gesetzgebung als echt zu betrachten (siehe zuletzt Ehrenberg, Neugründer des Staates, München 1925), doch ist Poehlmann auf dem rechten Wege, wenn er in der Verherrlichung des spartanischen Sozialstaates einen Niederschlag der romantischen Stimmungen des 4. Jahrhunderts sieht, das einen idealen Naturzustand an den Anfang der Geschichte stellte: ein ganzer Staat von Weisen, wie er dem Idealbild Platons entspricht.

Im zweiten Kapitel schildert Poehlmann nach einem Hinweis auf die Tatsache, daß der Stadtstaat mit seinem engen Gebiet ein günstiger Boden für sozialistische Ideen und Versuche darstellt, die schon im 7. Jahrhundert (Hesiod!) einsetzende Plutokratisierung, die als Gegenwirkung eine Revolutionierung der Massen hervorgerufen habe. Lebhafte Bedenken erregt jedoch seine Annahme, daß damals bereits Landarbeiter, Lohnarbeiter, Gewerbetreibende und Handwerker ein einheitliches Proletariat gebildet hätten, daß im 6. Jahrhundert schon in Athen politische Parteien sozialistischer Färbung bestanden hätten. Damit verfällt Poehlmann der Gefahr, vor der er selbst warnt, moderne Maßstäbe an antike Zustände anzulegen und damit in das Altertum etwas hineinzutragen, was ihm in Wirklichkeit fremd war. Die Aufklärung, die Kritik an Staat und Religion ist doch eine Folge des erwachenden Denkens.

Weiter spricht gegen die behauptete Revolutionierung, gegen bewußt kommunistische Bestrebungen die von Poehlmann selbst zugegebene

Digitized by Google

Tatsache, daß die Neuordnung in Attika sehr konservativ war und vor allem bürgerliche Rechte erreicht wurden. Die attischen Kleinbauern dachten gar nicht daran, auf das Eigentum an Grund und Boden zu verzichten; auch machte nach Poehlmanns eigenen Worten ihre ökonomische Lage eine sozialistische Zielsetzung nicht nötig. Daher kann man auch ihr Programm nicht als sozialistisch bezeichnen.

In den folgenden Ausführungen über die Ausbildung des Kapitalismus zieht Poehlmann bereits Angaben des Lysias und Demosthenes heran, um die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit und die Herabdrückung der Arbeiter zu willenlosen Werkzeugen zu beweisen. So faßt er die Entwicklung großer Zeiträume in einem Bilde zusammen, was notwendig zu schiefen Vorstellungen führen muß. Dagegen entwirft er mit bewundernswerter Beherrschung des gesamten Quellenmaterials eine lebendige Schilderung der zunehmenden Macht des Geldes, vornehmlich im 4. Jahrhundert, die auf der einen Seite eine Steigerung des Lebensgenusses, der Erwerbsgier, der rücksichtslosen Anhäufung von Kapitalien, auf der anderen Seite zunehmende Verarmung, Proletarisierung weiter Schichten in der Stadt und auf dem Lande, Erweiterung der Kluft zwischen Reichtum und Armut zur Folge hatte. Je stärker der Gegensatz zwischen den politischen Rechten und der sozialen Geltung im Volksstaat empfunden wurde, je unverträglicher der politischen Gleichheit die soziale Ungleichheit gegenüberstand, desto größer wurde die Unzufriedenheit der Masse, desto mehr erwartete sie vom Staate Besserung ihrer Lage, Heilung der sozialen Schäden. Die soziale Frage wurde zur Klassenfrage. Die unteren Stände nutzten ihre Macht im Staate zur Erpressung, zur Rechtsbeugung aus. Schon Perikles hatte notgedrungen dem Prinzip der Demokratie, das dem Bürger die Erfüllung seiner Pflichten durch Staatsunterstützung zu ermöglichen gebot, Rechnung tragen müssen; so gewöhnte sich der Bürger daran, den Staat als Krippe anzusehen, und seine Ansprüche wurden immer größer. Ein wenn auch verzerrtes Bild der sich daraus ergebenden Zustände, des Machtkitzels der Armen und der würdelosen Umschmeichlung der Masse durch die Reichen bietet die aristophanische Komödie. Dazu kam dann die zersetzende Kritik der sophistischen Aufklärung, die vor nichts Halt machte und den göttlichen Ursprung der Staatssatzung unter Berufung auf das Naturrecht leugnete. Vor der Vernunft gibt es auch keine Begründung der großen Unterschiede im Besitz; nur die gleichmäßige Verteilung des Eigentums unter alle entspricht der Gerechtigkeit und verbürgt das Glück des Staates. So entstanden überall in Griechenland revolutionäre Bewegungen, die das Land mit Bürgerkrieg erfüllten und den Klassenhaß zu furchtbaren Entladungen brachten.

In Sparta fand sich in Agis ein idealer Schwärmer, der in festem Glauben an die Güte der menschlichen Natur, an die Opferfreudigkeit der Jugend eine soziale Neuordnung versuchte, aber am Egoismus der Besitzenden scheiterte. Die Folge der fortwährenden Bürgerkriege war die Zerrüttung aller Verhältnisse, wirtschaftlicher Niedergang, völliger Bankerott der demokratischen Prinzipien.

Digitized by Google

Dagegen setzt nun eine Reaktion der philosophischen Theorie ein, die der schrankenlosen Selbstsucht Gemeingefühl, Menschenfreundlichkeit entgegenstellte. Ihr zufolge ist die Grundlage des Staates die Gerechtigkeit, ist seine Aufgabe die möglichst große Glückseligkeit aller Bürger. Das Kapitel über den Idealstaat Platons, der mit rücksichtsloser Konsequenz diese Gedanken zu verwirklichen sucht, gehört zu den Glanzstücken des Buches. Ausführlich werden auch der Gesetzesstaat Platons, der soziale Weltstaat Zenons und der utopische Staatsroman gewürdigt.

Das zweite, an Umfang weit zurückstehende Buch, auf das ich hier nur kurz hinweisen kann, zeichnet die Entwicklung der sozialen Zustände in Rom und schließt mit einer Betrachtung des Christentums, wobei Poehlmann die Hoffnung der Christen auf den Gottesstaat die größte Massenillusion der Weltgeschichte nennt. Man muß bedauernd feststellen, daß der Verfasser den zeitlosen Wahrheiten des Christentums kein religiöses Verständnis entgegenbringt.

Zum Schluß weise ich noch einmal auf die eingehende Kritik des Herausgebers hin, auf die hier einzugehen der Platz fehlt, und stimme seinem zusammenfassenden Urteil zu. Es ist nicht zu bestreiten, daß im Altertum sozialistische Theorien und Bewegungen als Reaktionserscheinungen gegen den Kapitalismus entstanden sind. Aber im Gegensatz zur Gegenwart waren Wirtschafts- und Arbeitsverfassung für den eigentlichen Sozialismus mit einem Vergesellschaftungsprogramm ungünstig, während andererseits die Polis für staatssozialistische Maßnahmen einen günstigen Boden bildete. Es bleibt Poehlmanns Verdienst, die Berührungspunkte der antiken und modernen sozialen Bewegung kräftig hervorgehoben und die antike Entwicklung unter einem ganz neuen Gesichtspunkt betrachtet zu haben.

Fritz Geyer.

Taeger, Fritz: Thukydides. 8°. 300 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1925. Mk. —.—.

Taeger, Fritz: Alkibiades. 8°. 177 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1925. Mk. 6.—.

Wohl mancher hat bei Deutschlands Daseinskampf im Weltkriege und bei der maßlosen Ausnutzung des Sieges durch seine Feinde an Athens Todesringen im Peloponnesischen Kriege gedacht, und da liegt es nahe, bei dem Meister der historischen Erkenntnis und des politischen Urteils, der den Peloponnesischen Krieg erlebt und dargestellt hat, auch für unser Volk und unsere Zeit Belehrung zu suchen. Das tut Taeger in beiden Büchern.

Im einen unternimmt er, aus einer Analyse des thukydideischen Geschichtswerkes, insbesondere der wichtigsten Reden, die zugrunde liegenden historisch-politischen Anschauungen klarzustellen. Er geht dabei von der meines Erachtens zutreffenden Ansicht aus, daß die eingelegten Reden, deren Form ja ein Werk des Historikers ist, die Gedanken wiedergeben, die die Sprecher hatten oder wenigstens nach

Digitized by Google

dem auf Tatsachen gegründeten Urteil des Thukydides haben mußten. Für diese Anschauung fällt stark der S. 174 ff. geführte Nachweis ins Gewicht, daß Gedanken perikleischer Reden dem Verfasser der pseudoxenophontischen Schrift vom Staate der Athener bekannt waren, mithin kein Eigentum des Thukydides sein können, sondern aus älterer politischer Diskussion stammen müssen. Taeger hält es daher für möglich, aus den thukydideischen Reden die Denkweise der kämpfenden Staaten, Parteien und Persönlichkeiten zu erkennen. Um diese Denkweise aus ihrem Werden zu verstehen, schiebt er als zweites Kapitel eine Übersicht über die politisch-geistigen Bewegungen seit der Entstehung der Polis ein; sie gliedert sich in die drei Abschnitte: die Zeit der Gebundenheit; der Kampf um autonomes Menschentum; die Auflösung.

Die Gegensätze des Denkens und Wollens, die sich aus dieser Entwicklung ergeben, weist Verfasser in den thukydideischen Reden als bestimmend für die Sprecher nach. Vornehmlich drei Fragen treten dabei in den Vordergrund: Adelsstaat oder Volksstaat; Überlieferungstreue oder Vernunfterkenntnis; Polis oder Machtstaat. Wie diese Gegensätze sich kreuzen, hat Verfasser leider nicht deutlich genug betont, wohl auch nicht scharf genug beobachtet. Er drückt sich gelegentlich so aus, als fielen sie für ihn grundsätzlich zusammen, als habe der Adel, der ein Übergewicht im Staate beanspruchte, zugleich an den überlieferten Begriffen von Glauben und Recht festgehalten, und sei für eine Beschränkung der Polis auf ihr angestammtes Gebiet, also gegen imperialistische Eroberungen gewesen. Daran ist richtig, daß der Volksstaat Athen im allgemeinen imperialistischer war als der Adelsstaat Sparta. Aber auch der athenische Adel lehnte den Imperialismus durchaus nicht ab. Auch Miltiades und Kimon wollten Athens Macht durch Eroberungen erweitern, freilich nicht, wie Themistokles und Perikles, die ja übrigens auch dem Adel entstammten, im Kampfe gegen Sparta, sondern nur auf Kosten von Persien, und da hielt Kimon an der Anschauung seines Vaters fest, daß man sich für den Krieg mit Persien den Rücken durch Freundschaft mit Sparta decken müsse. Zur Zeit von Marathon und Salamis war diese Anschauung zweifellos richtig, und auch später bedeutete sie keinen Verzicht auf Imperialismus, sondern nur eine Begrenzung des Imperialismus. Innerhalb des durch Kriege gewonnenen Machtbereiches kannten die einen wie die anderen nur Bundesgenossen und Untertanen; auf den Gedanken, einen Teil der Besiegten durch Verleihung des vollen oder eines minderen Bürgerrechtes fester anzugliedern (wie es die Römer von jeher getan haben), sind weder Aristokraten noch Demokraten gekommen. Ja dieser Gedanke lag vielleicht den Demokraten noch ferner als den Aristokraten; denn unter dem Einfluß der Demokraten hat das athenische Volk beschlossen, das Herkommen, nach dem nur bürgerliche Herkunft von beiden Seiten Anspruch auf das Bürgerrecht gab, wieder streng durchzuführen.

Die Kluft zwischen Bürgern und Fremden war eben ein Teil der geheiligten Ordnung, an der gerade die Masse starrköpfig festhielt.

Digitized by Google

Die Lehre, die Gesetze seien von den Schwachen erfunden, um die Starken von der ihnen nach Naturgesetz zustehenden Ausübung ihrer Überlegenheit zurückzuhalten, fand Anklang in den besitzenden Klassen, die die Mittel besaßen, sich die ionische Aufklärung durch bezahlte Lehrer anzueignen. Und die Besitzenden gehörten noch zum großen Teile dem Adel an.

So vor allem Alkibiades, der wie sein Oheim Perikles als Aristokrat an die Spitze des Volkes trat, dabei vielleicht innerlich dem Volksglauben nicht freier gegenüberstand als dieser, aber anders als Perikles den überlieferten Götterglauben in einer das Volksgefühl verletzenden Weise verhöhnte. Überhaupt verkennt Taeger den Abstand zwischen Perikles und Alkibiades, den er in seinem zweiten Buche geradezu verherrlicht. Alkibiades ist für ihn der Genius, der das Recht hat, sich über alle Schranken des Gesetzes und der Moral hinwegzusetzen; wer ihm entgegentritt, erscheint als bestimmt durch enge Vorurteile oder kleinlichen Eigennutz.

Ein solches Bild ist doch arg verzeichnet. Ein Wille zur Macht, der sich seiner klar bewußt ist und es verschmäht, sich auf rechtliche Ansprüche zu gründen oder hinter rechtlichen Konstruktionen zu verstecken, braucht durchaus nicht maßlos zu sein, wie umgekehrt gerade der Glaube an das unbedingte eigene Recht und das unbedingte Unrecht des anderen zur Maßlosigkeit verleitet. Verfasser selbst weist treffend darauf hin, wie Diodotos, der Schonung der Lesbier empfiehlt, nur das vernünftig erkannte Interesse der Athener geltend macht, während Kleon, der grausame Bestrafung fordert, sich auf Gerechtigkeit beruft. Der in den Massen verbreitete Glaube an unsere Schuld hinderte unsere Feinde, ihren Sieg mit der Mäßigung zu brauchen, die in ihrem eigenen Interesse gelegen hätte; dagegen wußte Bismarck 1866, daß Österreich ein ebenso gutes Recht zum Kriege gehabt hatte wie Preußen, und diese Erkenntnis befähigte ihn, den Besiegten so zu schonen, wie es für den Sieger irgend erträglich war.

Wie Bismarck dachte Perikles; aber Alkibiades? Durch Erwägungen der Gerechtigkeit oder Frömmigkeit wurde seine Vernunft freilich nicht beirrt, wohl aber durch zügellose Leidenschaft. Vergebens sucht Verfasser, die von Alkibiades vertretene Politik als durchweg vernünftig, die seiner Gegner als kurzsichtig hinzustellen. Vielleicht wäre es ja möglich gewesen, Sparta nach dem Nikiasfrieden niederzuwerfen, wenn man es so rücksichtslos bekämpft hätte, wie Alkibiades forderte; aber mindestens ebensoviel ließ sich für die entgegengesetzte Politik sagen, Spartas Verlegenheit zum Versuch einer Verständigung auf Kosten der Korinther, der Hauptfeinde von Athen, zu benutzen. Unbedingt verkehrt war nur das Schwanken zwischen beiden Möglichkeiten, und daran war Nikias nicht mehr schuld als Alkibiades, sondern allein die Volksmehrheit. Vollends abwegig ist es, wenn Verfasser auch die Gewalttat gegen das machtlose Melos und das Unternehmen gegen das ferne Syrakus bei gleichzeitiger Untätigkeit in Thrakien als Stücke einer durchdachten und aussichtsreichen Politik ansieht. Auch Perikles hatte ja ein Auge auf Sizilien geworfen; aber niemals hätte

Digitized by Google

er dort Athens Hauptmacht festgelegt, ehe ein so wichtiges Gebiet wie Thrakien zurückgewonnen und der Wiederausbruch des Krieges im Mutterlande ausgeschlossen war. Ob es auf Sizilien dann richtig war, zunächst, wie Alkibiades vorschlug, diplomatische Verhandlungen zu führen, statt, wie Lamachos riet, Syrakus sofort anzugreifen, ist wieder zweifelhaft; jedenfalls gewannen die Syrakusaner durch die von Alkibiades vorgeschlagenen Verhandlungen Zeit zu Rüstungen. Als Ratgeber gegen seine Vaterstadt und sodann als Führer der athenischen Flotte hat Alkibiades freilich glänzende Erfolge gehabt; aber die Bedeutung der für Athen erkämpften Siege überschätzt Verfasser, wenn er von einer Wiederherstellung des attischen Reiches spricht; nur darum konnte es sich noch handeln, Athen seine Unabhängigkeit und einen kümmerlichen Rest seiner einstigen Macht zu erhalten.

Es ist immer mißlich zu erörtern, was wohl geschehen wäre, wenn der und der in dem und dem Falle anders gehandelt hätte. Denn behaupten läßt sich darüber vieles, beweisen nichts. Wir sehen ja, in was für Irrungen man gerät, wenn man fragt, welche politische Linie die deutsche Regierung hätte einhalten müssen, um das Unheil des Krieges zu verhüten. So hat man vielleicht auch den Eindruck, die hier gegebene Auffassung der athenischen Politik schwebe ebenso in der Luft wie die von Taeger. Dabei darf man nur nicht übersehen, daß Taeger den berufensten Zeugen und Beurteiler gegen sich hat: Thukydides.

Verfasser scheint sich freilich dessen nicht bewußt zu sein, wie weit er sich in der Beurteilung der athenischen Politik von Thukydides entfernt. Thukydides glaubt, Perikles habe das politische Ziel des Krieges durch eine zu Lande streng defensive, nur zur See offensive Strategie erreichen wollen und können. Als solches Ziel konnte ihm (das hat Delbrück nachgewiesen) unmöglich die Niederwerfung der zu Lande unbesiegbaren Spartaner vorschweben, sondern höchstens, wie Nissen annimmt, die Verdrängung der Korinther aus der Vorherrschaft im westlichen Meere. Dies Ziel durch Verständigung mit Sparta zu erreichen, bot sich jedenfalls 425, vielleicht noch einmal 421 Gelegenheit. Daß diese Gelegenheit 425 nicht benutzt wurde, mißbilligt Thukydides, und merkwürdigerweise stimmt ihm Taeger darin zu. Trotzdem preist er Alkibiades, der statt begrenzten Gewinn mit besonnener Politik anzustreben, maßlosen Eroberungen in tollkühnen Unternehmungen nachjagte. Und dabei sagt doch Thukydides ausdrücklich, daß gerade der Zug nach Sizilien Athens Katastrophe vornehmlich herbeigeführt hat (II 65, 7. 11).

Nun hat ja die Forschung auch Thukydides gegenüber zweifellos das Recht, sein Urteil nachzuprüfen. Aber gerade Taeger bekennt sich zur strengsten Thukydides-Orthodoxie, die es als ausgemacht betrachtet, daß der Historiker sein Werk, wie wir es lesen, nach einem fertigen Plane niedergeschrieben hat; Widersprüche, Unklarheiten und Ungenauigkeiten als Folge nachträglicher Überarbeitung werden nicht in Betracht gezogen. Eine so strenge Bindung an den überlieferten

Digitized by Google

Text wäre doch, selbst abgesehen von den Anstößen, die Ullrich, Kirchhoff, Wilamowitz u. a. nachgewiesen haben, nur als Ergebnis, nicht als Voraussetzung der Einzelinterpretation zulässig. Denn nehmen wir selbst an, Thukydides hätte wirklich das uns vorliegende Werk von Anfang bis zu Ende erst nach Kriegsausgang niedergeschrieben, so hat er doch für diese künftige Arbeit während des ganzen Krieges Stoff gesammelt. Dabei erhielt er über dieselben Ereignisse von verschiedenen Seiten Nachrichten, die sich untereinander ergänzten, notwendig auch widersprachen. Konnte es ihm da gelingen, bei der Verarbeitung dieser Stoffmassen alle Unebenheiten zu beseitigen? Das ist nicht gerade unmöglich, aber von vorne herein weniger wahrscheinlich als das Gegenteil. Wer es behauptet, ist daher verpflichtet, zu beweisen, daß sich in den sämtlichen acht Büchern keine Stelle befindet, an der durch einen nachträglichen Zusatz eine Unklarheit oder Ungenauigkeit entstanden ist.

Ob wohl Taegers Urteil auf einer so umfassenden und eindringenden Einzelinterpretation beruht? Seine Wiedergabe der Reden spricht nicht dafür. Die allerdings zahlreichen und erheblichen Schwierigkeiten werden darin mehr umgangen als überwunden. Als Beispiel diene die bekannte Stelle aus der perikleischen Leichenrede II 37, 1 *μέτεστι δὲ κατὰ μὲν τοὺς νόμους πρὸς τὰ ἴδια διάφορα πᾶσι τὸ ἴσον, κατὰ δὲ τὴν ἀξίωσιν, ὡς ἕκαστος ἐν τῷ εὐδοκιμεῖ, οὐκ ἀπὸ μέρους τὸ πλεῖον ἐς τὰ κοινὰ ἢ ἀπ' ἀρετῆς προτιμᾶται.* Diese Worte übersetzt Taeger: Es besitzen aber nach den Gesetzen in den eigenen Streitigkeiten alle das gleiche Recht; nach seiner Würdigung aber genießt ein jeder, wie er sich auszeichnet irgendworin, nicht einem Teil nach mehr dem Gemeinwesen gegenüber als nach seiner Arete Vorzüge. Niemand, dem der griechische Wortlaut unbekannt wäre, könnte wohl aus dieser Übersetzung entnehmen, daß Thukydides gegenüberstellt 1. die Gleichheit vor dem Gesetz und die Verschiedenheit in der allgemeinen Wertschätzung, 2. die Gleichheit im Privatprozeß und die verschiedene Geltung im öffentlichen Leben, 3. den Vorzug nach Herkunft und den Vorzug nach Verdienst. Vielleicht ist es unmöglich, den verwickelten thukydideischen Gedanken durch eine wörtliche Übersetzung wiederzugeben; an anderen Stellen aber übersetzt Verfasser doch unbedenklich frei und scheut sich dabei nicht einmal, gelegentlich Feinheiten des Gedankens zu verwischen.

Sachlich unerheblich, aber doch störend sind Schreibungen wie Sikilien und Alkmaioniden. Die Insel wird griechisch mit ke, lateinisch mit ci geschrieben; und das attische Adelsgeschlecht hat vor dem o in e, kein ai. Aus diesem Geschlecht stammten Perikles und Alkibiades beide nur von mütterlicher Seite, so daß Verfasser sie ungenau als Alkmeoniden bezeichnet.

Friedrich Cauer.

Digitized by Google

Norden, Eduard: Die Geburt des Kindes. Geschichte einer religiösen Idee. (Studien der Bibliothek Warburg. III.) 8°. 172 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1924.

Daß sich die klassischen Philologen in den letzten Jahrzehnten immer eifriger mit den Problemen der Religionsgeschichte beschäftigen, muß als ein ganz besonders großer Gewinn für die Wissenschaft betrachtet werden. Eduard Norden, dem wir bereits für seine aufschlußreiche Schrift über den ἄγνωστος θεός zu wärmstem Danke verpflichtet sind, hat in dem vorliegenden Buche, das von einer staunenswerten Belesenheit, von gründlichster Gelehrsamkeit und scharfsinnigster Kombinationsgabe zeugt, die etwa um den Anfang der christlichen Aera herum in der Mittelmeerwelt verbreiteten Anschauungen von der Geburt eines göttlichen Kindes behandelt, das als Weltheiland dem friedelosen Dasein jener Zeit ein Ende machen und ein neues Weltalter heraufführen, ein Reich ewigen Friedens gründen sollte. Den Anlaß zu dieser Untersuchung hat dem Verfasser die berühmte vierte Ekloge des Vergil gegeben, die schon von dessen jüngeren Zeitgenossen wie eine inspirierte Prophetie angesehen und im christlichen Altertum und Mittelalter als eine Weissagung auf Christus und das von ihm gebrachte Himmelreich mit frommer Andacht verehrt wurde. Norden beweist, welch gründliche Kenntnis der Dichter von den Vorstellungen sich erworben hatte, die damals über das sehnlich erhoffte goldene Zeitalter in dem frommen Glauben der Völker lebendig waren. Man kann daraus schließen, daß in Vergil eine tiefere Religiosität lebte als in den übrigen Mitgliedern des Literatenkreises, dem er angehörte; sein Interesse würde sonst schwerlich ausgereicht haben, alle jene vielfach abstrusen Mythologumena zu durchforschen, die für den aufgeklärten Römer eben bestenfalls nur noch den Wert poetischer Symbole und sinnreicher Allegorien haben konnten: spielt doch in seiner Äneis sogar die Welt der römischen Götter nur mehr die Rolle einer geistig bedeutsamen allegorischen Maschinerie.

Das entscheidende Verdienst der Untersuchungen Nordens besteht darin, daß er gerade für die auffallendsten Züge des Vergilschen Gedichtes die Herkunft aus ägyptischen Traditionen zweifelsfrei nachweist und damit den Beweis verbindet, wie stark diese die Glaubensanschauungen des ganzen Hellenismus beeinflußt haben. Wir können hier natürlich auf das Einzelne nicht eingehen, empfehlen aber jedem, der für diese so überaus wichtigen und bis in unsere Zeit hinein lebendig gebliebenen Zusammenhänge sich interessiert, die vorsichtig Schritt für Schritt durchgeführte und mit Steinchen auf Steinchen zusammengefügte Darlegung Nordens aufmerksam zu studieren. Nur ein paar Bemerkungen seien uns gestattet. Die ägyptische Herkunft der Idee des göttlichen Kindes ist von Norden nachgewiesen; damit ist nicht gesagt, daß sie nicht etwa noch weiter rückwärts sich einmal wird verfolgen lassen. Vielleicht auch, daß der Anteil Babylons an dieser Idee sich größer herausstellen wird, als es jetzt scheint. Daß Norden den Ausgang von dem Jahresfeste des Aion nimmt, scheint uns nicht besonders glücklich, ein so interessantes Licht er auch auf

Digitized by Google

das Nebeneinander der beiden christlichen Feste Epiphanias und Weihnachten wirft; denn bei dem Geburtstage des Aion handelt es sich gerade nicht um das, was für die Geburt des Kindes die Hauptsache ist, den Beginn einer neuen Weltzeit. Daß in dem „englischen Gruße" des Lukasevangeliums sich auffallende Analogien zu ägyptischen Dogmen und zu Ausdrücken hellenistischer Mystik finden, hat Norden zweifelsfrei erwiesen. Davon aber wird der grundlegende und religionsgeschichtlich bisher nicht erklärte Unterschied zwischen der christlichen Vorstellung von der Jungfraugeburt und der heidnischen von der göttlichen Erzeugung des Weltkönigs nicht berührt: dort ist die Meinung verpönt, daß ein Mensch gleichsam als Substitut des Gottes bei der Erzeugung fungiert habe; hier ist gerade diese Meinung das Bezeichnende. —

Für die Geschichte der religiösen Idee hat Norden Grundlegendes geleistet; was aber den dichterischen Charakter der Vergilschen Ekloge betrifft, so scheint uns für deren Verständnis noch wenig getan zu sein. Die heilige Scheu, mit der die früheren Jahrhunderte sie betrachtet haben, pflanzt sich noch immer fort, und man nimmt sie, wie wir meinen, viel feierlicher, als sie genommen sein will. Sieht es doch selbst bei Norden noch so aus, als sei auch für ihn die Annahme, sie beziehe sich auf den zu erwartenden Sohn des designierten Konsuls Asinius Pollio, der Vergils hoher Gönner und Freund war, schon dadurch abgetan, daß dieser Sohn hernach ein ganz dürftiger Durchschnittsmensch geworden ist, — als müsse unbedingt Vergil in prophetischem Geiste geredet haben. Auch das andere Argument gegen jene Annahme, daß nämlich Vergils Gedicht den Pollio nirgends bestimmt als den Vater des göttlichen Kindes bezeichne, hat schlechterdings kein Gewicht; Vergil würde ja sonst völlig aus der Rolle gefallen sein: der irdische Vater ist doch eben nur der Substitut des himmlischen. Man betrachte doch einmal das merkwürdige Gedicht nach dem Zusammenhange, in dem es steht. Drei Idyllen von scherzhaftem und sentimentalem Gepräge hat Vergil geschrieben, die in durchsichtiger Einkleidung auf Menschen und Erlebnisse der römischen Gesellschaft hindeuten, echte Rokokopoesie. Nun beginnt er das vierte Gedicht mit den Worten: unser Gesang soll sich ein wenig höher erheben; wir wollen auch weiter Waldszenen besingen, aber solche, die eines Konsuls würdig sind. Das sieht doch nicht so aus, als sollte jetzt ein erhabenes Glaubensbekenntnis und eine eschatologische Weissagung folgen. Norden gibt selbst zu, daß tändelnde und idyllische Partien sich durch das Gedicht hindurchziehen; wie könnten diese sich mit einer heiligen Offenbarung zusammenreimen lassen? Und wenn Vergil nun die Laufbahn jenes göttlichen Kindes beschreibt, wie es zuerst von „guten Geistern im Gebüsch" genährt wird, dann, um sich seines Berufes würdig zu zeigen, als Nachfolger der Heroen und seines Vaters wieder eine Heroenzeit durchleben muß, in der sich die großen Heldentaten des Argonautenzuges und des Kampfes um Troja wiederholen werden, bis schließlich die goldene Zeit eines allgemeinen Ruhezustandes eintritt, soll der Dichter wirklich alle die Mythologumena,

Digitized by Google

auf denen er diese Beschreibung aufbaut, sich als persönliche Überzeugung angeeignet und ernsthaft den Gang der Dinge nach diesem Schema erwartet haben? War die literarische Bohême des Roms um das Jahr 40 v. Chr. so altgläubig und so naiv, oder ist nicht diese ganze, zweifellos auf gründlicher Belesenheit beruhende Komposition ebenso als schalkhafte und humorvolle Einkleidung zu verstehen wie die anderen Eklogen? Man stelle sich vor, daß gerade der Dichter der Äneis in jüngeren Jahren einmal in feierlichem Ernste die Zeit erhofft habe, wo kein Kiel mehr die Salzflut durchfurchen, kein Pflug den Acker aufreißen, kein Mensch mehr eine Anstrengung auf sich nehmen wird! Das alles erscheint uns ganz unmöglich, und wir können das reizende Dichtwerk nur auffassen als eine Huldigung, die Vergil an Pollio und dessen Gattin richtet, zu der Zeit, da diese ihrer Entbindung entgegensieht. Die Zeitberechnungen sprechen keineswegs gegen diese Annahme, und das Gedicht wird nur dann auch poetisch recht genießbar, wenn wir in ihm ein liebenswürdiges Spiel mit den überschwenglichen Hoffnungen sehen, mit denen die hochgestellte Mutter die Ankunft ihres Sprößlings erwartete. Zu diesem Zwecke greift Vergil das Höchste und Tiefste und häuft alle edeln Qualitäten auf den Ehrenscheitel des noch ungeborenen Kindes. Er hat damit der Nachwelt manches Rätsel aufgegeben und manchen hohen Glauben geweckt; auch darin zeigt sich die Kraft des Genies, das unbewußt mehr schafft, als es klar weiß. Aber seinem dichterischen Geschmack und seiner geläuterten Einsicht hieße es unrecht tun, wollte man sein Gedicht nicht als das sich gefallen lassen, als was es sich gibt, ein Idyll voll heiterer Schelmerei. Georg Lasson.

Eisler, Robert: Orphisch-dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike. (Vorträge der Bibliothek Warburg 1922—1923, II. Teil). 8°. XX, 424 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1925. Mk. 25.—.

Das vorliegende Buch ist aus einem Vortrag entstanden, den der Verfasser in der Bibliothek Warburg gehalten hat. Es behandelt die Wirkung der Orphik auf das frühe Christentum, aber nicht wie bisher den Einfluß der schriftlichen Zeugnisse (bei Reitzenstein, Norden u. a.) auf die ältesten christlichen Urkunden, sondern die Bedeutung von über hundert bildlichen Darstellungen für die ältesten christlichen Glaubens- und Sittenlehren. Das Vorkommen der Orpheusdarstellungen im altchristlichen Bilderkreis, das Otto Gruppe (Roschers M. L. III 1, 1205, 30 ff.) 1900 noch als „ein kaum lösbares Rätsel" bezeichnen mußte, wird unter Heranziehung eines Orpheusbildes in den jüdischen Grabgemälden der Vigna Rondanini dadurch erklärt, daß Orpheus, der Begründer der heidnischen Mysterienkulte, bereits in jüdisch-alexandrinischen Kreisen als Schüler des Moses angesehen wurde, indem Orpheus' Schüler oder Sohn Musaios als Moses gedeutet wurde. Durch Mose wurde Orpheus zum Monotheismus bekehrt und der Schutzpatron der von Jesus (Mt. 23, 15) getadelten, pharisäischen

Digitized by Google

Mission unter den Heiden. Das Orpheus-Davidbild in der alexandrinischen Bibelillustration (Tafel I, Abb. 5) stellt den Leier spielenden König David nach Ezechiel 34, 17 als messianischen Völkerhirten der Endzeit dar, der gleich Orpheus durch die Musik die wilden Tiere zähmt, so daß nach Jesaia 11, 1f. der Wolf neben dem Lamm, der Parder neben dem Böcklein, der Löwe neben dem Rind lagert und ein jugendlicher Hirt (David) die Herde hütet. Die gleichen Gedanken kehren um 40 v. Chr. in Vergils 4. Ekloge wieder (Ed. Norden, Die Geburt des Kindes. Leipzig, 1924) und sind in einem römischen Mosaik des 3. Jahrh. n. Chr., das 1888 in Karthago gefunden worden ist, dargestellt (Abb. 17). Die gezähmten „Wildtiere" werden dann von den Apokalyptikern auf die bekehrten Völker gedeutet und nach babylonischem (oder sumerischem) Vorgang bereits durch Daniel 8, 20 mit den Bildern des himmlischen Tierkreises in Verbindung gebracht, so daß die himmlische Bilderschrift, die göttliche Offenbarung der Weltgeschichte, in den Deutungen der Apokalyptiker „enthüllt" wird. Wie geläufig die Deutung der „Tiere des Waldes" auf die Heidenvölker der alten Kirche gewesen sein muß, zeigt z. B. Cassiodor (Migne P. L. II, 351), wenn er zu Ps. 50 (49), 2 vermerkt: „‚ferae silvarum' gentes significant, quae in saeculi istius nemoribus superstitione ferocissima versabantur, ‚jumenta in montibus' sunt simplices in ecclesia catholica constituti". „Die Auffassung der Menschen als einer den Göttern eigenen Herde gehört zu den grundlegenden Dogmen der orphischen Geheimbünde."

Aus diesen wenigen Proben wird ersichtlich, wie wertvolle Aufschlüsse Vortrag und Buch über die Entstehung christlicher Vorstellungen gebracht haben. Sie sind zugleich in ihren scharfsinnigen und vorsichtigen Auseinandersetzungen ein klassisches Vorbild für religions-, sprach- und kulturgeschichtliche Forschungen und belehren den neuesten Kritiker der preußischen Lehrpläne und Richtlinien, Martin Havenstein (Deutsches Philologenblatt Nr. 6/7), der die Forderung geschichtlicher Begründung bei den einzelnen Unterrichtsfächern als „Historismus", als historische Krankheit, verurteilt, über die Notwendigkeit auch religionsgeschichtlicher Forschungen zur Erkenntnis der heutigen Kultur und über das Wesen „geschichtlicher Bildung". Dionysos, der thrakische „Zeussproß", der „Einsame" (Orpheus = orbus), ist seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. der gute Hirt, mit dem durch Ekstase eine unio mystica erreicht werden kann. Philipp Bersu.

Vogt, Joseph: Die alexandrinischen Münzen. Grundlegung einer alexandrinischen Kaisergeschichte. Gr. 8°. 2 Bde. I: Text. X, 233 S., 5 Münztafeln. II: Münzverzeichnis. IV, 185 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1924. Mk. 32.—; geb. Mk. 36.—.

Es handelt sich nicht um ein streng numismatisches Werk, wie der Titel vermuten lassen könnte, sondern um die Verwertung numismatischen Materials für die geschichtliche Erkenntnis der römischen Kaiserzeit. Dies sei hervorgehoben, damit der Historiker, dem das

Digitized by Google

Altertum nicht Spezialgebiet ist, nicht an dem Werk vorbeigehe, wenn er sich näher mit dieser Epoche beschäftigen will.

Was wir dem Verfasser vor allen Dingen verdanken, ist die eigentümliche Beleuchtung, in die die Politik der römischen Kaiser gerückt wird. Wir erfahren, wie sie ihre Politik in Krieg und Frieden von der Bevölkerung einer bestimmten Provinz aufgefaßt sehen wollen, mit welchen Vorsätzen sie ihre Regierung antreten und welche Bedeutung sie den tatsächlichen oder angeblichen Erfolgen ihrer kriegerischen Tätigkeit beilegen. Auch das Verhältnis, in dem die verschiedenen Herrscher zu den Angehörigen ihrer Familie stehen, kommt in der Verleihung des Ehrenmünzrechts zum Ausdruck.

Von besonderem Wert aber ist die Tatsache, daß es sich hier um eine der wichtigsten Provinzen des Reiches handelt, die als Kornkammer Roms die Aufmerksamkeit und Fürsorge der Kaiser wie kaum eine zweite für sich beanspruchen mußte. Wir erhalten den urkundlichen Beweis, daß die römischen Cäsaren sich dieser Bedeutung Ägyptens voll bewußt waren und sich nicht scheuten, durch die äußerlich unscheinbaren, meist aus minderwertigem Silber und Bronze bestehenden Münzen die Stimmung der ägyptischen Bevölkerung in ihrem Sinne zu beeinflussen. Zugleich wächst unsere Achtung vor der politischen Begabung dieser antiken Herrscher, die auch die Scheidemünzen des täglichen Verkehrs in den Dienst ihrer Politik stellten. Wie kalt und gleichgültig erscheinen uns unsere korrekten, sich immer gleichbleibenden Münzen diesen Metallscheiben gegenüber, die fast in jedem Jahre den Besitzern etwas Neues zu sagen hatten.

Damit ist aber die Bedeutung der alexandrinischen Münzen für die Erkenntnis der treibenden Kräfte in der Kaiserzeit noch nicht erschöpft. Ägypten ist die Heimat des Sarapis und der Isis, die damals ihren Siegeszug durch die ganze Mittelmeerwelt machten. Die Reverse der Münzen lassen uns nun hineinsehen in die Religionspolitik der Herrscher, die bald bewußt die griechisch-römischen Götter in den Vordergrund stellen, bald stärker den ägyptischen Gottheiten huldigen. Einem so religiösen Volke wie dem ägyptischen gegenüber, das an der Verehrung seiner Götter zäh festhielt, mußte es ja das Bestreben der römischen Regierung sein, sich durch betonte Frömmigkeit zu empfehlen. Wenn dann von der Regierung des Antoninus Pius an die Typen der ägyptischen Götter fast ganz verschwinden und der Sonnenkult stärker hervortritt, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß die alte Religion abstirbt, der Glaube an die orientalischen Sonnengötter zunimmt. Im Zusammenhang damit lassen die Münzen dieses Kaisers auch zum ersten Male astrologische Spekulationen erkennen: der Sieg der Astrologie bereitet sich vor. Weiter beweist die Tatsache, daß seit Marc Aurel der provinzialen Kultur weniger Beachtung geschenkt wird, die zunehmende Uniformierung des nationalen, geistigen und wirtschaftlichen Lebens im römischen Reich, das Ausklingen selbständigen Lebens in den Provinzen.

Nur einiges konnte hier angedeutet werden, um den Reichtum an Belehrung ahnen zu lassen, den das Werk bietet. Mag der Verfasser

Digitized by Google

auch manchmal zu viel aus den Münzbildern herauslesen, sein Verdienst bleibt es, diesen oft noch gering geachteten Urkunden wertvolle Erkenntnisse über die äußere und innere Politik der römischen Kaiser und das kulturelle Leben in der ausgehenden Antike abgerungen zu haben. Das Münzverzeichnis legt Zeugnis ab von dem Fleiß, mit dem er die wichtigsten Münzsammlungen durchforscht hat.

Daß dem Verfasser trotz mancher Ausstellung auch der Numismatiker Anerkennung und Dank zollt, beweisen die Anzeigen K. Reglings, des wohl besten Kenners antiken Münzwesens (Zeitschrift für Numismatik 35, S. 118 ff., und Literarische Wochenschrift 1926, Heft 18, S. 622 f.). Fritz Geyer.

Wopfner, Hermann: Urkunden zur deutschen Agrargeschichte. Heft 1: Die ältere deutsche Agrargeschichte bis zum Ausgang der fränkischen Zeit. — Ausgewählte Urkunden zur Deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte von G. v. Below, F. Keutgen, P. Sander, H. Spangenberg und H. Wopfner. III, 1. — Stuttgart 1925, W. Kohlhammer. Gr.-8°. VIII und 98 S.

Der durch seine Bücher über „Die freie bäuerliche Erbleihe (1903)" und „Das Almendregal (1906)", sowie die in den Mitt. f. österr. Geschichtsforsch. 1912 und 1913 veröffentlichten „Beiträge zur Geschichte der älteren Markgenossenschaft" bekannte Innsbrucker Wirtschaftshistoriker Hermann Wopfner gibt in der vorliegenden Schrift eine Sammlung der für die Agrargeschichte bis zum Ende der Karolinger wichtigsten Quellenstellen. Diese Publikation wird später als das erste Heft eines größeren Buches zu betrachten sein, indem „zwei oder drei weitere Hefte in einem Gesamtumfang von 16 Bogen eine Fortsetzung bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts" bringen sollen. Jenes Buch wird aber selbst den dritten Teil eines umfassenden Sammelwerkes bilden, an dem neben Wopfner auch v. Below, Keutgen und Spangenberg sich beteiligen, einen Teil der „Ausgewählten Urkunden zur Deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte".

Nach dem Vorwort soll die Sammlung vornehmlich „bei den Übungen in den Seminaren Verwendung finden"; zugleich erleichtert sie aber auch die Tätigkeit des Forschers und des Geschichtslehrers, da sie beide der Mühe überhebt, zur Benutzung einzelner Quellenstellen eine große Menge zum Teil recht schwer beschaffbarer Bücher einzusehen. Endlich muß sie auch deshalb als verdienstlich betrachtet werden, weil Wopfner die Texte der meisten hier veröffentlichten Urkunden teils selbst mit der handschriftlichen Vorlage verglichen hat, teils durch die betreffende Archiv- oder Bibliotheksverwaltung vergleichen ließ. Bei den einzelnen Stücken ist stets die neueste Ausgabe, sowie, wenn es sich um Urkunden handelt, die schon in eine verbreitete Sammlung aufgenommen sind, auch diese angegeben. Ferner wird auch auf Abweichungen in verschiedenartig überlieferten Texten

Digitized by Google

hingewiesen. Dagegen hat Wopfner leider von der Anführung erläuternder Literatur zu dem von ihm gebrachten Quellenmaterial, wie wir sie z. B. in Waitz' Urkunden zur Deutschen Verfassungsgeschichte 1871 und in Loersch' und Schröders Urkunden zur Geschichte des Deutschen Privatrechts (2) 1881 finden, grundsätzlich abgesehen.

Nach der Vorrede gibt das Werk zunächst die bekannten Stellen von Cäsar und Tacitus über die germanische Landwirtschaft; es folgen die einschlägigen Vorschriften der Volksrechte und Kapitularien, eine große Anzahl von Urkunden und Auszüge aus Formelbüchern und Urbaren, sowie aus der Ordensregel St. Benedicts. Die einzelnen Stücke sind nach Landschaften geordnet, die derselben Quelle angehörenden Stellen in ihrem Zusammenhang gelassen; die Benutzung von Stücken, die derselben Quelle angehören, ist aber durch eine recht gute und ausführliche, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete „Inhaltsübersicht" erleichtert.

Sicher wird die baldige Fertigstellung der Sammlung im wissenschaftlichen Interesse erwünscht sein. Inzwischen kann aber auch die Benutzung des vorliegenden Heftes vielen Forschern Nutzen bringen. Indessen kann ich nicht umhin, meinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß die Edition Wopfners nur Quellen bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts bringen wird. Wohl ist dem Innsbrucker Historiker zuzugeben, daß „die Wende" jenes und des ihm vorhergehenden Jahrhunderts „einen fühlbaren Abschnitt in der Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im (sic!) offenen Lande" bringt (S. V). Zu jener Zeit beginnt ja die dauernde Verschlechterung der Lage des Bauernstandes und die eigene Bodenbewirtschaftung der ostelbischen Grundbesitzer. Aber auch für die Agrarverhältnisse gilt das Wort Sohms, daß das Mittelalter rechtshistorisch in vielen Beziehungen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts dauert. Erst in diesem erfolgt, von einzelnen Vorläufern abgesehen, die Aufhebung des Flurzwanges und der Hörigkeit der Bauern, sowie die Entstehung des ländlichen Proletariats, der „Leutenot" und der Beschäftigung ausländischer Wanderarbeiter.

Es wäre sehr nützlich, wenn Wopfner oder ein anderer Sachverständiger auch die wichtigsten Quellenstellen aus den vier Jahrhunderten sammeln würde, die zwar im allgemeinen der Neuzeit angehören, in bezug auf Recht und Wirtschaft des Ackerbaues aber noch sehr viel von den mittelalterlichen Zuständen bewahrten. Bilden sie doch den Übergang von der in der Karolingerzeit entstandenen Ordnung des Agrarwesens zu seiner neuesten Gestaltung, in der sich nach dem Urteil eines Kenners wie Aereboe eine völlig neue Entwicklung anbahnt, da sich die Herkunft eines Teiles der Landarbeiter und namentlich die wirtschaftliche, soziale und rechtliche Lage des gesamten Landarbeiterstandes völlig verändert. Vgl. Hndwrtrbch. d. Staatsw. VI (4) 1925, S. 177. Carl Koehne.

Digitized by Google

Regesta pontificum Romanorum iubente societate Gottingensi congessit Paulus Fridolinus Kehr. Italia pontificia cong. P. F. Kehr. vol. VII. Venetiae et Histria. p. II: Res publica Venetiarum, provincia Gradensis, Histria. (XXVII u. 263 S.) Berolini, apud Weidmannos, 1925.

Rasch ist der 2. Teil des 7. Bandes der Italia pontificia dem ersten (vgl. darüber diese Zeitschrift 52, 69 ff.) gefolgt, und damit ist ein gewisser Abschnitt in dem monumentalen Werke Kehrs erreicht: liegen doch jetzt in den 9 stattlichen Bänden — 6 und 7 sind Doppelbände — der Italia pontificia die Papstregesten für Italien von den Alpen bis zur römischen Campagna vollständig gesammelt und kritisch gesichtet dem Benutzer vor, eine unerschöpfliche Fundgrube für die weitere, die archivalischen Schätze Italiens erschließende und auswertende Forschung. Der Abschluß ist auch schon äußerlich bezeichnet dadurch, daß diesem Bande der Index der Orts- und Kirchennamen für die Bände 5—7 beigegeben ist, den H. Meinert bearbeitet hat. Der Band enthält im wesentlichen die — an Zahl gegen Jaffé-Löwenfeld wieder um mehr als das Doppelte vermehrten — Regesten der Urkunden für die Republik Venedig und ihre Bistümer, Kirchen und Klöster; Istrien, das kirchlich zu Aquileia und politisch zum Imperium gehörte, spielt daneben mit seiner teils trümmerhaften, teils zu jungen Überlieferung nur eine untergeordnete Rolle, rundet aber das Bild ab, das Reichsitalien in der behandelten Zeit bietet.

Auf inhaltliche Andeutungen darf ich dieses Mal verzichten, zumal die wichtigeren Ergebnisse von Kehr selbst in einigen Aufsätzen herausgearbeitet worden sind (Kaiser Friedrich I. und Venedig während des Schismas in den Quellen und Forschungen XVII 230—49 und in einem Aufsatz über die venezianische Kirchenpolitik, der ebenda im XIX. Band erscheinen soll). Dafür sei mit einigen Worten auf die Aufgaben der venezianischen Geschichte hingewiesen, für die dieser Band der künftigen Forschung den Schlüssel in die Hand gibt. Venedig war die erste Stadt Italiens, in die Kehr vor nunmehr 30 Jahren bei Beginn seiner Arbeiten für die Papsturkunden seine Schritte lenkte (vgl. seinen Reisebericht in den Göttinger Nachrichten 1896). Hier hat er, der mit dem Handwerkszeug und den Absichten der Diplomatik Sickelscher Schule an die Papsturkunden herantrat, zuerst den Eindruck gewonnen, daß die lückenlose Zusammentragung des Materials die dringendere und größeren Erfolg versprechende Arbeit war, die vor der diplomatisch kunstgerechten Bearbeitung der Texte erledigt werden mußte, eine Erkenntnis, die zu der Bearbeitung der regional geordneten Regesten führte. Hier hat er ganze alte Archive wie das der mensa patriarcale von Grado mit den reichen Beständen von S. Cipriano di Murano wiederentdeckt und als erster seit dem alten Flaminio Corner im 18. Jahrhundert wieder ausgebeutet, um nur das wichtigste zu nennen. Immer wieder hat er und seine Mitarbeiter, zuletzt ich selbst vor zwei Jahren, die Lagunenstadt besucht und Nachlesen gehalten, so daß wir hoffen dürfen, das ganze Material an vorhandenen und nur erwähnten Papsturkunden

Digitized by Google

erfaßt zu haben. Aber unsere Bemühungen sind doch nur einer besonderen Urkundengattung zugute gekommen, die zudem nicht einmal den wesentlichsten Bestandteil der venezianischen Archivalien ausmacht. Dies sind unzweifelhaft die alten Urkunden der Republik selbst und da muß festgestellt werden, daß im Verhältnis zu der Wichtigkeit dieses Quellenmaterials noch immer herzlich wenig, ja fast nichts zu ihrer Bekanntmachung geschehen ist. Allein von den Staatsverträgen der Republik mit den Kaisern liegen in den Monumenta Germaniae (Capitularia II und Constitutiones I und II sowie in den Diplomatabänden) moderne kritische Ausgaben (von Kehr besorgt) vor; aber auch sie sind nicht mehr ausreichend, seitdem in einem hsl. Werk des Tommaso Diplovataccio neue selbständige Überlieferungsformen festgestellt sind (vgl. It. pont. VII, 2, S. 11). Von den offiziellen Urkundenbüchern des 19. Jahrhunderts, dem Liber albus, blancus, den libri pactorum sowie von dem Codex Trevisaneus besitzen wir nicht einmal ausreichende Inhaltsangaben, geschweige denn kritische Texte. Auch das leider ins Stocken geratene Unternehmen der Regesta chartarum Italiae hat sich nicht den reichen und alten Urkundenfonds des Staatsarchivs in Venedig, der mensa patriarcale, den Klosterarchiven von S. Zaccaria, S. Salvatore, S. Giorgio maggiore usw. zugewandt; unsere Kenntnis von den Urkunden der Dogen steckt ganz in den Anfängen. Dieses reiche und schöne Material verdiente eine monumentale Ausgabe, erst dann kann die Geschichte des 11. und 12. Jahrhunderts, das Zeitalter des Aufstiegs Venedigs zur Großmacht geschildert werden, eines der interessantesten Kapitel der mittelalterlichen Geschichte überhaupt. Hoffen wir, daß die venezianische historische Kommission, der die Pflege der heimischen Geschichte obliegt, sich dieser dringendsten Aufgabe nicht länger entzieht; der Ertrag für die allgemeine und die Wirtschafts- und Handelsgeschichte, das glaube ich sagen zu können, wird groß und vielseitig sein.

Walther Holtzmann.

Waas, Adolf: Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. 2. Teil („Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte". Herausgegeben von J. Haller, Ph. Heck und A. B. Schmidt, 5. Heft). 8°. IV und 151 S. Berlin, Weidmann, 1923.

Der erste Teil dieser anregend geschriebenen, gründlichen Untersuchung, über den ich in diesen Blättern (XLIX. 120) kurz berichtete, sah in der mittelalterlichen Vogtei im Gegensatze zur älteren Beamtenvogtei eine Äußerung des Muntbegriffs, ohne freilich dabei, was auch die Kritik betonte, den Unterschied zwischen Vogtei und Eigenkirchenrecht genügend zu beachten. In Fortführung dieser Lehrmeinung — die Arbeit war vor Veröffentlichung der ausführlichen Rezensionen schon abgeschlossen — zeigt das 1. Kapitel des 2. Teiles das Ringen um die Klostervogtei und deren Wandlung zu einer neuen Beamtenvogtei. Ausgehend von der Hirsauer Reform würdigt es die in diesem dem Investiturstreit ebenbürtigen Kampf verwendeten

Digitized by Google

Mittel (Theorie, Gesetze, Urkundenfälschungen großen Stils, Aufgabe von Vogteien) und wendet sich namentlich auch der Gestaltung des Problems für den Zisterzienserorden zu. Das 2. Kapitel gilt den weltlichen Vogteien, die Waas unter Bedachtnahme auf die aus ihnen gewordenen, eine Sonderstellung genießenden Freigrafschaften (Schweiz, Wetterau, Westfalen) als königliche Muntherrschaften erklärt (vgl. seinen Aufsatz in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte, germanistische Abteilung, XXXVIII. S. 158 ff.), ein 3. sucht den Ursprung der Bede, unter Ablehnung der Ableitung aus einer Heersteuer oder Gerichtsabgabe, in den aus der Munt hervorgegangenen Vogteisteuern. Nach Waas würden daher wesentliche Elemente des mittelalterlichen Staatsbegriffs, den er auf herrschaftlichen Gedanken aufbaut, nicht öffentlichrechtlichen Titeln, sondern privater Herrengewalt des Königs entstammen.

Es war zu erwarten, daß angesehene Forscher gegen diese Überschätzung der Munt als Quelle staatlicher Einrichtungen berechtigten Widerspruch erheben werden, wie auch einzelne andere Bemerkungen des Verfassers abzulehnen sind. Doch erkannten sie den hohen Wert der gewissenhaften Methode und so mancher neuer Forschungsergebnisse an. Auch gebührt Waas das Verdienst, zu einer Überprüfung wichtiger Lehrmeinungen angeregt und selbst beigetragen zu haben. (H. Fehr, Deutsche Rechtsgeschichte, 2. Auflage (1925), S. 364 und historische Zeitschrift 124. Band, 107 ff., Planitz in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte, XLI. S. 421 ff. und XLIV. S. 462 ff., Aubin in der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte XVI. S. 409 ff., Below ebd. XVIII. S. 239 ff., Schmeidler in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XLII. S. 114 und XLIII. S. 274 ff.)

A. Wretschko.

Köchling, Ludwig: Untersuchungen über die Anfänge des öffentlichen Notariats in Deutschland. (= Marburger Studien zur älteren deutschen Geschichte. Herausgegeben von Edmund E. Stengel, II, 1.) 8°. XL und 75 S. Marburg, Elwert, 1925.

Die vorliegende sorgfältige und tüchtige Monographie füllt insofern eine Lücke aus, als es sowohl an „Untersuchungen über die Anfänge des Notariats in Deutschland", wie an einer den Forderungen der modernen Wissenschaft entsprechenden Gesamtdarstellung der Geschichte jenes wichtigen Rechtsinstituts fehlt. In beiden Beziehungen ist man noch im allgemeinen auf ein 1842 erschienenes Buch Österleys angewiesen. In neuerer Zeit wurden nur die mit der Diplomatik zusammenhängenden Fragen der Entwicklung des Notariats von Breßlau und Redlich in ihren Handbüchern über jene Wissenschaft behandelt, und einige auch für Deutschland wichtige Mitteilungen 1908 von Paul Maria Baumgarten in seiner Schrift über die päpstliche Kanzlei gegeben; außerdem verdanken wir auch manche Nachrichten einer sich speziell auf Frankfurt

Digitized by Google

am Main beschränkenden, 1916 erschienenen Marburger Dissertation von L. Gerber.

Aus dem Inhalt der Schrift Köchlings, zu welcher der Marburger Professor Stengel die Anregung gegeben hat, sei hier angeführt, daß das Aufkommen des Notariats in Deutschland, oder wie man wohl richtiger sagen wird, die Übernahme jener italienischen Einrichtung aufs engste „mit der Konzentration der Kirchenverwaltung in den Händen des Papstes" in der zweiten Hälfte des Mittelalters zusammenhängt, wenn auch „von einer bewußten Förderung des italienischen Beurkundungsverfahrens durch die Kurie nicht die Rede sein" kann (S. 13, vgl. S. 37). In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts haben ausländische Notare, besonders solche, die im Gefolge päpstlicher Legaten und Kollektoren nach Deutschland kamen, hier Urkunden ausgestellt (S. 12). Im 14. Jahrhundert verliehen die Päpste auch mehreren Deutschen die Würde eines Notars und gaben deutschen Kirchenfürsten das Recht, solche Beurkundungsbeamten zu ernennen. Daneben begegnen aber auch schon zur Zeit Rudolfs von Habsburg von diesem ernannte Notare. Außer durch den König konnten auch durch Fürsten, die von ihm das Recht der Verleihung des Notariats erhielten, Personen, die lediglich in der Praxis die erforderlichen Kenntnisse erworben hatten, auf deutschem Boden das Notariat erlangen. Anderen Deutschen wurde es in Italien oder in Avignon zuteil, wo die Pfalzgrafen von Alliate kraft einer ihrer Familie von Otto IV. verliehenen Befugnis, Notare zu ernennen, dies Recht ausübten. Nach einem Exkurse, der die wechselseitigen Einwirkungen der aus Italien übernommenen Notariats- und der in Deutschland überlieferten Siegelurkunde behandelt, bespricht Köchling die Tätigkeit, Vorbildung und soziale Stellung der Notare sowie das Verhältnis des Notariats zu anderen Beurkundungsstellen. Die eigentliche Arbeit schließt dann mit einem „Ausblicke auf die weitere Entwicklung bis zur Reichsnotariatsordnung von 1512". Der Schrift sind aber noch eine Urkunde aus dem Kölner Stadtarchiv, von der dessen Direktor unserem Autor eine Abschrift und eine photographische Abbildung zur Verfügung gestellt hat, sowie zwei Anhänge beigegeben, welche die Regesten der erwähnten Notariatsurkunden und ein Verzeichnis der erwähnten Notare enthalten.

Diese Listen, in denen allerdings nur „bis 1300 vollständige Verwertung des bisher gedruckten Materials angestrebt" ist, lassen sich übrigens leicht vervollständigen. So ist ein Notar „Hans Hornberg, clericus de Laudemburg" 1424 (Monum. Wormat. III 1893, p. 294) und Johannes, Sohn Jacobs von Schaffhausen, wohnhaft zu Mainz, „publicus schriber von dez keiserstumes gewalt" 1323 bezeugt. Die von ihm ausgestellte Urkunde (Bodmann, Rheingauische Altertümer II, Mainz 1819, S. 656 ff.) ist auch deshalb wichtig, weil sie zeigt, daß nicht, wie Köchling S. 26 sagt, „uns nur ein einziges Notariatsinstrument begegnet, das im Auftrage eines Dorfgerichts ausgefertigt wurde". Carl Koehne.

Digitized by Google

Festschrift zu Ehren Emil von Ottenthals. (Schlernschriften. 9. Heft.) Gr. 8°. XVI und 496 S. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1925. Mk. 30.

Das Buch ist ein Festgruß zum 70. Geburtstag (15. Juni 1925), den „Deutsche südlich des Brenners und ihre Freunde" dem hochangesehenen Geschichtsforscher und Direktor des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung an der Universität Wien darbrachten. R. v. Klebelsberg (Innsbruck) leitete das Unternehmen und die Herausgabe des von dem heimischen Verlag schön ausgestatteten, mit dem Bilde des Gefeierten gezierten Bandes, für den Schüler, Freunde und Verehrer des Jubilars wissenschaftliche Beiträge widmeten. An Probleme der engeren Heimat und des Landes Tirol im ganzen reihen sich Fragen aus anderen Wissensgebieten, rein geschichtliche Arbeiten wechseln mit solchen verwandter Fächer, längere abschließende Untersuchungen mit kurzen Skizzen und Quellenveröffentlichungen. Der Band enthält viel Wertvolles. Leider kann hier auf den Inhalt der einzelnen Beiträge nicht näher eingegangen werden. Der enge Raum gestattet nur eine kurze Übersicht.

Neue Einblicke in die frühmittelalterliche Siedelungs- und Verkehrsgeschichte, aber auch die politischen Verhältnisse unserer Alpenländer, namentlich Tirols, bringt die Arbeit von H. Wopfner „Die Reise des Venantius Fortunatus durch die Ostalpen", eine kritische Würdigung der Schilderung, welche der gelehrte Venetianer von seiner um 565 unternommenen Pilgerreise zum Grabe des heiligen Martin in Tours entrollte. E. Klebels Aufsatz „Das Hohenstaufenerbe im Oberinntal und am Lech" beleuchtet durch neue Gesichtspunkte die Frage nach der Oberinntaler Grafschaft und deren Zusammenhang mit welfischen und staufischen Gebietsrechten. Skizzen zur italienischen Politik der tirolischen Landesherren bringen die Aufsätze von R. Heuberger „Anweisungen für Gesandte der Söhne Meinhards II. von Tirol" und von F. Reinöhl „Ein tirolisch-venetianischer Auslieferungsvertrag aus dem Jahre 1465". Neue gedankenreiche Wege erschließt dem Problem der Territorialbildung und Entwicklung einer einheitlichen Landesherrschaft Tirol die verfassungsgeschichtliche Studie von O. Stolz „Begriff, Titel und Name des tirolischen Landesfürstentums in ihrer geschichtlichen Entstehung". Zu Fragen der ständischen Verfassung des Landes und der Entstehung einer Landhandfeste nimmt mein Beitrag „Zur Geschichte der Tiroler Landesfreiheiten" Stellung.

Aus einem dereinst in Brixen befindlichen Kodex, einer vita Gregorii Magni, der nach mannigfachen Schicksalen heute in einem bayrischen Adelsarchiv liegt, veröffentlicht O. Redlich unter Anschluß wichtiger diplomatischer und historischer Bemerkungen als Nachtrag seiner Ausgabe der hochstiftlichen Traditionen „eine unbekannte Brixner Tradition aus dem Jahre 1067". Über „Neustifter Geschichtsquellen" berichtet A. Sparber. In den Kreis der Adelsgeschichte des Landes führen die Beiträge von K. Außerer „Die Halbsleben

Digitized by Google

(Mediavita) von Brixen und ihr Urbar", von L. Santifaller „Ein Zinsverzeichnis der Herren von Wanga in Bozen aus der Zeit um 1300", von O. Brunner „Zur älteren Geschichte der Khuen von Belasi" und von F. Huter „Die Herren von Schnals" (ein Zweig der mächtigen, im Vintschgau einst reichbegüterten Ministerialenfamilie der Montalbaner, vgl. auch das Eigenleuteverzeichnis von etwa 1250, ebd. S. 262 ff.). Als Burgenforscher bespricht namentlich auch vom baugeschichtlichen Standpunkte J. Weingartner in seiner Studie „Tiroler Edelsitze" diese Wohnstätten des Adels in ihrer Mittelstellung zwischen Burg und Wohnhaus.

Verschiedene Beiträge gelten Einzelfragen der Städtegeschichte des Landes. K. v. Ettmayer „Der Ortsname Bozen" ermittelt im Gegensatze zur herrschenden Lehre, die Bozen von einem römischen Gentilnamen Baudius ableitet, altligurischen Ursprung dieses Wortes, das noch in zahlreichen Ortsnamen am Südfuße der Westalpen, mithin im Gebiete des italienischen Ligurien, fortlebt und einen „Dornverhau zu Befestigungszwecken" bezeichnet, wogegen das italienische Bolzano erst spät aus Bozen gebildet ist. Aus Weistümern und anderen Urkunden erklärt H. v. Voltelini die schon für das 13. Jahrhundert bestehenden, ein Zweckvermögen, eine Art Stiftung darstellenden Rechtsverhältnisse für „Die Bozner Eisackbrücke". Als genauer Ortskenner entrollt C. Fischnaler ein lichtvolles topographisches Bild für „Sterzing am Ausgang des Mittelalters". Reichen münzgeschichtlichen Ertrag liefert der Aufsatz K. Moesers „Die Entstehung und Verbreitung des Namens Kreuzer für den Meraner Zwainziger Grossus". H. Hammer bespricht „eine unveröffentlichte Stadtansicht Innsbrucks von 1552", die eine Urkunde Karls V., betreffend die Verleihung der Ritterwürde an einen churrätischen Edelmann, ziert.

Die Erinnerung an einen vergessenen bedeutenden Porträtkünstler Tirols aus der nachtheresianischen Zeit hält fest die Arbeit von F. Dworschak „Leonhard Posch, ein Tiroler Medailleur". A. v. Löhr berichtet auf Grund eines Stückes der ehemaligen Ambraser Sammlung über „Rechenweisen im 16. Jahrhundert". In die Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe führt an der Hand von Grazer Archivalien F. Popelka „Tirol 1809—1812".

Die übrigen Beiträge betreffen außertirolische Fragen. In die Geschichte des Bauernstandes leiten uns die Beiträge von A. Helbok „Der germanische Ursprung des oberdeutschen Bauernhauses" und von J. Kraft „Aus der Vergangenheit des Bauernstandes im Marchfelde, Niederösterreich". Für die Wirtschaftsgeschichte und das Bergrecht bringt mancherlei Neues der Aufsatz R. Geyers „Die Silberbergwerke in den niederösterreichischen Ländern unter Maximilian I.", indem er aus archivalischen Quellen über die Organisation der Bergbehörden im allgemeinen, über einzelne Bergwerke der Alpenländer und über die Bergwerksabgaben Fron und Wechsel berichtet. Die Beziehungen K. Sigmunds zur römischen Kurie beleuchtet an Hand einer von ihm aus einem Stettiner Kodex veröffentlichten Gesandtenrede von 1422 J. Hollnsteiner „ein neues Dokument zur Hussiten-

Digitized by Google

geschichte". Den Rechtshistoriker befriedigt für das Problem der ältesten Gestaltung der Personenhaftung die Erklärung, die P. Puntschart „zur rechtsgeschichtlichen Auslegung des Hildebrandliedes" dem Worte „wettu" in Vers 30 dieses alten Heldengedichtes gibt. „Zur Provenienzgeschichte der Wiener Genesis", eines der kostbarsten Schätze der Wiener Nationalbibliothek, vermag O. Smital aus der Korrespondenz des kaiserlichen Bibliothekars P. Lambeck eine Notiz zu entnehmen, der zufolge dieses griechische Bibelfragment vorher dem bedeutenden Kunstsammler und Kunstfreund Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich gehörte und mit dessen großer Bildergalerie durch letztwillige Anordnung an seinen kaiserlichen Neffen Leopold I. gelangte. Doch steht noch nicht fest, wie es in den Besitz dieses Fürsten gekommen war. Endlich sei noch auf H. Hirsch „Erläuterungen zu den Kaiserurkunden für Stadt und Kathedralkirche zu Lucca und für die Bewohner von S. Giovanni in Persiceto" hingewiesen, einen wertvollen urkundenkritischen Beitrag für die Beziehungen der Kaiser des 12. Jahrhunderts zu Italien. A. Wretschko.

Stegemann, Hermann: Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte. 8°. X und 664 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1924. Geb. Mk. 14.—.

Stegemann, der die vortrefflichsten Berichte über die wesentlicheren militärischen Handlungen des Weltkrieges erstattet und in meisterliche Form gebracht hat, tritt hier mit einem Werke ganz anderer Art vor uns hin: er zieht einen bedeutsamen Längsschnitt, indem er den Rhein als Mittelpunkt und Gegenstand politischen und kriegerischen Ringens durch die Jahrhunderte herab behandelt. Dabei erscheint das Stromgebiet des Rheines gleichsam als Dreh- oder Angelpunkt deutscher Geschicke, als Zentrum nationalen Daseins, als merkwürdigster Schauplatz unseres geschichtlichen Lebens, obgleich das Stromgebiet der Weichsel kaum weniger schicksalhaft in den Wandlungen unserer Geschichte daliegt. Gewiß klingt der Name des Rheines vielen kräftiger, anheimelnder und poetischer, ohne daß er dadurch allerdings geschichtlich nur im mindesten wichtiger würde. Denn in der Tat handelt es sich ja bei dem (nach Stegemann zwei Jahrtausende währenden) Kampfe gar nicht um den Rhein, sondern um die deutsch-französische Grenze. Und im Interesse eines geschichtlich und sachlich bedingten, nicht landschaftlich voreingenommenen Denkens täte man freilich am besten, den Rhein als diesen Fluß überhaupt nicht in diese deutsch-französische Grenzangelegenheit hineinzuziehen; man vermiede so am sichersten jene gefährliche Konfundierung der Grenzlinie mit der Rheinlinie, und man brauchte dann nicht mit E. M. Arndt besonders zu betonen, daß „der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" sei. Die Grenze nimmt in den Zeiten nationaler Staaten natur-

Digitized by Google

gemäß vor allem sprachliche und völkische Belange wahr; und die deutsch-französische Sprachgrenze verläuft seit nunmehr nahezu tausend Jahren ein gutes Stück westlich des Rheines. Für unser stolzes Hochmittelalter, für die Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts, der Salier und Staufer, kann von einem Kampf um den Rhein schlechterdings überhaupt nicht gesprochen werden (man sehe Stegemanns Fehlanzeige S. 111!). Das ist doch kennzeichnend; und es ist weiter kein kleiner Ruhmestitel des 1871 gegründeten deutschen Kaiserreiches, daß es durch Wiederangliederung des deutschen Elsasses die durch Ludwig XIV. angemaßte französische Rheingrenze in Gemäßheit der Sprachgrenze wieder zurückverlegt hat. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, den Weltkrieg zum Kampf a n der Grenze und u m die Grenze zu machen, und er ist tatsächlich niemals ein Kampf a m Rhein und u m den Rhein geworden. Denn man kämpft nicht um das, was man hat und rechtmäßig besitzt. Vom Kampfe um den Rhein mag der Franzose sprechen, der diesen Strom erobernd erreichen (und dann gleich noch etwas weiter) will und ihn in denjenigen Zeiten seiner Geschichte, welche ihm als die größten gelten, auch beherrscht hat: zur Zeit Ludwigs XIV. und zur Zeit Napoleons I. Für uns ist ein „Kampf um den Rhein" gar nicht auszutragen (S. 110); für uns ist das Stromgebiet des Rheines ein sprachlich und völkisch, geschichtlich und kulturgeschichtlich verankerter und nur durch Gewaltakte im Stile Ludwigs XIV. und Napoleons I. zu gefährdender Besitz. Der Kampf darum ist uns nur notgedrungene, aufgenötigte Abwehr.

Dies und die damit gegebenen Einwände vorausschickend, stellt Rezensent im übrigen gern fest, daß Stegemann eine überaus fleißige, man darf wohl sogar sagen, erschöpfende Zusammenstellung des weitschichtigen, die Vorgänge zweier Jahrtausende umfassenden Stoffes bietet, und zwar in einer bei ihm selbstverständlichen musterhaften Darstellung, welche die politischen Zusammenhänge ebenso klar herausstellt, wie sie die kriegsgeschichtlichen Vorgänge lichtvoll schildert. Die Gruppierung des Stoffes erfolgt in vierzehn Kapiteln. Es ist wohl kein Zufall, daß die umfangreichsten Kapitel gerade den schon als wichtigste Teilthemen genannten Zeitabschnitten gelten: VIII. (S. 239—314) Die Hegemonie Ludwigs XIV., das europäische Gleichgewicht und der Rhein. Von 1648 bis 1715; XII. (S. 461—532) Napoleon I. und die Vorherrschaft Frankreichs im Stromgebiet. Von 1802 bis 1815. Dieses XII. Kapitel betreffend, sei zudem bemerkt, daß die in ihm behandelte Vorgangsreihe bereits im XI. Kapitel beginnt, welches, die Seiten 411—460 umfassend, der Entwicklung des Rheinproblems vom Basler Frieden bis zum Frieden von Amiens (1795—1802) nachgeht. Wie hier im XII. Kapitel die Grenze zu eng oder willkürlich gesteckt ist, so andrerseits, den Beginn des Buches angesehen, gar zu weit. Der Zug der Cimbern und Teutonen wie der Vorstoß Ariovists haben mit dem in Rede stehenden Problem kaum etwas zu schaffen; damals war der Rhein wirklich in gewissem Sinne Grenze, wenn man nämlich nicht mit Cäsar in den Belgiern Germanenabkömmlinge sieht.

Digitized by Google

Es dürfte sich erübrigen, hier auf den Inhalt des umfangreichen Buches des näheren einzugehen. In dieser Beziehung bietet es kaum Neues; es will anscheinend eine ausgiebige, zweckentsprechend gruppierte, im Hinblick auf das Rheingebiet als Kriegsschauplatz vorgenommene Stoffsammlung sein, deren Quellen, zumeist Werke allgemeineren Charakters, bloß summarisch auf S. 663/4 als „Literatur" aufgeführt werden. Angesichts dieser heute, und schon seit geraumer Zeit, üblichen allgemeineren Angaben erscheint eine genauere Nachprüfung und eine Feststellung hinsichtlich dessen, was etwa neu ist, recht erschwert und für das Ganze nahezu unmöglich. Immerhin fordern manche Stellen des Textes Einwände heraus, sei es nach der Seite der wissenschaftlichen Begründung, sei es nach derjenigen der Auffassung. Darf man wirklich von einem „Drei- und Vierfrontenkrieg" Karls des Großen sprechen? (S. 95.) Gehört Ottos I. Sieg auf dem Lechfelde auch nur im mindesten in die durch das Thema gegebenen Zusammenhänge? (S. 109.) Läßt sich die Schweiz, wenn auch nur für die Jahre 1499—1515, als Großmacht bezeichnen? (S. 147, 176.) Ferner: wenn der mährische Feldzug Friedrichs II. 1741—42 schon erwähnt wurde (S. 332), dann durfte es nicht so durchaus zugunsten Friedrichs geschehen. Und Goethes geistreiche Wendung am Lagerfeuer bei Valmy (bei Stegemann S. 392 wiederholt): „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus", sollte am besten nicht ganz ernst genommen, mindestens aber mit kritischen Augen betrachtet werden, wozu Roethe (Goethes Feldzug in der Champagne, S. 167 f.) anregen könnte.

Zum Schluß sei gestattet, zwei Stellen auszuheben, die für die von dem Rezensenten oben entwickelte, dem Titel des Stegemannschen Buches in etwas widersprechende Auffassung zu zeugen scheinen (S. 238): „Frankreichs strategische Absicht ging allezeit, wie einst die Absicht Cäsars (?), auf die Beherrschung der Rheinlinie, die politische auf den Besitz des gesamten linken Rheinufers und die Einmischung in die deutschen Verhältnisse. Beides aber führte *über den Strom hinaus*." (Von Stegemann selbst in dieser Weise betont!) Sodann (S. 314): Ludwig XIV. hat „die historische Rheinpolitik Frankreichs, die Richelieu aus der Überlieferung herausgehoben und zum bestimmenden Faktor der französischen Machtgestaltung gemacht hatte, für ewige Zeiten festgelegt ... Der Besitz des Rheines wurde nicht nur das unverrückbare Ziel, sondern auch das *Symbol der Vormachtstellung*, die Frankreich in Europa erstrebte, um sie über die Welt zu erstrecken". *Erich Bleich.*

Strich, Michael: Liselotte von Kurpfalz. Mit 8 Tafeln. 219 S. Berlin, Ullstein, 1925.

Um mit dem Äußerlichen anzufangen: mit der Illustrierung hat der hierin doch sonst so splendide Verlag nicht nur keine glückliche Hand bewiesen und geknausert, sondern auch angesichts der Aufgabe: wieder einen Band der „Deutschen Lebensbilder" angemessen aus-

Digitized by Google

zustatten, glatt versagt. Der Tuileriengarten paßt auf den Inhalt wie die Faust aufs Auge; die meisten andern Bilder sind alte Ladenhüter und dazu, was Philipp I. und II. von Orleans betrifft, verheerend falsch gestellt. Das alles ist um so bedauerlicher, als es unter Umständen den Genuß des mit diesen Dingen weniger vertrauten Lesers beeinträchtigt und damit den Gesamtertrag schädigt. Glücklicherweise erfüllt der Text die denkbar höchsten Anforderungen hinsichtlich der historiographischen Gewissenhaftigkeit durchweg. Bei Strich war man ja berechtigt, seine Erwartungen auf eine Glanzleistung hoch zu schrauben; aber es gewährt dann doch besondere Befriedigung, wenn ihnen restlos entsprochen wird. Das Muß, den von ihm seit Jahren meisterhaft beherrschten Riesenstoff auf das denkbar kleinste Maß zu bringen, ließ ihn auf jeden gelehrten Apparat verzichten; deshalb ist die Bemerkung angebracht, daß der Verfasser jede Zeile, jeden Ausdruck mit zeitgenössischen Zitaten überzeugend belegen könnte. Die in Deutschland wie in Frankreich blühende Liselotte-Forschung hat mit dieser flüssigen Erzählung endlich einmal den Niederschlag ihres gegenwärtigen Standes geschenkt erhalten. Hans F. Helmolt.

Aulard, Alphonse: Politische Geschichte der Französischen Revolution. Erschienen 1901, übersetzt von F. v. Oppeln-Bronikowski. Gr.-8°. XXII und 774 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1924. Geheftet Mk. 20.—.

Der Untertitel dieses Werkes besagt, daß der berühmte Verfasser die „Entstehung und Entwicklung der Demokratie und der Republik 1789—1804" darstellen will. Dazu bemerkt er im Vorwort: „Übergangen habe ich also die Kriegsgeschichte, die diplomatische und Finanzgeschichte. Ich bin auf Vorwürfe gefaßt, daß ich die Geschichte nur im Ausschnitt gebe und dadurch fälsche." So hart wird niemand von einer Leistung sprechen, die die emsige Arbeit eines Lebens zusammenfaßt; aber dem deutschen, an Ranke und Sybel geschulten Leser wird die Begrenzung des Stoffes auch das Lückenhafte, daher Einseitige der Übersicht fühlbar machen. Dazu kommt die Tendenz — das Wort im guten Sinne gebraucht — die Aulard nicht verleugnet: die Ideen der großen Revolution zu rechtfertigen und ihren Sieg als Ausfluß des demokratischen Prinzips zu feiern. Wenn er an einer Stelle die berühmten Revolutionsmänner nacheinander prüft und unter ihnen keinen findet, den man als groß und bedeutend bezeichnen könne, so zieht er den Schluß, daß hier nicht Männer die Geschichte gemacht, sondern daß, ihnen zum Trotz, der Geist und die Doktrinen der großen Zeit sich durchgesetzt haben kraft ihres inneren, überwältigenden Wertes.

Aulard stellt die These auf, daß 1789 in Frankreich niemand die Republik wollte und selbst Robespierre, Danton, Brissot usw. Monarchisten waren; daß aber auch unter den großen Theoretikern wie Montesquieu, Voltaire, Rousseau usw. keiner die Monarchie in

Digitized by Google

eine Republik umwandeln wollte. Für Rousseau, der doch lehrte, daß der König ein Tyrann sein müsse, scheint mir das zweifelhaft zu sein; Brissot aber, dessen Bedeutung Aulard mit Recht hervorhebt, hat 1792 selbst von sich gesagt: „Ich, der ewige Feind der Könige, der nicht 1789 abgedankt hat, um meinen Haß gegen sie zu bekunden." Den Widerspruch klärt Aulard so auf, daß die Franzosen zwar keine Republik wollten, aber eine republikanische Gesinnung hegten, die sie mit Worten und Gesten bekundeten. Ueber dem König stand ihnen das souveräne Volk, und die Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit beherrschte die Gebildeten.

Das Volk ist dann auch weiter die Triebfeder aller Handlungen und Geschehnisse. Aulard weist nach (was ja bekannt ist), daß die Legislative 1791 nicht republikanisch war, und er meint, daß selbst Robespierre wie Desmoulins im Frühjahr 1792 gegen die Republik waren; das „Volk" (nämlich das zweier Vorstädte von Paris!) war es, das am 20. Juni aufstand, nicht um das Königtum zu stürzen, sondern um den König, den es als Verräter erkannt hatte, zu „erschrecken und auf den rechten Weg zu bringen". Was nun geschah — es war eine der wüstesten Szenen — erzählt Aulard so: „Das Proletariat erschien auf der Bildfläche, nicht mehr wild und aufrührerisch wie Oktober 1789, sondern ruhig, stark, im Vollgefühl seiner Kraft und organisationsfähig. Das Bürgertum erbebte." Vom 10. August heißt es wieder: „Da erhob sich das Volk und stieß Ludwig XVI. vom Throne." Sonst ist über diesen Tag nichts gesagt, auch nichts von der Ermordung des Kommandanten Mandat. Aber auch die September-Morde sind hier gar nicht erwähnt. Selbst wenn man übersehen will, daß alle äußeren Geschehnisse übergangen werden, so handelt es sich hier um etwas für die innere Wandlung sehr Wichtiges: beweist doch Aulard selbst auf vielen Seiten, daß erst in diesen Wochen die öffentliche Meinung von der Monarchie zur Republik sich gewendet habe; aber es scheint, als will er den Einfluß der Morde auf die Wahlen zum Konvent verschleiern; erst an einer späteren Stelle werden sie berührt. Auch die „Föderierten" aus Marseille werden gerühmt: keine Abenteurerhorde, sondern „aus guten Familien". Dies alles sei (S. 157) „lediglich aus Vaterlandsliebe" geschehen; weil der König die Pflicht der nationalen Verteidigung versäumte und gegen die Priester-Dekrete protestierte, „erhob sich die Nation, um sich zu retten, und stieß ihn, den sie so geliebt hatte, vom Thron".

Über die Entstehung des Krieges von 1792 wird nur bemerkt, daß „Österreich in der verletzendsten Weise sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs eingemischt habe". Was auch Sorel und Chuquet zugegeben haben: daß die Gironde aus innerpolitischen Gründen den Krieg wollte, wird hier nicht gesagt. Die Schreckensherrschaft wird mit einer im Sommer 1793 befürchteten Hungersnot in Paris, dann mit der äußeren und inneren Gegenrevolution erklärt; seit der Diktatur Robespierres „herrschte eine Schlächterei Schuldiger und Unschuldiger, würdig des alten Regimes". Es ist mir nicht bekannt, daß vor 1789 in Frankreich täglich 30 Menschen geköpft wurden. —

Digitized by Google

Doch genug. Man sieht, hier ist nicht die Stärke des Werkes. Sie beruht in der Kleinarbeit, in tausend Notizen, Zeitungsauszügen, Parlamentsberichten, aber nicht in der Auffassung. Auch nicht in der Darstellung. Sie ist ermüdend, denn ihr fehlt das, worin die Franzosen einst so bedeutend waren: nicht nur der Esprit, sondern auch die Fähigkeit der Zusammenfassung, der Übersicht, der Beschränkung. Eine Flut von Einzelnachrichten und Namen stürmt auf den Leser ein und es scheint, als wenn uns von den 22 331 Gesetzen, die in neun Jahren Frankreich beglückt haben, auch nicht eines erspart werden soll. Dafür aber gibt Aulard Ausgezeichnetes in den Kapiteln, die immer wieder das Alte und das Neue gegenüberstellen, z. B. die religiösen und kirchlichen Strömungen, die Presseverhältnisse, die Parteien und natürlich die Verfassungen. Die des Jahres III wird allein auf 70 Seiten dargestellt; in diesen Dingen ist das Werk eine Fundgrube der Belehrung. Charakteristiken sind nicht häufig; am besten die Brissots und der Madame Roland. Andere überzeugen nicht, so wenn Marat eher Monarchist als Republikaner sein soll, Danton ein Mann des Kampfes und der Tat, der das Menschenmögliche getan hätte, die September-Morde einzuschränken. Dies widerspricht alles dem hergebrachten Urteil, das umzustoßen es stärkerer Beweise bedürfte. Cloots wird öfters als preußischer Baron angeführt: er stammte zwar aus der Umgegend von Cleve, doch kam er schon im 12. Jahre nach Paris; er war ein halbverrückter Fanatiker, der zum Dank für seine republikanische Schwärmerei mit den Hebertisten geköpft wurde. Mirabeaus Bedeutung tritt gar nicht hervor, auch Marie Antoinette und die Lamelles werden wenig genannt.

Frau Dr. Hedwig Hintze hat in einer für Aulard begeisterten Einleitung das Buch warm empfohlen. Sie stellt der tendenziösen Parteilichkeit Taines die „intellektuelle Redlichkeit" Aulards gegenüber. Dies ist durchaus richtig; aber Aulard ist nicht nur gewissenhafter Forscher, sondern auch Schwärmer für die Menschenrechte von 1789. So kommt er bald in inneren Zwiespalt, wenn er sieht, wie wenig die Revolution imstande war, jenes „Ideal reiner Humanität" durchzusetzen. Es fehlt ihm die Fähigkeit des echten Historikers, die Dinge zu sehen, wie sie nun einmal in Hinsicht auf die menschliche und besonders auf die französische Natur, liegen und sich gestalten. Frau Dr. Hintze schreibt: „Zu Beginn der Revolution verkündete die Constituante die internationalen pazifistischen Grundsätze Voltaires. Wenn dann Ende 1791 Brissot und seine Freunde Frankreich . . . in den Krieg hetzten, so geschieht es im Namen einer universalen Idee, für die damals freilich Europa noch nicht reif war: gegen die Koalition der Könige sollten in gemeinsamer Revolution die verbrüderten Völker sich erheben und über den gestürzten Thronen das Ideal des Weltfriedens errichten". Ist heute Europa für diese Idee reifer geworden? Ist sie nicht von vornherein ein Wahn, und nicht einmal ein schöner, denn der Satz sagt ja selbst deutlich, daß jene universale Idee des Weltfriedens durch Krieg erzwungen werden sollte. Und wenn jene Girondisten meinten, daß die Könige allzeit

Digitized by Google

aus Ehrgeiz und Eroberungssucht die Friedensstörer gewesen sind, so darf man das heute nicht mehr behaupten: Demokratien sind stets machtgieriger und angriffslustiger gewesen als die Könige. In Amerika sind die Menschenrechte zuerst verkündet worden und die schöne Idee der Gleichheit aller, die Menschenantlitz tragen; wie steht es aber in der Praxis? Sind die Neger dort gleichberechtigt, sind die Vereinigten Staaten nicht immer von nationalem Ehrgeiz, von rücksichtslosem Machthunger und Ausdehnungsdrang geschwellt gewesen?

Auch Aulard ist nicht ohne Tendenz an seine Forschungen gegangen. Beseelt von den großen, edlen Gedanken der Revolution und von ihrer Berechtigung, die sich in den demokratischen Triumphen der Folgezeit kundgibt, ehrlich überzeugt, daß man zu oft einseitig die Greuel und Verbrechen jener Epoche hervorgehoben hat, sieht er nur Licht, wo andere nur Schatten gesehen haben, und übersieht die strenge Folgerichtigkeit der Bewegungen, die über Robespierre zu Napoleon führten. —

Die Übersetzung ist im ganzen gut und flüssig. Seite 3 steht Genua für Genf. Der Revolutions-Kalender hätte in den unsrigen aufgelöst werden sollen. Richard Sternfeld †.

Egelhaaf, Gottlob: Geschichte des 19. Jahrhunderts vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden. 2 Bde. 478 und 610 S. Stuttgart, Karl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1925. In Leinen geb. Mk. 25.—.

Seinem trefflichen, bereits in 9. Auflage vorliegenden Buche „Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart" hat der verdiente Stuttgarter Historiker jetzt zwei weitere umfangreiche Bände folgen lassen. Sie behandeln die geschichtliche Entwicklung in dem Zeitraum vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden. Damit ist eine häufig schmerzlich empfundene Lücke in der historischen Literatur endlich ausgefüllt. Der Fachgenosse erhält ein bequemes und zuverlässiges Nachschlagewerk, der Geschichtsfreund ein wertvolles, anregendes Lese- und Lernbuch.

In der Tat, wir dürfen uns des neuen, schönen Besitzes aufrichtig freuen. In ihm sind neben eigenen interessanten Erinnerungen des Verfassers die gesicherten Ergebnisse langjähriger, eindringender, die in Betracht kommende Literatur vollkommen beherrschender, auch die des Auslandes genügend berücksichtigender Studien niedergelegt. Hier offenbaren sich tiefgreifende Einsicht in die bewegenden und hemmenden Kräfte des Völkerlebens, selbständige Denkarbeit und abgeklärte geschichtliche Weisheit in erstaunlicher, kraftvoller Fülle und Ergiebigkeit. Und das alles in einer Form, die in ihrer vornehmen Gelassenheit und Sachlichkeit, in ihrer durchsichtigen Klarheit und ihrem geistigen Gradsinn den empfänglichen Leser wohltuend berührt und dauernd fesselt.

Digitized by Google

Mit heißem Herzen, aber ohne jegliche Voreingenommenheit behandelt der Verfasser vor allem die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten. Den Höhepunkt des ganzen Werkes bildet zweifellos das Kapitel von der Einigung Deutschlands. Und es ist „merkwürdig und erhebend" zu sehen, wie dieser süddeutsche, ganz und gar in den Bahnen Paul Pfizers wandelnde „Preuße" schon in jungen Jahren dem deutschen Beruf des verlästerten und verhaßten friderizianischen Staates aufmerksame Beachtung geschenkt hat und mannhaft für ihn in Wort und Schrift eingetreten ist. Daß in seiner Darstellung auch die großen Führernaturen, wie Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Roon usw., gebührende Würdigung erfahren, bedarf keiner Versicherung. Daß aber auch Wesen und Wirken von Persönlichkeiten, wie der vielangefeindeten Prinzessin, nachmaligen Königin und Kaiserin Augusta, in ihrer vollen historischen Bedeutung erkannt und demgemäß eingeschätzt werden, ist um so höher anzuschlagen, als die Mehrzahl der Historiker noch heute gewohnt ist, diese Fürstin ausschließlich in Bismarckischer Beleuchtung zu sehen. —

Im ersten Bande werden dargestellt: „Das Zeitalter der Restauration" (1815—30), die Julirevolution und ihre „Einwirkung" auf Europa (1830—48) und die „Revolution" (1848—51). Eingehend werden die Verfassungskämpfe in Deutschland (1815—19) behandelt, die politischen Vorgänge im romanischen Europa, der griechische Unabhängigkeitskampf, die Anfänge der sozialistischen Bewegung, die Parlamentsreform in England, die Gründung des Königreichs Belgien, die zweite Republik und das zweite Kaiserreich Frankreichs und die Kämpfe um die nationale Einheit in Italien und Deutschland. Von hohem Interesse sind namentlich die Ausführungen (I, 201 f.) über die „Unversehrtheit und Unverletzlichkeit" Belgiens, die in dem von allen Großmächten und von Belgien selbst genehmigten Vertrage vom 15. November 1831 nicht wieder berührt wurden, und zwar deshalb, weil England und Preußen sich die ihnen auf Grund des geheimen Aachener Abkommens von 1818 eingeräumte und seitdem niemals bestrittene Möglichkeit, bei entstehender Gefahr belgisches Gebiet zu besetzen, nicht erschweren lassen wollten. Unbegreiflich ist, daß das Deutsche Reich im Jahre 1914 es verabsäumt hat, von dieser klaren Rechtslage zu seinen Gunsten Gebrauch zu machen.

Gar zu kurz geraten ist die Schilderung der Berliner Märzereignisse (I, 412 f.). Sie würde sich an der Hand von Max Lenz' Geschichte der Universität Berlin wesentlich erweitern — und vertiefen lassen.

Der Inhalt des zweiten Bandes umfaßt die Periode, da Europa unter Frankreichs Vorherrschaft stand, den ostindischen Aufstand, den Sezessionskrieg in den Vereinigten Staaten, die Einigung Italiens, die Jahre der Reaktion in Deutschland und Österreich (1850—58) und die Einigung Deutschlands (1858—71).

Mit leuchtenden Farben, frisch, lebendig und übersichtlich sind die deutschen Einigungskriege geschildert. Als Ganzes betrachtet, stellen diese Abschnitte eine außerordentliche Leistung dar. Immerhin

Digitized by Google

fordern manche Einzelheiten zu ernstem Widerspruch heraus. So wird z. B. (II, 417) bemerkt, daß nur Prinz Friedrich Karl „die neuen Anforderungen [der Moltkeschen Strategie] begriffen" habe. Sehr richtig. Es hätte jedoch hinzugefügt werden müssen, daß der Prinz nur selten ihnen gemäß gehandelt hat. Siehe Königgrätz, siehe Metz. Das Verhalten des Prinzen August von Württemberg am 18. August 1870 (II, 430 ff.) vermag, was Egelhaaf übersieht, vor der militärischen Kritik nicht zu bestehen. „Das stiermäßige Anrennen" des ihm unterstellten Gardekorps, dieser einzigartigen Elitetruppe, gegen die feindliche Feuerfront hat von berufener Seite, auch von Bismarck, schärfsten Tadel erfahren. Auch dem Verdienste des Kronprinzen Albert von Sachsen und seinem selbständigen Führerentschluß, der die Schlacht bei St. Privat-Gravelotte zugunsten der deutschen Waffen entschied, wird Egelhaaf nicht gerecht. Die sachkundigen und überzeugenden Ausführungen von Paul Haake über „Kronprinz Albert am 18. August 1870" (Archiv für Sächsische Geschichte 33 f.) scheinen ihm entgangen zu sein. Und wie wenig der Kavallerieführer v. Rheinbaben — im Gegensatz zu Egelhaaf — seiner Aufgabe bei Metz gewachsen war, hat ja bereits Fritz Hönig dargetan. Ebenso werden die militärischen Fähigkeiten und Leistungen des Großherzogs Friedrich Franz II. zu hoch eingeschätzt.

Selbstverständlich wird es in einem so umfang- und inhaltsreichen Werke gelegentlich auch an sonstigen kleinen Irrtümern und Versehen nicht fehlen, ohne daß der Wert des Ganzen dadurch auch nur im geringsten beeinträchtigt wird. Von Fehlgriffen seien hier angemerkt:

I, 15: Nach Egelhaaf wird Luxemburg als Entschädigung Dänemark zugesprochen. Es liegt eine Verwechselung mit dem Herzogtum Lauenburg vor.

— 23: Hiernach soll der König von Dänemark für „Schlesien" in den Deutschen Bund eingetreten sein. Es handelt sich natürlich um Holstein und Lauenburg.

— —: Prinzessin Charlotte vermählte sich nicht „1818", sondern am 13. Juli 1817.

— 32: Dem Autodafé auf der Wartburg am 18. Oktober 1817 sollen auch ein „Ulanenschnürleib, ein Zopf und ein preußischer Korporalstock" zum Opfer gefallen sein. Was unter dem „Ulanenschnürleib" zu verstehen ist, bleibt bei Egelhaaf völlig unklar. Nach Euler (Jahn, 529) wurden verbrannt: ein Schnürleib, von dem es hieß:

„Es hat der Held und Kraft-Ulan
Sich einen Schnürleib angetan,
Damit das Herz dem braven Mann
Nicht in die Hosen fallen kann."

Ferner ein „Pracht-, Prahl- und Patentzopf" und endlich ein großmächtiger Korporalstock".

— 36: Das bekannte Edikt Friedrich Wilhelms III. vom 22. Mai 1815 rührt nicht von Stein her; es ist vielmehr auf

Digitized by Google

Betreiben Hardenbergs erlassen worden. (Max Lehmann, Stein, III, 476.)

I, 278: Statt „Graf" ist zu lesen: „Freiherr" Droste zu Vischering.

— 298: Der Erzieher Friedrich Wilhelms IV. hieß Friedrich, nicht Gottlieb, Delbrück, und der Obergouverneur des Prinzen nannte sich Diericke, nicht Diercke.

II, 156: Prinz Wilhelm (I.) wurde bereits im Herbst 1849 zum Generalgouverneur der Rheinprovinzen ernannt, nicht erst 1853.

— 174: Hausminister war seit 1861 der Freiherr von Schleinitz. Graf Pückler, der „Oberhof- und Haus-Marschall", ist niemals Staatsminister gewesen.

— 297: Zu der Interpellation Bennigsens in der Luxemburger Frage vom 1. April 1867 wäre vielleicht noch hinzuzufügen: „nach Verabredung mit Bismarck". (H. Oncken, Bennigsen, II, 35.)

— 385: Hier kehren der unausrottbare „preußische" Botschafter v. Werther und der nicht minder hartnäckige „Königliche Sekretär" Abeken wieder.

— 394: Statt „Preußisches Staatsarchiv" ist zu lesen „Preußisches Geheimes Staatsarchiv in Berlin".

— 537: Hier muß es heißen: 7. (westfälisches), nicht (rheinisches) Korps.

— 546: „Der Degen" Friedrichs des Großen, d. h. der historische, den er viele Jahre, vor allem im 7jährigen Kriege, getragen hatte, ist nicht von Napoleon geraubt worden — er befand sich damals in Königsberg —, sondern ein anderer (Parade-) Degen des Königs aus dem Potsdamer Stadtschloß. —

Das Register, das nebst einer dankenswerten Zeittafel das verdienstvolle Werk abschließt, ist trotz seines Umfanges bei weitem nicht vollständig. Es fehlen die Namen Abeken, Cicero, Catilina, Diericke, Dönniges, Ellrichshausen, Heinleth, Massena, Pallières (des, nicht de) und viele andere. Georg Schuster.

Renouvin, Pierre: Les origines immédiates de la guerre (28 juin — 4 août 1914). 1 volume in-8° de XVI et 277 pages. (Publications de la Société de l'histoire de la guerre, dritte Reihe.) Paris, A. Costes, 1925. Fr. 15.—.

Renouvin, Konservator an der Bücherei des französischen Kriegsmuseums, genießt seit geraumer Zeit auf Grund gediegener Veröffentlichungen verdientermaßen den Ruf eines Forschers von Methode und Wahrheitsliebe. Er erhöht ihn mit dem vorliegenden Buch um ein beträchtliches. Auf alle Fälle bildet es in dem durch schlechten Absatz (und infolgedessen geringes Papier) erschwerten Kampfe der wenigen Franzosen von Vorurteilslosigkeit und Willen zur Objektivität eine weithin sichtbare erfreuliche Etappe. Daß es darin noch lange nicht den Abschluß bedeutet, liegt in der Natur der Sache. So konnte, um nur eins hervorzuheben, Renouvin beim Abfassen des betreffenden Kapitels noch nicht Ljuba Jowanowitschs Enthüllungen über die direkte

Digitized by Google

Mitſchuld der ſerbiſchen Regierung an der Ermordung Franz Ferdinands (vgl. „Die Kriegsſchuldfrage“ III, 2 ff., Februar 1925 und folgende Monate). Von beſonderer Sorgfalt zeugt das Unterſuchen der genauen zeitlichen Aufeinanderfolge der zahlreichen Depeſchen und Noten nach Abgang und Eintreffen. Doch darf gerade hierzu der methodologiſche Einwurf geſtattet ſein, daß hierin neuerdings die Kriegsſchuldhiſtoriker wohl des Guten zu viel tun. Die ex post geſchöpfte Meinung, die zweihundertundzwanzigſte „Démarche“ der oder jener Regierung ſei lediglich unter dem überragendem Eindrucke des zweihundertundneunzehnten Eingangs entworfen worden, befaßt ſich zu wenig mit der allgemeinen pſychiſchen Verfaſſung der (wechſelnd!) maßgebenden Männer. Mit der allzu minutiöſen Einrangierung der zahlloſen Erklärungen in ein zeitliches, nicht bloß nach Stunden, ſondern ſogar nach Minuten rechnendes Schema iſt man zu einer Afterwiſſenſchaft gelangt, die ſich je länger deſto mehr von der geſchichtlichen Wirklichkeit zu entfernen droht. Helmolt.

Feſter, Richard: Die Politik Kaiſer Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges. 8°. XV, 310 S. München, J. F. Lehmann, 1925. Geheftet Mk. 8.—.

Da Geheimrat Feſter einmal durch die Wahl des Verlags ſeinen ſtramm nationalen Standpunkt ehrlich bezeugt und anderſeits die gegenüber einem Vorwurfe von ſo junger Vergangenheit methodiſch zu machenden Kautelen ſelbſt umriſſen hat, ſo iſt gegen ſein Verfahren und Vorgehen nichts Weſentliches einzuwenden. Ja, ich möchte die Opferfreudigkeit, womit er einem Thema zu Leibe ging, zu dem jeder neue Tag neue Einzelheiten unter Umſtänden recht einſchneidender Art bringen kann (man braucht daraufhin bloß gewiſſe Senſationsblätter Wiens aufzuſchlagen) beſonders anerkennen. Muß ſchon jedes andere Geſchichtswerk mit der Gefahr rechnen, im Augenblicke des Erſcheinens teilweiſe veraltet zu ſein, ſo liegt in unſerm Falle direkt die Sicherheit vor, daß es ſo iſt. Dennoch war es von hohem Wert, einmal aus allem bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt Erreichbaren mit feſter Hand die Bilanz zu ziehen, den ſoliden Grund zu legen und der Fachwiſſenſchaft getroſt den weiteren Ausbau zu überlaſſen. Die Kunſt, womit Feſter eine Menge verſteckten und neu erſchloſſenen Stoffes zu einem harmoniſchen Moſaik von erſchütternder Wucht zuſammengefügt hat, iſt bewundernswert; das wird ihm jeder, der auf demſelben oder ähnlichem Felde geackert hat, gern zubilligen. Über Prinz Sixtus, Kaiſer Karl und Graf Czernin, Kaiſerin Zita und Matthias Erzberger ſind nunmehr die Fundamente für ihre Be- und Verurteilung gelegt. Das Ganze lieſt ſich wie ein Schauerroman. Man glaubt es kaum, mit welcher Frivolität die ſogenannten leitenden Perſönlichkeiten Öſterreichs die Verantwortung für das ihnen in Geſtalt des Vierbunds anvertraute Pfand aufgefaßt und — veraaſt haben.

Helmolt.

Digitized by Google

Hessel, Alfred: Geschichte der Bibliotheken. Ein Überblick von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 8°. VII, 147 S. 8 Taf. Göttingen, Dr. H. Th. Pellens & Co., 1925. Mk. 9.—.

Es hat langer Zeit bedurft, bis die Erkenntnis Boden gewann, daß Bücher vergangener Kulturepochen auch noch in anderer Hinsicht geschichtlichen Quellenwert besitzen, als durch die Gedanken ihrer Autoren, die sie den Stürmen der Jahrhunderte zum Trotz zu uns herüberretteten. Setzt die Entstehung und Benutzung von Büchern ein entwickeltes geistiges Leben voraus, so mußten die buchtechnischen Hilfsmittel den an sie gestellten Anforderungen und der jenen zuteil werdenden Schätzung sowohl an Brauchbarkeit wie an ästhetischem Wert entsprechen. Das gilt von Schrift und Druck, von Einband und Aufstellung der Bücher. Ist die Paläographie ein Kind der erwachenden historischen Kritik des Humanismus, so blieben Inkunabelkunde, kunstgeschichtliche Betrachtung des Bucheinbandes und Geschichte des Bibliothekswesens unserer Generation vorbehalten und man kann infolge der verhältnismäßig geringen Zahl der Fachvertreter dieser Forschungsgebiete nicht sagen, daß Einzeluntersuchungen bereits in reicher Fülle zur Verfügung stehen.

Um so bemerkenswerter ist es, wenn der Verfasser des vorliegenden Buches schon jetzt den Versuch unternimmt, die Geschichte der Bibliotheken im weitesten Rahmen darzustellen. Büchersammlungen sind nicht Selbstzweck, sondern Mittel, die zur Befriedigung literarisch-wissenschaftlicher Bedürfnisse dienen. Ihre Zusammensetzung und ihre Wirkungsweise lassen sich deshalb nur verstehen, wenn man die zeitlich und lokal bedingte geistige Struktur ihrer Benutzer kennt oder aus jenen zu erschließen vermag. Nicht die Daten der Gründung und der Weiterentwicklung der einzelnen Sammlungen, sondern die Wechselwirkung, die zwischen ihnen und ihrem Benutzerkreis fortgesetzt stattfindet, die letzte Ursache der Veränderungen des Bücherschatzes und seiner Verwaltungsorganisation, bildet den Grund für die kulturgeschichtliche Bedeutung der Bibliotheksgeschichte. Ihre Darstellung in diesem Sinne ist heute noch nicht möglich. Hessel will deshalb in seinem Buch nur einen „Überblick" bieten, die bisher erzielten Ergebnisse zusammenfassen und die noch vorhandenen Lücken aufzeigen. Das ist ihm in überraschender Weise gelungen. Jedes der neun Kapitel beschäftigt sich mit einem großen Abschnitt der Kulturentwicklung: Altertum, Übergangszeit, Hoch- und Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Aufklärungszeitalter, die Französische Revolution und ihre Folgen und die Gegenwart, um mit einem Blick auf die Geschichte des modernen Volksbüchereiwesens zu schließen. Nur der indische und ostasiatische Kulturkreis, der, soweit wir bisher wissen, keinen Einfluß auf das abendländische Bibliothekswesen ausübte, konnten übergangen werden. Die Staaten der alten Welt wechseln sich in der Führung ab. Wie dem späten Griechenland mit dem Weltwunder der großen Bibliothek von Alexandria im Altertum, gebührt im Zeitalter der Alleinherrschaft der Kirchen- und Klosterbüchereien Deutschland der Vorrang. Der Humanismus verlegt das Übergewicht nach Italien, während mit der

Digitized by Google

Reformation das Mutterland des Buchdrucks wieder in den Vordergrund tritt. Dann aber holen Frankreich und England mächtig auf: Das 17. Jahrhundert schuf die Bodleiana in Oxford und die Mazarine in Paris, das 18. die Bibliothèque du Roi in Paris und das Britische Museum in London; die große Revolution brachte den Gedanken der Zentralisation der Bücherbestände und das Prinzip der Öffentlichkeit. Aber die Übertreibung der Zentralisation verursachte es, daß es heute in Frankreich nur drei Institute von nahezu einer halben Million Bücher außerhalb der Hauptstadt gibt. In Deutschland aber, das seit 1735 in Göttingen die erste moderne Bibliothek der Welt besaß, vermied man glücklich diesen Fehler. Neben den Millionenbibliotheken in Berlin und München entwickelten sich zehn andere, die mit ihrem Bücherbestand von etwa einer halben Million auch außerhalb der beiden genannten Städte gelehrte Arbeit ermöglichen, ganz abgesehen von den zahllosen kleineren Büchersammlungen und dem ausgedehnten Leihverkehr, dessen Großzügigkeit und Liberalität von keinem anderen Land erreicht wird.

Daß eine derartige Darstellung im einzelnen noch ergänzt werden könnte, versteht sich von selbst. Ein übersichtlich gruppiertes Literaturverzeichnis und ein Register der Bibliotheken und Personennamen sind dem Buch beigegeben. Im Anhang veranschaulichen 15 Abbildungen die wichtigsten Typen von Bibliotheksinnenräumen. Der Druck ist von erfreulicher Klarheit. Das Buch stellt einen wohlgelungenen Versuch dar, den weitverstreuten Stoff zusammenzufassen und in seiner Entwicklung zu zeigen. Es bietet der noch in den Anfängen stehenden bibliotheksgeschichtlichen Forschung ein wertvolles Orientierungsmittel. Gustav Abb.

Precht, Hans: Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848—1850. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1925. (Beiheft der Historischen Zeitschrift.) VIII und 181 S. Mk. 6.—.

Diese von A. O. Meyer angeregte Göttinger Doktor-Dissertation behandelt die diplomatischen Beziehungen Englands zu Deutschland in den Jahren 1848—1850, wofür in Aktenpublikationen, Briefsammlungen, Lebensbeschreibungen und Zeitungsartikeln jetzt ein beinahe überreiches Material vorliegt. Der Verfasser gibt darüber ein in 20 Kapitel geteiltes sorgfältiges Referat, das er nicht sehr scharf in die beiden Perioden „Von der Februar-Revolution bis zur Auflösung der preußischen Nationalversammlung" (also 11. November 1848) und „Vom Waffenstillstand von Malmö bis zur Punktation von Olmütz" (also 26. August 1848 bis 29. November 1850) gliedert. Neue Informationen hat sich der Verfasser aus den geheimen Berichten Bunsens an das Auswärtige Amt in Berlin und aus den ihm aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv übersandten Stücken der Berichte des österreichischen Gesandten Koller in London zu verschaffen gewußt. Dagegen hat er leider „der Ungunst der Zeit wegen auf eine Reise nach London verzichtet", so daß die neuerliche Öffnung

Digitized by Google

der englischen Archive bis zum Jahre 1878 dieser Abhandlung noch nicht zugute gekommen ist. Er hätte aber sein Thema viel gründlicher erfassen können, wenn er die in vielen deutschen Bibliotheken vorhandenen „Parliamentary Papers" herangezogen hätte, statt sich nur auf die Leitartikel und Stimmungsbilder der Times, der Daily News, Edinburgh Review, Morning Post usw. zu berufen.

Von den 20 kurzen Kapiteln betreffen 11 die Schleswig-Holsteinsche Frage, bei deren Lösungsversuchen europäische Machtfragen stärker zur Geltung kamen als das deutsche Nationalinteresse in den Herzogtümern und seine Verflechtung mit der Verfassungsfrage zur Herstellung der deutschen Einheit. Ausschlaggebend erscheint dem Verfasser dabei die Politik Palmerstons, deren Wandlungen weitaus den Hauptinhalt des Buches bilden. Ob aber der Erklärungsversuch, daß diesem englischen Staatsmann, der sich als typischer Vertreter des „John Bull" Popularität errang, die Hinneigung zu französisch-demokratischen Überzeugungen „im Blute lag", ist doch sehr zweifelhaft. Noch gar nicht beachtet ist in der historischen Literatur die Frage, ob die englische Parteilichkeit für Dänemark nicht damit zusammenhing, daß die dänischen Besitzungen an der afrikanischen Küste damals an England abgetreten wurden, worüber uns die „Parliamentary Papers" von 1850 Auskunft geben. Auch der erste Teil des Blaubuches „Correspondence of the affairs of Denmark 1850—1858" hätte Berücksichtigung verdient. Precht stellt die unermüdlichen Einwirkungen Bunsens in helleres Licht, als es bisher geschehen ist. Leider hatten dessen Bemühungen trotz der deutschfreundlichen Einstellung der Königin und des Prinzgemahls nicht den Erfolg, auf den sie berechnet waren. Sein Hauptgegenspieler in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung in England war John Delane, seit 1841 Herausgeber der Times, über den wir seit 1908 ein zweibändiges Werk von A. L. Dasent besitzen. Sehr kurz werden „die Handelsbeziehnngen Englands mit Deutschland in den Jahren 1848 bis 1850" und der Versuch, eine deutsche Flotte zu schaffen, behandelt. Die Stellung Englands zu dem preußischen Plane einer Unionsregierung hatte schon deshalb keine praktische Bedeutung, weil König Friedrich Wilhelm IV. darauf nicht den Ernst von Staatsangelegenheiten erstreckte. Im zweiten Bande der Cambridge History of British Foreign Policy (Cambridge 1923) werden diese resultatlosen Verwicklungen der Jahre 1848—1852 daher so gut wie vollständig übergangen. Im Hintergrunde tauchten ja damals auch die entschlossenen Politiker Fürst Schwarzenberg in Österreich und Graf Nesselrode in Rußland als die Deutschlands Schicksal entscheidenden Männer auf. Die Sendung des Generals von Radowitz nach England, die im vorletzten Kapitel behandelt wird, ist also nur als eine Nebenerscheinung der preußischen Liquidation der deutschen Unternehmungen zu betrachten. Gegen die durch die Schmach von Olmütz herbeigeführte Reaktion hatte Palmerston nichts einzuwenden. Precht findet dabei Gelegenheit, das Sündenregister der preußischen Politiker noch einmal kurz zu rekapitulieren.

Digitized by Google

Bedeutet das Büchlein auch keine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis, so verdient der Fleiß, der auf die Zusammenstellung der englischen diplomatischen Noten und der Stimmungsartikel in einem Teile der englischen Presse verwandt worden ist, doch Anerkennung.

Ludwig Rieß.

Kurze Anzeigen.

Hopfner, Theodor: Orient und griechische Philosophie. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 4.) 8°. 89 S. Leipzig, Hinrichs, 1925. Mk. 2.40.

Hopfner prüft die griechischen und lateinischen Nachrichten über den Einfluß der orientalischen Weisen auf die ältesten griechischen Philosophen bis Platon und weist nach, daß die antiken Zeugnisse infolge ihres zeitlichen Abstandes von der Blüte der Philosophen, ihrer Urheber und ihres Inhalts durchaus unglaubwürdig erscheinen. Auch zeigt er, daß ein engerer Verkehr zwischen den Philosophen und den orientalischen Priestern in so früher Zeit höchst unwahrscheinlich ist, ebenso wie der Tiefstand der exakten Wissenschaften im Orient einen Einfluß auf die Entstehung der Wissenschaft bei den Griechen ausschließe. Nur die Bewunderung der Griechen vor den gewaltigen Bauwerken der Ägypter und Babylonier und dem hohen Alter ihrer Kultur hat sie veranlaßt, den Priestern als den Hauptvertretern der kulturellen Entwicklung geheimnisvolle Weisheit zuzuschreiben. Die allegorische Auslegung bot das Mittel dar, in den religiösen Sagen der Orientalen die philosophischen Erkenntnisse der ältesten Denker vorgebildet zu finden. Erst die hellenistische Zeit hat eine tiefe Beeinflussung der immer stärker mystisch gerichteten Systeme der Stoiker und Neupythagoräer durch die mystischen orientalischen Lehren gebracht. Schließlich hat dann im Neuplatonismus die Theosophie und Mystik des Orients den Sieg über das philosophische Denken der Griechen davongetragen. Die Schrift Hopfners ist so vorzüglich geeignet, das tief gewurzelte Vorurteil von der hohen Weisheit des alten Orients und der Abhängigkeit der griechischen Philosophie zu zerstören. Vollkommen selbständig hat sich in Jonien die Geburt der reinen Wissenschaft vollzogen.

Münzer, Friedrich: Die politische Vernichtung des Griechentums. (= Das Erbe der Alten. II. Reihe, Heft 9.) 8°. IV und 69 S. Leipzig, Dieterich, 1925. Mk. 2.80; gebunden Mk. 4.—.

Münzer hat 6 Vorträge (Die politische Entwicklung des Griechentums bis gegen 220 v. Chr.; Das Geschick der Westgriechen; Die griechische Welt und der Hannibalische Krieg; Makedoniens Sturz als Griechenlands „Befreiung"; Das Griechentum beim Zusammen-

Digitized by Google

stoß der Großmächte des Ostens und des Westens; Das Ende des staatlichen Lebens des Griechentums) in diesem Heft vereinigt. Er will nicht eine erschöpfende Geschichte der Vernichtung des staatlichen Griechentums geben, sondern zeigen, wie die griechischen Staaten in die Weltpolitik hineingezogen und infolge ihres nicht zu unterdrückenden Strebens nach Selbständigkeit beim Zusammenstoß der Großmächte zugrunde gingen. Münzer zeichnet zunächst die Entwicklung der griechischen Polis, deren Eifersucht auf ihre Autonomie es nie zu einer nationalen Einigung kommen und auch die Bildung des griechisch-makedonischen Weltreiches als Knechtschaft empfinden ließ. So konnte in den Kämpfen der Diadochen das Schlagwort der Freiheit Griechenlands immer auf begeisterte Zustimmung rechnen. Derselbe Erbfehler der politischen Zersplitterung hat die blühenden griechischen Gemeinwesen Unteritaliens und Siziliens schließlich den Römern ausgeliefert, hat im Hannibalischen Kriege, in den beiden makedonischen Kriegen, im syrischen Krieg jede Vereinigung aller griechischen Kräfte zum Kampf gegen die Weltmacht des Westens verhindert, es vielmehr den Römern ermöglicht, die hellenistischen Großmächte mit griechischer Hilfe niederzuzwingen. Nur im engsten Zusammenschluß des gesamten Griechentums hätte die Rettung gelegen; statt dessen haben die Staatsgebilde des griechischen Mutterlandes, betört durch das Versprechen der „Befreiung" vom makedonischen Joch, alles getan, um ihre natürlichen Beschützer zu vernichten, und auch die großen Monarchien vermochten ihre selbstsüchtigen Ziele nicht dem Wohl des Ganzen zu opfern. Das Ergebnis war die Fremdherrschaft, die alles selbständige Leben erdrückte. Es ist zu begrüßen, daß Münzer diese gewiß nicht neuen Gedanken in flüssiger Darstellung einem weiteren Leserkreise vermittelt hat.

Weber, Wilhelm: Der Prophet und sein Gott. Eine Studie zur vierten Ekloge Vergils. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 3.) 8°. 158 S. Leipzig, Hinrichs, 1925. Mk. 3.60; gebunden Mk. 4.80.

Es ist außerordentlich schwer, fast unmöglich, in einem kurzen Referat einen Überblick über den Inhalt und den Grundgedanken dieses Buches zu geben. Ausgedehnte Belesenheit hat von allen Seiten, namentlich auch aus indischen Quellen, eine Fülle des Stoffes zusammengetragen, die nun über den Leser ausgeschüttet wird. Es ist der Hauptfehler des Buches, daß der Stoff nicht klar gegliedert wird; hinzu kommt erschwerend ein blumenreicher, oft recht gesuchter Stil. So ist die Lektüre kein reiner Genuß. Mag man zu den Ergebnissen Nordens in seiner „Geburt des Kindes" stehen, wie man will, den Vorzug einer klaren Gliederung, eines streng logischen Aufbaus, einer einfachen und doch edlen Sprache muß man seinem Buch vor dem Weberschen auf jeden Fall zuerkennen. Weber versucht die 4. Ekloge aus der Entwicklung des Dichters und den Zeit-

Digitized by Google

verhältnissen heraus zu erklären. Hier findet er schöne Worte für den Genius Vergils, für die Schönheit seines poetischen Stils, für die Reinheit seines Strebens. Die Zerrüttung des Staates und der Gesellschaft, die Sehnsucht nach Frieden und dem göttlichen Mann, der ihn bringen soll, die Durchdringung der religiösen Vorstellungen mit Elementen des Orients sind die Voraussetzungen für die Entstehung des Gedichts. Den Fünfzehnmännern der Sibyllinischen Bücher wird eine Hauptrolle für die Vermittlung der östlichen Gedanken und Anschauungen zugeschrieben, die in der Ekloge zum Ausdruck kommen. Der Hauptteil des Buches ist dem Nachweis der Herkunft dieses Gedankengutes gewidmet. Wie Ed. Norden führt uns auch Weber nach Ägypten und dem fernen Osten, und überraschend sind oft die Anklänge, auf die er hinweist. Manchmal wird man allerdings das Gefühl nicht los, daß zu viel bewiesen werden soll. Alles in allem muß man anerkennen, daß die Gelehrsamkeit des Verfassers manches neue Licht auf das seltsame Gedicht geworfen und neue Verbindungsfäden zwischen Westen und Osten aufgezeigt hat. Fritz Geyer.

Bauckner, A.: Einführung in das mittelalterliche Schrifttum. 8°. X, 174 S. (= Sammlung Kösel, Bd. 97.) München und Kempten, J. Kösel und Fr. Pustet, 1923.

Das Buch „wendet sich (laut Vorwort) grundsätzlich an den Nichtfachmann. Es behandelt die gesicherten Ergebnisse der Forschung auf den einschlägigen geschichtlichen Gebieten" gemeinverständlich und in Kürze. Seine Kapitel sind überschrieben: 1. Die Geschichtsquellen im allgemeinen (Überreste; Tradition); 2. (S. 4—19) Die schriftlichen Quellen des Mittelalters im Bereiche der westeuropäischen Kultur (Die vorkommenden Sprachen; Die angewandten Schriften); 3. Die lateinische Schrift (S. 23—38: Erscheinungsformen); 4. (S. 46—56) Das Schreibgerät; 5. Die Schreiber; 6. (S. 64—101) Die Urkunden; 7. Die Handschriften; 8. (S. 115—141) Das Alter der Handschriften und Urkunden (gibt im wesentlichen die Grundzüge der mittelalterlichen Zeitrechnung); 9. Die Überlieferung (Urschriften, Abschriften, Fälschungen; 10. (S. 142—148) Die Auslegung; 11. Die Editionstechnik; 12. (S. 153/4) Die Behebung von Schäden. Den Schluß machen eine, den Zweck des Buches angesehen, fast zu reichhaltige (S. 155—164) Bibliographie und das Sachregister. Wenn die nicht immer zuverlässige Bibliographie schon eine „Bibliothekslehre" aufführen wollte, so mußte sie nicht die Petzholdtsche (von 1883), sondern die aus dieser herausgewachsene Graeselsche nennen.

Jakob, Karl: Quellenkunde der deutschen Geschichte im Mittelalter (bis 1400). 1. Bd. 3., durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. 124 S. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., 1922.

Digitized by Google

Jakobs Buch hat sich bereits wohl bewährt und steht von der Wissenschaft anerkannt da. Der vorliegende Band verbreitet sich in der Einleitung (S. 5—16) über Begriff und Aufgabe der Quellenkunde sowie über den allgemeinen Charakter des Quellenmaterials für die deutsche Geschichte. Das erste Kapitel befaßt sich mit Sprache, Überlieferung und Sammlung des Quellenmaterials, gibt aber vor allem (S. 28—59) eine allgemeine Übersicht über die Quellen der deutschen Geschichte im Mittelalter sowie über die wichtigsten Quellensammlungen. Das zweite Kapitel (S. 70—121: Die wichtigsten Quellen der einzelnen Epochen) gilt der Zeit der Karolinger und den Zeiten der Herrschaft des sächsischen Hauses.

Hellmann, S.: Das Mittelalter bis zum Ausgange der Kreuzzüge. 2. erweiterte und veränderte Auflage. 8°. 398 S. (= Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von L. M. Hartmann. 4. Teil.) Gotha-Stuttgart, F. A. Perthes, 1924.

Die ersten fünf Teile der Hartmannschen Weltgeschichte sind in den „Mitteilungen" (Bd. 49, S. 70/2), allerdings mit anderen weltgeschichtlichen Darstellungen zusammen und nur ihrer allgemeinen Haltung nach, gekennzeichnet worden. Der vierte Teil, in zweiter Auflage vorliegend, erscheint um 48 Seiten vermehrt; die damit gegebene Erweiterung des Textes kommt vor allem des II. Buches zweitem Kapitel zugute, dessen Überschrift auch verändert ist, und zwar in „Kaisertum und Kirchenreform" (anstatt: „Das Deutsche Reich auf der Höhe seiner Macht", in der 1. Auflage). Ebenso lautet der Titel des II. Buches (S. 91—192) nicht mehr: „Übergewicht Deutschlands — Erwachen der Peripherievölker zu staatlichem Leben", sondern nur „Das Kaisertum, Erwachen" usw. Und doch möchte man die Zentralstellung des Deutschen Reiches im Mittelalter lieber in der kräftigeren Kennzeichnung der 1. Auflage oder sonst irgendwie anders gewahrt sehen. Freilich berechtigen die vier in jenem zweiten Kapitel geschilderten Regierungen der Jahre 983—1056 keineswegs alle zu jenem Ausdrucke, der für die Zeit Ottos des Großen und Barbarossas entschieden zutrifft. Während das I. Buch die „Geschichte des Fränkischen Reiches" behandelt, gilt das III. bei weitem umfänglichste dem „Zeitalter der Hierarchie", eine Bezeichnung, unter welcher weder Heinrichs IV. noch Friedrichs I. oder Heinrichs VI. Regierung dargestellt werden kann. Das 7. Kapitel dieses III. Buches (S. 321—340) handelt von Friedrich II., während das 8. und letzte („Die Erweiterung des europäischen Kulturkreises") das 7. und 8. Kapitel der 1. Auflage („Vordringen der europäischen Kultur in den Mittelmeerländern" und „Der Norden und Osten Europas") zusammenfaßt.

Besonders erwähnt sei die ausführliche Zeittafel (S. 382—398); nur hätte sie innerhalb der gleichförmigen Zeitreihe auch die verschiedenen Schauplätze und Völker mittels Kolumnenteilung berücksichtigen sollen.

Bleich.

Digitized by Google

Grieser, Rudolf: Das Arelat in der europäischen Politik von der Mitte des 10. bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts. Mit einer Karte. 60 S. Jena, Frommannsche Buchhandlung, 1925.

Eine Arbeit, die auf 60 Seiten nicht weniger als 450 Jahre der Geschichte des Arelats behandelt, kann nur knappe Überblicke geben und die Ergebnisse früherer Forscher kurz zusammenstellen. So ist der erste Abschnitt der Grieserschen Schrift, der die Zeit von 950 bis 1273 auf 25 Seiten abtut, nichts als ein magerer Auszug aus älteren Arbeiten. Von Friedrichs II. Tätigkeit im Arelat ist kaum die Rede. S. 20 wird Wilhelm v. Baux genannt, ohne daß man sieht, warum; es ist nämlich vorher vergessen worden, zu erwähnen, daß ihn Friedrich II. zum König des Arelats erhoben hatte, obwohl die Studie darüber von Scheffer-Boichorst vorn angeführt wird. Avignon ist nicht erst 1243 vom Kaiser abgefallen (S. 23), sondern schon 1241, wie der Vertrag erweist, den ich in meinem „Karl v. Anjou" (S. 263) abgedruckt habe. Von den Bemühungen Aragons, damals die stammverwandte Provence gegen Frankreich zu stützen, findet sich nichts; das Buch von Tourtoulon über Jakob I. ist nicht benutzt.

Somit engt sich der Wert der Arbeit auf die Zeit von 1273 bis 1378 ein, für die eine selbständigere Forschung einsetzt. Bei Philipp IV. wäre schärfer hervorzuheben gewesen, daß nun eine Eroberung des nördlichen Burgund ins Auge gefaßt wird statt der früheren Absichten auf das südliche. Von Ludwig dem Bayern an beginnt eine tüchtige urkundliche Untersuchung des Verhältnisses zwischen dem Reich und Frankreich in betreff des Arelats, besonders des Delphinats bis zum Tode Karls IV. Für diesen Zeitraum wird Griesers Arbeit willkommen sein. Richard Sternfeld.

Stein, J. H.: Der deutsche Heilige im Petersdom Papst Leo IX. 8°. 35 S. Freiburg i. Br., Herder, 1925.

Das vorliegende Schriftchen, das den deutschen Rompilger auf das Grab Leos IX. in der Peterskirche hinweisen soll, verfolgt vorwiegend erbauliche Zwecke und entzieht sich aus diesem Grunde einer kritischen Besprechung, die vernichtend ausfallen müßte. Man versteht es, daß eine moderne Hagiographie sich den Fragestellungen verschließt, mit denen die kritische Geschichtsforschung an die Päpste der Reformzeit herantritt; aber da doch einmal der Versuch unternommen wurde, aus den Quellen heraus die Lebensgeschichte Leos zu schildern (etwas pretentiös wird eine „Auswahl der benutzten Literatur" vorausgeschickt), so hätte man doch wenigstens für die Darstellung des äußeren Lebenslaufs die Benutzung der wichtigsten neueren Arbeiten erwarten dürfen, von denen z. B. schon Jaffe-Löwenfelds Regesten verhindert hätten, daß ein Jahr (August 1051—August 1052) völlig vergessen wurde. Auch in der modernen Hagiographie sollte das Beste gerade gut genug sein. Walther Holtzmann.

Digitized by Google

Hofmann, Albert von: Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Mit 54 Kartenskizzen. 7.—9. Tausend. 8°. 603 S. Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1923.

Der durch das Thema angedeutete Zusammenhang ist auch als wissenschaftliche Anschauung bekannt genug und das allgemeine Thema — Zusammenhang von Geschichte und Geographie — schon ungleich ergiebiger, weil zarter und weniger konstruierend, behandelt. Natürlich besteht ein Zusammenhang zwischen den Vorgängen des menschlichen oder geschichtlichen Lebens und den Schauplätzen, auf denen es sich abspielt. Aber welcher? Und das eben ist die Frage, ob man diese Beziehungen wirklich ergründen kann, indem man die Generalstabskarte studiert und, was sich auf ihr als markanter Punkt herausstellt, dann in der Landesgeschichte wiederzufinden sucht? Heißt das nicht zugleich, die Geschichte gar zu sehr vom militärischen oder händlerischen Standpunkt aus betrachten? Werden diese Gesichtspunkte einer Landes- und Gesamtgeschichte gerecht? Ja, auch nur einer Stammesgeschichte? Außerdem wird bei solcher Einstellung das bunte Getriebe menschlicher Freiheit allzusehr zum geographisch notwendigen Geschehen. Dem Rezensenten ist weder die Bedeutung der Diagonale Linz-Osnabrück mit dem Harzaußenwerk aufgegangen, noch erscheint ihm einleuchtend, daß Köpenick nicht zufällig hätte Berlin werden können. In Wahrheit ist doch die Beweisführung diese: es ist so gekommen, also mußte es so sein. Eine nachträgliche Vorsehung!

Im übrigen wird dem Buche seine große Bedeutung gern zugestanden (weil es eine solche hat, zeigen wir es, wenn auch verspätet und bloß an dieser Stelle pflichtgemäß an): sie beruht auf dem bemerkenswerten Fleiße, mit dem hier riesige Stoffmassen gewonnen, und auf der Klarheit, mit der sie gemeistert sind. Bleich.

Koch, Julius, Deutsche Geschichte. IV. Von der Auflösung des alten bis zur Begründung des neuen Deutschen Reiches. (1806 bis 1871.) 8°. 152 S. (= Sammlung Göschen Nr. 893.) Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1924. Mk. 1.25.

Koch setzt die Kurzesche Deutsche Geschichte, von welcher drei Bändchen erschienen sind, fort. Er beschränkt sich naturgemäß auf die politische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und gliedert: I. 1806—1815; II. Vom Deutschen Bund bis zum Ausgang der Deutschen Revolution, 1815—1852 (S. 53—92); III. Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 1850—1866; IV. Die Erfüllung der deutschen Einheitsbestrebungen (S. 125—145). Angefügt sind Zeittafel und Register; erstere würde gewinnen, wenn sie noch öfter Monats- und vielleicht sogar Tagesdaten angäbe, z. B. für das Jahr 1848. S. 5—7 bieten eine dankenswerte Zusammenstellung wichtigerer Literatur, die manchmal allerdings nur in dem Sinne

Digitized by Google

wichtig ist, daß sie zur Einführung weiterer Volkskreise geeignet erscheint. Dazu dient aber das vorliegende Buch selbst in bester Art, und es hätte deshalb wohl Umgang nehmen können, ihm gleichgerichtete oder -geartete Bücher anzuführen; es durfte sich auf Anführung der Meisterwerke beschränken.

Gierke, Julius v.: Die erste Reform des Frhr. vom Stein. Rede bei der Reichsgründungsfeier am 18. Januar 1924 (= Hallische Universitätsreden. 21.) 8°. 32 S. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1924. Mk. —.80.

Gemeint ist das Edikt vom 9. Oktober 1807 „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend". Es wird eingehend nach seinen Voraussetzungen wie nach seinen Folgen erörtert. Wie unheilvoll diese zum Teil gewesen sind, tritt bei Gierke nicht klar hervor; doch muß man ihm zugeben, daß Erlaß und Durchführung des Edikts notwendig waren.

Wahl, Adalbert, Deutsche Geschichte. Von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1871 bis 1914). 1., 2., 3., 5. Lieferung. (= 1. Band 1.—15. und 21.—25. Bogen). 8°. S. 1—240 und 321—400. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1926. Lieferung: je Mk. 2.—

Wahl, dessen knappe, lehrreiche Darstellung des gleichen Zeitraumes („Zwischen den Kriegen") in den „Mitteilungen" 53, 95 f.) begrüßt wurde, behandelt in den vorliegenden Lieferungen die Politik der siebziger Jahre, vor allem ihrer ersten Hälfte: äußere wie innere Reichspolitik und, gleichfalls recht eingehend, die Entwicklung der Einzelstaaten wie die neu erworbenen und völkisch gemischten Gebiete. Die in sich geschlossenen einzelnen Kapitel lesen sich gut, soweit die Lektüre nicht durch das Fehlen der vierten, nicht eingesandten, Lieferung gestört wird. Infolgedessen, vor allem aber weil die Anmerkungen oder Noten, die für das dritte Kapitel z. B. 70 betragen sollen, noch nicht vorliegen, muß von ausführlicherer Besprechung zunächst abgesehen werden. Bleich.

Kleinwaechter, Friedrich F. A.: Der Untergang der Österreichisch-ungarischen Monarchie. VII, 331 S. 8°. Leipzig, K. F. Koehler, 1920. Mk. 5.60.

Das Buch ist dem Anzeigenden erst gegen Ende 1924 zugegangen. Inzwischen ist das thema probandum: daß die Regierung Kaiser Franz Josephs I. überlang war, der Hochadel zu viel Bedeutung beanspruchte und es an einer überragenden Persönlichkeit dennoch fehlte, wiederholt auch von anderer Seite mit mehr oder weniger Geschick behandelt worden. Die Tragik bleibt doch die alte. Und

Digitized by Google

man muß es der Darstellung Kleinwaechters (eines Sohnes des Medizinprofessors Ludwig Kleinwaechter) lassen, daß sie namentlich das Hauptproblem und das delikate Verhältnis der zehn verschiedenen Nationen zum Gesamtstaatsgedanken, klar umreißt. Helmolt.

Gelber, N. M.: Aus zwei Jahrhunderten. 8°. 266 S. Wien und Leipzig, R. Löwit, 1924.

Die vorliegende Arbeit, welche Beiträge zur neueren Geschichte der Juden liefert, besteht aus einzelnen Essays, die zum Teil in der „Wiener Morgenzeitung" erschienen sind. Sie beschäftigen sich zumeist mit der Geschichte der Juden in Polen und bringen insofern in Einzelheiten Ergänzungen der systematischen Geschichte der Juden in Polen und Rußland von Meisl, die bereits bis zu den Verfolgungen des Jahres 1881 geführt ist (siehe „Mitteilungen" 1924, S. 111). Wie Meisl behandelt auch Gelber ihre Geschichte unter Berücksichtigung des Umstandes, daß es sich hier um einen letzten nationalen Splitter der Juden handelt, der sein eigenes nationales und religiöses Leben führt und sich im Gegensatz zu den Juden Westeuropas der Emanzipation entgegenstellt. Nur eine dünne Oberschicht, die auf ihre nationale Individualität verzichtet und sich westeuropäischen Ideen erfüllt, erstrebt die Assimilation, während die Massen in ihr die Auflösung erblicken. Besonders die unter österreichischer Herrschaft lebenden Juden Galiziens, denen mehrere ausführliche Aufsätze gelten, lehnen alle von außen hereingetragenen Aufklärungsbestrebungen ab. Einige Skizzen gelten auch den böhmischen und den Wiener Juden, deren religiöse Kämpfe besonders in der meisterhaften Biographie von Ignaz Deutsch dargestellt sind. Siegbert Neufeld.

Hoppe, Willy: Ergebnisse und Ziele der märkischen Landesgeschichte. (Sonderabdruck aus den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 37, 2 = S. 181—193.)

Hoppe betont mit Recht, daß landesgeschichtliche Forschung stets stark geographisch gerichtet war und ist (wie rechte Heimatkunde nicht ohne die innigste Verbindung erdkundlicher und geschichtlicher Elemente gedacht werden kann), und gedenkt in diesem Zusammenhange des „mit Unrecht vergessenen Berliner Gymnasialprofessors R. Foß" (der übrigens in den Annalen unserer Historischen Gesellschaft seine Stelle hat und dessen auch in des jüngeren Radowitz' Memoiren als eines ausgezeichneten Lehrers Erwähnung geschieht). — Sodann eine Kleinigkeit, die mir die sonst so erfreuliche Lektüre des vortrefflichen Aufsatzes in etwas trübte. Wir erfahren, daß Riedel, der unstreitig um märkische Geschichte das größte Verdienst hat, von Kamptz gefördert worden sei (Gutzkow ebenso), aber Kamptz erscheint dennoch wieder lediglich unter der Marke des „Demagogenverfolgers", dieses Scheltwortes einer nur liberalen Geschichtsbetrachtung. Bleich.

Digitized by Google

Kekule von Stradonitz, Stephan: Amalia Schönhausen und ihre angebliche Abstammung von der Prinzessin Anna Amalia von Preußen und dem Freiherrn Friedrich Wilhelm von der Trenck. (Aus Zeitschrift der Zentralstelle für niedersächsische Familiengeschichte, VII, 1.)

In Auffrischung der alten Fabel hat neuerdings Gechter-Hamburg die Abstammung der Amalia Schönhausen von Prinzessin Amalia nachzuweisen versucht, und zwar auf Grund einer „Nachfahrenliste" jener. Es ist das Verdienst des Verfassers, in beachtenswerten, namentlich auch in methodischer Beziehung sehr interessanten Ausführungen dem genealogischen Spuk endgültig den Garaus gemacht zu haben. Georg Schuster.

Knaake, Emil: Geschichte von Ost- und Westpreußen. (= Sammlung Göschen, Nr. 867.) 8°. 116 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923.

Führt von den ältesten Zeiten bis in unsere, für die beiden Provinzen wenigstens ganz unseligen Tage. Der VI., letzte Abschnitt (S. 86—112) weist einen irreführenden Titel auf: „Preußen als Königreich", da doch nur die beiden Provinzen behandelt werden. — Erwünscht wäre die Beigabe einer Karte.

Fahlberg, Arthur: Das Deutsche Ordensland Westpreußen. (= Deutsche Lande.) Mit 62 Bildern im Text und auf Tafeln. 8°. 84 S. Berlin, Deutscher Kunstverlag, 1923.

Behandelt „Landschaftsnatur", Geschichte (S. 26—39) und Kulturgeschichte der Provinz in volkstümlicher Art. Die Abbildungen (32 Tafeln) stellen offensichtlich einen Hauptteil des vortrefflich ausgestatteten Büchleins dar: sie geben kennzeichnende Landschaften wie hervorstechende Kunstdenkmäler glücklich wieder. Bleich.

Digitized by Google

Rechtzeitig zu Beginn der Hauptreisezeit erschien soeben:

RATGEBER FÜR REISENDE

nach England, Frankreich, Spanien und der Schweiz

Auf Grund amtlicher Berichte aus dem Jahre 1925

bearbeitet von

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Walther Wüllenweber**

Klein-Oktav. 42 Seiten. 1926. Kart. 1.— RM

Wer sich beruflich oder studienhalber ins Ausland begeben will, wird gern zu einer Schrift greifen, die ihn — unter Ausschaltung alles Unwesentlichen — über die tatsächlichen dortigen Verhältnisse genau unterrichtet. Unter Verwertung der neuesten amtlichen Berichte gibt der vorliegende Führer in zuverlässiger Weise Auskunft über Einreiseerlaubnis, Paß- und Geldangelegenheiten, die verschiedenen Reisewege und -ziele, die günstigste Reisezeit, die ungefähren Gesamtkosten und die besten Auswertungsmöglichkeiten eines längeren Aufenthaltes. Besonders willkommen werden allen Interessenten die Literaturangaben für Vorstudien und die vielen Empfehlungen preiswerter Unterkunftsmöglichkeiten sein.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG, BERLIN SW 68

Professor Johannes Haller

der Tübinger Historiker, Verfasser der „Epochen der deutschen Geschichte", erweist sich auch in seinem neuesten Werk als ein Meister, der aus gründlichster Erforschung der geschichtlichen Einzeltatsachen heraus ein groß geschautes Bild einer Zeit in eindringlicher Klarheit gestaltet. Dieses kürzlich erschienene Werk

Das Altdeutsche Kaisertum

291 S. Mit zahlreich. Abbild. nach zeitgeschichtl. Vorlagen. In Leinen Rm. 8.50

ist zunächst für weitere Kreise bestimmt, um ihnen Größe und Tragik eines einzigartigen Abschnitts deutscher Geschichte neu lebendig zu machen. Aber gerade durch die Vereinigung strengster Wissenschaftlichkeit mit einer jedermann zugänglichen Darstellungsweise nach dem Vorbild der großen Meister deutscher Geschichtschreibung ist das Werk auch für den Historiker von stärkstem Interesse.

„Eines der wertvollsten Werke aus dem Bereich der politisch-historischen Literatur, das wir besitzen." Dr. Egelhaaf, Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Felix Liebermann (1851—1925). Von Ludwig Rieß 65

Neuere reformationsgeschichtliche Forschungen. II. Von Gustav Wolf 70
Literatur zur faschistischen Bewegung. Von J. Lulves 83

v. Poehlmann: Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt. 3. Aufl. (Geyer) 85
Taeger: Thukydides. (Cauer) 88
— Alkibiades. (Cauer) 88
Norden: Die Geburt des Kindes. Geschichte einer religiösen Idee. (Lasson) 93
Eisler: Orphisch-dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike. (Berss) 95
Vogt: Die alexandrinischen Münzen. 2 Bde. (Geyer) 96
Wopfner: Urkunden zur deutschen Agrargeschichte. Heft 1. (Koehne) 98
Kehr: Regesta pontificum Romanorum. vol. VII. (Holtzmann) 100
Waas: Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. 2. Teil. (Wretschko) 101
Köchling: Untersuchungen über die Anfänge des öffentlichen Notariats in Deutschland. (Koehne). 102
Festschrift zu Ehren Emil von Ottenthals. (Wretschko) 104
Stegemann: Der Kampf um den Rhein. (Bleich) 106
Strich: Liselotte von Kurpfalz. (Helmolt) 108
Aulard: Politische Geschichte der Französischen Revolution. (Sternfeld) 109
Egelhaaf: Geschichte des 19. Jahrhunderts vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden. 2 Bde. (Schuster) 112
Renouvin: Les origines immédiates de la guerre (28 juin — 4 août 1914). (Helmolt) 115
Fester: Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges. (Helmolt) 116
Hessel: Geschichte der Bibliotheken. (Abb) 117
Precht: Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848—1850. (Rieß) 118
Kurze Anzeigen 120

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Bal-

JAN 19 1927

T

Historische gesellschaft, Berlin

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Vierzehnter Band

Der ganzen Reihe 54. Band

Drittes und viertes Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1926

Digitized by Google

Schenkt Bücher zu Weihnachten!

Wilhelm Scherer
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR

Erschien soeben in sechzehnter Auflage. Mit dem Bilde des Verfassers
In Ganzleinen 12 RM

Die neue Auflage von Scherers Literaturgeschichte ist wieder auf gutem holzfreien Papier gedruckt und in Ganzleinen gebunden. Das Literaturverzeichnis in dem Anhang ist bis auf die Gegenwart fortgeführt.

„Man muß ihr das glänzende Zeugnis ausstellen, daß sie noch immer an der Spitze marschiert und als Ganzes auch heute noch nicht überboten ist." Der Türmer

Kuno Francke
DIE KULTURWERTE DER DEUTSCHEN LITERATUR
IN IHRER GESCHICHTLICHEN ENTWICKLUNG

Erster Band: Das Mittelalter. Zweite Auflage. In Ganzleinen 10 RM
Zweiter Band: Von der Reformation bis zur Aufklärung
In Ganzleinen 12 RM

„Die philologische und ästhetische Betrachtung der deutschen Literatur ergänzt Kuno Francke durch Herausarbeitung ihrer Kulturwerte in glücklichster Weise und bringt uns ein Werk, das für den Fachmann ebenso anregend ist wie für den gebildeten Laien."
Zeitschrift für das Gymnasialwesen

Erich Schmidt
LESSING
GESCHICHTE SEINES LEBENS UND SEINER SCHRIFTEN

Vierte durchgesehene Auflage in zwei Bänden. In Halbleinen 30 RM

„Eine der glänzendsten, biographisch-kritischen Leistungen, die einem deutschen Dichter bis jetzt zugute gekommen ist." Deutsche Literaturzeitung

Wilhelm Schubart
AEGYPTEN
VON ALEXANDER DEM GROSSEN BIS AUF MOHAMMED
In Ganzleinen 13 RM

„Wie in dieser Zeit griechischer Geist die uralte Kultur erobert, wie sich unter seinem Einfluß auch das gesamte Leben des Niltals in Staat und Gesellschaft, in Wirtschaft und Religion allmählich umgestaltet hat, das ist hier von einem der ersten Papyrusforscher mit dem neuen reichen Material dargestellt, daß die Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte zutage gefördert haben." Frankfurter Zeitung

Wilhelm Schubart
EIN JAHRTAUSEND AM NIL
Briefe aus dem Altertum / Verdeutscht und erklärt

Mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textabbildungen. Zweite Auflage
In Halbleinen 6 RM

„In dem vorliegenden Büchlein sind die hübschesten und interessantesten Stücke in ansprechenden Uebersetzungen zusammengestellt und mit einer vortrefflichen Einleitung über die Kulturentwicklung Aegyptens versehen. Gute Ausstattung und Bildschmuck machen das Buch besonders empfehlenswert." Preußische Jahrbücher

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Richard Sternfeld †.

Ansprache bei der Begräbnisfeier am 24. Juni 1926 in der Pauluskirche zu Zehlendorf[1]) von Max Lenz.

Unsere Gesellschaft hat einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten; eines ihrer ältesten und treuesten Mitglieder ist ihr durch den Tod entrissen worden. Nahezu 40 Jahre hat Richard Sternfeld der Berliner Historischen Gesellschaft angehört, und wir haben nicht viele unter uns, die mit dem Wort und mit der Feder so lange und mit solcher Hingebung an ihrem Aufbau mitgewirkt haben. Unsere Protokolle bewahren es auf, wie häufig er das Wort ergriffen hat, sei es zu eigenen Vorträgen oder in der Diskussion, die er so oft durch neue und eigentümliche Gedanken aus dem Schatz seines Wissens zu beleben und fortzuführen wußte. Bis in die letzte Zeit hat er für uns gearbeitet. Noch am Morgen seines Todestages ging unserm Schriftführer eine Karte von seiner Hand zu, worin er ihm Auskunft über die Korrektur seiner Besprechung einer Übersetzung von Aulards Revolutionsgeschichte gegeben[2]) und neue Referate für die „Mitteilungen" in Aussicht gestellt, auch eine Notiz über seinen eigenen letzten Vortrag zu schicken versprochen hat. Von der Krankheit aber, die ihn bereits fünf Tage vorher ergriffen hatte, kein Wort!

Zwei Wochen vor seinem Heimgange haben wir noch einmal bei jenem Vortrage den Worten des Freundes lauschen und uns an der klaren Gliederung der Gedanken, der Formsicherheit des Ausdrucks erfreuen können. Seine Stimme war so kräftig, sein Aussehen so frisch wie sonst; nichts deutete darauf hin, daß die letzte Sitzung unseres Arbeitsjahres die letzte sein würde, in der er unter uns weilte. Heute ist dieser beredte Mund verstummt, die warmen Augen, die so hell aufleuchten konnten, wenn es galt, ein wissenschaftliches Problem, eine künstlerische Idee, ein sittliches Ideal zu erörtern, sind geschlossen, und uns bleibt nichts übrig, als uns das Bild des Entschlafenen zurückzurufen und uns an seinem Werdegang zu vergegenwärtigen, was wir an ihm besessen haben.

Sternfelds Studienjahre, die er an der Universität seiner Vaterstadt Königsberg Ostern 1876 begonnen und, nach einem kurzen in

[1]) Im Druck erweitert.

[2]) Im 2. Heft der „Mitteilungen" dieses Jahres, S. 109; dazu S. 124 eine Anzeige des Buches von Rudolf Grieser: Das Arelat in der europäischen Politik von der Mitte des 10. bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts. (Jena 1925.)

Digitized by Google

Zürich verbrachten Sommersemester, in Berlin zum Abschluß gebracht hat, fielen in eine Zeit, da unsere jungen Historiker sich mit Vorliebe Problemen der deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte zugewandt hatten. So entsprach es der deutschen Gegenwart selbst, die, nachdem das Reich im Staatenkampfe gegründet war, ganz von der inneren Politik, insbesondere von Fragen der Verfassung und der Wirtschaft in Anspruch genommen war. Für das Mittelalter, damals noch immer das Feld, auf dem die Jünger der Geschichte sich in ihre Wissenschaft einzuleben und ihre Sporen zu verdienen pflegten, war in Berlin der Führer dieser Studien Karl Wilhelm Nitzsch, der von Königsberg, wo er (jedoch bevor Sternfeld die Universität bezogen) lange Jahre gewirkt hatte, nach Berlin berufen war und hier eine große Schar bewundernder Schüler um sich gesammelt hatte. Auch Sternfeld ließ sich von den geistreichen Konstruktionen dieses in seinen Vorträgen höchst anregenden Gelehrten fesseln, er hat ihm immer ein dankbares Andenken bewahrt; in seiner literarischen Produktion aber hat er — und das ist für ihn bezeichnend — damals wie später jene Niederungen des historischen Lebens vermieden. Sein Sinn war auf die große Politik gerichtet, auf die Zusammenhänge und Kämpfe der Staaten, in denen der Fortgang der allgemeinen Entwicklung erscheint. Mächtig wirkten auf ihn die Vorlesungen Heinrich v. Treitschkes ein, der ihm der liebste seiner Lehrer blieb; das hohe Pathos des großen Patrioten, das Feuer und die künstlerische Gestaltungskraft seiner Rede rissen ihn fort; er hat dem herrlichen Manne lebenslänglich uneingeschränkte Bewunderung gezollt. So wählte er sich denn auch, hierin der Führung Harry Breßlaus sich anvertrauend, für seine Dissertation ein Thema aus der politischen Geschichte, eine bei dem Fehlen aller darstellenden Quellen ganz auf Urkunden mühevoll aufgebaute Untersuchung über das Verhältnis des Arelats zu Kaiser und Reich vom Tode Friedrichs I. bis zum Interregnum.

Mit dieser Arbeit, die in erweiterter Gestalt 1881 im Verlage von Wilhelm Herz erschien, hat Sternfeld sich bereits den Weg zu der Epoche gebahnt, der seine Hauptwerke angehören; denn sie führte ihn in ihrem Schlußkapitel unmittelbar auf die Persönlichkeit hin, in der er mit scharfem Blick die führende Gestalt jener Epoche erkannte: auf jenen Fürsten französischen Geblüts, der als Vorkämpfer der Kirche und der guelfischen Partei die Macht des deutschen Kaisertums in Italien zerbrach und als Nachfolger der Staufer auf dem Thron von Neapel Frankreichs Übergewicht auf der apenninischen Halbinsel für mehr als zwei Jahrhunderte begründete. Ihm galt Sternfelds erste größere Darstellung: Karl von Anjou als Graf der Provence (1245—1265). Mit ihr hat er sich 1888 an unserer Universität habilitiert.

Auch dies noch ein Buch lokalgeschichtlichen Charakters, auf weite Strecken hin Neuland für die Forschung, aufgebaut auf einer Fülle von Urkunden, die Sternfeld selbst in dem Departemental-Archiv zu Marseille aufgesucht hatte: die Erzählung von dem Emporkommen

Digitized by Google

des jungen französischen Prinzen, der, in den Besitz der südfranzösischen Grafschaft durch Heirat mit der Erbtochter gekommen, in zwanzigjähriger Arbeit rastlos und zäh sich den Boden bereitete, von dem aus er die Kriegsfahrt nach Italien wagen konnte. Indem aber Sternfeld die Zusammenhänge aufwies, in denen diese partikularen Begebenheiten mit den Bewegungen der großen Politik standen, und die Fäden bloßlegte, welche Karls Interessen mit denen der Nachbarmächte und schließlich mit der Gesamtheit der Mittelmeermächte in feindselige oder freundschaftliche Berührung brachte, hob er die Untersuchung nicht nur aus dem engen Bereich der Lokalgeschichte heraus, sondern zeichnete auch von Karl von Anjou, in dem der Politiker vielleicht den Kriegsmann noch übertraf, ein ganz anderes Bild, als es die herkömmliche Ansicht darbot. Dieser erschien nun nicht mehr als der Abenteurer, der verwegen und unbedacht die Meerfahrt zur Küste Italiens unternommen hatte, sondern als ein Staatsmann, der alles wohl vorbereitet und überlegt hatte, um eine Unternehmung auszuführen, auf welche die Entwicklung der großen Politik ihn geradezu hinlenkte. Der Eroberung Italiens mußte, das war das Ergebnis dieser Studien, die Eroberung der Provence vorausgehen; und so mußte dies auch für den Historiker der Weg werden, um zum Verständnis der Meerfahrt Karls nach Italien und von allem, was sich daraus für ihn und die allgemeinen Verhältnisse ergab, zu gelangen.

Eben hierhin richteten sich die Gedanken Sternfelds für sein eigenes Weiterschreiten. Er nahm sich vor, die Geschichte der Regierung Karls von Anjou als König von Sizilien zu schreiben. Ein Plan von wahrhaft weltpolitischem Ausmaß. Denn dabei handelte es sich um mehr noch als um den Kampf Karls mit Manfred und Konradin, um die Eroberung der italienischen Hegemonie von den Deutschen. Dies war nur ein Teil der Aufgabe, die dem Erwerber der sizilischen Krone gestellt war; der französische Königssohn sah sich jetzt auf die Bahnen seiner Vorgänger in der Herrschaft über Sizilien gedrängt, von Robert Guiscard her bis hin zu den großen Kaisern aus deutschem Stamme. Was diese angestrebt hatten und worin sie gescheitert waren, das war das Ziel, dem der neue König nachstreben mußte; und so sah sich also auch der Historiker Karls vor die Aufgabe gestellt, Begebenheiten abzuschildern, welche den ganzen Bereich des Mittelmeeres umspannten, und das Bild einer Epoche zu entwerfen, in der sich die Geschicke des Morgenlandes wie des Abendlandes auf Jahrhunderte hinaus entscheiden sollten.

Es war der Schlußabschnitt jener weltgeschichtlichen Periode, in der die drei Kulturkreise, die sich auf den Trümmern des Imperium Romanum ausgebildet hatten, nach Jahrhunderten der Trennung in Aktion und Reaktion, im Kampf und in friedlichem Verkehr oder gar verbündet, und in immer regerem Austausch ihrer wirtschaftlichen und geistigen Güter einander zu umklammern und zu durchdringen gesucht hatten. Niemals aber waren alle diese Elemente stärker ineinander verwirrt und verwachsen als in der letzten Generation, unmittelbar bevor in jähem Wechsel sich alles wieder löste

Digitized by Google

und Orient und Okzident auseinanderwichen, um später, in wenigen großen Machtgebilden zusammengefaßt, in tötlicher Feindschaft sich abermals gegenüberzutreten.

Unsere nationalen Historiker, denen, solange unsere großen Kaiser die ersten Rollen in diesem Schauspiel innehatten, alles nur im Schimmer nationaler Glorie erschienen war, hatten Karl von Anjou jene Stellung vorenthalten oder es doch vermieden, seiner Politik auf diesen Wegen weiter zu folgen. Ihr Interesse blieb an den tragischen Ausgang des Staufischen Hauses gefesselt, in dem sie den Zusammenbruch der deutschen Kaiserherrlichkeit erblickten und den Niedergang unseres Volkes von weltgebietender Höhe beklagten. Sie liebten es, in dem französischen Fürsten nur eben den Soldknecht der Kirche und den Henker Konradins zu sehen und ihn in die dunkeln Farben zu kleiden, in denen Dante den gekrönten Vorkämpfer der guelfischen Partei geschaut hatte.

Wir brauchen nicht mehr zu fragen, auf wessen Seite wir zu treten haben. Wenn Sternfeld in der Schilderung der Persönlichkeit und der Politik Karls von Anjou sich auf einen Standpunkt stellte, der den Blick über die Gegensätze der damaligen Parteien hinaushob, so war es derselbe, von dem auch wir die Weltbegebenheiten anzusehen gewohnt sind. Jene ältere Auffassung erscheint uns heute als eine Verkennung der historischen Stellung Karls von Anjou, ja sie wird, wie wir meinen, nicht einmal unserem eigenen Volke gerecht; denn sie geht an der Tatsache vorüber, daß unser Volk sich aus der aristokratischen Kultur der lateinischen Nationen, an die es sich hatte fesseln lassen, erst losreißen mußte, um sich eine Zukunft zu sichern, in der es sich seinem Genius gemäß frei entfalten und seiner welthistorischen Mission entgegenwachsen konnte.

Freilich ist es uns Heutigen leichter gemacht als unsern Vorgängern, die Verhältnisse gegeneinander abzuwägen und zu einer objektiven Würdigung des Weltlaufes zu gelangen. Denn wir haben seitdem den nationalen Staat gewonnen, den zu erringen für jene der Mittelpunkt ihrer Gedanken gewesen war, und dessen Form und Gestaltung sie nach dem Bilde der Vergangenheit im Sinne ihres Ideals zu bestimmen und vorzubilden versucht hatten. So war es nicht einmal ein besonderes Verdienst von uns, daß wir mit größerer Ruhe und ohne Voreingenommenheit die Wege, die unsere Nation gegangen, rückschauend überblicken und die Kontinuität des Weltgeschehens, von dem ihre eigene Entwicklung immer nur ein Teil war, zu deuten vermögen. Das große Erlebnis, das uns zuteil geworden, der Sieg, der unserm Volke zugefallen war, hatte uns die Augen geöffnet; der Schöpfer unseres Reiches selbst hatte die Bahn gebrochen und die Wege gewiesen, auf denen wir in die Vergangenheit unseres Volkes eindringen und ihre Verbindung mit dem allgemeinen Leben und dem über ihm schwebenden allmächtigen Schicksal freien Auges erkennen konnten.

Auch hatten wir bereits mitten unter uns einen Vorkämpfer, der in wunderbarer Harmonie mit dem Schöpfer unseres Reiches die

Digitized by Google

großen Zusammenhänge gesehen und die in ihnen regierenden Kräfte erkannt hatte, und dem wir also nur zu folgen brauchten, um uns auf der rechten Bahn zu wissen. Es war der Altmeister unserer Wissenschaft selbst, dessen Gestirn, nachdem es unter dem vorwaltenden Einfluß jener andern lange verdunkelt gewesen, nun, eben unter dem Eindruck des Sieges, neu hervorbrach und von Jahr zu Jahr heller aufstrahlte. Gerade jetzt schritt Ranke, schon den Achtzigern nahe, aber noch immer in unverminderter Vollkraft, dazu vor, die Werke zu schreiben, durch die er auch die Epoche, in welcher die national-politischen Historiker vorzüglich ihr Arbeitsfeld gesucht hatten, in den Umkreis seiner Lebensarbeit hineinzog; um danach erst das heroische Unternehmen zu wagen, den Traum seiner Jugend, „die Mär der Weltgeschichte" zu entdecken, wahrzumachen und die Totalität der welthistorischen Entwicklung der Macht seiner Ideen zu unterwerfen; er meinte wohl, mit dem lieben Gott einen Pakt geschlossen zu haben, der ihm das Ende des Werkes noch zu erleben gestatten werde. Darin sah er sich betrogen. Der 7. Band seiner Weltgeschichte, der noch von ihm selbst abgeschlossen wurde, endete gerade da, wo die Epoche, in der Sternfeld gearbeitet hatte, begann. Dann aber haben, nach dem Tode des Altmeisters, die Verwalter seines literarischen Nachlasses doch noch den Band, der jene Epoche umschloß, aus den nachgeschriebenen Kollegheften und den Kollektaneen Rankes selbst herausgeben können.

Und an dieser Stelle ist Sternfeld mit seinen Forschungen dem Genius Rankes, der bis dahin an diesem Zeitalter vorübergegangen war, unmittelbar begegnet. Denn jener Band der Weltgeschichte enthält auch ein Kapitel über Karl von Anjou: kurz genug, wenig mehr als zwei Bogen; aber auf diesen wenigen Seiten ist ein Bild des Fürsten eingezeichnet, das uns seine Persönlichkeit und seine Politik ganz so umreißt, wie Sternfeld es aufgefaßt und für die Anfänge Karls aus den Urkunden entwickelt hatte. Der Zufall hat es gefügt, daß beide Werke so gut wie gleichzeitig ans Licht traten: vom Februar 1888 ist Sternfelds Vorrede zu seinem Buch über die provençalische Zeit Karls datiert; im Dezember 1887 hat Alfred Dove jene letzte Gabe des Rankeschen Geistes unterzeichnet.

Den Eindruck, den dies Zusammentreffen auf unsern Freund machte, hat er selbst seinen Freunden, und so auch dem Verfasser dieses Nachrufs, geschildert. Wenn man, so pflegte er zu sagen, etwas recht Gutes gefunden zu haben glaube und lese dann die Behandlung des gleichen Gegenstandes durch Ranke nach, so finde man, daß dort schon alles stehe. Und wie viele würden von ihren Darstellungen dasselbe sagen können! In der Tat aber konnte unser Freund kein besseres Lob gewinnen als diese Übereinstimmung in seinem Schaffen mit dem Meister, dem der Genius die Gabe verliehen hatte, im Persönlichen wie im Allgemeinen stets den Kern der Dinge intuitiv zu erfassen.

So sah Sternfeld die Linie vorgezeichnet, an die er sich zu halten, den Weg, dem er nur zu folgen brauchte, um zu seinem Ziel zu gelangen. Auch ist er noch ein Stück auf ihm weitergeschritten.

Digitized by Google

Seine nächste größere Arbeit, über Ludwigs des Heiligen Kreuzzug nach Tunis 1270 und die Politik Karls I. von Sizilien (Berlin 1896), die ihn tief in die Mittelmeerpolitik seines Helden hineinführte, war ein solcher Schritt. Ein Buch, dem der beste Kenner jener Epoche, Karl Hampe, die sichere Führung des Hauptthemas ebenso wie die künstlerische Gestaltung nachgerühmt hat. „Eine lebhafte Anschauung von Personen und Dingen," so lesen wir in der Kritik, die Hampe in den Göttinger Gelehrten Anzeigen veröffentlichte, „ein tiefdringendes Urteil, das in langer, liebevoller Beschäftigung mit dem Stoffe ausgereift ist, und eine weit über Mittelmaß gewandte Ausdrucksweise sichern dem Buch einen Platz unter den besten Einzeldarstellungen zur mittelalterlichen Geschichte, die in der letzten Zeit geschrieben sind." Hampe schloß die Besprechung mit dem Wunsch, daß die günstige Aufnahme, die dem Buch überall sicher sein werde, für den Verfasser ein Ansporn sein möge, auch der späteren Regierungszeit Karls I. seine Arbeitskraft zu widmen. Dieser Aufforderung ist Sternfeld nicht nachgekommen; er ist den Weg, den er selbst ins Auge gefaßt hatte, nicht bis zu Ende gegangen. Schon das Buch über den Kardinal Johann Gaëtan Orsini (Berlin 1905) kann nicht mehr (was man von dem Kreuzzug Ludwigs des Heiligen vielleicht noch sagen durfte) als eine Vorstudie für die Gesamtgeschichte Karls von Anjou bezeichnet werden, einen wie breiten Platz dieser in dem Buch einnehmen mag, und obschon die darin behandelten Begebenheiten der Zeit nach sich mit der Epoche Karls ungefähr decken. Aber die Gestalt und der Interessenkreis eines Kirchenfürsten, der seit Innocenz IV. unter zehn Päpsten den roten Hut trug, bis er nach dem Tode Johanns XXI. noch selbst als Nikolaus III. den Thron bestieg, begrenzte die Aufgabe, so bedeutsam der Mann und sein Wirken für die allgemeine Politik gewesen sein mag, doch mehr auf die innere Geschichte der Kirche und den Kirchenstaat selbst, als dessen Neugründer Nikolaus III. seine historische Stellung erworben hat.

Sternfeld selbst hat, und zwar schon in der Vorrede zu seinem Buch über König Ludwig, den Grund für das Fallenlassen seines Planes angegeben: Hampes eigenes Buch über Konradin, das im Jahre vorher erschienen war, habe eine Darstellung der darin geschilderten Ereignisse und Zustände Italiens in jener Zeit überflüssig erscheinen lassen. Doch hätte ihn das wohl nicht zu hindern brauchen; denn eine Geschichte der Regierung Karls hätte schon an sich eine Form verlangt, die eine bloße Wiederholung der Darstellung wie auch der Forschungen Hampes ausschloß, eine Konzentration des Stoffes, worin der Kampf um den Thron Siziliens nur einen im Verhältnis kleinen Platz beanspruchte gegenüber den großen und neuen Aufgaben, die, wie gesagt, den ganzen Umkreis der Mittelmeerwelt in Politik, Wirtschaft und Kultur umfaßten.

Es werden daher doch wohl noch andere Gründe hinzugetreten sein, welche unsern Freund bewogen, diese so sorgsam und glücklich angebauten Felder zu verlassen. Nicht daß er sich seinem alten

Digitized by Google

Studiengebiete völlig entfremdet hätte; er hat die Geschichte beider Länder, Frankreichs und Italiens, in ihrem ganzen Verlauf durchmessen und sie in ihrer engen Verflechtung zur Darstellung gebracht; freilich im Gegensatz zu seinen älteren Arbeiten nur in knappen Zusammenfassungen, die aber das Wesentliche in jedem Falle hervorheben. Auch in seinen Vorlesungen hat er sie vielfach behandelt; noch sein letzter Vortrag in unserer Gesellschaft, das Referat über eine neu erschienene Biographie Mazarins, galt einem Stoff, in dem jene Verflechtung der Schicksale beider lateinischer Nationen mit besonderer Deutlichkeit hervortritt. Von den mittleren Zeiten aber wandte Sternfeld sich in diesen Arbeiten mehr und mehr ab; und wenn er in kurzgefaßten Darstellungen der nationalen Einigung Italiens im 19. Jahrhundert seine Feder vor allem der Gestalt Cavours geliehen hat, so erkennen wir auch wohl den Grund, der ihn mehr noch als jener Zusammenstoß mit Hampes Konradin dazu gebracht haben mag, die Wege, auf denen er zuerst gegangen war, zu verlassen. Er folgte dem Antrieb, der damals so viele aus unserer Zunft bewog, ihr Arbeitsfeld aus den mittleren Jahrhunderten in die neueste Zeit zu verlegen: dem Wunsch, das, was wir soeben erlebt hatten, die Ursprünge und die Ausbildung des neuen Reiches und seiner Epoche, zu wissenschaftlicher Anschauung zu bringen. Es war der Moment, wo die Gegenwart sich für uns bereits wieder zur Geschichte wandelte: der Tod des Gewaltigen, der die Fundamente gelegt hatte, auf denen alles ruhte, zwang uns geradezu, die Blicke auf ihn und seine Taten zu wenden. Die neuen Quellen, die nun in immer größerer Fülle ans Licht traten, allen voran die Erinnerungen, in denen Bismarck selbst die Hauptmomente seines Wirkens dargestellt, und die darin verflochtenen Gedanken, in denen er die Wege, die er geschritten, offenbart hatte, ließen die Riesengestalt immer höher und einsamer erscheinen, je weiter er dem Getriebe der Parteien entrückt war, die ihn gestürzt oder verlassen hatten und jetzt mit den Geschicken Deutschlands spielten. Wie hätte Sternfeld, dessen ganzes Herz für den Schöpfer des Reiches glühte, sich diesen Eindrücken entziehen mögen! Es konnte nicht ausbleiben, daß auch er sich dieser Epoche mehr und mehr zuwandte. Zu größeren Arbeiten über sie ist er nicht mehr gekommen, aber die kleinen Untersuchungen und so manche Artikel, die er Bismarck gewidmet hat, alle mit der Sorgfalt und Umsicht gearbeitet, die von seiner Forschungsweise untrennbar waren, zeigen es, wie tief er sich in die Persönlichkeit und das Werk Bismarcks eingelebt hat. Auch seine Vorlesungen dehnte er jetzt auf Bismarcks Epoche und die Gegenwart selbst aus. Noch das Kolleg dieses Sommers hat er dem großen Kanzler gewidmet. Auf dem Katheder selbst überfiel ihn die Krankheit, er hat seine letzte Vorlesung nicht mehr zu Ende führen können.

Die Geschichte war aber nur eine von den beiden Provinzen der geistigen Welt, in denen Richard Sternfeld sich heimisch gemacht hat,

Digitized by Google

und zwischen denen sein Herz und seine Zeit geteilt waren; und man kann fragen, wohin es ihn mehr gezogen hat, ob zu Klio oder zu ihren göttlichen Schwestern, den musischen Künsten. Wenn er zu der Historie aus freier Wahl, durch den Gang seiner Entwicklung geführt ward, so war die Musik mit ihm geboren, eine Gabe von oben, und sie war ein Stück seines Lebens geworden. Er hätte es hingeben müssen, wenn er seine Kunst hinter die Wissenschaft zurückgedrängt, sie ihr geopfert hätte. Für seine Laufbahn, sein Vorwärtskommen wäre das gewiß kein Schade gewesen, seine Fachgenossen hätten ihm dann wohl noch höhere Anerkennung zuteil werden lassen als durch günstige Rezensionen, manche Enttäuschungen, auch Sorgen wären ihm erspart geblieben. Und Meister soll ja wohl nur werden, wer sich zu beschränken versteht —; obschon der Mann, der diesen Satz geprägt hat, ihm nicht gerade gefolgt, sondern selbst nach allen Seiten im Endlichen geschritten ist. Würde aber eine solche Selbstbeschränkung Sternfeld auch in seinem *inneren* Beruf gefördert haben? Würde er nicht vielmehr damit eine Kraftquelle verschüttet haben, aus der seine Wissenschaft selbst Nahrung geschöpft hat? Denn die Historie fordert nun einmal von ihren Jüngern ein Zwiefaches: den Ernst des Forschers und das Urelement in jeder Kunst, die Phantasie; beides vereinigt macht den Gehalt unserer Wissenschaft aus, führt sie zum Ziel. Das eine kann man lernen, sofern man Gewissenhaftigkeit besitzt, ohne die nichts Dauerndes in der Welt bestehen kann; das andere aber muß angeboren sein. Selten findet sich beides zusammen: Sternfeld aber besaß es: sowohl die Methode und die Gewissenhaftigkeit, mit der er sie ausübte, als jenes künstlerische Vermögen, das ihn zu seiner Wissenschaft selbst hingetrieben hatte, die Lust, sich das vergangene Leben zu vergegenwärtigen.

Nach Höherem hat er nicht gestrebt. Von der heute immer mehr um sich greifenden Neigung, das geschichtliche Leben, Persönliches wie Allgemeines, aufzulösen und zu zergliedern, die Kulturhöhen der Menschheit vergleichend aneinander zu messen, Rhythmus und Dynamik und (nicht zu vergessen!) Antinomien in der allgemeinen Bewegung zu entdecken, hat er sich jederzeit freigehalten. Ich weiß nicht, ob Sternfeld sich jemals um dies Bestreben, das unsere Historiker fast zu Philosophen gemacht hat, sie jedenfalls mit diesen eng zusammenführte, gekümmert hat; wir besitzen keine Zeile von seiner Hand, die darauf hinweisen könnte. Die Blutleere in diesen Abstraktionen, welche alle Geschichte in Betrachtung umsetzen und sie des Lebens selbst zu berauben drohen, schreckte ihn. Er erstrebte nichts weiter als das, was Bismarck von seinen Diplomaten verlangte und bei diesen so oft vermißt hat: ihm die *Dinge* zu schreiben statt Betrachtungen über die Dinge. Theorie war Sternfeld wie allen, die sich noch nach Rankes Namen nennen dürfen, auf die Geschichte angewandt das, was der Name besagt: *Anschauung*; so wie die Historie, der Bedeutung ihres Namens gemäß, die Kunst des *Erzählens* sein sollte. Was brauchen wir noch nach einem besonderen Standpunkt zu suchen, um den Weltlauf zu begreifen! Es steht jedermann frei, den seinen zu wählen, so wie

Digitized by Google

der Maler sich nach freiem Ermessen die Stelle aussucht, von wo er sein Bild am besten aufnehmen und entwerfen zu können glaubt. Wenn wir nur an dem Willen festhalten, unbedingt das allein zum Bilde zu gestalten, was wir forschend als das für uns Gewisse gesammelt und erkannt haben.

Hier freilich ist uns die Grenze gesetzt, von der uns kein Einfluß und kein Eindruck, mag er aus dem vergangenen oder dem gegenwärtigen, dem persönlichen oder dem allgemeinen Leben stammen, hinwegdrängen darf. Denn — so lauten die goldenen Worte, zu denen sich einst unser Meister, bei seinem Eintritt in den Kreis der Geschichtschreiber, bekannte, und die uns heute als die Inschrift über dem Portal seines Lebenswerkes entgegenleuchten — „strenge Darstellung der Tatsache, wie bedingt und unschön sie auch sei, ist ohne Zweifel das oberste Gesetz".

Solche Schranken kennen die Reiche der freischaffenden Phantasie nicht. Dort hat nur der Handelnde recht. Kampf ist des Künstlers Losung, die Leidenschaft selbst wird zum Hebel seiner Macht. Ob er der Sieger bleibt, werden andere entscheiden; nur der Erfolg wird ihn rechtfertigen, mag diesen auch erst die Zukunft bringen. Wenn er sich nur den Glauben an sein Schaffen und an die Zukunft bewahrt. Diesen Glauben besaß Sternfeld, wie der Meister, dem er diente und der ihm der Meister aller Meister war, selbst. Aus ihm stammt alles, was er für Richard Wagner getan hat, kein anderer in der unübersehbaren Schar der Verehrer, die Wagner um sich gesammelt, hat es ihm darin zuvorgetan. Werbend und streitend, mit dem Wort und mit der Feder, immer bereit, jeder Kritik an seinem Meister zu begegnen, jeden Vorwurf von ihm abzuwehren, hat er dem Andenken seines Heros eine Hingebung ohnegleichen bewiesen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Richard Sternfeld auf diesen Wegen zu begleiten. Und so wollen wir nur noch auf das eine aufmerksam machen: daß über ihnen die gleichen Gestirne standen, die ihn zu dem Schöpfer des Reiches geführt haben. In beiden Meistern sah er den Genius der Nation verkörpert; sie erschienen ihm als die Dioskuren, die unserm Volke auf seinem Wege zur Höhe der Macht und des Ideals voranleuchteten.

Und so war auch sein eigenes Wirken, wie bei jedem echten Manne, ein Abglanz des nationalen Lebens, in das das seine verflochten war. Aufgewachsen in den Jahren, da unser Volk zur Einheit emporschritt, ward ihm das Glück, in den Mannesjahren auf der Höhe der noch immer wachsenden Macht des neuen Reiches zu wandern —, um am Ende das Loos zu erfahren, das so vielen aus der Generation von 1870 beschieden war: aus dem Sonnenglanz nationaler Herrlichkeit mit hinab zu müssen in das Dunkel der Knechtschaft, aus dem noch immer kein Weg nach oben und ins Freie sich zeigen will.

Digitized by Google

Wir aber wollen uns nicht in Klagen verlieren, weder um das allgemeine noch um persönliches Schicksal. Wir würden damit nicht im Sinne dieses immer Hoffenden handeln, der noch am Morgen seines Todestages dem Leben zugewandt blieb und Pläne für die Zukunft spann. Wir wollen uns an das halten, was Richard Sternfeld seinen Freunden und seinen Schülern, und denen, die seinem Herzen die Nächsten waren, gewesen ist: der auf den Kern der Dinge gerichtete Gelehrte und der dem Höchsten zustrebende Künstler, ein Mann, der für das von ihm als recht und richtig Erkannte eintrat, unbekümmert um den Widerspruch, den er finden mochte, der seinen Idealen folgte, ohne sich im Kampfe für sie jemals entmutigen zu lassen, gütigen Herzens und von frohem Humor, selbstlos und hilfsbereit, seiner Heimat treu und treu seinen Freunden, unabhängig und aufrecht in allen Fährnissen und Widerwärtigkeiten des Lebens, und unerschütterlich im Glauben an den Genius seines Volkes.

Probleme der älteren römischen Geschichte.

Von Friedrich Cauer.

Beloch, Karl Julius: Römische Geschichte bis zum Beginn der Punischen Kriege. Mit drei Karten. 8°. 664 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1926.

Vor allen bisherigen Erforschern und Darstellern der älteren römischen Geschichte hat Beloch den Vorteil, daß er jahrzehntelang in Rom gelebt hat und so mit dem Boden vertrauter ist selbst als Mommsen und Nissen. Genaue Kenntnis und klare Anschauung des Landes befähigten ihn zu seinen wertvollen Büchern über Kampanien und über den italischen Bund. Jetzt hat er es unternommen, von dieser topographischen Grundlage aus zu den Problemen der älteren römischen Geschichte Stellung zu nehmen.

Der zweite und der sechste Abschnitt (Latium und Rom; die politische Einteilung Italiens) behandeln das allmähliche Anwachsen des römischen Stadtgebietes, des ager Romanus und des römischen Machtbereiches in Italien. Die Frage, wann eine Stadt als Kolonie oder Munizipium das volle römische Bürgerrecht bekommen hat, ob sie vorher Halbbürgermunizipium oder latinische Kolonie oder sonst verbündete Gemeinde gewesen ist, welche Rechtsstellungen sie überhaupt durchlaufen hat und zu welchen Zeiten, läßt sich nicht für die Jahrhunderte vor den Punischen Kriegen allein beantworten. Meist geben nur Rückschlüsse aus der späteren, in den Inschriften zu Tage tretenden Verfassung Aufschluß, und noch die kirchliche Einteilung im Mittelalter hängt mit der ehemaligen Gliederung des italischen Bundes zusammen. Alle diese Nachwirkungen verwertet Beloch für seine Übersicht (die kirchliche Einteilung allerdings nur gelegentlich unter Empfehlung weiterer Untersuchungen), die die augustinische Regioneneinteilung zugrunde legt. Die Zusammenstellung der Ergebnisse auf S. 620/1 ist sehr lehrreich. Der ursprüngliche ager Romanus, den Beloch (S. 170)

Digitized by Google

auf etwa 150 qkm schätzt (für ein altlatinisches Stadtgebiet schon ein ansehnlicher Umfang), war bis gegen Ende des fünften Jahrhunderts auf annähernd 1000 qkm angewachsen und dehnte sich durch Eroberung des ager Veiens auf über 1500 qkm aus, durch weitere Eroberungen noch vor dem Latinerkriege auf annähernd 2000, durch den Latinerkrieg auf über 5000 (freilich mit Einschluß des Gebietes der Halbbürgerstädte), durch den zweiten Samniterkrieg und die anschließenden Kämpfe auf über 7500, durch den dritten Samniterkrieg auf annähernd 14 000, von da bis zum Kriege mit Pyrrhos auf über 17 500, durch den Krieg mit Pyrrhos und anschließende Kämpfe auf 24 000 qkm. Besonders anschaulich wird diese Entwicklung durch die drei Karten: Altlatium um 500, Mittelitalien um 298, Italien 263.

In noch ältere Zeit als das Anwachsen des Staatsgebietes führt das Wachstum der Stadt: Roma quadrata, Septimontium, Vierregionenstadt, servianische Stadt. Hier fußt Verfasser auf den von Huelsen, Richter u. a. gewonnenen Ergebnissen der Ausgrabungen. Sehr einleuchtend ist die Gleichsetzung von drei unter den vier Regionen mit den drei alten Stammestribus: Ramnes = Palatina, Tities = Sucusana, Luceres = Esquilina (S. 269). Die Gliederung in Stammestribus war also abgeschlossen, ehe das Septimontium durch Zufügung der Collina zur Vierregionenstadt erweitert wurde.

Obgleich Beloch bestrebt ist, seine Anschauung von den ältesten Zuständen und Wandlungen auf Schlüsse aus dem Boden und aus der späteren Verfassung zu gründen, hat er doch einen Abschnitt über die Quellen vorausgeschickt. In der Würdigung der Quellen kommt er, so wenig man doch gerade ihm Gläubigkeit vorwerfen wird, immerhin zu einem konservativeren Standpunkt als manche der neueren Forscher. Vor allem legt er dar, daß die Konsularfasten, die nachweislich für das fünfte, zum Teil wohl auch noch für das vierte Jahrhundert interpoliert sind, deshalb nicht für diese ganze Zeit gefälscht zu sein brauchen. Ob die Gründe, aus denen Verfasser manche Namen für interpoliert, andere für sicher echt erklärt, durchweg so zwingend sind, wie er annimmt, kann man wohl bezweifeln; aber Beachtung verdienen die Erwägungen, aus denen er auch die Cognomina der patrizischen Konsulu und die Vornamen der Väter für im allgemeinen gut überliefert erklärt. Ablehnender stellt sich Verfasser mit Recht den ältesten Diktaturen und Zensuren gegenüber. In Übereinstimmung mit anderen Forschern (denen auch Rezensent in seinem Abriß der römischen Geschichte gefolgt ist) nimmt er an, daß nach dem Sturz des Königtums zunächst jährlich wechselnde Diktatoren den Staat regierten, daß mithin die ältesten Fasten Diktatorenfasten waren, die dann später durch Zufügung je eines zweiten Namens zu Konsularfasten umgefälscht wurden. Aber gegenüber den angeblich ältesten außerordentlichen Diktatoren, ist er ebenso mißtrauisch wie gegenüber den von ihnen und anderen gefeierten Triumphen. Die Triumphalfasten betrachtet er als einen Teil der Pontifikalchronik, die zwischen der Sonnenfinsternis von 297 und der von 288, der ältesten in den annales maximi verzeichneten, begonnen haben muß. Von da an lagen also

Digitized by Google

den Annalisten jedenfalls gleichzeitige Aufzeichnungen vor. Für das vierte und fünfte Jahrhundert scheint Verfasser sie als ausgeschlossen zu betrachten; aber können nicht die von Licinius Macer mehrfach angeführten libri lintei, deren Echtheit er gegen Mommsen verteidigt, neben den Beamtennamen auch kurze Angaben über Ereignisse enthalten haben? Oder kann es solche Aufzeichnungen nicht in irgendwelchen Tempeln gegeben haben?

Jedenfalls muß man prüfen, ob in der ausführlichen Erzählung bei Livius und Dionysius, die ja zum größten Teile zweifellos auf Fälschungen nachsullanischer Annalisten beruht, einige Brocken echter Überlieferung enthalten sind. Aber Beloch lehnt es ausdrücklich ab, auf die Quellenfrage bei Livius und Dionysius einzugehen. Dagegen untersucht er eingehend und einleuchtend die Quellen Diodors. Er weist nach: 1. Die wenigen ausführlichen Erzählungen stammen aus einer anderen Quelle als die Konsulnamen. 2. Die Quelle der ausführlichen Erzählungen muß nachsullanisch gewesen sein, da sie den Führern der Samniten Namen gab, die zweifellos den Namen römerfeindlicher Führer im Bundesgenossenkriege nachgebildet waren. 3. Das Konsulverzeichnis stammt aus einer griechischen Chronographie, die einen vorsullanischen lateinischen Annalisten benutzt hat. Der Vermittlung dieses Chronographen verdankt Diodor nach Beloch auch die kurzen Notizen, die Mommsen und Nitzsch als Stücke der ältesten, unverfälschten Annalen ansahen. Auch Beloch aber erkennt an, daß bei Diodor einige wertvolle und eigenartige Nachrichten erhalten sind, so die ursprüngliche Vierzahl der Volkstribunen und die patrizische Herkunft der Virginia, die römische Niederlage bei Lautulan.

Grundsätzliche Zustimmung verdienen zwei leitende Gedanken von Belochs Quellenkritik: 1. Wo derselbe Vorgang wiederholt erzählt wird (z. B. der Opfertod eines Deciers, die secessio plebis), ist wahrscheinlich nur der als jüngster erzählte Vorgang historisch, die älteren sind erfunden. 2. Urkundliche Nachrichten sind glaubwürdiger als Berichte von Historikern. Aber welche Angaben zur älteren römischen Geschichte kann man urkundlich nennen? Wohl mit Recht betrachtet Beloch die Bezeichnung dies Alliensis als urkundlich und schließt daraus im Gegensatz zu seiner eigenen früheren, fast durchweg angenommenen Ansicht, daß die Gallierschlacht wirklich an der Allia, also auf dem linken Tiberufer stattgefunden hat, daß mithin die dem widersprechenden Angaben (vor allem von der Flucht der Römer nach Veji) zu verwerfen sind. Aber den ersten der überlieferten Verträge zwischen Rom und Karthago setzt Beloch (aus triftigen Gründen) um 400, obgleich Polybios, der wahrscheinlich Fabius Pictor folgt, als vertragschließende Konsuln ausdrücklich L. Brutus und M. Horatius nennt. Er nimmt also an, daß Fabius über den Inhalt der Urkunde eine unrichtige Angabe gemacht hat. Derselbe M. Horatius galt allgemein als Einweiher des kapitolinischen Jupitertempels, und zwar, wie Dionysios ausdrücklich erzählt, auf Grund der Weihinschrift. Trotzdem vermutet Beloch, der Tempel sei schon in der Königszeit eingeweiht worden, und man habe M. Horatius die Einweihung durch ein Miß-

Digitized by Google

verständnis zugeschrieben; er hält also die Inschrift, von der Dionysios berichtet, für eine Fälschung. Doch was Beloch recht ist, ist Dessau billig, der die durch Livius erhaltene Angabe des Augustus bezweifelt, A. Cornelius Cossus habe sich bei Weihung der spolia opima im Tempel des Jupiter Feretrius als Konsul bezeichnet. Obgleich Dessau ein Motiv für die vermutete Fälschung nachgewiesen hat, erklärt Beloch eine unrichtige Angabe des Kaisers für ausgeschlossen: der Kaiser hätte fürchten müssen, daß jeder beliebige in den Tempel ginge und ihn durch Prüfung der Inschrift der Unwahrheit überführte. Aber gab es damals in Rom genug wahrheitsdurstige und altertumskundige Leute, die imstande waren, die alte Inschrift zu lesen und zu deuten? Jedenfalls reicht die Autorität des Augustus nicht aus, um mit Beloch zu behaupten, die Oberbeamten hätten schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts die Amtsbezeichnung consules geführt, obgleich er selbst wahrscheinlich macht, daß ein Gesetz, in dem sie praetores maximi heißen, unmittelbar nach dem Sturz der Decemvirn gegeben ist.

Weit reicher als Urkunden im engeren Sinne sind die Spuren des ursprünglichen Lebens, die in Sprache, Religion und Recht, auch im Münzwesen zutage liegen. Vor allem aus seiner Kenntnis dieser Dinge hatte ja Mommsen das Bild von Roms Anfängen gezeichnet, das er an die Stelle der überlieferten Geschichtsklitterung setzte. Man kann leider nicht sagen, daß Beloch in dieser Richtung über Mommsen fortgeschritten ist; vielmehr ist er entschieden hinter dem Meister zurückgeblieben. Wenn er darauf verzichtete, die Geschichte von Sprache und Schrift, Religion und Recht darzustellen, so stand es ihm freilich zu, seine Aufgabe nach eigenem Ermessen zu begrenzen; aber auch die Aufschlüsse, die sich aus jenen Gebieten der Forschung für die Geschichte von Staat und Wirtschaft gewinnen lassen, hat er nur gelegentlich und spärlich verwertet. Es ist merkwürdig: während Beloch gern Gelegenheit nimmt, Mommsen zu berichtigen, hält er an Mommsens Ansicht in einem Punkte fest, in dem er sie wohl aufgegeben haben würde, wenn er auf den von Mommsen der Forschung gewiesenen Bahnen fortgeschritten wäre, nämlich bezüglich der Etrusker. Wie Mommsen bestreitet er die asiatische Herkunft der Etrusker und eine etruskische Herrschaft über Rom. Den von Schulze nachgewiesenen etruskischen Charakter römischer und süditalischer Eigennamen erklärt er durch die Annahme, die Etrusker seien ein Überrest der vorindogermanischen Bevölkerung von Italien, die sich in Toscana behauptet habe, während sie in anderen Landschaften dem Einfluß der indogermanischen Einwanderer erlegen sei. Daß die sprachliche Übereinstimmung das Erbteil einer Urbevölkerung ist, ist eine einleuchtende Vermutung. Aber kann man annehmen, daß diese Urbevölkerung, die überall sonst von den eingewanderten Italikern restlos assimiliert wurde, an einer Stelle die Kraft besessen habe, ihre Sprache und Eigenart zu behaupten, manches davon auf Nachbarvölker zu übertragen und diese sogar mit politischer Unterwerfung zu bedrohen? Denn mindestens gedroht hat den Römern die etruskische Herrschaft; das beweist die

Digitized by Google

Erzählung von Porsenna, die Beloch mit Unrecht beiseite schiebt. Und wie erklären sich die etruskischen Züge in der römischen Religion (so die Auspizien), im Staatsrecht (so die ungeheure Macht der Magistratur) und die kleinasiatischen Elemente der etruskischen Kultur? Freilich sind Kultureinflüsse auch ohne Zuwanderung oder politische Herrschaft möglich; aber die auffallende expansive Kraft der Etrusker ist nur zu erklären aus einem fremden, führenden Element, das nur zur See und nur aus dem Osten gekommen sein kann.

Ebensowenig wie seine Behandlung des Etruskerproblems befriedigt, was Beloch über den Ursprung des Ständeunterschiedes in Rom sagt. Nach Niebuhr bildeten ursprünglich die Patrizier allein das römische Volk, und an dieser Ansicht hat Mommsen festgehalten. Eduard Meyer hat beachtenswerte Einwände dagegen erhoben, und undenkbar ist es ja nicht, daß die rechtliche Kluft innerhalb eines von Haus aus einheitlichen Volkes entstand. Wenn aber Beloch die ganze Frage mit der Bemerkung abtut, einen Staat ohne Ungleichheit des Besitzes und also ohne den Gegensatz von vornehm und gering könne es überhaupt nicht geben, so beachtet er nicht, daß zwischen Patriziern und Plebejern ein rechtlicher, kein bloß tatsächlicher Gegensatz bestand. Auch wohlhabende und angesehene Plebejer hatten mit den Patriziern anfangs keine Ehegemeinschaft. Wodurch konnten denn Plebejer zu Wohlstand und Ansehen kommen? Beloch nimmt an: durch Handel und Gewerbe; die angesehenen Plebejer sind für ihn eine kapitalistische Bourgeoisie gegenüber dem grundbesitzenden Adel der Patrizier. Aber wie soll es in Rom eine Schicht von Kapitalisten gegeben haben, solange noch das Vermögen vor allem in Vieh bestand (pecunia), solange eine Schuld in Halmen gezahlt wurde (stipulatio), auch noch solange schweres Kupfer als Zahlungsmittel und Wertmesser diente (aestimare, aes alienum, per aes et libram)? Silbermünzen aber haben die Römer erst nach der Vereinigung mit Capua um 340 geprägt. Bis dahin waren sie ein ausgesprochen agrarisches Volk. Wie als guter Mann ein guter Landwirt galt, so konnte wohlhabend nur ein wohlhabender Landwirt sein. Ihren Grundbesitz zu vermehren, machte den Plebejern vielleicht die spätestens durch das Zwölftafelgesetz eingeführte Freiheit der Veräußerung von Grund und Boden möglich. Wahrscheinlich aber waren sie reich, ehe sie als Plebejer in die römische Bürgerschaft aufgenommen wurden.

Wie Beloch selbst nachweist, haben die Römer jedenfalls seit dem vierten Jahrhundert ihr volles Bürgerrecht an ganze Städte (z. B. Tusculum und Lavinium) verliehen. Zu den so aufgenommenen Neubürgern mußten doch auch begüterte und angesehene Männer gehören, und daß einige von diesen später in den römischen Amtsadel aufgestiegen sind, betont Verfasser selbst (S. 379). Es ist also genau das vorgekommen, was von Münzer behauptet, von Beloch (S. 338) mit völlig unberechtigtem Spott bestritten wird. Warum soll, was im vierten Jahrhundert geschehen ist, im fünften unmöglich gewesen sein? Nach Belochs eigenen dankenswerten Feststellungen haben doch die Römer schon vor der Zerstörung von Veji ihr Gebiet erweitert, und

Digitized by Google

schon das älteste nachweisbare Gebiet ist so umfangreich (oben S. 139), daß man annehmen kann, es habe neben dem ursprünglichen ager Romanus schon eroberte Teile enthalten. So weit wir die Geschichte Roms zurückverfolgen können, haben die Römer ihr Gebiet durch Eroberungen vergrößert; sie hatten also Gelegenheit, die bisherigen Eigentümer des eroberten Bodens wenigstens als Bürger minderen Rechtes, d. h. als Plebejer, in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. So trat eine Reihe von Geschlechtern in die Bürgerschaft ein, die wirtschaftlich und gesellschaftlich den Patriziern gleich stand, rechtlich aber von ihnen getrennt war.

Wie aber stand es mit der Masse der Plebejer? Zum Teil waren es jedenfalls Klienten, die die Güter der in der Stadt wohnenden Großgrundbesitzer bebauten. Diese Bearbeiter des römischen Bodens hielt Neumann für hörige Kleinbauern, und nach seiner Annahme haben sie ursprünglich die ganze plebs rustica gebildet. Mit Recht weist Beloch darauf hin, daß diese durch mittelalterliche Analogien bestimmte Anschauung in der Überlieferung keinen Anhalt hat. Wenn er es aber als ausgemacht betrachtet, die Klienten seien persönlich frei gewesen, so trifft das für die Zeit nach der Zwölftafelgesetzgebung zweifellos zu; welche Rechtsstellung aber die Klienten ursprünglich gehabt haben, ist damit nicht gesagt, und daß etwa von Anfang an die römischen Grundherren ihre Güter durch freie Kleinpächter oder Lohnarbeiter bewirtschaftet hätten, ist völlig undenkbar.

Wichtiger ist die Frage, ob es außer den Klienten eine Schicht freier Kleinbauern gegeben hat. Diese Frage wird von Beloch nicht klar beantwortet; fast scheint es, daß für ihn ebenso wie für Neumann die plebs rustica ursprünglich nur aus Klienten bestanden hat. Denn während er den städtischen Kleinbürgern mehr Bedeutung beilegt, als der Überlieferung entspricht, geht er auf die überlieferten Spuren einer notleidenden Schicht kleiner Eigentümer nicht ein. So bespricht er von den licinisch-sextischen Gesetzen zwar das Ämtergesetz und das Ackergesetz mit zutreffender, z. T. durch Niese beeinflußter Kritik, von dem Schuldengesetz aber sagt er kein Wort. Nun ist aber gerade die Verschuldung der Kleinbauern ein Zug in der Überlieferung, der nicht in der Zeit der Bürgerkriege entstanden sein kann (die damalige Verschuldung wie z. B. die der Catilinarier hatte einen ganz anderen Charakter), und der durch die Härte des ältesten bekannten Schuldrechtes und dessen allmähliche Milderungen bestätigt wird.

Bauern können auch zum großen Teile die Angehörigen der vier städtischen Tribus gewesen sein; Beloch freilich hält sie alle für Handwerker oder Kaufleute, deren Grundbesitz höchstens in Haus und Garten bestanden habe. Denn er hält an der Überlieferung fest, nach der die städtischen Tribus gleichzeitig mit den ländlichen eingerichtet wurden, und zugleich ist es für ihn ausgemacht, daß von Anfang an jeder der Tribus angehört, in der er Grundbesitz hatte, nicht derjenigen, in der er wohnte. Aber jene Überlieferung ist nicht fester gegründet als manche, die Beloch ohne Bedenken über Bord wirft, und ihr stehen Tatsachen entgegen, die schwerer wiegen als manches, woraus Beloch

Digitized by Google

eingehende Schlüsse zieht. Er selbst hat ja gezeigt (vgl. S. 139), daß die vier Stadtbezirke sich organisch entwickelt haben, und aus einleuchtenden Gründen setzt er die Errichtung der sechzehn ältesten ländlichen Tribus in den Ausgang des 5. Jahrhunderts. Daß die vier Stadtbezirke erst damals den Namen Tribus bekommen hätten, wäre ja nicht unmöglich, aber wenig wahrscheinlich. Denn darüber ist ja keine Meinungsverschiedenheit mehr, daß den vier städtischen Tribus die ursprüngliche Vierzahl der Volkstribunen, den ursprünglich zwanzig ländlichen und städtischen Tribus die spätere Zehnzahl entsprochen hat. Beloch muß annehmen, daß es neben den vier städtischen Tribunen anfangs 16 ländliche gegeben habe, von deren Dasein und Tätigkeit sich in der Überlieferung nicht die leiseste Spur findet. Dagegen ergibt sich eine natürliche Entwicklung, wenn wir annehmen, daß ursprünglich die ganze Plebs in den vier städtischen Tribus enthalten und durch die vier Tribunen vertreten war, und daß später nach Errichtung von sechzehn ländlichen Tribus die nunmehr zwanzig Bezirke zehn Tribunen wählten.

Während zwischen der Zahl der Tribus und der der Tribunen ein ursprünglicher Zusammenhang deutlich ist, läßt er sich zwischen der ältesten Zahl der Tribus und der der Centurien nicht nachweisen. Seit der Reform zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege hat er bestanden, in der dieser Reform vorausgehenden Ordnung, die als servianisch überliefert ist, dagegen nicht. Das betont Beloch selbst, der auch zutreffend hervorhebt, daß die „servianische" Einteilung unmöglich die ursprüngliche gewesen sein kann. Eine haltlose Konstruktion ist es aber, wenn er die älteste Zahl der Centurien mit Rücksicht auf die Zahl zwanzig der Tribus zu bestimmen sucht und dabei von unerwiesenen Anschauungen über den Zweck der Centurieneinteilung ausgeht. Z. B. nimmt er an, anfangs habe man nicht centuriae iuniorum und seniorum unterschieden, weil zu einer Zeit, als alle Kriege in der Nähe der Stadt geführt wurden, zwischen jüngeren und älteren Jahrgängen kein Unterschied in der Wehrpflicht bestanden habe. Einerseits aber kann doch der Zweck der Unterscheidung eben der gewesen sein, den centuriae seniorum, die weniger Mitglieder umfaßten, ein bevorzugtes Stimmrecht zu geben; andererseits ist es denkbar, daß man auch für Feldzüge in die Umgebung nach Möglichkeit nur die Jüngeren und nur ausnahmsweise die Älteren aufbot.

Während Beloch sich so in unsicheren Vermutungen ergeht, bestreitet er eine der wenigen überlieferten Tatsachen, die Tribusreform des Appius Claudius Caecus. Nach der Überlieferung hat dieser als Zensor den Bürgern erlaubt, sich die Tribus zu wählen, wodurch es den städtischen Kleinbürgern ermöglicht wurde, sich statt in einer der kopfreichen städtischen Tribus in einer ländlichen Tribus einschreiben zu lassen; da die Städter es leichter hatten, zu jeder Versammlung zu erscheinen, als die Bauern, konnte es so dahin kommen, daß die Städter auch in den ländlichen Tribus den Ausschlag gaben und so den Staat beherrschten. Um das zu verhindern, hat nach Livius Qu. Fabius Maximus als Zensor die städtischen Kleinbürger auf die vier städti-

Digitized by Google

schen Tribus beschränkt. Eine ähnliche reaktionäre Maßregel wird von einem der Zensoren kurz vor dem zweiten punischen Kriege erwähnt. Der Name wird nicht genannt; aber da ein Qu. Fabius Maximus, der spätere Cunctator, 230 Zensor gewesen ist, so erklärt Beloch (S. 266) ihn für den reaktionären Staatsmann und meint, man habe seine Anordnung auf den gleichnamigen Zensor von 304 zurückübertragen, und damit der Zensor Fabius die Kleinbürger auf die vier städtischen Tribus hätte beschränken können, hätte man seinen Vorgänger Appius Claudius sie auf alle Tribus verteilen lassen. Über das alles ließe sich reden, wenn feststünde, daß der spätere Cunctator als Zensor diese Rolle gespielt hat. Nun war aber im Jahre 220 Gajus Flaminius Zensor, der für eine dem städtischen Erwerb ungünstige und dem Einfluß der Bauern günstige Maßregel mindestens so sehr in Frage kommt wie Fabius. Beloch beachtet ferner nicht, daß gerade am Ende des 4. Jahrhunderts eine Umwälzung, wie die dem Zensor Claudius zugeschriebene, nahe lag. Denn damals war Rom durch die Eroberung von Campanien in den großen Verkehr hineingezogen; dem dienten ja auch die Silberprägung, die Flottenrüstungen und die Kolonisation der Ponzainseln. In solcher Zeit mußte die städtische Bürgerschaft an Zahl und Bedeutung zunehmen. Dann aber verlangte der große Samniterkrieg außerordentliche militärische Leistungen, und mit Recht hat Neumann in der Reform den Zweck erkannt, die bisher dienstfreien Kleinbürger zur Wehrpflicht heranzuziehen. Bestand hat freilich die durch die Not des Augenblicks gebotene Reform nicht gehabt, sondern das Übergewicht der Bauern wurde durch den Zensor Fabius wiederhergestellt, durch die innere Umwälzung nach dem 3. Samniterkrieg verstärkt und nach dem ersten punischen Kriege durch Flaminius gesichert. Diese Bewahrung des agrarischen Charakters trotz großstaatlicher Entwicklung ist wohl der entscheidende Zug der älteren römischen Geschichte und verdient vielleicht eine nachdrücklichere Würdigung, als sie bei Beloch findet.

Die Kraft der Bauern hat auch die römischen Eroberungen, deren Verlauf Verfasser im 3., 4. und 5. Abschnitt einleuchtender darstellt als die gleichzeitigen inneren Vorgänge, möglich gemacht und hat sich durch sie immer mehr verstärkt. An den Lasten und Erfolgen dieser Kriege haben von Anfang an die Latiner teilgenommen. Mit Recht nimmt Beloch an, daß Rom schon vor der gallischen Katastrophe das Übergewicht in Latium besaß, und daß der erste Vertrag mit Karthago, der dies Übergewicht voraussetzt, um 400 abgeschlossen ist. Er bestreitet aber, daß vor dieser Zeit ein Bündnis zwischen Rom und der Gesamtheit der Latiner bestanden habe. Der Städteverband, der auf dem Albanerberge dem Juppiter Latiaris opferte, ist nach seiner Behauptung nie etwas anderes gewesen als eine Opfergemeinschaft wie die griechischen Amphiktionien. Das foedus Cassianum, ein aequum foedus, das nach der Überlieferung bald nach Vertreibung der Könige zwischen Rom und der Gesamtheit der Latiner abgeschlossen wurde, setzt er erst ins vierte Jahrhundert. Als Kontrahenten betrachtet er den Bund latinischer Städte, der ein Bundesheiligtum im Hain der

Digitized by Google

Diana bei Aricia hatte. Ein Vertrag zwischen Rom und der Gesamtheit der Latiner erscheint ihm im fünften Jahrhundert als ausgeschlossen, weil nach Licinius Macer um die Mitte dieses Jahrhunderts Rom ein Bündnis mit Ardea geschlossen hat, das mit der Zugehörigkeit dieser Stadt zum Bunde von Aricia unvereinbar gewesen wäre.

So sicher, wie Beloch annimmt, sind diese Schlußfolgungen doch nicht. 1. Daß der albanische Verband von Anfang an nur eine Opfergemeinschaft gewesen ist, ist ja möglich; mindestens ebensogut aber kann er der sakrale Überrest eines ehemals politischen Bundes gewesen sein. 2. Ob die latinische Gemeinschaft, mit der Rom das foedus Cassianum abschloß, mit dem Bunde identisch ist, der der Diana bei Aricia opferte, können wir nicht wissen. 3. Zu der Zeit, als Ardea einen Sondervertrag mit Rom abschloß, kann es allerdings nicht zu dem Rom ausschließenden Latinerverbande gehört haben, wohl aber vorher oder nachher.

Diese Bedenken hindern nicht anzuerkennen, daß Beloch die entscheidenden Tatsachen richtig hervorhebt: Roms Hegemonie über Latium im fünften Jahrhundert, deren Erschütterung durch die gallische Katastrophe, ihre Wiederherstellung vor Beginn der Samniterkriege. Der Nachricht von einem Bündnis zwischen Rom und Samnium legt er weniger Bedeutung bei als die meisten neueren Forscher. Denn er nimmt an (allerdings in Übereinstimmung mit den Quellen), daß die Campaner, um sich gegen Samnium zu sichern, sich an Rom und Latium angeschlossen hatten, ehe sie mit den Latinern zusammen gegen Rom kämpften. Bei dieser Auffassung wäre dem Latinerkrieg wo nicht der überlieferte erste Samniterkrieg, so doch wenigstens eine Spannung zwischen Rom und Samnium vorangegangen. Undenkbar ist das ja nicht; aber worauf außer auf unsichere Überlieferung gründet sich die Annahme, daß Rom und Capua schon vor dem Latinerkriege verbunden waren? Mindestens ebenso denkbar ist es doch, daß die Latiner im Vertrauen auf die campanische Hilfe sich gegen Rom empörten und daß die Campaner erst durch ihre Niederlage gezwungen wurden, sich an Rom anzuschließen. Das Fernbleiben der Samniter konnte sich teils aus ihrem Bündnis mit Rom, teils aus unteritalischen Verwicklungen erklären.

Einleuchtend sind wieder Belochs Darlegungen über die nach dem Latinerkriege mit den einzelnen Städten geschlossenen Verträge. Ein municipium foederatum definiert er als eine Stadt, die die Eigenschaft eines municipium nicht durch einen einseitigen römischen Willensakt, sondern durch einen Vertrag bekommen hat. Die Bürger eines solchen municipium besaßen auf jeden Fall römisches Bürgerrecht, entweder das volle oder Bürgerrecht ohne Stimmrecht. Daß Capua das Halbbürgerrecht erhielt, steht fest. Daß dagegen die latinischen Städte, soweit sie nicht wie Tibur und Praeneste außerhalb der römischen Bürgerschaft blieben, das volle Bürgerrecht bekamen, macht Verfasser gegen Mommsen wahrscheinlich. —

Wertvoll ist auch seine Behandlung des sogenannten zweiten Samniterkrieges. Wie wohl alle heutigen Forscher nimmt er an, daß

Digitized by Google

die römische Niederlage bei Caudium und der damals geschlossene Vertrag den Krieg unterbrochen haben; ob die Römer dabei so glimpflich davon gekommen sind, wie Verfasser behauptet, möchte ich freilich bezweifeln. Jedenfalls aber hat er darin recht, daß die römische Not ihren Höhepunkt erst nach der Niederlage bei Lentulae erreichte. Zutreffend ist auch die Kritik an der Rolle, die Quintus Fabius Maximus Rullianus in der Überlieferung spielt, vor allem an seinem Zwist mit dem Diktator Papirius Cursor und an seinem etruskischen Feldzuge.

Treffend ist der Hinweis auf die häufige Verwechslung zwischen Samnitern und Sabinern. Nur wenn man mit Beloch annimmt, daß mehrfach die Sabiner gemeint sind, wo die Samniter genannt werden, ergibt sich ein verständliches Bild von der Unterwerfung der Sabiner und dem Verlauf des 3. Samniterkrieges. In der Schlacht bei Sentinum haben an der Seite der Gallier nicht Samniter gekämpft, sondern Sabiner; den Samnitern war der Weg nach Norden durch die mit Rom befreundeten Abruzzenvölker gesperrt.

Auch die weiteren Kämpfe bis zum Abschluß der Unterwerfung von Italien stellt Verfasser mit treffendem Urteil dar. In der Geschichte des Krieges mit Pyrrhos verweist er auf die Behandlung des Gegenstandes in seiner griechischen Geschichte. Wie zuerst Niese dargelegt hat, waren die Niederlagen der Römer ernsthafte Niederlagen, war die Schlacht bei Benevent kein römischer Sieg, sondern unentschieden, und nicht der Mißerfolg seiner Waffen, sondern die Rücksicht auf die Verhältnisse im Osten hat Pyrrhos veranlaßt Italien, zu verlassen.

Die schönen Ergebnisse von Belochs Forschung würden reiner zutage treten, wenn er schärfer zwischen erwiesenen Tatsachen und unsicheren Vermutungen unterschiede; auch seine Vermutungen sind ja geistreich und anregend, aber der bleibende Wert der Bücher liegt doch in den Abschnitten, in denen Beloch sich auf seine reiche Kenntnis des Landes und auf eine besonnene Kritik der Überlieferung stützt.

Zur Geschichte des Papsttums der Renaissance und der Gegenreformation.

Von Georg Lasson.

Pastor, Ludwig Freiherr von: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. 3. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innozenz' VIII. bis zum Tode Julius' II., 1484 bis 1513. In zwei Abteilungen. 5.—7. vielfach umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. LXX und 1166 S. Freiburg i. B., Herder & Co., 1924. (1. Abteilung: Innozenz VIII. und Alexander VI., brosch. Mk. 14,10, geb. Mk. 17,40; 2. Abteilung: Pius III. und Julius II., brosch. Mk. 10,20, geb. Mk. 13,20.) — 9. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration. Gregor XIII. 5.—7. unveränderte Auflage. XLV, 933 S. Ebenda 1925.

Das monumentale Werk Pastors weckt in jedem seiner Teile das höchste Interesse und verdient wegen der Sorgfalt in der Sammlung

Digitized by Google

des Materials und wegen des Geschicks in der Anordnung des ungeheuren Stoffes das höchste Lob. Es ist kein Wunder, daß von den sämtlichen neun ersten Bänden bereits die siebente Auflage vorliegt; bemerkenswerter ist, daß einige der Bände in vielfach umgearbeiteter und vermehrter Auflage haben herausgegeben werden können, ohne daß dabei der Fortgang des ganzen Werkes eine Unterbrechung erfuhr. Für die historische Forschung, der immer in erster Linie daran gelegen sein muß, auf sichere Tatsachen an Hand der Quellen sich zu gründen, ist mit diesen Bänden ein fortan unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen, das obenein um der Bedeutung des Gegenstandes willen bis in die kleinste Einzelheit fesselnd wirkt.

Anders nimmt sich natürlich das Bild aus, wenn man fragt, in welchem Geist und zu welchem Zwecke diese Geschichte der Päpste geschrieben worden ist. Der Verfasser wird selbst nicht behaupten wollen, daß er mit der Unbefangenheit eines frei über seinem Gegenstande stehenden Geschichtschreibers verfährt; er steht im Dienst eines Dogmas und verfolgt mit einer Beflissenheit, die schlechthin jede Unparteilichkeit ausschließt, in seiner ganzen Darstellung eine und dieselbe nirgends aus den Augen gelassene Tendenz. Er ist der konsequenteste Kurialist, den man sich vorstellen kann. Am Papsttum hängt für ihn alles Heil der Menschheit; zur Verherrlichung des Papsttums ist sein Werk geschrieben, und zwar des Papsttums an sich, so wie das römische Dogma es definiert, nicht etwa so, wie es im Laufe der Jahrhunderte sich in wechselnden Formen als einen Faktor neben vielen andern für den Gang der Entwicklung wirksam gezeigt hat. Seine Absicht ist, nachzuweisen, daß die göttliche Vorsehung das Papsttum unbeschadet aller Wandlungen in der geistigen Kultur, dem religiösen Bewußtsein und den sittlichen Idealen der Christenheit und ohne Rücksicht auf die Umgestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zum unverrückbaren Mittelpunkte, zum beherrschenden Prinzip allen geschichtlichen Lebens ausersehen und ihm die Kräfte eingepflanzt hat, aus sich heraus gegen alle Schädigung von außen und allen Verderb von innen sich zu erneuern und dabei doch dasselbe zu bleiben, was es immer war. Dieser unselige Tausch, der an die Stelle der ewigen christlichen Idee die singuläre Gestalt einer äußerlichen Institution setzt, ist ohnehin die Quelle der fürchterlichsten Begebenheiten gewesen. Hier wird er zur Ursache der gänzlichen Unmöglichkeit einer wahrhaft geschichtlichen Betrachtungsweise und nötigt den Verfasser zu einer Verteilung von Licht und Schatten, die sehr geschickt berechnet, aber ganz und gar ungerecht ist.

1. Als Beispiel für die Art, wie Pastor von dem Träger der Tiara möglichst jede Spur von Vorwurf fernzuhalten bemüht ist, kann seine Behandlung der von Innozenz VIII. 1484 herausgegebenen Hexenbulle dienen, die den beiden berüchtigten Inquisitoren Heinrich Institoris und Jakob Sprenger die Vollmacht erteilt, gegen Personen jeden Ranges und Standes ihr Amt zur Verhütung der Zauberei und des Hexenwesens auszuüben. Die Kurialisten helfen sich dieser Bulle gegenüber mit der Behauptung, sie enthalte nirgends

Digitized by Google

eine dogmatische Entscheidung über das Hexenwesen, — als ob es darauf ankomme, wenn doch der Papst davon ausgeht, daß die Berichte von fleischlichen Bündnissen mit den Teufeln u. dgl. auf Wahrheit beruhen. Pastor hebt außerdem hervor, daß schon vor jener Bulle einzelne Hexenprozesse vorgekommen seien, — als ob nicht die Sanktionierung der Hexenprozesse durch die päpstliche Bulle das Schlimme wäre. Er bemerkt, die Bulle ermächtige nur zum kanonischen Inquisitionsprozeß, der in seinem Verfahren völlig von den späteren Hexenprozessen abwich, — als ob nicht die Umformung dieser Prozesse mit dem Fanatismus zusammenhinge, den jene Bulle wecken mußte. Und er schließt mit dem Satze: „Wenn auch die Bulle insofern die Hexenverfolgung beförderte, als sie die Inquisition zu ernstem Vorgehen ermunterte, so ist doch keine Berechtigung zu der Anklage vorhanden, daß Innozenz VIII. die Hexenprozesse eingeführt und mit ihnen das grauenvolle Elend verschuldet habe, das in der Folgezeit über die Menschheit kam“ (S. 314). Es erübrigt sich, ein Wort hinzuzufügen.

Wie er zu rechter Zeit zu schweigen weiß, zeigt Pastor da, wo er berichtet, es sei unter Innozenz VIII. gelungen, die waldensische Irrlehre in der Dauphiné auszurotten (S. 307). Das ist alles. Aber der Sinn des Satzes ist doch wohl, daß es gelang, die Irrlehrer auszurotten, und die Bilder von Blut und Feuer, die aus dem kurzen Bericht auftauchen, lassen sich nicht verscheuchen.

Am stärksten aber tritt in den beiden Halbbänden über die Renaissancepäpste von Innozenz VIII. bis Julius II. der Grundschaden des Werkes darin zutage, daß der Verfasser gänzlich außerstande ist, die innere Bedeutung einer geschichtlichen Epoche wie der Renaissance zu erkennen. Daß sich in ihr ein „Übergang aus alten Formen des Daseins zu einer neuen Gestalt der Dinge“ vollzog, muß er natürlich anerkennen; aber daß dieser Übergang aus einer gänzlichen Umwandlung der menschlichen Innerlichkeit, aus ihrer Erhebung auf eine höhere Stufe des Selbstbewußtseins, aus einem tieferen Verständnis der Freiheit des seiner selbst gewissen vernünftigen Subjekts stammt, das kann er nicht sehen, weil ihm die Lebensform der Unterwürfigkeit unter die Ordnung der Papstkirche die schlechthin höchste, der längst erreichte Gipfel der Vollendung ist. Dadurch erklärt es sich, daß er an jene große Bewegung der Geister keinen anderen Maßstab legen kann als den moralischen, der freilich ihr wie jeder andern geistesgeschichtlichen Entwicklung gegenüber vollkommen unzulänglich ist. Er schildert zuerst die fortdauernden Äußerungen echt katholischer Devotion in dem Italien der Renaissance, wobei er sich merkwürdig befriedigt zeigt, wenn er berichten kann, daß der und jener Freigeist und Libertinist auf dem Sterbebette sich mit allen Tröstungen der alleinseligmachenden Kirche hat versehen lassen, und er gibt hernach eine sehr ausführliche Darstellung des durch die Vorliebe für die heidnische Antike einreißenden Verfalls der Sitten, der Sittlichkeit und der Theologie. Diese ganze Einleitung ist eine wahre Fundgrube kulturgeschichtlicher Notizen von höchstem

Digitized by Google

Wert; man muß nur über die Engigkeit der Anschauungsweise des Verfassers hinwegsehen lernen und wird sich in dem Verständnis jener gärenden Zeit mit ihrem überschäumenden Freiheitsgefühl und ihrer unbändigen Lebensfreude, der doch ganz wie auch im Mittelalter die Empfindung der Eitelkeit alles Irdischen und die Sehnsucht nach himmlischem Frieden mit gleicher Stärke zur Seite stehen, auf Schritt und Tritt reichlich gefördert finden.

Auf zwei Persönlichkeiten sammelt sich insonderheit das Interesse des Verfassers. Die eine ist Machiavelli, in dem er gleichsam den Ausbund aller gottlosen Tendenzen des Zeitalters sieht und gegen den er schonungslos die private Zuchtlosigkeit seiner Lebensführung geltend macht (S. 138 f.). Es ist begreiflich, daß der geniale Staatslehrer, der das eigne Recht des Staates gegen alle Einsprüche der Moral und der Kirche mit einer dem damaligen Bildungsstande gemäßen Einseitigkeit verfochten hat, dem Verfasser im höchsten Grade widerwärtig sein muß. Aber hier tritt doch auch zutage, wie wenig dieser imstande ist, mit gleichem Maße zu messen. Die Laszivität des Machiavell ist schwerlich ärger gewesen als die der höchsten römischen Geistlichen jener Jahrzehnte; wenn er hiervon nicht auf die Schlechtigkeit der Sache schließt, die sie vertraten, warum muß die Theorie des Machiavell durch seine persönliche Amoralität diskreditiert werden? Es lag in der Natur der Sache, daß der große Fortschritt, den die klare Scheidung zwischen weltlicher Obrigkeit und geistlicher Ordnung darstellt, zuerst nicht ohne Übertreibung nach der weltlichen Seite hin sich durchsetzen konnte; was dem italienischen Renaissancemenschen Machiavelli nicht möglich war, die ethischen Fundamente für die Lehre von der durch Gott gesetzten Obrigkeit zu legen, hat hernach der deutsche Glaubensheld Luther vollbracht. Aber daß mit Machiavell ein gewaltiger Fortschritt in der Staatstheorie gemacht worden ist, wird eine unvoreingenommene Betrachtung nicht leugnen können. — Die zweite überragende Persönlichkeit, die für des Verfassers eigenen Standpunkt eine wahrhaft tragische Bedeutung hat, ist Savonarola, der strenggläubige Katholik, der sittenreine Asket, der doch zugleich der furchtbarste Kritiker des damaligen Papsttums und der Prophet des Unterganges der verderbten Papstkirche war. Wegen dieses seines Kampfes wider den Papst und die Klerisei und wegen seines Dringens auf persönliche Gläubigkeit, nicht wegen seiner religiösen Lehren hat man ihn nicht mit Unrecht unter die Vorläufer der Reformation gerechnet, und daß er für die innerkatholische Reform der Papstkirche von starkem Einflusse gewesen ist, beweist allein die von Pastor gebrachte Notiz, daß der heilige Filippo Neri die Schriften Savonarolas zu seinen Lieblingsbüchern zählte (IX, 118). Diesen Mann hat Alexander VI., eine der ruchlosesten Gestalten der ganzen Weltgeschichte, exkommuniziert, und die Florentiner Regierung hat ihm unter Zulassung zweier päpstlicher Delegierten, deren einer in sehr schlechtem Rufe stand (S. 511), den Prozeß machen lassen, infolgedessen er als „Ketzer, Schismatiker und Verächter des heiligen Stuhles“ erst seiner geistlichen Würden entkleidet und dann dem welt-

Digitized by Google

lichen Arm übergeben wurde, der ihn durch den Strang hinrichten und seinen Leichnam verbrennen ließ. Daß Savonarola durch seinen Ungehorsam gegen die päpstlichen Dekrete und durch seinen Plan, auf einem allgemeinen Konzil die Absetzung des Scheusals von Papst durchzusetzen, sich dies Ende zugezogen hat, ist klar genug; daß ihm mit seiner Verurteilung Recht geschehen sei, wagt schließlich bemerkenswerterweise selbst Pastor nicht zu behaupten; er schreibt: „wie weit die Verurteilung zum Tode berechtigt war, wird stets ungewiß bleiben" (S. 511). Aber dieser Satz bildet doch nur eine überraschende letzte Reservation; denn seine gesamte Darstellung geht darauf hinaus, Savonarola, den „Unglücklichen", als einen Rebellen (S. 497) zu schildern, der in hartnäckigem und leidenschaftlichem Widerstande gegen seine geistliche Obrigkeit sich der für einen Ordensmann besonders schweren Sünde des Abfalls von seiner Gehorsamspflicht und der Untergrabung des göttlich beglaubigten kirchlichen Systems schuldig gemacht hat. Um die Schuld durchaus dem feurigen Kämpfer für Heiligkeit der Kirche und Sittenreinheit der Christen zuzuschieben, muß der Verfasser bis zu so traurigen kasuistischen Distinktionen sich hinunterlassen wie mit Bezug auf das von Alexander VI. ausgesprochene Predigtverbot: „Die Inhibierung von etwas an und für sich Gutem, das nicht unter allen Umständen geboten ist, kann nicht als sündhaft angesehen werden" (S. 470). Vom Standpunkte einer solchen äußerlichen, flachen Moral kann man dem tiefen sittlichen Konflikt zwischen Prophetie und Hierarchie selbstverständlich nicht gerecht werden. Es wäre sehr leicht, mit den von Pastor befolgten Grundsätzen nachzuweisen, daß der Prozeß des hohen Rates gegen Jesus von Nazareth vollkommen in der Ordnung und jenem unglücklichen Rebellen gegen die ihm von Gott gesetzte geistliche Obrigkeit durch seine Auslieferung an den weltlichen Arm der römischen Gewalt keinerlei Unrecht geschehen sei.

Was nun die Pastorsche Geschichte der beiden Päpste Alexanders VI. und Julius II. betrifft, so kann man dem Verfasser, dessen Glaube an die Absolutheit des Papalsystems hier auf die härteste Probe gestellt wird, weder sein Mitgefühl, noch die Anerkennung versagen, daß er sich redlich bemüht hat, von Beschönigung der Greuel abzusehen, die das Andenken jener Männer beflecken. Es war gewiß auch klug von ihm, da, wo sich nichts leugnen läßt, die schmachvollen Tatsachen offen einzugestehen. Auch ist es ihm nicht zu verdenken, daß er sich darauf beschränkt, nichts als das unleugbar Feststehende oder schwer zu Leugnende in seine Darstellung aufzunehmen und das Zweifelhafte, soweit es sich nicht übergehen läßt, in die Anmerkungen zu verweisen. Welche Überwindung mag es ihn gekostet haben, einen Satz in seinen Text aufzunehmen wie diesen: „Es ist höchstwahrscheinlich, ja fast sicher, daß Cesare unter Zustimmung Alexanders VI. den Kardinal Michiel vergiftete, um sich seiner Reichtümer zu bemächtigen" (S. 585). Auch über den Tod des Kardinals Orsini berichtet er, daß er „nach einer weit verbreiteten, jedoch nicht über jeden Zweifel erhabenen Annahme durch Gift von den Borja" erfolgt

Digitized by Google

sei (S. 583). Wenn er das Ende Alexanders VI., der „von Gesundheit strotzte und selbst wie seine Umgebung mit Sicherheit auf eine längere Regierung hoffte“ (S. 587), einem plötzlich aufgetretenen Wechselfieber zuschreibt (S. 591 ff.), so muß er sich dabei doch auf den Satz zurückziehen: „Unter den ganz sicher gestellten Vergiftungsfällen der damaligen Zeit wie der Gegenwart ist keiner bekannt, der in allen festgestellten Symptomen dem Krankheitsbilde gliche, das Alexander VI. aufwies“ (S. 594). Das klingt nicht sehr zuversichtlich, und man wird es niemandem verdenken können, der an der Überlieferung festhält, der Borjapapst sei an dem von ihm für andere bereiteten Gifte zugrunde gegangen. Jedenfalls ist dem Verfasser die Aufrichtigkeit hoch anzurechnen, mit der er jede Beschönigung der sittlichen Verderbtheit des Papstes unterläßt. Über Lukrezia Borja bringt er die Bestätigung einer bis jetzt angezweifelten Nachricht, daß die siebzehnjährige Papsttochter sich von einem päpstlichen Hofbeamten ein Kind hat machen lassen; den Vater des Kindes soll Cesare Borja später im Zimmer des Papstes, wie es heißt, vor dessen Augen erdolcht haben (S. 362, 538). Der jungen Frau, die schon als dreizehnjähriges Mädchen zum ersten Male verheiratet worden war, kann man ihren Fehltritt kaum anrechnen; was sie an ihrem Vater, dem geistlichen Haupte der Christenheit, was sie an der Lebensweise der römischen Kardinäle überhaupt wahrnahm, mußte ihr jede sittliche Feinfühligkeit rauben. Es erscheint für sie tatsächlich wie eine Rettung aus dem tiefsten Schlamm, daß sie einundzwanzigjährig mit dem Erbprinzen von Ferrara vermählt wurde und seitdem von Rom fernblieb. Während Pastor gesteht, daß manches aus ihrer römischen Zeit „noch immer dunkel bleibt“ (S. 568), kann er wohl mit Recht von ihrem Leben in Ferrara rühmen, daß es den Beweis für eine ernsthafte Umkehr bilde und auf ihren Wandel kein Fleck mehr gefallen sei. Aus welchen Verhältnissen heraus sie zu solcher Umwandlung gekommen ist, dafür bringt der Urkundenanhang des Pastorschen Buches einen erstaunlichen Beleg. Pastor ist nämlich sachlich genug, zwei Briefe des Papstes an seine vornehmste Konkubine, eine verheiratete Frau, die „schöne Giulia“, eine Fürstin Farnese-Orsini, zu veröffentlichen, von denen einer ein regelrechter Liebesbrief ist, als Papstreliquie immerhin etwas nicht Alltägliches; mit dieser Frau zusammen, die sie als ihre Schwester bezeichnete, verbrachte Lukrezia als Vierzehnjährige die Sommermonate in Pesaro, der Residenz ihres damaligen Gatten. Bekanntlich verdankt der nachmalige Papst Paul III. seine von Alexander VI. vollzogene Erhebung zum Kardinal dem Umstande, daß er der Bruder dieser schönen Giulia war.

Hiermit mag es genug sein des Widerwärtigen und Empörenden, das Pastor über den Borjapapst und seine Umgebung zu berichten genötigt ist. Die schwärzeste Figur von allen, Cesare Borja, der sein von syphilitischen Pusteln entstelltes Gesicht hinter einer schwarzen Maske zu verbergen pflegte, sowie die Bluttaten, die sich in dem engsten Familienkreise des Papstes ereigneten, ergänzen das trostlose Bild der von den Zeitgenossen als teuflisch empfundenen Entweihung

Digitized by Google

der heiligsten Institution der Christenheit so schauerlich, daß sich die Frage an den Verfasser nicht unterdrücken läßt, wie es mit dem Papsttum eigentlich so weit hat kommen können, wenn dieses in sich selbst das schöpferische Prinzip für alle Segens- und Heilswirkungen der Kirche bildet. Es will wenig besagen, wenn Pastor erklärt, Alexanders VI. Behandlung der rein kirchlichen Angelegenheiten habe zu keinem begründeten Tadel Anlaß gegeben, und die Reinheit der kirchlichen Lehre sei unter ihm unversehrt geblieben (S. 599); denn wenn der Geist aus der Verfassung und aus der Lehre gewichen ist, dann ist das, was noch aufrechterhalten wird, eine leere, tote Hülse, und der rechte Geist soll ja gerade nach Pastors Ansicht vom heiligen Stuhl aus in die Kirche einströmen. Uebrigens zeigt der Kampf mit Savonarola klar genug, in wie übeln Händen die kirchlichen Angelegenheiten ruhten, und die Reformbulle des Jahres 1497 (S. 459 ff.), hinter der man doch nichts als einen diplomatischen Schachzug des Papstes sehen kann und die natürlich „Entwurf geblieben" ist, bedeutet die stärkste Anklage gegen den Papst, der die kirchlichen Angelegenheiten in dem elenden Zustande belassen hat, den er in jener Bulle aufdeckte. Nein, mit wirklich kirchlichem Leben hat das päpstliche Rom jener Zeit sich so gut wie gar nicht beschäftigt; Machtfragen der weltlichen Herrschaft sind es, auf die sich die ganze Geschäftigkeit der Päpste konzentriert. Auf der einen Seite Frankreich, auf der andern Spanien und Neapel ringen um die Herrschaft in Italien, und die Kurie sucht aus diesem Gegensatze für sich soviel Gewinn herauszuschlagen wie möglich. Auf das Hin und Her des diplomatischen Ränkespiels und der kriegerischen Unternehmungen unter Alexander VI., wie Pastor es sorgfältig vor dem Leser entfaltet, brauchen wir hier nicht einzugehen; hat es sich dem Papste und seinem zeitweise nahezu allmächtigen Sohne Cesare doch immer nur darum gehandelt, die Macht und den Besitz des Hauses Borja zu mehren.

Hierin war Julius II. ganz anders gesinnt, wie er überhaupt, mit dem Borja verglichen, die weitaus sympathischere Gestalt ist. Freilich, Syphilitiker war der Kardinal Giuliano della Rovere auch (S. 332, 367), und als Papst zog er die übelste Nachrede auf sich, deren Grundlosigkeit wenigstens nicht beweisbar ist (S. 800), aber daß er ein gewaltiger Mensch von hohem Sinne war, muß jeder anerkennen. Man merkt Pastor die Genugtuung an, die er beim Übergange von den schandbaren Zeiten Alexanders VI. zu den Tagen des streitbaren Kriegshelden empfindet, der dem römischen Stuhl in der Welt wieder Respekt verschafft hat, freilich nicht im Geiste Christi, sondern im Geiste des Ares und der Athene. Pastor rühmt ihn als den Wiederhersteller des Kirchenstaates und des päpstlichen Mäzenatentums und erklärt, daß durch ihn „das Papsttum der Führer der Zivilisation" geworden sei. Man kann das zugeben, wenn man zugleich hervorhebt, daß die Führung in der religiösen, der geistig-sittlichen Kultur sehr bald darauf an die kleine sächsische Universitätsstadt Wittenberg und den gotterfüllten Glaubenshelden Martin Luther übergegangen ist. Jedenfalls gehört Pastors Darstellung sowohl der

Digitized by Google

mit höchst wechselndem Glücke geführten Kriegszüge Julius' II. wie seiner Förderung der Künste zu den gelungensten Partien seines Werkes. Daß dieser Papst nach den mannigfachsten Schicksalsschlägen doch am Ende seiner Laufbahn die Franzosenherrschaft in Italien vernichtet, die gallikanischen Schismatiker überwunden, den Kirchenstaat gefestigt, durch das Laterankonzil die geistliche Gewalt des Papsttums bekräftigt sah, war der Lohn einer Ausdauer und Tatkraft von ganz ungewöhnlichem Maße. Daß er als der große Gönner Bramantes, Michelangelos und Raffaels die Hochblüte der neueren Kunst hat heraufführen helfen, macht seinen Namen auch denen wertvoll, die das ganze System der weltlichen Papstherrschaft als verhängnisvoll und dem Geiste des Christentums widersprechend verwerfen und denen der blutige Lorbeer auf dem Haupte des Nachfolgers Petri das schwerste Ärgernis bereitet.

2. In eine ganz andere Welt führt uns der Band Pastors über Gregor XIII. Hier spüren wir dem Verfasser auf jeder Seite die Genugtuung an, die es ihm bereitet, von dem Wirken dieses Papstes zum inneren Aufbau und zum äußeren Ausbau der römischen Kirche zu berichten. Er hat ganz recht, wenn er sich dagegen verwahrt (S. 847 f.), daß man Gregor XIII. als unbedeutend beurteilt oder ihn mangelnder Tatkraft beschuldigt, weil er, der erst mit 70 Jahren den apostolischen Thron bestieg, der Mißstände im Kirchenstaat, insbesondere des Banditenwesens nicht Herr zu werden vermochte. Mag auch vieles von dem, was sein Pontifikat zu einem der bedeutsamsten im Zeitalter der Gegenreformation gemacht hat, den tüchtigen Männern zu danken sein, die er sich zur Seite hatte, immer bleibt es sein Verdienst, ihnen den Raum zu ihrem Tun geschafft und aus eignem Urteil die zu beschreitenden Wege bezeichnet zu haben. Der Mann, dem die zivilisierte Welt die Kalenderreform, die römische Kirche den neuen Aufschwung der katholischen Frömmigkeit, die Rückeroberung großer an den Protestantismus verlorener Gebiete und die Erneuerung des theologischen Unterrichtswesens und der katholischen Wissenschaft verdankt, hat, selbst wenn er persönlich nicht das war, was man einen großen Geist nennt, den vollen Anspruch darauf, als eine Gestalt von geschichtlicher Größe gewertet zu werden. Nur darf man darüber die Schranken nicht aus den Augen lassen, die durch die von ihm vertretene Sache selbst der Bedeutung seines Werkes gezogen werden.

Pastor beteuert sehr nachdrücklich, daß die katholische Reformation sich völlig selbständig aus eigener Wurzel entwickelt habe (S. 2). Daran ist doch nur soviel richtig, daß sie über die Form der Frömmigkeit, die man Devotion nennt, nie hinausgekommen ist; der Aufschwung aber dieser Devotion zu einer das nahezu erstorbene Kirchenwesen neu belebenden und neugestaltenden Geistesmacht ist unleugbar dem Einflusse der evangelischen Reformation und der durch sie bewirkten Erneuerung des christlichen Geistes überhaupt zuzuschreiben. Es liegt überdies auf der Hand, wie genau die geistige Haltung gerade der ersten römischen Reformpäpste und besonders Pius' V. dem kalvinischen Ideal entsprach, — daß die katholische Reform sich

Digitized by Google

zur geistigen Höhe des lutherischen Standpunktes niemals hat erheben können, versteht sich von selbst. Aber insbesondere das Papsttum sollte nie vergessen, daß es seine Rettung vor dem völligen Untergang allein der lutherischen Reformation verdankt, die der alten Lebensform der Christenheit, dem Bunde von sacerdotium und imperium ein Ende gemacht, das Dogma von der Weltherrschaft des Papstes aus dem Gebiete der Machtpolitik verwiesen, es in ein rein religiös-sittliches Ideal sich zu verwandeln gezwungen und dazu geholfen hat, daß alles Schwergewicht der päpstlichen Würde ganz auf die Seite der geistlichen Führung der katholischen Gemeinschaft sich verschob. Daß sich das Papsttum vom Kirchenstaat und von dem Besitze Roms nicht lösen konnte, war für es nur ein ernstlicher Schade; es blieb dadurch in kleinliche Welthändel verwickelt und wurde in der Geltendmachung seiner geistlichen Autorität immer wieder übel gehemmt.

So darf man von der sogenannten katholischen Reformation nicht mehr verlangen, als ihr nach ihrem ganzen Wesen möglich war. Pastor hebt neben Carlo Borromeo, dessen überragendem Geiste sich Gregor XIII. willig anschloß, zwei Gestalten hervor, die für die Erneuerung der katholischen Frömmigkeit besonders charakteristisch und fruchtbar gewesen sind, die heilige Teresa de Jesus und den heiligen Filippo Neri. Gewiß sind sie beide sehr anziehende Gestalten, aber über das klösterliche Ideal einer Verbindung von mystischer Abgeschiedenheit und praktischem Liebesdienste kommen sie nicht hinaus, und die Engbrüstigkeit, die diesem Geisteszustand anhaftet, bleibt bezeichnend für das katholische Frömmigkeitsideal überhaupt. Freilich, daneben besteht dann noch die andere, weltgewandte und aggressive Form des Katholizismus, wie ihn der Jesuitenorden vorbildlich repräsentiert. Aber hier kommt nun wieder die Weltlichkeit mit ihrer Diplomatie und ihren äußeren Machtmitteln so stark zur Geltung, daß die Einfalt der Frömmigkeit darüber verloren geht. Dieser Zwiespalt, der für die katholische Devotion wesentlich ist, zeigt sich immer wieder in dem vergeblichen Bemühen, die Sinnlichkeit ins Übersinnliche zu transponieren, was besonders in der Kunst der Gegenreformation von Correggio an bis zu dem Barock des Jesuitenstils hervortritt.

Innerhalb dieser Grenzen muß man vorbehaltlos anerkennen, was Gregor XIII. für die Förderung des römischen Kirchentums geleistet hat. Die Jesuitenkollegien in Rom, darunter besonders das collegium Germanicum, verdanken ihm ihre Entstehung; das collegium Romanum hat er gestiftet und zur Gregorianischen Universität ausgebildet: Cäsar Baronius, Bellarmin, Suarez waren dort Lehrer. Aber auch sonst in Italien, ferner in Deutschland hat er Seminarien und Alumnate ins Leben gerufen und dadurch für die Arbeit der Gegenreformation die geistigen Stützpunkte geschaffen. Die Kalenderreform, ohne die wir uns unser Leben gar nicht denken können, fand in den protestantischen Ländern zunächst den erbittertsten Widerstand; wir könnten darüber lächeln oder uns für unsere Vorvordern deswegen schämen, müßten wir nicht anerkennen, daß sie

Digitized by Google

allen Grund gehabt haben, dem römischen Stuhle, der alle Kraft an die Ausrottung des Protestantismus setzte, schlechthin zu mißtrauen.

Hier ist dann der Punkt, wo sich die Darstellung Pastors den Vorwurf der Parteilichkeit muß gefallen lassen. Er weiß von dem, was er die „katholische Restauration" und was man gewöhnlich die Gegenreformation nennt, nichts als Rühmliches zu sagen. Er bedauert, daß die „vollkommene Wiederherstellung der alten religiösen Einheit bei den christlichen Völkern Europas, die Gregor XIII. und seine Mitarbeiter erstrebten, trotz der äußersten Anstrengungen nicht erreicht werden konnte". Er gibt ohne weiteres die Pläne des Papstes zum Sturze der Königin Elisabeth von England zu und bedauert ihr Scheitern (S. 4). Er betrachtet es als das Selbstverständlichste von der Welt, daß Rom von jedem Mittel der List und Gewalt Gebrauch macht, um die „Abtrünnigen" in seine Botmäßigkeit zurückzuzwingen, daß aber jeder Widerstand der Evangelischen gegen diese Maßnahmen verdammenswerte Untaten sind. Nun mag man noch so sachlich die geschichtliche Notwendigkeit auch dieses römischen Kampfes wider die ihm entglittenen europäischen Völker anerkennen; seine Methoden zu rechtfertigen, wird man nicht über sich bringen, wenn man nicht dem römischen Dogma zugeschworen ist, und die Gegenseite glattweg zu verdammen, wird man als höchste Ungerechtigkeit empfinden. Bei Pastor sieht es stets so aus, als hätten die Evangelischen damit angefangen, in den Geisteskampf die Mittel der Gewalt hineinzutragen; aber wirklich, erst sind Evangelische verbrannt und ist Waffengewalt gegen Protestanten angewandt worden, ehe diese noch daran denken konnten, sich zur Wehre zu setzen. Um dem Leser einen rechten Abscheu gegen die Grausamkeit der Protestanten einzuflößen, bevor ihm der entscheidende Ausgangspunkt der ganzen fürchterlichen Entzweiung vorgeführt wird, bedient sich Pastor eines Mittels, das mehr klug, als sachlich ist: er gibt zuerst eine Darstellung der Verfolgungen, denen die Emissäre der Kurie, die Zöglinge des englischen Kollegs in Rom und des englischen Priesterseminars in Douai (Reims), auf englischem Boden ausgesetzt waren. Nun gingen die ersten Priester von dort im Jahre 1574 nach England, und erst im Jahre 1580 kamen die ersten Jesuiten hinüber. Dagegen hatte schon am 24. August 1572 die Bartholomäusnacht den protestantischen Ländern und Völkern die Augen darüber geöffnet, wessen sie sich von Rom und den römisch gesinnten Regierungen zu gewärtigen hätten, und obenein muß Pastor selbst berichten, daß 1580 der Papst den Plan der Ermordung Elisabeths von England gutgeheißen hat (S. 322). Auf welcher Seite also die Schuld lag, daß sich England mit rücksichtsloser Härte gegen die Sendlinge Roms wehrte, liegt doch wohl auf der Hand. Übrigens merkt Pastor seltsamerweise gar nicht, welch vernichtendes Urteil er über die römische Praxis der Ketzerverfolgung ausspricht, wenn er auf S. 339 darauf hinweist, „wie gehässig Hinrichtungen um der bloßen Religion willen seien". — Erst nach dem Kapitel über die Lage in England kommt er auf Frankreich zu sprechen. Er gibt sich natürlich alle Mühe, die Bartholomäus-

Digitized by Google

nacht ganz außer Beziehung zur Politik der Kurie zu stellen; aber er muß doch erstens die Möglichkeit zugeben, daß der Kardinal von Lothringen dem Papste von dem Plane der Ermordung der Hugenotten Mitteilung gemacht habe, und sagt darüber: „es kann sich dabei aber jedenfalls nur um allgemeine Bemerkungen über die günstige Gelegenheit zu einem Schlage gegen die Hugenotten anläßlich der Hochzeit Navarras handeln, die damals . . . gleichsam in der Luft lagen“ (S. 360). Und zweitens muß er folgendes am 2. September stattgefundene Gespräch berichten. Der Kardinal von Lothringen, der soeben die Nachricht von dem Hugenottenmord erhalten hat, begibt sich in Begleitung dreier Kollegen und des französischen Gesandten zum Papst und fragt ihn: „Welche Neuigkeit würde Ew. Heiligkeit mehr als alles andere wünschen?“ Gregor erwiderte: „Für die Erhöhung des katholischen Glaubens wünschen Wir nichts mehr als die Vernichtung der Hugenotten.“ Der Kardinal sagte darauf: „Diese Vernichtung können wir Ew. Heiligkeit melden zum Ruhme Gottes und zur Größe seiner heiligen Kirche.“ Wenn dann drittens der Papst große Freudenfeste veranstaltet und auf die Vernichtung der Hugenotten eine Denkmünze hat schlagen lassen, so ist die Stellung der Kurie zu dem greuelvollen Ereignis in der Tat klar genug, und die Bemerkung, daß „die Freudenfeste nicht den am 24. August verübten Greueln als solchen galten, sondern den Folgen, die sich aus ihnen ergaben“ (S. 371), dient nur als bezeichnende Illustration der römischen kasuistischen Moral.

Wir können auf vieles Wichtige nicht weiter eingehen. Nur eins sei noch hervorgehoben. Der Papst hat keineswegs bloß die andern Staaten im Dienste der Gegenreformation kämpfen lassen und sich darauf beschränkt, sie mit Geld und Munition zu unterstützen. Er hat selbst in dem päpstlichen Gebiete von Avignon gegen die Hugenotten Krieg geführt, die Avignon erobern wollten, und hat zwei von diesen besetzte Kastelle in schwieriger Belagerung zu bezwingen versuchen müssen. Da Pastor mit großer Sorgfalt jede grausame Handlung protestantischer Truppen gegen Besatzungen überwundener Städte zu berichten pflegt, wäre es gewiß von Interesse gewesen, zu erfahren, wie sich die päpstlichen Soldaten bei der endlichen Eroberung des Kastells Ménerbe gegen dessen „heldenmütige Verteidiger“ (S. 389) verhalten haben; da er nichts davon sagt (S. 390), möchte man fast glauben, sie haben es auch nicht besser gemacht als die fluchwürdigen Ketzer.

Aus dem Bisherigen wird erhellen, nach welcher Richtung hin man dem Pastorschen Werke mit vorsichtiger Prüfung begegnen muß. Man darf nie vergessen, daß man es mit einer Darstellung zu tun hat, die ganz offen parteiisch ist. Überblickt man aber nun die Fülle von Belehrung, die man dort findet, — wir verweisen nur auf die Kapitel über die Gegenreformation in Deutschland, der Schweiz und Polen, die in die römische Politik die tiefsten Einblicke gestatten —, so muß man schließlich doch dem Verfasser dafür dankbar sein, daß er dies Repertorium historischer Tatsachen zur Geschichte des Papsttums und seines Kampfes gegen den Protestantismus uns geschenkt hat.

Digitized by Google

Der erste Kulturkampf in Preußen

(1788—1798).

Von Georg Schuster.

Schwartz, Paul: Der erste Kulturkampf in Preußen um Kirche und Schule (1788—1798): Mon. Germ. Paedag. Bd. 58. XII und 492 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1925. Geh. Mk. 18.—.

Der Kampf des modernen Preußenstaates mit der römischen Kurie, der in den Maigesetzen von 1873 seinen Höhepunkt erreichte, ist nicht der Kulturkampf schlechthin gewesen. Schon hundert Jahre früher war in Preußen ein ähnlicher Streit ausgefochten worden. Eingeleitet und geführt wurde er von dem allmächtigen Minister v. Woellner zu dem Zwecke, „Kirche und Schule von der hier herrschenden Aufklärung zu befreien und gegen weitere Gefährdung zu schützen". In letzter Linie kam es ihm jedoch darauf an, den Staat des Großen Königs gänzlich umzuformen. Aus dem Gemeinwesen, in dem „jeder nach seiner Fasson selig werden konnte", sollte ein Staatskörper geschaffen werden, der „jedem die Fasson vorschrieb, nach der er allein selig zu werden hatte".

Über diese Ereignisse, ihre Zusammenhänge und die daran beteiligten Personen waren wir bisher keineswegs ausreichend unterrichtet. Auch über den „Hang König Friedrich Wilhelms II. zur Mystik und zum Geisterspuk" und die dabei mitwirkenden Umstände, Interessen und Bestrebungen herrschte noch mancherlei Unklarheit. Dichtung und Wahrheit reichten sich hier in buntem Wechsel die Hand. Um so dankbarer ist daher das neue Buch von Paul Schwartz zu begrüßen. Es beruht auf umfassenden, eindringenden Aktenstudien. Benutzt sind vor allem die umfangreichen, bisher völlig unberührt gebliebenen Akten des Oberschulkollegiums und des Oberkonsistoriums. Ihnen hat der Verfasser eine Fülle wertvoller, unsere Kenntnis vielfach erweiternder und vertiefender, zahlreiche Irrtümer berichtigender Nachrichten entnommen und sie mit selbständigem, sicherem Urteil verwertet. Auch bereits genügend bekannte Vorgänge, wie der Vorstoß der Berliner Dunkelmänner gegen Kant und dessen mehr als schwächliche Haltung dabei und gegen die theologische Fakultät der Universität Halle erscheinen hier in neuer, eigenartiger Beleuchtung. Dagegen hat die moderne historische Literatur häufig nicht die ihr gebührende Berücksichtigung gefunden. Das ist zu beklagen. Um so mehr, als z. B. Schraders treffliche Geschichte der Universität Halle und Bleichs gedankenreiches Werk über den Preußischen Hof unter den Königen Friedrich Wilhelm II. und III. mehrfach mit Nutzen hätten verwertet werden können. Die meist sehr spröden Stoffmassen hat der Verfasser mühelos bewältigt: Sie sind in 18 Abschnitten übersichtlich gruppiert und in einer Form zur Darstellung gebracht, die, häufig mit witzigen Einfällen und sarkastischen Bemerkungen gewürzt, den Leser unwiderstehlich in ihren Bannkreis zieht und fesselt. So wird es nicht weiter überraschen, daß wir hier ein Werk von nicht geringem

Digitized by Google

Werte und Verdienst für des alten Preußens innere Geschichte vor uns haben.

Noch erheblich wirkungsvoller würde freilich das Buch sein, wenn sich der Verfasser hätte entschließen können, die Reaktionsbewegung in Preußen im Zusammenhange mit ähnlichen Erscheinungen in anderen deutschen Ländern zu betrachten. Woellner und Genossen hatten und fanden überall, namentlich in den sächsischen Staaten, Vorläufer und Nachahmer. Ein untrügliches Zeichen dafür, daß die von ihnen vertretenen Anschauungen nicht einer gewissen inneren Notwendigkeit und Berechtigung entbehrten.

Bedeutsam eingeleitet wird das Buch mit der Schilderung der durch die Aufklärung hervorgerufenen öffentlichen Zustände.

Der im Jahre 1783 als Pfarrer an St. Marien in Berlin berufene Zöllner hatte die Frage aufgeworfen: „Was ist Aufklärung?“ Als erster ergriff dazu Moses Mendelssohn das Wort, „der Fürst der Berlinischen Weisen“. Seine, den Begriff allerdings nicht völlig erschöpfende, Definition zeichnete sich durch Kürze und Klarheit aus und lautete dahin: „Aufklärung ist die Theorie der Kultur, die Kultur aber die zur Tat gewordene Aufklärung“. In Erinnerung daran hat der Verfasser den von ihm geschilderten Kampf gegen die Aufklärung „Kulturkampf“ genannt. Ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir einstweilen dahingestellt sein lassen.

In denselben Bahnen, wie der Berliner Philosoph, bewegte sich der „Altmeister“ in Königsberg. Hinsichtlich des Dogmas, das den Rechtgläubigen die unantastbare Grundlage ihrer Kirche war, verfocht Kant Anschauungen, die denen des Philosophen von Sanssouci entsprachen. Den hochmütigen Begriff „Toleranz“, der der gedankenlosen Welt Veranlassung gab, Friedrich mit Lob zu überschütten, lehnte er für den königlichen Geistesverwandten durchaus ab. „Denn die Denkfreiheit soll nicht geduldet werden; sie hat ein unverbrüchliches Recht zu bestehen. Was aber nur geduldet wird, das hat kein solches Recht; was nur auf Duldung Anspruch erheben darf, dessen Recht ist nicht unanfechtbar. Friedrich duldete nicht die Denkfreiheit; er erkannte sie als zu Recht bestehend an“.

Mit diesen Sätzen war bereits das Gebiet scharf umrissen, auf dem der bevorstehende Kulturkampf ausgefochten werden sollte, nämlich dem der Kirche und der mit ihr engverbundenen Schule.

Mittelpunkt der Aufklärung war Berlin, die Stadt, in der man von jeher alles besser wußte. Ungestört durften sich hier alle möglichen Richtungen ausleben: Rechtgläubige, Schwärmer und Mystiker, Aufklärer und Atheisten. Wie man anderwärts die Berliner Zustände beurteilte, läßt besonders die Tatsache erkennen, daß dort die Bezeichnungen: Berliner, Naturalist, Philosoph, Ungläubiger als „gleichbedeutende Schimpfwörter“ galten. Ein ähnliches Schicksal war im 17. Jahrhundert den Kreisen der Naturphilosophen beschieden gewesen. Sie wurden von ihren Gegnern „Alchemisten“ genannt, ein Name, in dem Hohn und Spott, Verachtung und Verleumdung zum Ausdruck kamen.

Digitized by Google

Die Ursache jener Erscheinungen sahen die Gläubigen mit Recht in dem herrschenden Unglauben, der, wie sie meinten, eine Frucht der Aufklärung war. Diese mit allen Mitteln zu bekämpfen, erschien ihnen daher als ein dringendes Gebot ihrer Christenpflicht. So standen — meist nur in den Städten, vor allem in Berlin — Rechtgläubige und Aufklärer sich gerüstet gegenüber. Die Landgemeinden wurden von den kommenden Stürmen kaum berührt. Ihren geistigen Führern und Beratern ließ der Kampf ums Dasein keine Zeit, sich auf den luftigen Höhen theologischer Abstraktion und philosophischer Spekulation zu ergehen. Sie pflegten den Dingen dieser und einer besseren Welt in ihrer Weise nachzusinnen. So waren sie wenigstens der Sorge enthoben, daß Hirt und Herde Schaden litten an ihrer Seele.

Am 17. August 1786 ward der alte Herr zu seinen Vätern versammelt. „Der heidnische Geist", so wähnte die Gemeinde der Gläubigen, sei mit ihm in die enge Gruft der Potsdamer Garnisonkirche gestiegen, in die des Nachfolgers Pietätlosigkeit das „Seelenfutteral" des Oheims wider dessen Willen hineingezwängt hatte. Man übersah, daß der Geist des „alten Fritz" in den leitenden Staatsmännern unverändert fortlebte. Die höchste Kirchenbehörde z. B., das Oberkonsistorium (OK.), stand unter Leitung des der radikalen Richtung angehörenden Ministers Frhrn. v. Zedlitz. Ihre weltlichen Mitglieder, meist hervorragende Gelehrte, wie v. d. Hagen, v. Irwing, Lamprecht, Nagel, Gedike bekannten sich zum Freidenkertum. Soweit sie dem geistlichen Stande angehörten, wie die durch gründliches theologisches Wissen ausgezeichneten Spalding, Büsching, Teller, Diterich, Sack, zählten sie, den Pietisten Silberschlag ausgenommen, zu den Aufklärern. Ihrem Christentum war Religion „Überzeugung des Herzens". Außer ihnen trat noch eine Reihe anderer Theologen in dem Kampfe der Geister bedeutsam hervor. So der von freimaurerischen Ideen erfüllte Zöllner, ein gedankenreicher, glänzender Kanzelredner. So der aufgeklärte Pädagoge Andreas Jakob Hecker, ein Neffe des bekannten Begründers der Berliner Realschule.

Das Haupt der Berliner Orthodoxie und der grimmigste Gegner der Aufklärer war Woltersdorff. Wie sein Freund Silberschlag jeglichem Denken abgeneigt, ruhig und phlegmatisch, wußte er doch als Prediger an der Georgenkirche „den Seligen, so da geistig arm sind", wirkungsvoll das Himmelreich zu verkünden.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger, der die Kirche geflissentlich gemieden hatte, war, wie dann weiter ausgeführt wird, König Friedrich Wilhelm II. wieder ein eifriger Kirchenbesucher. Wegen seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit der „Vielgeliebte" genannt, vereinigte er nach dem Urteil des Frhrn. vom Stein „mit einem starken Gedächtnis einen richtigen Verstand, einen edlen, wohlwollenden Charakter und ein lebhaftes Gefühl seiner Würde". Aber diese guten Eigenschaften wurden „verdunkelt durch Sinnlichkeit, durch Hang zum Wunderbaren, zur Geisterseherei und den Mangel an Beharrlichkeit".

Ihm stand seit Jahren als geistiger Mentor Johann Christoph Woellner zur Seite, fortan der Mittelpunkt der Darstellung. Gleich

Digitized by Google

einem „Hexenmeister", hielt der unheilvolle Mann den „schwachmütigen und wundergläubigen Adepten unter dem Bann seines Zauberstabes". Obwohl mit dem bekannten Verdammungsurteil [1]) des Großen Königs schwer belastet, war es dem skrupellosen, in allen Sätteln gerechten Theologen doch gelungen, bis zu seiner jetzigen Höhe emporzuklimmen. Allerdings auf krummen Wegen. Als 22jähriger war Woellner Pfarrer in Groß-Behnitz geworden und hatte sich bald das Wohlwollen der Patronatsherrin erworben, der Gräfin-Witwe Charlotte Sophie v. Itzenplitz. Im Jahre 1760 gab er sein Amt auf und übernahm die Bewirtschaftung der Itzenplitzschen Begüterung, um sie schließlich selbst in Pacht zu nehmen. Als Landwirt erfreute sich Woellner eines angesehenen Namens. Zahlreiche Schriften und Aufsätze nationalökonomischen Inhalts trugen ihm „den Ruf eines hervor-

---

[1]) Die Gründe, die Friedrichs Urteil herbeigeführt hatten, lagen bisher im Dunkeln. Nunmehr ist Schwarz in der Lage, uns darüber volle Gewißheit zu verschaffen.

Der namenlose Woellner hatte sich in eine der vornehmsten Familien des märkischen Adels hineingedrängt und im Jahre 1766 die junge Gräfin Amalie von Itzenplitz heimgeführt. Erst kurz vor der Hochzeit kam die Angelegenheit dem Könige zu Ohren. Die beabsichtigte Heirat war ihm im höchsten Maße zuwider. Sie erschien ihm als eine arge Mesalliance. Die jugendliche Verlobte sollte daher in Spandau festgesetzt werden. Inzwischen aber war sie Frau Woellner geworden. Wie dem Könige weiter hinterbracht worden, sollte die „Woellnerin" zur Ehe gezwungen worden sein. Infolgedessen ward gegen ihren Mann ein gerichtliches Verfahren eingeleitet. Die Untersuchung ergab keinerlei belastende Momente. Dennoch wurde das gesamte Vermögen seiner Frau beschlagnahmt. Eine Maßnahme, die erst nach dem Ableben Friedrichs von seinem Nachfolger aufgehoben wurde. Der König war hiernach der Überzeugung, daß Woellner nur durch Intrigen sein Ziel erreicht habe

Der andere Vorwurf ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß Woellner im Jahre 1755 im Wege des Betruges zu seinem Predigeramt gelangt ist. Durch die KO. vom 30. Januar 1738 hatte Friedrich Wilhelm I. bestimmt, daß grundsätzlich kein Kandidat der Theologie vor vollendetem 25. Lebensjahre Prediger werden dürfe. Abweichungen von dieser Bestimmung wurden auf Antrag vom Könige bewilligt, wenn der Kandidat nur noch wenige Monate bis zur Erfüllung des kanonischen Termins zurückzulegen hatte und gegen seine Persönlichkeit nichts einzuwenden war. Nun war Woellner am 19. Mai 1732 geboren. Er hätte also erst im Mai 1757 die Anstellungsfähigkeit erlangt. Aber schon am 3. Februar 1755 beantragte General von Itzenplitz als Patron von Groß-Behnitz für den „24jährigen" — in Wahrheit 22jährigen — Woellner bei dem Könige die Erteilung der venia aetatis canonicae. Mit Rücksicht auf den Antragsteller erfolgte sie bereits am 5. Februar. Aus demselben Grunde war von der Einforderung des üblichen Berichts des OKs. Abstand genommen worden. Auch in der KO. vom 5. Februar ist die Rede von dem 24jährigen Kandidaten Woellner. Wahrscheinlich hat Woellner dem Patron gegenüber sein Lebensalter korrigiert, worauf dieser im guten Glauben das Immediatgesuch eingereicht hatte. Denn es ist kaum anzunehmen, daß ein preußischer Edelmann und Offizier von Rang seinen König im Einverständnis mit dem jugendlichen Theologen so bewußt belogen haben sollte.

Es steht also fest, daß Woellner auf betrügerische Weise vorzeitig zu Amt und Würden gelangt ist. Ein Umstand, der dem Könige nicht verborgen geblieben ist. Denn als die Itzenplitzsche Verwandtschaft später bei ihm um die Verleihung des Adels an ihr neues, geringbürtiges Mitglied nachsuchte, lehnte Friedrich das Gesuch ab mit der Begründung: „Der Woellner ist ein betriegerischer und Intriganter Fafe".

Digitized by Google

ragenden" Fachmannes auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Finanzwissenschaft ein. Auf Empfehlung einflußreicher Freimaurer, wie des Herzogs Friedrich August von Braunschweig, berief ihn Prinz Heinrich, Friedrichs Bruder, 1770 als Kammerrat in seinen Dienst. So kam Woellner nach Berlin. Hier fand er ein fruchtbares Feld zur Betätigung seines Ehrgeizes und seiner Ränkesucht.

In Deutschland gab es damals, ebenso wenig wie in Frankreich, ein öffentliches Leben. Von Vereinstätigkeit war keine Rede. Aber die vornehme Pariser Gesellschaft besaß wenigstens ihre Salons, wo die Kunst der Unterhaltung gepflegt wurde, wo auch die öffentliche Meinung frei sich aussprechen durfte. In Berlin sucht man dergleichen vergebens. Die tonangebenden Kreise der Gesellschaft, die oberen Zehntausend, hatten nur geringe geistige Interessen. Da boten sich die stillen Räume der Freimaurerlogen als Stätten dar, in denen geistig angeregte Männer, dem stürmischen Treiben des Tages entrückt, mit gleichgesinnten Freunden alle die damalige Zeit beschäftigenden Fragen, namentlich die über Erziehung und Bildung, nach Belieben erörtern konnten, wo edle Geselligkeit herrschte, wo Unterhaltung und Anregung zu finden waren. Wie tief und allgemein die Idee von der Notwendigkeit und dem Segen erziehender und leitender Geheimbünde damals im Bewußtsein der gebildeten und erleuchteten Welt lebte, beweist die hervorragende und abschließende Stellung, die ihnen Goethe im „Wilhelm Meister" zuweist.

Dem rührigen Woellner war die Bedeutung der Freimaurerei nicht entgangen. Sie schien ihm die Möglichkeit zu bieten, vor allem seinem Streben nach hohen Verbindungen, nach Macht und Einfluß genüge zu tun. Hauptsächlich aus diesem Grunde hatte er sich ihr im Jahre 1765 angeschlossen und es dort bald infolge seiner Betriebsamkeit und Redegabe zum stellvertretenden Großmeister der Großloge „Zu den drei Weltkugeln", gebracht, einer Körperschaft, die in den Bahnen gemäßigter Aufklärung sich bewegte. Entscheidend für seine ganze Zukunft wurde die Bekanntschaft, die er 1778 auf dem frm. Konvente zu Wolfenbüttel mit dem Oberst v. Bischoffwerder machte, einem „unbeirrbaren Anhänger des Mystizismus" und jeglichen Wunderglaubens und führenden Mitgliede der „Fraternität der goldenen Rosenkreuzer". Es war weniger die Überzeugung von der Reinheit der Ordenslehre als die Erkenntnis, durch Bischoffwerder, den einflußreichen Freund des Thronfolgers, emporzukommen, die Woellner bewog, dem Freimaurerbunde den Rücken zu kehren und eine Rosenkreuzerloge zu gründen, in die dann auch der neue Freund aufgenommen wurde.

Seit der Stunde, da Bischoffwerder dem Thronerben nähergetreten war, fühlte sich dieser ganz im Banne des Geisterspuks, der ihn „erfreute und tröstete, erschreckte und quälte". Ihm führte Bischoffwerder, der sich im Besitze der Geisterapparate des berüchtigten Gauners und „Zauberers" Schrepfer befand, Woellner zu. Beide bearbeiteten nun den Prinzen derart, daß er sich 1781 um die Aufnahme in den wundertätigen Orden bewarb und bald zu einem ge-

Digitized by Google

fügigen Werkzeuge in der Hand der unbekannten Oberen, d. h. der Dioskuren, wurde.

Seit dem Sommer 1784 hielt Woellner dem Prinzen Vorträge über Staatsverwaltung. Wahlverwandte Seelen hatten sich gefunden: Gemeinsam war beiden die tiefe Abneigung gegen Friedrich, den Einzigen, die Herabwürdigung seines Wesens und seiner Regierungsweise, der Eifer gegen die Aufklärung und die falsche Toleranz. Nach dem Tode des Alten sollte und mußte alles anders werden. Nicht zuletzt auf kirchlichem Gebiete.

Und der heißersehnte Tag des Thronwechsels kam. „Der neue Herr spendete Gnaden mit freigebiger Hand". Auch an Woellner. Er erhielt des verewigten Königs Flöten zum Geschenk und zahlreiche kostbare Handschriften seiner Werke. „Kein übler Einfall der Frau Historia", bemerkt der Verfasser, „den in Preußen erfolgten Wechsel des Thrones und aller Dinge damit zu kennzeichnen, daß sie auf der Flöte des Philosophen von Sanssouci den Obskuranten Woellner seine frommen Weisen blasen ließ". Auch der Adel ward ihm zuteil. Aber Woellners Ehrgeiz ging höher hinaus. Schon am 7. Oktober 1786 erinnerte er den König daran, daß er „von jeher so gern Minister des Geistlichen Departements" werden wollte. Einstweilen möge ihm der König „den vakanten Platz als Finanzminister" verleihen. Das geschah allerdings nicht. Vielmehr mußte sich der Machthunger des bescheidenen Mannes vorläufig mit dem Titel „Geh. Oberfinanzrat" begnügen und dem dazugehörigen Gehalt.

So vergingen zwei Jahre. Dumpfe Schwüle lagerte auf den Gemütern. Da erfolgte der von den Gläubigen herbeigewünschte, von den Aufklärern gefürchtete Schlag: Am 3. Juli 1788 wurde Woellner als Wirklicher Geheimer Etats- und Justizminister „aus besonderem königlichen Vertrauen" zum Chef des „Geistlichen Departements in allen lutherischen Kirchen-, Schul- und Stiftssachen" ernannt. Zedlitz ward in ein anderes Amt versetzt, wo er als Aufklärer keinen Schaden mehr stiften konnte. Schließlich wurde Woellner mit diktatorischer Gewalt über die beiden höchsten Kirchen- und Schulbehörden ausgestattet. Der Kommandostab im Kampfe gegen die Aufklärer war jetzt in seine Hand gelegt. Und Woellner zögerte nicht, von seiner Macht rücksichtslos Gebrauch zu machen.

Am 9. Juli 1788 erging die Fehdeansage in Gestalt des Religionsedikts (RE.). Es war ureigenstes Erzeugnis Woellnerschen Geistes. Sinn und Inhalt des Ediktes bildete das Gebot, „nicht abzuweichen von den Worten der Bibel und der symbolischen Bücher". „Unfehlbare Kassation" und noch härtere Strafe wurden dem in Aussicht gestellt, der sich etwa vermessen würde, wider den Stachel zu löken. Trotzdem fanden sich mutige Kämpfer genug, die sich gegen die ihnen zugemutete Heuchelei empörten: Teller, der Hofprediger Sack, Spalding, Diterich, Büsching, Zöllner, der Friedrich Wilhelms Ehen zur linken Hand mit der Gräfin Amalie (nicht Julie) Voß und der Gräfin Sophie Dönhoff eingesegnet hatte, u. a. legten beim Könige mit ernster Entschiedenheit Verwahrnng ein gegen das Edikt. Woellner,

Digitized by Google

der wußte, daß alle Einwände sich gegen ihn richteten, behielt sich vor, „denen hochweisen Herren dafür“ gelegentlich eins „auf die Finger zu geben“. Der Kulturkampf begann. Seine Schilderung bildet den Höhepunkt des Buches.

Außer den genannten Verfechtern des Aufkläruugsgedankens regten sich noch andere Stimmen wider das Edikt. Es erschienen anonyme Schriften, „aufrührerische Scharteken“, wie sie Woellner wegwerfend nannte, die gegen seinen Inhalt energisch Stellung nahmen. Sie wurden in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Selbstverständlich fanden sich auch Verteidiger der Verordnung. Zum Wort meldeten sich u. a. die Karschin, die alte, vergessene „deutsche Sappho“. Sie widmete der Gemahlin Woellners einen Gesang „zur Freudensbezeugung“ und stellte dem verdienten Minister den Schwarzen Adler-Orden in Aussicht. Für diese poetische Leistung erhielt Anna Luise auf dessen Antrag das einst vergeblich von König Friedrich erbetene Haus. Und tief gerührt ob ihrer frommen Teilnahme, sattelte Woellner in höchsteigener Person den Pegasus und verkündete der alten Dame das ihr bevorstehende Glück mit den Knüttelversen:

„Freu' Dich, Deutschlands Dichterin,
Freu' Dich hoch in Deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen Dir“.

Die gedruckten Anfechtungen, denen das RE. und seine Urheber fortgesetzt ausgesetzt waren, veranlaßten Woellner zu energischen Schritten gegen die Presse. Am 19. Dezember 1788 erschien das nicht minder berüchtigte Zensuredikt. Mit ihm und dem RE. ward der Belagerungszustand über das geistige Preußen verhängt.

Obwohl die überwiegende Mehrzahl der höheren Beamten in ihrer Eigenschaft als Zensoren sich dem geistigen Diktator versagten und zahlreiche an das Zensuredikt anknüpfende Prozesse vom Kammergericht gegen ihn und des Königs Willen entschieden wurden, gelang es Woellner, allmählich jeden Widerspruch zu ersticken. Solche Wahrnehmung stärkte gleichgesinnten Seelen den Mut. Sie scharten sich um den Minister und nahmen einen Teil der Verantwortung auf ihre Schulter.

Die unerwartete Hilfe kam aus Schlesien. „Eine Leuchte unter den Frommen“ daselbst war der Propst Hermes in Breslau. In seinem Wesen bildeten Glaubenseifer, Beschränktheit und geistiger Hochmut einen „harmonischen Dreiklang“. Durch dessen Schwiegersohn Oswald, einen in den Kreisen der Rosenkreuzer gefeierten Geisterseher und Geisterbeschwörer, ward Woellner auf Hermes aufmerksam. Und dieser hatte als eifrigen Mitstreiter im Kampfe gegen die Aufklärer den Hofrat Hillmer in Breslau erkannt. Durch Oswald war Hillmer in die Fraternität der Rosenkreuzer gelangt.

Auf Veranlassung von Bischoffwerder führten Hermes und sein Schwiegersohn im August 1790 dem Könige, der damals in Breslau

Digitized by Google

weilte, eine Somnambule vor, „ihm durch deren Mund den göttlichen Willen“ kund zu tun. Der Herrscher, dem sie in mehreren Sitzungen u. a. Vergebung der Sünden verhieß, und dessen Gnade sie Hermes und Oswald empfahl, war tief ergriffen. Er glaubte in Hermes, dessen Kanzelvorträgen er mehrfach beigewohnt hatte, den „guten Prediger“ nach seinem Herzen gefunden zu haben und trug ihm auf, „Vorschläge für eine Gestaltung des Predigtwesens im ganzen Land nach dem Breslauer Muster“ auszuarbeiten. Auch an Woellner erging der Befehl, „von dem schlesischen Gottesstreiter ein religiöses Dienstreglement einzufordern, wie er es bei der Unterredung mit dem Könige als notwendig geschildert hatte“. Schon nach wenigen Wochen legte Hermes sein „Schema Examinis Candidatorum S. S. Ministerii rite instituendi“ vor. Die Handschrift wurde sogleich gedruckt. Und zu Anfang Dezember 1790 wurde die Schrift allen Konsistorien, auch dem OK., zur Nachachtung übermittelt. Das „Schema Examinis“ stellte eine Prüfungsordnung dar, „die alle dem Kandidaten vorzulegenden Fragen im Wortlaut festsetzte“. Es ward in einem Latein dargeboten, das die Sprache der „Epistolae obscurorum virorum“ an Klassizismus womöglich noch übertraf. An die Scholastik des Mittelalters erinnerte auch der Geist der neuen Ordnung. Die Kandidaten sollten in der Prüfung, deren Gang genau vorgeschrieben war, dartun, daß ihr unveräußerliches geistiges Besitztum die reine Glaubenslehre sei, die der Mensch mit seiner Vernunft nimmer zu erfassen vermöge. Wenn sie bis zu diesem „unerforschlichen Glauben an das Unglaubliche“ vorgedrungen seien und das Tor der Erkenntnis sich ihnen geöffnet habe, würden sie ein unerschütterliches Fundament gewonnen haben, von dem aus sie ihre geistige Tätigkeit segenbringend zu gestalten vermöchten, ohne Gefahr zu laufen, zu falschen Anschauungen und Urteilen zu gelangen. „Das war des langen Schemas kurzer Sinn“. Da sein Inhalt in den Kreisen der Kandidaten bekannt war, konnten sich diese bequem auf alle Fragen vorbereiten und die eingelernten Antworten bereit halten.

Das OK. erhob sofort pflichtmäßig scharfen Einspruch gegen die unerhörte, ohne sein Wissen und seine Zustimmung erfolgte Einrichtung. Im Namen des Königs lehnte Woellner nicht nur die vorgebrachten „Besorgnisse und Bedenklichkeiten“ ab, sondern stellte sogar den „halsstarrigen“ Räten in unflätigen Ausdrücken Maßregeln in Aussicht, „die ihnen freilich nicht angenehm, aber desto wirksamer sein würden“. Jene erwiesen sich jedoch als unbelehrbar. Nun sann der Großinquisitor auf die Verwirklichung des angedrohten Mittels, nämlich die Einsetzung einer Art von Ketzergericht als „höchster Instanz für Kirchliche und Schulangelegenheiten“.

Am 14. Mai 1791 trat „die Immediat-Examinations-Kommission“ (IEK.) ins Leben. Im September hielt sie ihre erste Sitzung ab. Das Kollegium bestand aus den bewährten Eiferern Hermes, Hillmer, Woltersdorf und Silberschlag.

Vielseitig und verantwortungsvoll waren ihre Obliegenheiten. Sie hatten die richtige und vollkommene Ausführung des RE's. zu

Digitized by Google

überwachen, für die Aufrechterhaltung der reinen christlichen Lehre Sorge zu tragen und die Hauptprüfung der Kandidaten „recht sorgfältig vorzunehmen".

Es war die Zeit der großen Staatsumwälzung in Frankreich. Der von ihr ausgegangene Geist der Empörung und des Umsturzes äußerte sich in Deutschland derart, daß der Kaiser sich 1791 veranlaßt sah, den Reichskreisen aufzugeben, aufrührerische Schriften zu verbieten, Aufläufe und Aufstände nötigenfalls mit Waffengewalt zu unterdrücken. Demgemäß wurde auf Woellners Antrag die „Gothaische Gelehrtenzeitung" und die „Jenaer Allgemeine Literaturzeitung" im preußischen Staatsgebiet verboten. Woellner und sein Regiment waren in diesen Blättern wiederholt scharf angegriffen worden. Aber unerschrocken trat das Generaldirektorium für den Schutz und die Freiheit des Buchhandels ein. Und das Justizdepartement erklärte, daß das Verbot der genannten Zeitschriften „das Ansehen des preußischen Staates in ganz Europa tief herabsetzen würde". Ähnlich äußerte sich Graf Hoym, der Oberpräsident von Schlesien. Trotzdem ward das Verbot der „Gothaer Zeitung" aufrecht erhalten, während die Jenaer eine Verwarnung erhielt.

Wie nicht anders zu erwarten war, hatten die revolutionären Ideen vor allem die Jugend ergriffen. Zumal in Preußen. Nichtsdestoweniger war und blieb diese im innersten Herzen gut „Fritzisch" gesinnt. Und ihre „bewährte Monarchie" etwa zugunsten einer republikanischen Staatsform aufzugeben, wäre ihr niemals in den Sinn gekommen. Das lehren besonders die Akten über die Abiturientenprüfungen, in die uns Schwartz einen überaus lehrreichen Blick tun läßt. Sie zeigen, daß u. a. der Geschichtsunterricht auf den preußischen Gelehrtenschulen im ausgehenden 18. Jahrhundert in engster Verbindung mit dem herrschenden Zeitgeist stand. Aber so schnell, wie sie gekommen, schwand auch wieder die Begeisterung für das revolutionäre Frankreich dahin. Namentlich infolge der wüsten Ausschreitungen des Jakobinertums. Treu blieb sich allein die aufklärerische Ketzerei. Doch selbst verstocktestes Aufklärertum vertrug sich gut mit bestem Preußengeist. Auch dafür liefern die Arbeiten der damaligen Abiturienten zahlreiche erfreuliche Beweise.

Nach zwei Jahren angestrengtester Tätigkeit mußte die JEK. in ihren Immediatberichten bekennen, daß die Verhältnisse auf dem Schul- und Kirchenwesen genau so schlimm und böse seien, wie zuvor.

Der König war empört und forderte in einer scharfen KO. schleunige Abhilfe.

Um die Verurteilung der der Neologie angeklagten Geistlichen unter allen Umständen sicher zu stellen, wurden Untersuchung und Urteil dem weltlichen Gericht entzogen und dem OK. übertragen. Eine rechtgläubige Mehrheit wurde hier dadurch geschaffen, daß Teller, Zöllner und Gedike in allen Kassationssachen sich der Stimme enthalten mußten. Eine Gewaltmaßnahme schlimmster Art.

Im April 1794 wurde Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" als ein der „christlichen Kirche gefährliches Buch" verboten. Das

Digitized by Google

bedeutete eine schnöde Herausforderung gerade der gebildeten Kreise, in denen die Zeitschrift stark verbreitet war. Das Verbot wurde erst nach Verlauf eines Jahres wieder aufgehoben, und zwar auf Grund einer eindringlichen Vorstellung des Staatsrats.

Von nicht geringem Interesse sind die letzten Abschnitte, die von den Schulvisitationen, den Universitäten, Seminaren usw. handeln.

Am 1. April 1794 wurden Hermes, Hillmer und Hecker als Oberschulräte in das von Zedlitz ins Leben gerufene Oberschulkollegium (OSK.) eingeführt. Dessen „erste größere und auf ein Jahrzehnt hinaus einzige Arbeit" war die ohne alle Vorbereitungen erfolgte Einführung des Abiturientenexamens.

Unter den damaligen Gelehrtenschulen Preußens waren nur wenige, die ihre Schüler mit einer ausreichenden Vorbildung für das Universitätsstudium versahen. Das lag an der Ungleichheit der Verfassung dieser Anstalten. Trotz aller Erlasse und Mahnungen der JEK., auf eine Hebung der Leistungen der Schüler hinzuwirken, blieb alles beim Alten. Nur ein einheitlicher, für alle höheren Schulen geltender Lehrplan konnte hier Besserung bewirken. Aber zu solcher Reform fehlte das nötige Geld. Aus diesem Grunde unterblieben auch die vorgesehenen Schulvisitationen, d. h. die Ermittlung der Rechtgläubigkeit.

Erst im Jahre 1793 war die JEK. in der Lage, dieser Aufgabe nachzukommen. Die Revision des Religionsunterrichts in den Berliner Schulen ergab, daß wahres Christentum nur in den niederen zu finden war, während die höheren sich als „Brutstätten des Heidentums" darstellten. Im nächsten Jahre erhielten Hermes und Hillmer den Auftrag, die „von der Aufklärungspest besonders verseuchten Gebiete" in Brandenburg und Sachsen zu visitieren. Die Ergebnisse dieser Fahrt waren sehr unerfreulich: Nur die Saldernsche Schule in Brandenburg und die Domschule in Magdeburg fanden Gnade vor den Augen der gestrengen Herren. Der Religionsunterricht war „meist kalt und kraftlos und wenig biblisch". Der Mehrzahl der Lehrer fehlte es an gründlicher Kenntnis der Heiligen Schrift und der christlichen Lehre.

Dem OSK. wurden auch die Universitäten unterstellt. Ein Akt der Demütigung und Erniedrigung. Andere Maßnahmen dieser Art schlossen sich an. Als Professor Mützel in Frankfurt a. O. 1794 eine Vorlesung über Kants Buch „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" ankündigte, wurde sie von der JEK. verboten. Mützel erhielt den Rat, „ein anderes, nützlicheres Collegium" anzuzeigen.

In Königsberg beherrschte der Apostel der unerbittlichen Kritik das Feld. Kritik ist des Glaubens unversöhnliche Feindin. Was war nicht alles von einem Universitätslehrer zu erwarten, der die reine Vernunft, die praktische Vernunft, die Urteilskraft kritisierte! Woltersdorff, der ärmste im Geiste, verstieg sich daher in der JEK. zu dem Antrage, „dem Professor Kant alles öffentliche Schreiben gänzlich zu verbieten". Der schmähliche Versuch schlug fehl. Er

Digitized by Google

offenbarte aber, daß Kants Name bereits auf dem Index der Zensurbehörde stand.

Zur Veröffentlichung in der „Berlinischen Monatsschrift" hatte der Königsberger Weise mehrere Artikel bestimmt. Den ersten: „Von der Einwohnung des bösen Prinzips neben dem Guten oder über das radikale Böse in der menschlichen Natur" legte er in Berlin zur Prüfung vor. Hillmer erteilte die Druckerlaubnis. Er mochte den tiefsinnigen Gedankengang nicht völlig erfaßt haben. Der Aufsatz wurde im Aprilheft 1792 abgedruckt. Da fanden sich rechtgläubige Leser, die durch die philosophische Hülle bis zu dem theologischen Kern vordrangen und Anstoß daran nahmen. Als dann der Herausgeber Biester im Juni den 2. Artikel einreichte: „Von dem Kampf des guten Prinzips mit dem bösen um die Herrschaft über die Menschen", versagte Hermes das Imprimatur. Biesters Beschwerde war erfolglos.

Nun entschloß sich Kant, seine Aufsätze als Buch zu veröffentlichen. Dazu bedurfte er lediglich der Erlaubnis einer Fakultät. Die philosophische genehmigte ohne weiteres den Druck. Die Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" erschien 1793. Die zweite Auflage 1794.

Ein Buch, in dem u. a. behauptet wurde, „eine Religion, die der Vernunft unbedenklich den Krieg ankündigt, wird es auf die Dauer gegen sie nicht aushalten"; das sich wegwerfend über „die Bücher richtenden Theologen" äußerte, die Orthodoxie als die angemaßte alleinige Rechtgläubigkeit bezeichnete, das von den „erzkatholischen Protestanten und ihrer eingeschränkten Denkungsart" sprach, — ein derartiges Machwerk verstieß wider den Heiligen Geist des REs. und erheischte Sühne. Eine geharnischte KO. aus der Feder Woellners hob drohend hervor, Kant solle bei Vermeidung der „Höchsten Ungnade" sich in Zukunft dergleichen nicht mehr zuschulden kommen lassen.

In seiner Abhandlung: „Was ist Aufklärung?" hatte Kant die Forderung aufgestellt, daß Geistliche und Lehrer, deren Überzeugung nicht in Einklang zu bringen sei mit den Bestimmungen eines bestehenden Gesetzes, auf ihr Amt zu verzichten hätten. Nun war er selbst in ähnlicher Lage. Aber der 70jährige fand bekanntlich nicht die Kraft, die entsprechenden Folgerungen zu ziehen und durch entschlossenen Rücktritt sich einen glänzenden Abgang von des Lebens Bühne zu sichern. Schwere Kämpfe haben in jenen Tagen seine Seele tief erschüttert. Er gibt uns Rechenschaft über diese Not. „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung", so heißt es dort, „ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, ist Untertanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist es darum doch nicht Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen". Ebenso schwächlich ist der Geist, den seine Antwort atmet. Er entschuldigte sich damit, daß in seinem Buche nicht von der geoffenbarten, sondern von der natürlichen Religion die Rede sei, um dann das Gelöbnis der Besserung hinzuzufügen: „Um auch dem mindesten Verdacht vorzubeugen, so halte ich es für das Sicherste, Eurer Königlichen Majestät feierlich zu erklären, daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion

Digitized by Google

betreffend, die natürliche wie die geoffenbarte sowohl in Vorlesungen wie in Schriften, als Eurer Majestät getreuester Untertan gänzlich enthalten werde". Der Vorgang, der in der Öffentlichkeit den denkbar übelsten Eindruck hervorrief, ist tief beschämend. Immerhin nicht ganz so schrecklich, wie in unserer Zeit jene Szene am Lager des todkranken Hegelianers Augusto Vera, da eingedrungene Priester, ein Kardinal dem Verscheidenden, Italiens kühnstem und tiefstem Denker, den Widerruf seines eigenen Selbst entrissen. —

Woellner durfte zufrieden sein: Er hatte den Verkünder des kategorischen Imperativs zur Strecke gebracht. Mit ihm seine Amtsgenossen. Sie wurden verpflichtet, Kant und seine Werke aus dem Kreise ihrer öffentlichen Betrachtung zu verbannen.

Nächst Königsberg war den Berliner Ketzerrichtern, die der Aufklärung zugetane Universität Halle Gegenstand ernster Sorge. War sie doch die „wichtigste Vorbildungsstätte der preußischen Geistlichkeit und Lehrerschaft". Aber die theologische Fakultät, auf die es hauptsächlich abgesehen war und gegen die Woellner mit allen Mitteln einschreiten zu müssen glaubte, ließ sich nicht einschüchtern. In ihr lebte und wirkte noch ein Hauch von Luthers Geiste. So konnte der Ausgang des Streites nicht zweifelhaft sein: Er bedeutete für Woellner und die JEK. eine schwere Niederlage. Ihr Schreckensregiment hatte schließlich zur Folge, daß die Zahl der Studenten der Theologie an allen preußischen Universitäten ganz erheblich zurückging.

Zu den bisherigen Mitteln, die die JEK. ersonnen hatte, um sich die Herrschaft über die Geister zu sichern, fügte sie im Jahre 1791 die Einrichtung der Visitationspredigten für die beamteten Geistlichen. Den Text bestimmte das Generaldirektorium. Die ausgearbeiteten Kanzelvorträge gelangten auf dem Wege über die Provinzial-Examinations-Kommission an die JEK. Nun glaubte das Ketzergericht die Neologen in der Hand zu haben. Die heidnischen Sünder mußten jetzt Farbe bekennen. Die Rechnung stimmte indes nicht völlig. Denn eine Gewähr dafür, daß nun auch jeder Verdächtige sich so schriftlich äußern würde, wie er dachte, war nicht gegeben. Immerhin waren unter den Ende 1792 eingegangenen Predigten „36 besonders bösartige".

Bei den Schulvisitationen und den Prüfungen der Kandidaten hatte sich bei Lehrern und Schülern ein erheblicher Mangel an biblischen Beweissprüchen herausgestellt. Um ihm abzuhelfen, mußten nach einem Vorschlage der JEK. für die zukünftigen Lehrer von Ostern 1797 an Vorlesungen über die dicta probantia von auserwählten Professoren in den Lektionsplan der Universitäten eingesetzt werden.

Sobald die Schuljugend dem Katechismus und seinen frommen Sprüchen entwachsen war, wählte sie natürlich selbst die ihr zusagende, keiner Überwachung unterliegende, geistige Nahrung. Und die bot das Jahrhundert der Aufklärung in überreicher Fülle dar. Allerdings meist in der Form von Schundliteratur. Alles, was lesbar war, wurde durch die über das ganze Land verbreiteten Lesegesellschaften nutzbar gemacht.

Digitized by Google

Die JEK. fühlte sich berufen, auch hier bevormundend einzugreifen. Etwa um die Schundliteratur zu beseitigen? Bewahre. Ihre Absicht war lediglich, Bücher und Zeitungen zu überwachen, um „Stimmung, Denkart und Gesinnung des Volkes in ihrem Sinne zu beeinflussen". Hatte sie auch auf diesem Gebiete Erfolg, so war der Kampf um die geistige Herrschaft endgültig zu ihren Gunsten entschieden.

Allein die Tage der JEK. und ihres Herrn und Meisters waren bereits gezählt. Der „Kulturkampf" war zu Ende. Mit dem Tode Friedrich Wilhelms (16. November 1797) verschwanden die Dämonen der Lüge und der Heuchelei, die bis dahin wie quälendes Alpdrücken auf dem öffentlichen Leben gelastet hatten. Zwar versuchte Woellner noch schnell umzulernen und sich auf den Boden der neuen Tatsachen zu stellen. Aber ein schnell heraufziehendes Unwetter fegte den jämmerlichen Wicht und seine Spießgesellen hinweg von dem Schauplatz ihrer Untaten. Woellner starb im Jahre 1800, von Geldsorgen bedrückt und fluchbeladen, wie er es verdient. Hermes verschied 1807 als dänischer Kirchenrat und Professor der Theologie in Kiel. Hillmer fand Anschluß an die Brüdergemeinde in Neusalz in Schlesien, wo er 1835 sein Dasein beschloß. —

Beachtung verdient auch der Anhang des Buches: Er enthält u. a. den Briefwechsel Friedrich Wilhelms II. mit Oswald und zwei bisher unbekannte Briefe Woellners an Friedrich Wilhelm III. aus dem Jahre 1798.

Schriften zur Geschichte der Staatstheorie.

Kaum jemals ist die Frage vom Wesen und Zweck des Staates so heftig umstritten worden, als seit 1918, im Zeitalter des Bolschewismus und des Faschismus. Der Historiker nimmt an diesem Streit seinen Anteil, indem er das geschichtliche Werden und die historischen Bedingtheiten der Theorien untersucht, die heute um ihre Geltung kämpfen. Vor 100 Jahren, 1826, machte Friedrich v. Raumer dazu den Anfang in seinem Buch über „Die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik". Damals rangen das romantisch-ständische und das konstitutionelle Ideal um die Herrschaft. Als 1830 die Julirevolution auch für Deutschland den Sieg der parlamentarischen Monarchie zu bringen schien, stieg ein größerer Historiker, als Raumer, in die politische Arena herab, um vor dieser Gefahr zu warnen. „Den eigentümlich deutschen Staat zu schaffen," hat uns Ranke damals als Ziel gesetzt. Ein Ziel, das in seinem Sinne durch die Lösung von 1866—71 doch nur sehr bedingt erreicht wurde.

Als 1918 der kleindeutsche monarchische Bundesstaat zusammenbrach, gewann der Vorwurf des Auslandes gegen das Reich von 1871, es habe eine rein macchiavellistische Machtpolitik getrieben, auch bei uns Boden. Fr. Meinecke hat darauf in seinem Buch über die Geschichte der Staatsräson eine echt deutsche, das Problem vertiefende,

Digitized by Google

den Willen zur Objektivität bis zum schärfsten Mißtrauen gegen die eigenen inneren Sympathien zuspitzende Antwort gegeben. Sein bedeutendes Werk liegt hier nicht zur Besprechung vor; der Leserkreis der Mitteilungen wird sich mit ihm bekannt gemacht haben, ohne eine Anzeige abzuwarten.

In die Zeit, wo der Begriff der Staatsräson sich herauszulösen begann aus der so andersartigen Ideenwelt des Mittelalters, führt die sorgfältige Untersuchung von Hans Wilfert[1]). Philipp v. Leyden, Domherr zu Utrecht, Leyden und im Haag, Vertrauensmann zweier Grafen von Holland, hat in seinem Traktat „De cura rei publicae et sorte principantis", um 1375 abgeschlossen, eine Mischung von Fürstenspiegel und Staatslehre geschaffen. Der Staatswohlfahrt läßt er alle Privilegien der Stände weichen, der utilitas publica soll der Beamte selbst gegen die Person des Fürsten Geltung verschaffen; aber diese Staatstheorie braucht noch die Berufung auf eine Autorität, das römische Recht, und der Domherr und Fürstendiener umgeht vorsichtig das Problem des Verhältnisses zwischen imperium und sacerdotium.

Von der Renaissance bis zur Romantik führt in geistreicher, die Wandlungen der Theorie scharf herausarbeitender Übersicht Peter Richard Rohden[2]). Die Zwischenstellung der Renaissance, in der nicht mehr der Glaube, noch nicht die Vernunft, wie im Naturrecht, sondern die Phantasie herrscht, ist gut charakterisiert. Bezeichnend für die gegenwärtige Stimmung ist, daß der Reformation Luthers gar nicht gedacht ist, wohl aber in sehr eindrucksvoller Form der Staats- und Königsidee Bossuets. Der Blick gleitet weiter über die verschiedenen Schattierungen des Liberalismus von Locke zu Rousseau bis zur Romantik als dem Mutterboden des Konservativismus, der mit jener durch „die Deutung der politischen Organismen als Individualitäten" verknüpft ist. Bemerkenswert erscheint die scharfe Entgegensetzung von echter politischer Theorie und politischer Ideologie, d. h. der Dienstbarmachung der Ideen für die realen Ziele bestimmter Interessentengruppen; als erster dieser Ideologen (die — als „Sophisten" — den ganzen Zorn des alten Schlosser erregten) erscheint Rohden Adam Müller, auch den Marxismus ordnet er in diese Sphäre ein: „Mit dem Zeitalter des deutschen Idealismus, d. h. etwa mit dem Tode Hegels und Goethes versiegt auch die ideengeschichtliche Produktivität auf politischem Gebiete."

Die „barocke Politik" in den recht weit gezogenen zeitlichen Grenzen von 1510 und 1878 rechtfertigt Winand Engel[3]); mit Recht

---

[1]) Hans Wilfert: Philipp v. Leyden. Ein Beitrag z. Vorgeschichte des modernen Staates. (= Beihefte zur Vierteljahrsschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hrsg. v. Below, 5. Heft) 42 S. Berlin, Stuttgart und Leipzig, Kohlhammer, 1925.

[2]) Peter Richard Rohden: Die Hauptprobleme des politischen Denkens von der Renaissance bis zur Romantik. (= Einzelschriften z. Politik u. Geschichte, hrsg. v. Roeseler, 10. Schrift), 78 S. Berlin, Deutsche Verlagsges. f. Politik u. Geschichte. 1925.

[3]) Winand Engel: Absolutismus und Demokratie. Eine geschichtliche Ehrenrettung. 36 Seiten. Köln, Gonski & Co., 1925.

Digitized by Google

lobt er an der absolutistischen Außenpolitik nach dem Vorgang Martin Spahns ihre vorsichtige Raumbewältigung im Vergleich mit der blind-leidenschaftlichen Expansionsgier demokratischer Massen, die zum Weltkriege geführt habe. Mit der ebengenannten kann sich diese aus einem Vortrag erwachsene Gelegenheitsschrift an Gedankenreichtum und Durchdachtheit nicht messen — selbst wenn solche Vereinfachungen nicht mit unterliefen, wie die Gleichsetzung von Kleinbürgertum und Bourgeoisie.

Von der Sammlung „Klassiker der Politik" liegen zwei Bände [1]), mit gut orientierenden Einleitungen von Otto Brandt und Carl Brinkmann, vor. Sieyès und Cobden, der Franzose und der Engländer, der Logiker und der Empiriker, der reine Politiker und der Wirtschaftspolitiker — ein packender Kontrast. Sieyès besitzt als Begründer der parlamentarischen Demokratie heute wieder erhöhte Aktualität; hinter seiner scheinbar leidenschaftslosen Logik verbirgt sich, wie Brandt nachweist, leidenschaftlicher Adelshaß. Cobden ist dem Festland nur als Freihändler bekannt, Brinkmanns Auswahl lehrt uns diesen echten Vertreter der englischen Mittelklassen in der Epoche von 1832—60 auch als Vorkämpfer der kleinen Landwirte, Gegner der Türkenherrschaft und Pazifisten kennen. Von dem festländischen Mitbegründer des Manchestertums, Fr. Bastiat, ist der von schlagendem Witz, freilich von nichts Tieferem zeugende Aufsatz: „Der Staat" beigegeben.

Vertreter des gebildeten deutschen Mittelstandes, Gelehrte, Beamte, Offiziere, scharten sich in der Zeit der Befreiungskriege um den patriotischen Berliner Verleger Georg Reimer. Roller [2]) versteht es, durch gut gewählte Stellen aus ihrem Briefwechsel einen lebendigen Eindruck ihres politischen Wollens zu vermitteln. Sie suchen das, was Ranke 15 Jahre später den spezifisch deutschen Staat nannte. Aber indem sie ihren eigenen Geist in naivem Enthusiasmus mit dem deutschen Volksgeist in eins setzten, stellten sie sich die Aufgabe viel zu einfach vor.

Die damalige Enttäuschung über die deutschen Regierungen machte die Bahn frei für die Einflüsse der französischen und englischen politischen Doktrinen in Deutschland. Die deutschen Parteiprogramme [3]) spiegeln die Durchdringung dieser Doktrinen mit den Machtforderungen der sozialen und kirchlichen Gruppen in Deutschland wider. F. Salomons treffliche, in historischen Seminarübungen erprobte Sammlung bietet

---

[1]) Klassiker d. Politik, hrsg. v. Meinecke u. Oncken. 9. Bd.: Emmanuel Sieyès: Was ist d. dritte Stand. Übers. u. eingel. v. Otto Brandt. 132 S. — 10. Bd.: Richard Cobden u. d. Manchestertum v. Carl Brinkmann. 211 S. Berlin, Hobbing, 1924.

[2]) Theodor Roller: Georg Andreas Reimer und sein Kreis. Zur Geschichte des politischen Denkens um die Zeit der Befreiungskriege. 80 S. Berlin, Weidmann, 1924.

[3]) Felix Salomon: Die deutschen Parteiprogramme vom Erwachen des politischen Lebens in Deutschland bis zur Gegenwart. 3. Auflage. H. 1: Bis zur Reichsgründung 1845—1871. H. 2: Im deutschen Kaiserreich. 167 u. 194 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1924.

Digitized by Google

in der vorliegenden 3., besonders für die Jahre 1847/48 und 1912 bis 1918 ergänzten Auflage ein reiches Bild dieses Ringens. Liberale und Konservative, Klerikale und Sozialisten kommen gleichmäßig zu Worte. Nur in das erste Heft ist das „Kommunistische Manifest" als gewaltiger Block in extenso hineingeworfen; und die Lektüre dieses stilistischen Meisterwerkes macht immer wieder seine zündende Wirkung begreiflich.

Heute schwört von neuem ein Teil der deutschen politisch leidenschaftlich bewegten Jugend auf dies Manifest vom Februar 1848. Ein anderer, wachsender Teil kämpft auf der äußersten Rechten, geschart um — wie Ranke vielleicht sein scharfes Wort von 1832 wieder aufnehmend sagen würde — „die Fahne einer eingebildeten Deutschheit". Zwischen den Extremen muß das deutsche Volk seinen Weg suchen. Wenn es ihm gelingt, „den eigentümlich deutschen Staat zu schaffen", dann wird auch für die Geschichte der politischen Theorie eine neue Epoche angebrochen sein. Wilhelm Hersе.

Bemerkungen über neuere Schriften zur Literatur-, Kultur- und Kunstgeschichte.

Gar viele Historiker lebten und leben der Überzeugung, daß auch das spezifisch geistige und künstlerische Dasein des Menschen der geschichtlichen Erkenntnis gewonnen und daß gerade für die Behandlung dieser bedeutsamen Gebiete erhöhten Lebens das weiteste Ausmaß gewählt werden müsse, da nur so die besonders fruchtbare vergleichende Methode in Anwendung kommen könne. Aus dieser Überlegung heraus stellt die folgende Besprechung eine Anzahl verschiedener Werke zusammen, die dennoch nicht bloß nach persönlichem Belieben aneinandergereiht und zusammengetan sind, sondern in der, letzten Endes bestehenden Gleichartigkeit ihres allemal ideellen Stoffes zueinander gehören. Der Besprechende aber erlaubt sich die Bitte zu tun, man möchte in seinen Bemerkungen grundsätzlich nur den Liebhaber sehen, dessen Anteilnahme in diesen Richtungen sich weithin erstreckt und dessen Wißbegier schier unersättlich ist, nicht aber den Forscher oder Kenner, der auf wohl begrenztem, gründlich durchmessenem Gebiet sicher herrscht und gewichtig zu urteilen vermag.

Die Entwicklung der griechischen Literatur [1]) behandeln Bethe und Pohlenz, jener die griechische Poesie, dieser, Wendlands Darstellung neu bearbeitend, die griechische Prosa (Seite 64—166). Ob es nicht besser wäre, an Stelle solcher, die äußere Form allein berücksichtigender Einteilungsgrundsätze sachliche oder inhaltliche treten zu

---

[1]) Griechische Literatur. (= Einleitung in die Altertumswissenschaft. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von A. Gercke † und E. Norden, 1. Band, 3. Heft.) 8°. 189 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1924. Kartoniert Mk. 6.40.

Digitized by Google

lassen, demnach für Poesie Dichtung und für Prosa Wissenschaft zu setzen, sollte eigentlich keine Frage mehr sein. Novelle wie Roman z. B. erscheinen zwar (auch schon in der griechischen Literatur) in ungebundener Rede, in Prosa, gehören aber doch unstreitig der Dichtung an; wenn Herodot die Erzählung vom Ringe des Gyges oder vom Schatze des Rhampsinit in Prosa vorträgt, so schätzen wir ihn trotzdem mehr als poetisierenden Novellisten denn als Historiker; und wenn der historische Roman literargeschichtlich betrachtet wird, so geschieht es wesentlich unter dem Gesichtspunkte des Fiktiven, der freien oder wenigstens schweifenden Erfindung. Demgegenüber hält sich die vorliegende Darstellung lediglich an die äußere Form und behandelt den Roman unter Nr. 34 der „Prosa" (Seite 157—161), allerdings in trefflicher Kennzeichnung seiner Entwicklung und mit einer ebenso knappen wie glücklichen Charakterisierung des Longosschen Schäferromans „Daphnis und Chloë" schließend. Den Titel dieses viel gelesenen Modebüchleins findet man freilich nirgends genannt, weder im Text noch in den „Quellen und Materialien zur Erforschung der griechischen Literaturgeschichte" (Seite 167—199), die, besonderen Dankes wert, sozusagen das literarhistorische Handwerkszeug des Philologen zusammenstellen, indem sie zuerst über die antiken Quellen, ferner über Erhaltung und Überlieferung der griechischen Literatur, endlich über neuere literarhistorische Werke, Text- und Fragmentsammlungen, Ausgaben und Einzelabhandlungen berichten. Gerade dieser Teil kennzeichnet das vortreffliche Buch als ein in die Wissenschaft ein- und zu ihr hinführendes Werk, das auch in seinen beiden ersten, obengenannten Teilen allen berechtigten Anforderungen entspricht: übersichtliche, straff zusammenfassende Gruppierung vereinigt sich mit knapper, durch viele Hinweise belegter Darstellung. Die Gruppierung des ersten Teiles erfolgt, dem organischen Wachstum der griechischen Poesie gemäß, unter den Überschriften: I Epos, II Lyrik, III Tragödie, IV (nicht VI! Seite 31) Komödie. Alsdann setzt die rein zeitliche Gliederung ein: V Hellenismus (Seite 38—53), VI Kaiserzeit. In einem besonderen Abschnitt (Seite 57—63), „Theaterfrage" überschrieben, wird erörtert, „wie die klassischen Dramen des 5. Jahrhunderts aufgeführt seien". Pohlenz teilt dagegen durchgängig nach Perioden: jonische, attische, hellenistische, klassizistische.

Anfang und Mittelpunkt griechischer Literatur ist Homer. Sein heroisches Epos ist „die einzige lebendige Überlieferung griechischer Vorgeschichte" (Seite 1), und „die Heldensage ist die Überlieferung der Taten und Leiden" des ganzen Volkes (Seite 3). Hierzu ziehe man den Hinweis auf Niese (Seite 185), der zu beweisen suchte (1882), daß der Sagenstoff der homerischen Gedichte „freie poetische Erfindung sei". Diese merkwürdig weltfremde, jeder literarhistorischen Einsicht und aller Dichterpsychologie bare Vorstellung ist vielleicht durch eine fehlgehende Erklärung des Wortes *ποιητής* hervorgerufen, der als Schöpfer aus dem Nichts gefaßt wird. Es liegt aber genug des menschlich-Schöpferischen darin, aus dem realen Vorgang ein ideelles Nachbild zu formen. Der Mensch, wie er nun einmal beschaffen ist,

Digitized by Google

tut genug, wenn er aus einem Etwas ein anderes Etwas hervorbringt, wenn er aus Vorgängen Erzählungen macht, und zwar solche, die den schöneren Schein des Lebens schaffen. Ist es nicht auch der genauesten Beachtung wert, daß der doch mindestens nicht unkritische Thukydides vom trojanischen Krieg wie von einem sattsam beglaubigten geschichtlichen Ereignis spricht (I 3), daß er den Schiffskatalog wie ein historisches Dokument einschätzt (I 10)?

In dem hübschen, auf weitere Kreise berechneten, durch reichliche Abbildungen und Versproben veranschaulichenden Buche Thassilo von Scheffers[1]) stehen die beherzigenswerten Worte (Seite 12/13): „Viel mehr in Mythos, Legende und Sage ist Wirklichkeit, als wir rationalistischen Menschen von heute glauben, und so enthüllt auch jeder neu fallende Schleier von den Ereignissen der homerischen Erzählungen, daß sie nicht einer bloßen Dichterphantasie entsprungen oder in ihr völlig umgebildet sind, sondern daß ihr Kern und oft mehr als dieser Wahrheit ist." Wenn Scheffer aber fortfährt: „Mit Schliemanns Wirksamkeit fing diese Erkenntnis an", so muß dies unter Hinweis auf die obigen Belegstellen aus Thukydides bestritten werden. Man darf auch nicht meinen, die Anschauung des Thukydides sei vereinzelt oder unbeachtet geblieben; sondern (um einen schier Vergessenen aufzurufen!) Loebell führt in seiner „Weltgeschichte" (1846) Bd. I 508 „als historische Tatsache" auf: „Daß einst ein troisches Reich an der kleinasiatischen Küste bestand, daß es von Hellenen aus verschiedenen Gegenden Griechenlands angegriffen und seine Hauptstadt Ilion von ihnen zerstört ward." Ernst Curtius' Auffassung, „das homerische Bild der troischen Kämpfe sei nur ein Spiegelbild der äolischen Kolonisation", die übrigens auch auf einen historischen Kern der homerischen Dichtung hinweisen würde, dürfte vor den Ergebnissen der Forrerschen Forschungen nicht bestehen, nachdem sie immer schon starken Zweifeln ausgesetzt war.

Anders als um die Sagenwelt der Ilias, um die es bis hierher zumeist ging, steht es um die Odyssee, die zu einem erheblichen Teil Märchengut weitergibt. Aber wie die troischen Kämpfe Homers und die troischen Funde Schliemanns den Historiker und Archäologen immer von neuem reizen, so fordern die Irrfahrten des Odysseus und die Beschreibung der Schauplätze seiner Abenteuer den Scharfsinn des Geographen heraus. In diesem Zusammenhange sei die fleißige, neuartige, interessante Ergebnisse aufweisende Abhandlung A. Herrmanns berührt[2]); der aus dem babylonischen Weltbilde hergeleiteten, einleuchtenden Erklärung dafür, daß „die Kimmerier niemals die Sonne sehen könnten und daher dauernd in Finsternis lebten (Odyss. XI 13 ff.)", sei besonders gedacht (Seite 192).

---

[1]) Homer und seine Zeit. (= Menschen, Völker, Zeiten. Eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von M. Kemmerich. I.) Mit 38 Abbildungen. 8°. 178 Seiten. Wien und Leipzig, Karl König, o. J. Mk. 6.—.

[2]) Die Bedeutung Homers für die griechische Geographie Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Jahrgang 1926 Nr. 3/4 (= Seite 171—196).

Digitized by Google

Einen anderen Gegensatz macht von Scheffer bemerklich, wenn er (Seite 17) behauptet, „daß uns die Kulturwelt der Odyssee viel greifbarer, näher und lebenswärmer entgegentritt als die übermenschlichen Fresken der Ilias". Darüber scheint uns allerdings jener Gegensatz vergessen, der sich zwischen achäischen und troischen Helden in der Ilias selber auftut. Ernst Curtius (Griechische Geschichte I⁵ [1878] Seite 133) stellt nämlich fest, daß in der homerischen Darstellung den Trojanern „der Vorzug einer höheren Kultur und einer vorangeschrittenen Bildung eingeräumt wird". Und für Loebell („Weltgeschichte" I 499) ist Hektor „das Muster eines vollkommenen Mannes"; er ist „makellos wie keiner der Griechen".

Noch einmal auf Bethe zurückgreifend, heben wir einen Satz aus, der eine nunmehr anscheinend geläufig gewordene Parallele zieht (Seite 12): „Die griechische Lyrik ist wie die des christlichen Mittelalters neben dem Heldenepos der poetische Ausdruck der Ritterzeit". Wichtiger fast noch, weil einen überstiegenen Personenkult auf das richtige Maß zurückführend, erscheint uns der andere, Sappho betreffende Satz (Seite 18): „So einzig die hehre Frau in der griechischen wie in aller Literatur steht, so wichtig ist es, sich klarzumachen, daß sie in ihrem Lesbos eine von vielen war."

Endlich sei auf den längsten Abschnitt der Bethe'schen Darstellung, auf V (Seite 39—53), hingewiesen, der die hellenistische Poesie nach ihrer allgemeinen und typischen Art wie in ihren Großen kennzeichnet. Von diesen Großen galten Arat und Kallimachos den Zeitgenossen sehr viel, während Theokrit zudem das besondere und anhaltende Interesse der folgenden Zeitläufte gewann, Apollonios von Rhodos aber schon wegen der Einwirkung seiner „Argonautika" auf Virgil Erwähnung verdienen würde.

Diese hellenistische Dichtung, im letzten Menschenalter Gegenstand eines starken und immer stärkeren Interesses, sucht Alfred Körte der allgemeinen Bildung durch wohlgelungene Übersetzungen und gut geschriebene Einführungen zu vermitteln[1]). Er zieht aber die Neue Komödie, vorab Menander, hinzu, über den er urteilt (Seite 25): „Nächst dem homerischen Epos hat keine Gattung der hellenischen Poesie die Weltliteratur so stark und nachhaltig beeinflußt wie die Komödie Menanders." Und wie sie durch die Zeiten hingewirkt hat, so gefiel sie zu ihrer Zeit aller Orten (Seite 15), wohl nicht zum wenigsten wegen der „Sorgfalt der Charakterzeichnung" und wegen der Bevorzugung des Typus vor dem individuellen Charakter (Seite 30), wie sie dem eifrigen Schüler Theophrasts nahe lag.

Pohlenz behandelt unter dem Sammelbegriff „die griechische Prosa" nicht bloß die wissenschaftliche Entwicklung, welche sich auf

---

[1]) Die hellenistische Dichtung. (= Kröners Taschenausgabe, Band 47.) Mit 4 Bildern. 8°. 333 Seiten. Leipzig, A. Kröner, 1925. Geb. Mk. 3.—.

Digitized by Google

den Gebieten der Philosophie und Geschichtschreibung sowie der exakten Wissenschaften vollzieht, sondern auch, wie bereits eingangs bemerkt, den Roman, der sich inhaltlich als Dichtung darstellt, und die Beredsamkeit, jenes Grenzgebiet, dessen Erzeugnisse in logischer Haltung und deduktiver Methode zwar wissenschaftlich anmuten, aber in ihrem offenbaren Streben, Recht zu behalten und Recht zu bekommen, nur Vorteilhaftes und Nutzbringendes anführen, ja unbedenklich erfinden; ganz zu geschweigen, daß Männer wie Lysias (Seite 81) und selbst Demosthenes (Seite 86) heute für diesen, morgen für den gegnerischen Standpunkt eintreten. Rhetorische Gepflogenheiten haben in der späteren Zeit, wie poetische in der früheren, leider auch den reinen Charakter der Philosophie und der Geschichtschreibung getrübt. So nahm Herodot nicht bloß „den homerischen Kyklus als Vorbild für sein Geschichtswerk" (Bethe, Seite 4), sondern seine Darstellung ist mit poetischen Bestandteilen versetzt; wohingegen Theopomp oder Ephoros als rechte Schüler des Isokrates in der künstlerischen, rhetorischen Darstellung die Hauptaufgabe sahen (Seite 105/6). Damit erscheint das mitten inneliegende, beide Abwege meidende Werk des Thukydides als vollendet wissenschaftliches (Seite 98); der Historiker von Oxyrhynchos (Kratippos?), übrigens ein Fortsetzer des thukydideischen Werkes, darf ihm vielleicht angereiht werden.

Der Umstand, daß innerhalb jeder der vier Perioden, welche Pohlenz unterscheidet, die Anordnung nach Disziplinen vorgenommen wird und daß er z. B. in der zweiten, attischen Periode mit der Charakterisierung der Beredsamkeit beginnt, dann zur Philosophie und endlich zur Geschichtschreibung übergeht, hat zur Folge, daß Demosthenes vor Plato, Aristoteles vor Thukydides und Isokrates vor Xenophon zu stehen kommt. Doch sind die Schilderungen und Beurteilungen dieser Männer darum nicht weniger vortrefflich; es sei nur eine Stelle über Demosthenes ausgehoben (Seite 87/8): „Heute ist es leicht zu sagen, daß Demosthenes vergeblich das Rad der Weltgeschichte aufzuhalten suchte und im Gegensatz zu Isokrates' Panhellenismus eine Kirchturmspolitik trieb." Die hiermit gekennzeichnete unbillige Verkleinerung des Staatsmannes Demosthenes ist leider schon geraume Zeit im Schwange; man stellt ihn so dar, als ob er nur Redner gewesen sei und noch dazu einer, der nutzlos geredet hätte (schon Joh. Gustav Droysen in seinem Alexanderbuch hat sich in diesem Sinne geäußert).

Endlich sei ein Zitat für alle diejenigen angeführt, die noch immer glauben, daß es unserer Zeit vorbehalten geblieben sei, solche banalen Dinge, wie Abhängigkeit der geistigen Natur des Menschen von seiner physischen und der letzteren Zusammenhang mit der Gesamtnatur zu entdecken: in der Schrift *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* behandelt ein Arzt „den Einfluß des Klimas auf Charakter und Intelligenz der Völker in einer für die spätere Ethnographie maßgebenden Darstellung" (Seite 74).

Digitized by Google

In derselben vortrefflichen Weise wie Bethe-Pohlenz die griechische, behandelt Eduard Norden im Rahmen des gleichen Werkes die römische Literatur[1]). Streng philologisch und damit auch dem Historiker, der wirklich eindringen will, am meisten und am besten dienend. Denn die philologische Kleinarbeit schafft die Grundlagen der Literaturgeschichte, stil- und stoffgeschichtliche Untersuchungen erweisen übergreifende Zusammenhänge, die Historie aber zeichnet den Hinter- oder Untergrund des allgemeinen und täglichen Daseins, aus dem die literarischen Erzeugnisse auftauchen, nicht ohne ihrerseits das kulturelle Geschehen zu bereichern und typisierend zu kennzeichnen. Absolute, ästhetische Spekulation hat an diesen Dingen keinen Anteil, so bedeutsam sie sonst sein mag. Sie tritt erst da in ihre Rechte, wo der Literarhistoriker über den zeitlichen Wert der Dichtung hinaus einen Ewigkeitswert zuerkennen zu müssen glaubt.

Der Geschichtschreiber der römischen Literatur wird zweifelhaft sein, ob er solche Werke namhaft machen kann. Wenn nur das urwüchsig-Originale in Frage kommt, so scheiden selbst die bedeutsamsten Erzeugnisse der römischen Literatur aus, einer Literatur, deren Geschichte Norden (Seite 9) definiert „als die Geschichte von der Aus- und Umbildung der aus der griechischen Literatur herübergenommenen Gattungen". (Von Norden selbst hervorgehoben.) Dazu nehme man eine ähnliche Bemerkung (Seite 79): „Das Individuelle wenigstens in der römischen Literatur zeigt sich nicht sowohl in der Prägung von neuem, das es im absoluten Sinne in ihr nicht gibt, als vielmehr in der besonderen Aus- oder Umprägung von Vorhandenem". Dies wird von Tacitus gesagt, den Norden gleich dem Livius „nicht als den Historiker, sondern nur als den Schriftsteller" (Seite 64) betrachtet. Es ist mindestens fraglich, ob diese Einschränkung auf die Beurteilung des Schriftstellers den Hauptgesichtspunkt nicht unberücksichtigt läßt. Literatur ist doch nicht Formgebung schlechthin, die mit dem Stoffe schalten und walten darf, wie es ihr beliebt, wenn sie nur die allgemeinen psychologischen und ästhetischen Gesetze nicht verletzt, sondern wissenschaftliche Literatur zum wenigsten bannt den Schriftsteller in die engen Grenzen besonderer, konkreter Wahrheit. Ist es möglich, den Schriftsteller von dem Historiker zu sondern? Kann man das Äußere, die Darstellungsform, von dem Inneren, den historischen Vorgängen oder der historischen Wahrheit, trennen? Und wenn man diese Trennung vornehmen könnte, darf man sie vornehmen, ohne Tacitus aus dem gewichtigen Historiker zum bloßen Rhetor zu machen? Norden stellt eine Reihe her, die von den durch Polybius bekämpften hellenistischen Geschichtschreibern bis zu Livius reiche, die auch Tacitus einschließe und deren Wahlspruch von Quintilian in die Worte gefaßt sei: historia est proxima poetis et quodammodo carmen solutum. Es wäre überaus erfreulich, wenn diese Nordenschen Gedankengänge

[1]) Römische Literatur. (= Einleitung in die Altertumswissenschaft, 1. Band, 4. Heft.) 8°. 118 Seiten. Leipzig und Berlin, Teubner, 1923. Kartoniert Mk. 3.—.

Digitized by Google

den Ausgangspunkt für eine Untersuchung abgäben, welche das Verhältnis von Poesie und Geschichte, den Gegensatz der Tätigkeit des Dichters und des Geschichtschreibers behandelte.

Auch bei Norden dürfte derjenige Abschnitt besonderer Auszeichnung wert erscheinen, der von „Quellen und Materialien" (Seite 88—118) unter den gleichen Überschriften wie bei Bethe-Pohlenz handelt. Er vollendet den wissenschaftlichen Charakter dieses Teiles eines zwar einführenden und Überblick gewährenden, aber doch eben in die Wissenschaft einführenden Werkes.

Dagegen wollen Gudemanns gediegene, gleichfalls lebendig und geistreich geschriebene Büchlein[1]) einem größeren Publikum dienen. Sie werden ihren Zweck gewiß erfüllen und dem aufmerksamen Leser eine verhältnismäßig eindringende und weitreichende Kenntnis lateinischer Literatur vermitteln, da sie Inhaltsangaben der Hauptwerke und eingehendere Kennzeichnungen dichterischer Richtungen wie Persönlichkeiten bis zum Ende des 6. Jahrhunderts herab bieten; die Geschichte der altchristlichen lateinischen Literatur vom 2.—6. Jahrhundert behandelt Gudemann in einem besonderen Bändchen[2]). Noch seien seine ebenso knappen wie lichtvollen literarhistorischen Durchblicke besonders ausgezeichnet (so Vergils Äneis betreffend II 17—19 oder Livius II 68/9). II 137 heißt es, den von Tacitus gezeichneten Gestalten Tiberius und Nero, Messalina und Agrippina komme „dieselbe innere Wahrheit, derselbe Ewigkeitswert zu, wie etwa Shakespeares Richard III., Goethes Alba oder Schillers historischen Bösewichtern". Wir möchten um Tacitus des Historikers willen wünschen, daß seinen Gestalten nicht bloß „innere Wahrheit" und „Ewigkeitswert" eignete, sondern daß sie einfach richtig und der alltäglichen, gewöhnlichsten Wirklichkeit entsprechend gesehen seien.

Während Gudemanns II. Bändchen die sattsam bekannten, der Weltliteratur angehörigen Größen des goldenen wie die bereits vielfach nur noch literarhistorisch gekannten des silbernen Zeitalters aufführt und so eindringend kennzeichnet, daß dem Leser auch Lucanus und Statius, Valerius Flakkus und Silius Italikus in deutlicheren Bildern erstehen, bringt das III. Bändchen gar eine Fülle des Materials für die Erkenntnis des geistigen Lebens jener Jahrhunderte, als deren hervorstechendste literarische Persönlichkeiten dastehen: Apulejus, der Erzähler des „Amor und Psyche"-Märchens (Seite 23—37), und Claudianus (Seite 77—87), der dem Stilicho einen drei Bücher umfassenden Panegyrikus widmet und Stilichos Sieg über Alarich in besonderem Epos (de bello Gothico) feiert. Für den Historiker gewinnen die Geschichtschreiber der Zeit neues Leben: Florus (Seite 14—18) mit seiner Kriegsgeschichte und die Scriptores historiae Augustae (Seite 40—44), Eutropius (Seite 53—55) mit seinem

[1]) Geschichte der Lateinischen Literatur. II: Die Kaiserzeit bis Hadrian. 8°. 148 Seiten. III: Von Hadrian bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. 8°. 132 Seiten. (= Sammlung Göschen Nr. 866, 890.) Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923, 1924. Geb. je Mk. 1.25.

[2]) 8°. 120 Seiten. (= Sammlung Göschen Nr. 898.) ib. 1925.

Digitized by Google

Abriß und Ammianus Marcellinus (Seite 57—64), diese „Geschichtsquelle allerersten Ranges". Gern hört er auch Näheres über Männer wie Ausonius, Sidonius Apollinaris und Venantius Fortunatus oder Boethius und Cassiodorus Senator.

Mit berechtigtem Stolz weist Gudemann auf seine „altchristliche Literatur" als einen ersten Versuch hin, den Gegenstand im Kompendium zu behandeln; er hat dafür gesorgt, daß nicht bloß Tertullian und Augustinus dem Leser mehr sind als bloße Namen, sondern auch Minucius Felix und Cyprianus, Laktantius und Ambrosius, Hieronymus und Prudentius. Wir nehmen die Gelegenheit wahr, hier auf Lietzmann hinzuweisen, der, Wendland neu bearbeitend, die christliche Literatur des griechischen wie des lateinischen Sprachgebietes in knapper, aber exakt gearbeiteter Übersicht für den studentischen Bedarf zusammenstellt [1]). Mit dem Ausdruck lebhafter Freude darüber, daß wir nun an Gudemanns kundiger Hand ein gutes Jahrtausend lateinischer Literatur auf geebneten Pfaden durchwandern können (I. Bändchen siehe „Mitteilungen" 51, Seite 113), verbinden wir die Äußerung besonderen Dankes für die vortreffliche Neubearbeitung der „Literaturteile" in Gercke-Nordens Einleitung in die Altertumswissenschaft: daß die Wissenschaft des klassischen Altertums festgegründet dasteht, beweist nichts einleuchtender als die von verschiedenen Verfassern (Bethe, Pohlenz, Norden, Lietzmann) herrührende gleichartige Behandlung verschiedenartiger Gegenstände (griechische, lateinische, christliche Literatur). Gleiche Methode hat das erfreuliche Ergebnis gezeitigt. Wie mancher Historiker wird dies mit einem wenigstens leisen Gefühl stillen Neides lesen! Wie mancher wird wieder einmal nach der alle Historiker verbindenden allgemein gültigen Methode ausschauen, in deren folgerichtiger Anwendung eine Wissenschaft der Geschichte erstände!

Bis dieses sehnsüchtige Verlangen des Historikers nach voraussetzungsloser, aber in ihren Ergebnissen zwingender Wissenschaft gestillt ist, dürfte jedenfalls der Anblick eines Mannes Trost gewähren, der für sich eine Art weltgeschichtlichen Systems oder kulturgeschichtlichen Schemas gewonnen hatte: Jakob Burckhardt tritt mit einigen seiner Meisterwerke von neuem vor uns hin. Vor uns liegen drei Grundwerke: Die Zeit Konstantins des Großen [2]); Die Kultur der Renaissance in Italien [3]); Der Cicerone [4]). Das erste der genannten

---

[1]) Christliche Literatur. (= Einleitung in die Altertumswissenschaft usw., Band 1, Heft 5.) 8°. 36 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1923. Kartoniert Mk. 1.20.

[2]) Vierte nach der Ausgabe letzter Hand verbesserte Auflage. 8°. XII, 493 Seiten. Leipzig, Alfred Kröner, 1924. Dünndruckausgabe: Ganzleinen Mk. 9.—, Ganzleder Mk. 16.—.

[3]) Ein Versuch. Vierzehnte Auflage, durchgesehen von Walter Goetz. 8°. VIII, 538 Seiten. ibidem 1925. Ganzleinen Mk. 9.—, Ganzleder Mk. 16.—.

[4]) Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens. Neudruck der Urausgabe. 8°. XVI, 1064 Seiten. ibidem 1925. Ganzleinen Mk. 18.—, Ganzleder Mk. 25.—.

Digitized by Google

Werke, 1852 erstmalig gedruckt, 1880 vom Verfasser verbessert zum zweiten Male herausgebracht, erscheint, ebenso wie die dritte Auflage, in der Textgestaltung der zweiten. Man versteht den Herausgeber, Ernst Hohl, in diesem seinem Verfahren, durch welches er sich für die Integrität des Kunstwerkes erklärt. Er berücksichtigt aber auch den wissenschaftlichen Charakter dieses Kunstwerkes, das ehemals den Forschungsergebnissen der Geschichtswissenschaft gerecht wurde, jetzt aber den Stand der Forschung nicht mehr darstellt, ein Mangel, der für denjenigen leicht zu beseitigen sei, der sich an Eduard Schwartz' Konstantinforschungen halte. Auch Goetz, der Herausgeber des zweiten der obengenannten Werke, ist, wie schon für die dreizehnte, so auch für diese vierzehnte Auflage auf die Urausgabe zurückgegangen. Denn dieser „Versuch", die Kultur der Renaissance in Italien darzustellen, hat sich in dem kühnen Bestreben, den „Staat als Kunstwerk" zu begreifen oder die Entwicklung des Individuums in der „Vollendung der Persönlichkeit" gipfeln zu sehen, selber zum Kunstwerk gestaltet. Burckhardt sagt in der Einleitung dieses Werkes (Seite 3): „es ist die wesentlichste Schwierigkeit der Kulturgeschichte, daß sie ein großes geistiges Kontinuum in einzelne scheinbar oft willkürliche Kategorien zerlegen muß, um es nur irgendwie zur Darstellung zu bringen". Er selbst hat diese Schwierigkeit bemeistert, das „geistige Kontinuum" klar angeschaut und es in seinen bedeutsamsten Ausstrahlungen nach den wesentlichen Kategorien aufgefaßt und nachgebildet. Er vermochte dies aber zu vollbringen, weil er jedesmal den rechten Stoff mit sicherem Blick erwählte. Und ist es nicht schon ein besonderes Anzeichen für die, man möchte sagen, künstlerische Notwendigkeit dieser Stoffwahl, daß sich die Stoffe bei aller Gegensätzlichkeit so merkwürdig entsprechen? Dort die Wende vom Altertum zum Mittelalter, hier die vom Mittelalter zur Neuzeit, dort die Auseinandersetzung der Alten Welt und ihrer herrschenden Anschauung mit dem Christentum — hier der Ansturm der erneuerten Antike gegen die herrschende Religion und Kirche!

Beides sind Querschnitte kulturgeschichtlicher Art; das dritte, weitest bekannte und verbreitete Werk, der Cicerone, behandelt dagegen in Längsschnitten die Geschichte der Architektur, der Skulptur und der Malerei, freilich nur sofern es sich um chronologische Anordnung oder der Zeit folgende Aneinanderreihung von in Italien vorhandenen Werken der bildenden Künste handelt. Als Anleitung zum künstlerischen Genuß und als Reisebegleiter gedacht, ist es gemäß Burckhardts historischer Richtung eine historische Bestandsaufnahme geworden, die nicht bloß dem praktischen Bedürfnis dient, sondern auch der geschichtlichen Erkenntnis nützt. — Wenige einzelne, allerdings überaus bedeutsame Kunstwerke oder Gruppen von Kunstwerken führt uns der Geschichtschreiber der Päpste, Ludwig von Pastor vor [1]); es handelt

[1]) Die Fresken der Sixtinischen Kapelle und Raffaels Fresken in den Stanzen und Loggien des Vatikans, beschrieben und erklärt von L. Frhr. v. Pastor. Mit 5 Tafeln. 12°. 169 Seiten. Freiburg i. Br., Herder, 1925. Geb. Mk. 4.—.

Digitized by Google

sich um einen Sonderabdruck aus den Bänden II—V der Geschichte der Päpste, und es versteht sich, daß dementsprechend der Hauptton auf der religiösen und kirchlichen Ausdeutung der Bildwerke liegt.

Es sei erlaubt, hier von einem neueren Werke zu sprechen, das auch als eine Anleitung zu künstlerischem Genuß angesehen werden darf, da es hervorragende Kunstwissenschaftler, Kunsthistoriker und Ästhetiker gewissermaßen als Typen der Kunstbetrachtung und -auffassung hinstellt[1]). Denn laut Vorrede (Seite 7) möchte W. Waetzoldt die einzelnen Abschnitte seines schönen Werkes „unbeschadet der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge, die ein Kapitel mit dem andern verknüpfen, als in sich geschlossene literarische Bildnisstudien führender Köpfe der Kunstgeschichtschreibung gewertet" sehen. So behandelt der erste Band die „Anfänge der Kunstliteratur" (Seite 11—42: darin die eingehende vortreffliche Charakteristik Sandrarts und seiner „Teutschen Akademie" von 1675—79) und die „Begründung der deutschen Kunstwissenschaft" durch Winckelmann und Christ, diesen Philologen und Altertumsforscher, dessen Hauptinteresse der deutschen Kunst galt, dessen Ehrgeiz war, „die alten deutschen Meister aus der Nacht der Vergessenheit zu ziehen" (Seite 47). Während der III. Abschnitt (Seite 75—114), „Maler-Ästhetik" überschrieben, besonders Raphael Mengs und Christian Ludwig von Hagedorn, den Bruder des Dichters, würdigt, setzen sich die folgenden nicht bloß durch ihre Überschriften in engste Beziehung zu den aus der Literaturgeschichte gewonnenen Einteilungen, sondern führen auch zumeist dichterisch und schriftstellerisch bestbekannte Männer auf, um deren Verhältnis zur bildenden Kunst darzulegen: Sturm und Drang in der Kunstliteratur (Heinse, Merck, Hamann, Herder); Klassizismus (Seite 153—214: Goethe, Forster und Heinrich Meyer, der in der Regel nur als eine für Goethes Beziehungen zur Kunst wichtige Persönlichkeit aufgeführt wird, hier aber erfreulicherweise in eigenem Lichte glänzt); Romantik (Wackenroder und Tieck, die Schlegel, deren jedem zwanzig Seiten gewidmet sind, und Sulpiz Boisserée). Der VII. Abschnitt („Anfänge der Fachwissenschaft") bringt vor allem eine lichtvolle Darstellung Carl Friedrich von Rumohrs (Seite 292—318). Der zweite Band weist folgende Überschriften auf: Die Schule der Kenner (Passavant, Waagen); Geschichtsphilosophische Methode (Seite 47—92: Hotho, Schnaase); Die Positivisten (Koloff, Springer, Semper); Kunstgeschichte nach Aufgaben (Seite 141—210: Kugler, Burckhardt, dem fast vierzig Seiten gewidmet sind); die großen Biographen (Hermann Grimm, Carl Justi). Wir wollen wegen der logischen Begründung dieser Überschriften mit dem Verfasser nicht rechten, auch nicht darüber streiten, ob Koloff in diese Reihe erster Größen gehört

---

[1]) Deutsche Kunsthistoriker. 1. Band: Von Sandrart bis Rumohr. 8°. 333 Seiten. 2. Band: Von Passavant bis Justi. 8°. 311 Seiten. Leipzig, E. A. Seemann, 1921, 1924.

Digitized by Google

oder ob Hotho, dessen allgemeinwissenschaftliche Bedeutung und dessen „Vorstudien für Leben und Kunst" niemand höher schätzen kann als der Rezensent, unter diesen Fachleuten an der richtigen Stelle steht, — wir wollen uns nur dieser wohlgelungenen Kennzeichnungen, dieser fein ausgeführten, abgerundeten Bildnisse deutscher Kunstgelehrter freuen, deren künstlerische Anschauungen und wissenschaftliche Ideenkreise uns mit verständnisvollem, tiefdringendem Ernst in geschliffener Form übermittelt werden. Jeder der beiden Bände schließt mit einer überaus nützlichen Zeittafel der Quellenschriften sowie Angabe der Literatur; der zweite bietet außerdem ein für beide Bände bearbeitetes Namenregister.

Kuno Francke setzt sein Werk mit einem zweiten Bande fort [1]), welcher deutsche Literaturgeschichte von Luther bis Lessing bietet. Literaturgeschichte, wie wir sie mehrfach vortrefflich behandelt und nun um eine wohlfundierte und anziehende Darstellung vermehrt finden. Die Gliederung nach Zeitaltern (Reformation und Gegenreformation; Absolutismus (Seite 215—437); Aufklärung) ist ebenso einwandfrei wie der Rahmen in Schilderung der allgemeinen Verhältnisse geschickt umrissen; Gruppen von Dichtern und dichterischen Werken werden gekennzeichnet, vor allem wird das Wirken der Führenden mittels lebhafter Analyse ihrer Hauptwerke veranschaulicht. Aber so gewichtig der Ideengehalt dieser Werke zu einem guten Teile erscheint, so bedeutsam die sachliche Auseinandersetzung ihrer ästhetischen und ethischen Werte ausfällt, so kräftig darin die Kulturwerte der deutschen Literatur hervortreten — das Entscheidende liegt nach der Meinung des Verfassers doch wohl in den großen Persönlichkeiten, denen er mit aller Liebe und bestem Verständnis gerecht zu werden sich bemüht. Eine andere Frage freilich ist, ob nicht auf diese Weise solche in dichterischen Persönlichkeiten vermittelten subjektiven Werte höher zu stehen kommen als die objektiven Kulturwerte. Daß aber die Würdigung der Persönlichkeit ins Subjektive abführt und auch stets subjektiv ausfällt, beweist die stark anzuzweifelnde Darstellung Luthers, der im allermodernsten Sinne für die Jahre 1517—20 als kühnster Fortschrittsmann, für all die weiteren Jahre aber als seinen Idealen untreu gezeichnet wird (Seite 95, 101), oder gar Lessings, der die „heitere Höhe" reiner Menschlichkeit erklommen und dem „Gipfel einer schlechthin universellen Kultur" nahegekommen sei (Seite 624).

Seit langem besteht die Neigung, historische Helden, insbesondere Geisteshelden zu apotheosieren; und niemand ist mehr in Gefahr, dämonisiert und den menschlichen Grenzen entrückt zu werden, als Goethe. Es bedarf anscheinend einer festen Glaubensgrundlage, um das sichere Bewußtsein nicht zu verlieren, daß auch der größte Dichter, wenn er es denn schon sein soll, ein Mensch und der Kritik unter-

---

[1]) Die Kulturwerte der deutschen Literatur von der Reformation bis zur Aufklärung. 8°. XIV, 638 S. (= Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Band 2.) Berlin, Weidmann, 1923.

Digitized by Google

worfen bleibt. Und es ist wohl kein Zufall, daß es gerade 2 katholische Gelehrte sind, die sich ohne Verstiegenheit, schlicht und wahrhaft, und also auch in selbstverständlicher Anerkennung der Größe des Mannes, über Goethe[1]) und sein bedeutsamstes Werk[2]) geäußert haben.

Jean Paul, ein seine Zeit wie wenige kennzeichnender und beherrschender, darum literar- und kulturhistorisch besonders anziehender Schriftsteller, ist trotz aller Versuche, ihn den Nachlebenden nahezubringen, zumeist lediglich Name geblieben. Ob ihn auch nur die Historiker, welche sich mit seiner Zeit befassen, näher kennen? In dem vorliegenden Buch[3]) wird jedenfalls ein neuer Versuch gemacht, die Kenntnis und Erkenntnis Jean Pauls zu fördern. Eigene Auslassungen, Briefe und Bekenntnisse des Dichters, Mitteilungen und Briefe seiner Verwandten und Freunde sind in chronologischer Folge zusammengestellt, um die Entwicklung und die bedeutsamsten Vorgänge dieses Lebens abzuschildern. Wir wünschen nur, daß ein solches Verfahren, das so Verschiedenartiges Stück für Stück aneinanderreiht, weder ermüden noch abschrecken möchte.

Zum Schluß weisen wir auf drei Werke hin, welche Spezialthemen behandeln, Längsschnitte vornehmen oder Querschnitte ziehen. Karl Holl[4]) gibt eine Entwicklungsgeschichte des Lustspiels bis auf unsere Tage herab; mit der ausgesprochenen Absicht, im Bezirke historischer Relationen, oder wie er es nennt, „historisch-verknüpfender Betrachtungsweise" zu verbleiben und von ihr nur dort abzuweichen, wo ein ganz besonderer, ein absoluter und in langer Dauer bewährter ästhetischer Wert hervortritt. Das Ergebnis freilich ist kläglich: England darf sich der Shakespeareschen Lustspiele rühmen, Frankreich stolz auf seinen Molière hinweisen, während „unser größtes und tiefstes Lustspiel uns von einem Tondichter geschenkt ist: Die Meistersinger". (Seite 344.) Bibliographische Nachweise füllen die Seiten 345/52. Der „Bildteil" (Seite 377—439) bietet in seinen 100 vortrefflichen Abbildungen wichtiges kulturgeschichtliches Material. — Margarete Kober unterzieht das deutsche Märchendrama einer eingehenden Untersuchung[5]). Sie würde der literarhistorischen Erkenntnis, auf

---

[1]) Stockmann, der die in seiner Neubearbeitung des A. Baumgartnerschen Werkes („Goethe. Sein Leben und seine Werke", Band 1, 4. Auflage) vorgenommenen Nachträge und Ergänzungen als Sonderdruck (8°, 24 Seiten) vorlegt.

[2]) Schmidt, Expeditus: Faust, Goethes Menschheitsdichtung in ihrem Zusammenklange mit uralten Sagenstimmen und im Zusammenhange ihres gedanklichen Aufbaus. (= Sammlung Kösel, Band 100.) 8°. VI, 202 Seiten. Kempten, Kösel & Pustet, o. J.

[3]) Jean Paul. Ein Lebensroman in Briefen mit geschichtlichen Verbindungen von Ernst Hartung. 8°. 477 Seiten. (= Die Bücher der Rose. Neue Friedensreihe.) Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt, o. J. Leicht geb. Mk. 4.—.

[4]) Geschichte des deutschen Lustspiels. Mit 100 Abbildungen. Gr.-8°. XV, 439 Seiten. Leipzig, J. J. Weber, 1923.

[5]) Das deutsche Märchendrama. 8°. XIV, 148 Seiten. (= Deutsche Forschungen, herausgegeben von Fr. Panzer und J. Petersen, Heft 11.) Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1925. Geh. Mk. 6.90.

Digitized by Google

die es uns allein ankommt, mehr dienen, wenn sie an Stelle der ästhetischen Betrachtung durchgehends die kunstkritische Analyse gesetzt hätte. — Dagegen geht Marianne Thalmann[1]) ganz im Stofflichen auf; und wenn sie auch ihrem Thema nicht voll gerecht wird, so nützt sie der Einsicht in einen bestimmten, engbegrenzten Stoffkreis.

Erich Bleich.

Stählin, Friedrich: Das hellenische Thessalien. Landeskunde und geschichtliche Beschreibung Thessaliens in der hellenischen und römischen Zeit. Mit einer Karte Thessaliens, 12 Tafeln und 29 Abbildungen im Text. 8°. XXIII, 245 S. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., 1924. Mk. 24.—.

Noch immer fehlt eine allen Ansprüchen gerecht werdende Topographie Griechenlands; sie ist um so notwendiger, da seit Jahrzehnten die wetteifernde Arbeit der Gelehrten fast aller Völker, vor allem auch der Griechen, uns ganz neue Aufschlüsse über die Geschichte der griechischen Landschaften von der Vorzeit bis zur byzantinischen Periode gebracht hat. Die uns seit Jahrzehnten versprochene Neubearbeitung der „Hellenischen Landeskunde" von Lolling ist wohl überhaupt noch nicht in Angriff genommen; in der neuesten Ankündigung des Verlages (Beck, München) über die Umgestaltung des Iw. Müllerschen Handbuches ist statt Oberhummer, der sie in Aussicht gestellt hatte, Ernst v. Stern genannt, der nun auch inzwischen heimgegangen ist.

Das klassische Werk über die Peloponnesos von Ernst Curtius, das in bisher nicht erreichter Weise Geschichte und Topographie verband und durch seine glänzende Darstellung den Leser zu fesseln verstand, ist veraltet, da es bereits vor 70 Jahren erschienen ist.

So müssen wir für jede Sonderbehandlung einer griechischen Landschaft doppelt dankbar sein, wie sie neuerdings erst Schober für Phokis, Treidler für Epirus geliefert hat.

Wenn jetzt Stählin, der seit 1904 seine Zeit der Erforschung Thessaliens gewidmet und bereits eine ganze Reihe von Untersuchungen über einzelne thessalische Landschaften und Städte veröffentlicht hat, eine zusammenfassende Landeskunde Thessaliens vorlegt, so kann er unseres Dankes gewiß sein. Geradezu Bewunderung erweckt die Beherrschung der Quellen und die erstaunliche Belesenheit, der wohl kaum eine Veröffentlichung entgangen ist. Es ist ein Werk entstanden, das für absehbare Zeit die sichere Grundlage für jede Beschäftigung mit dem alten Thessalien bilden wird.

Nach einem einleitenden Kapitel über Städte- und Mauerbau schildert Stählin zunächst die nordöstlichen Periökengebiete Perrhäbien und Magnesia, sodann das eigentliche Thessalien, zum Schluß die südlichen Periökengebiete. Ein geographischer Überblick macht jedes-

---

[1]) Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts und der romantische Roman. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Geheimbundmystik. (= Germanistische Studien, herausgegeben von Ebering, Heft 24.) Berlin, Ebering, 1923.

Digitized by Google

mal mit dem Aufbau der Landschaft bekannt. So gibt Stählin u. a. eine Schilderung des Olymp und des Tempetals, der Gebirge Magnesias mit Ossa und Pelion, der Ebenen von Trikkala und Larisa, des Pindos und Othrys sowie schließlich des Spercheiosgebietes. Daran schließt sich jedesmal eine Übersicht über die Geschichte des betreffenden Gebietes. Die Hauptarbeit besteht natürlich in der topographischen Beschreibung der einzelnen Landschaften; hier werden die antiken Fundstellen behandelt, die Überlieferung über die antiken Ortschaften zusammengestellt und ihre Festlegung versucht. Ist auch die Lage der wichtigsten Städte, die zum Teil bis zum heutigen Tage besiedelt sind und ihre alten Namen bewahrt haben, einwandfrei zu bestimmen, so bleibt doch auf diesem Gebiete noch genug zu tun übrig. In einer Reihe von Fällen ist Stählin über die Ergebnisse seiner Vorgänger hinausgekommen.

Besondere Sorgfalt hat Stählin der genauen Beschreibung der alten Ruinen, ihrer Bauweise und dem Baumaterial gewidmet und daraus manche Schlüsse auf ihr Alter und ihre Zugehörigkeit zu den Bevölkerungsschichten gezogen. Die vorgeschichtliche Forschung, die dank der Arbeit griechischer und englischer Gelehrter gerade in Thessalien bedeutende Ergebnisse erzielt hat, wird von ihm gewissenhaft verwertet, wenn auch sein Interesse in erster Linie der klassischen Zeit zugewandt ist. Auch alle Inschriften und Münzen, die bisher bekannt geworden sind, werden herangezogen und für die Bestimmung von Ortschaften und Gebäuden, hauptsächlich den Heiligtümern, benutzt.

Bei einer Landschaft, die so oft Schauplatz wichtiger historischer Entscheidungen war, da sie die Verbindung zwischen dem Norden der Balkanhalbinsel und Mittelgriechenland bildet, dient eine genaue topographische Untersuchung auch der Aufhellung geschichtlicher Ereignisse. Um nur einiges hervorzuheben: das Tempetal spielte beim Xerxeszug, in den Kämpfen der Diadochen (Antipatros) sowie Philipps V. mit den Römern eine wichtige Rolle. An der Küste Magnesias, bei Sepias, erlitt ein Teil der Flotte des Xerxes Schiffbruch. In Südthessalien liegen nahe beieinander die Schlachtfelder von Kynoskephalai und Pharsalos. Das Spercheiosgebiet umfaßt den Engpaß der Thermopylen, um die so oft gekämpft wurde. Zu allen diesen Kriegshandlungen nimmt Stählin Stellung und sucht auf Grund des örtlichen Befundes die antiken Berichte dem Verständnis näherzubringen.

An dieser Stelle auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der Zweck der Anzeige, die lediglich den Historiker auf das reiche, kritisch gesichtete Material des Buches aufmerksam machen soll. Aber gerade als Historiker möchte ich doch noch einen Punkt kurz behandeln. Das Buch ist gewiß nicht nur eine Materialsammlung, sondern Stählin bemüht sich mit großem Erfolge, den überreichen Stoff zu ordnen und zu gesicherten geschichtlichen Ergebnissen zu kommen. Trotzdem wird seine Darstellung leider nur von Forschern benutzt werden, die bei ihm Aufklärung über bestimmte Fragen suchen. Denn sie liest sich außerordentlich schwer, und jeder wird das Buch schon nach

Digitized by Google

wenigen Seiten enttäuscht aus der Hand legen, der als Freund des klassischen Altertums eine anziehende Schilderung der Geographie und Geschichte Thessaliens in ihm zu finden hoffte. Die oben angegebene Gliederung des Stoffes ist für die Benutzung des Buches durch den Altertumsforscher außerordentlich praktisch, läßt aber die Natur des Landes und seine geschichtlichen Schicksale nicht klar hervortreten, trotzdem Thessalien mit seinen Nebenländern doch als eine geschlossene, natürliche Landschaft bezeichnet werden muß und bis auf wenige Außenbezirke und kurze Zeitabschnitte eine gemeinsame Geschichte gehabt hat. Deshalb wäre es im Interesse der unendlichen Mühe, die Stählin auf sein Werk verwandt hat, zu wünschen gewesen, er hätte an die Spitze eine lebendige Darstellung der thessalischen Landschaft und ihrer Geschichte gestellt. Und zwar nicht nur eine kurze Übersicht, wie sie jetzt die Schilderung der einzelnen Teile einleitet, sondern eine Darstellung, die ein anschauliches Bild des Landes mit allen wesentlichen Zügen darböte und zugleich für seine Geschicke den Leser gewönne. Der zweite Teil des Buches konnte dann die Topographie der einzelnen Landesteile bringen. Auf diese Weise wäre der Forscher und der Altertumsfreund auf seine Rechnung gekommen, und das Werk hätte auf weite Kreise wirken und sie für die moderne Forschung gewinnen können, was jetzt leider ziemlich ausgeschlossen ist. Das Vorbild einer so gestalteten topographischen Darstellung ist für mich Curtius' Peloponnesos.

Die Tafeln sind vorzüglich ausgewählt und wiedergegeben; die wertvolle Karte ist dem Entgegenkommen des auch von den deutschen Forschungen in Spanien her bekannten Generals Dr. Lammerer zu verdanken.

Fritz Geyer.

Dessau, Hermann: Geschichte der römischen Kaiserzeit. Zweiter Band, erste Abteilung: Die Kaiser von Tiberius bis Vitellius. 8°. 400 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1926.

Der zweite Band von Dessaus römischer Kaisergeschichte (der erste wurde in Jahrgang 1924, Seite 63—65, besprochen), der die Zeit vom Tode des Augustus bis zum Regierungsantritt Vespasians zum Gegenstande hat, verarbeitet einen so weitschichtigen Stoff, daß Verfasser sich gezwungen sah, ihn in zwei Abteilungen erscheinen zu lassen; die erste, die die Geschichte der Kaiser und des Reiches erzählt, liegt vor; die zweite, die die Länder und Völker des Reiches im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit behandelt, ist im Druck.

Wie Verfasser in der kurzen Vorrede zu den beiden ersten Bänden betont, die an der Spitze des neuen Bandes steht, hofft er nicht, auf einem so vielfach durchforschten Gebiete viel Neues geben zu können, wohl aber, Bekanntes zweckmäßig zusammenzufassen, verständlich darzulegen und richtig zu beleuchten. Das zu leisten, war niemand so berufen wie Dessau. Das erste Jahrhundert der Kaiserzeit ist reich an problematischen Persönlichkeiten, die zur Parteinahme für und wider, zu psychologischen Bravourstücken, zu geistreichen Parallelen

Digitized by Google

verlocken. Auch wo solche Parallelen den Tatsachen nicht solche Gewalt antun wie Quiddes Caligula, der ja von vornherein keine wissenschaftliche Untersuchung war, sondern eine politische Tendenzschrift, verleiten sie leicht dazu, über unwesentlichen Übereinstimmungen wesentliche Unterschiede zu übersehen. Darum vermeidet sie Dessau durchaus. Ihm ist es darum zu tun, die Ergebnisse der Forschung vorzulegen. Wo die Überlieferung unsicher oder lückenhaft ist, entscheidet er sich nach besonnener Erwägung. Die Wahrheitsliebe zwingt ihn, viele mehr blendende als begründete Vermutungen neuerer Forscher, auch manche Ansichten Mommsens, abzulehnen.

Anders als Mommsen urteilt Dessau vor allem über den Historiker, mit dessen Augen frühere Geschlechter die Gestalten der römischen Kaiser sahen, Tacitus. Er bestreitet nicht, daß Tacitus gegen Tiberius ungerecht ist, vor allem in seinem zusammenfassenden Endurteil, in dem er ihn wie eine Verbrechernatur hinstellt, die nur erst nach dem Tode Sejans voll zutage getreten sei, aber auch in seiner Parteinahme für Germanicus, den der Kaiser von seinen glänzenden, aber zweckwidrigen Kriegszügen aus triftigen Gründen abrief. Aber mit Recht wendet er sich dagegen, wenn man einem Historiker, der in der psychologischen Deutung der Tatsachen fehlgeht, deshalb bezüglich der Tatsachen selbst den Glauben versagt. Aus seiner umfassenden und gründlichen Kenntnis der Inschriften kommt Dessau dazu, die von Tacitus benutzten literarischen Quellen im allgemeinen als zuverlässig, die Art seiner Quellenbenutzung als gewissenhaft anzuerkennen. Freilich waren ihm die geheimen Akten der kaiserlichen Regierung nicht zugänglich, und so weiß er über die meisten Vorgänge nicht mehr, als die Öffentlichkeit aus den Senatsprotokollen erfuhr. Im Vordergrunde dieser Verhandlungen stehen die Vorgänge, in denen die Reste des republikanischen Adels untergingen. An diesen furchtbaren Ereignissen bleibt vieles dunkel, auch wenn man alles, was Tacitus als Tatsache berichtet, als Tatsache annimmt. Ob jemand eines natürlichen Todes starb oder ermordet wurde, wer bei einem Morde der Hauptschuldige war, was für ein Motiv ein Mord haben konnte, ist oft zweifelhaft. Obgleich Dessaus Urteil sich stets auf sorgfältiges Abwägen aller in Betracht kommenden Umstände stützt, wird man ihm vielleicht nicht in allen Einzelfragen zustimmen; aber auch wenn man hier oder da ein Fragezeichen macht, bleibt doch genug des Sicheren, um sine ira et studio über die Persönlichkeiten zu urteilen. Mag man noch so hoch schätzen, was Tiberius in der äußeren Politik und in der Verwaltung der Provinzen geleistet hat, so darf man doch nicht verkennen, daß er zuerst angesehene und verdiente Männer einen nach dem anderen in den Tod getrieben hat, und daß es gerade auf der unheilvollen Art dieses Kaisers beruhte, wenn er sich selbst scheinbar zurückhielt und die Bluturteile dem Senate zur Last fielen. Daß wenigstens diese Selbstentwürdigung dem Senat unter Caligula erspart wurde, hebt Verfasser hervor; im übrigen zeigt eine Darstellung der Tatsachen, wie verkehrt es ist, auch diesen Kaiser „retten“ zu wollen. Dagegen hält er es offenbar wenigstens für möglich, daß Claudius

Digitized by Google

an dem vielen Verständigen, was unter seiner Regierung geschah, persönlich doch einen größeren Anteil hatte, als man ihm im allgemeinen zutraut. Als zwecklos betrachtet er den Angriff auf Britannien; ob nicht aber doch, wie Mommsen annahm, der Einfluß der britannischen Druiden so groß war, daß zur Sicherung der Herrschaft über Gallien die Unterwerfung Südbritanniens nötig schien? Unter Nero interessiert vor allem die Persönlichkeit Senecas, über deren Beurteilung Dessau im Gegensatz zu Birt tritt. Die Taten zeigen eben den Mann von einer anderen Seite als die Gedanken. In Senecas Philosophie steckt wohl doch mehr persönliches Erleben und stärkere Gedankenarbeit, als Dessau zugibt; aber daß sein Leben dieser Philosophie durchaus nicht immer entsprach, betont er mit Recht, verkennt dabei natürlich nicht, daß er als Ratgeber des Kaisers manches Gute veranlaßt und manches Übel verhindert hat. Den ersten, der sich gegen Nero erhob, den Gallier Vindex, betrachtet Verfasser im Gegensatz zu Mommsen nicht als Vorkämpfer der Republik; wie Kornemann versteht er unter der Freiheit, als deren assertor Vindex gelten wollte, die Freiheit, die Augustus dem Volke gegeben, Nero genommen hätte. Aber wenn Tacitus rühmt, erst Nerva habe principatus und libertas verbunden, die vorher dissociabiles gewesen seien, so erkennt er doch den von Augustus begründeten Zustand nicht als libertas an. Und da während der Unruhen nach Neros Sturz mehrfach Münzen ohne Kaiserbild geprägt wurden, so liegt doch am nächsten die Vermutung, daß es Leute gab, die auf die Wiederherstellung der Republik hinarbeiteten. Der Senat selbst freilich hat ja damals nicht versucht zu wiederholen, was ihm nach Caligulas Ermordung mißlungen war, sondern an Nero festgehalten, bis er von dem Garde-Obersten Sabinus aufgefordert wurde, Galba zu erheben; aber warum soll Vindex nicht dem Senat eine würdigere Rolle zugedacht haben, als er selbst zu spielen wagte und wagen konnte?

Klar zeichnet Verfasser die entscheidende Stellung der rheinischen Legionen: an ihrem Widerstande scheitert Vindex, ihre Überlegenheit verschafft Vitelius den Thron, erst nachdem sie durch Neubildung der Garde ihre besten Mannschaften verloren haben, unterliegen sie dem für Vespasian kämpfenden Donauheere. Dagegen erscheint ihr Führer Vitellius in seiner ganzen Erbärmlichkeit; ihm gegenüber, aber auch gegenüber dem wohlmeinenden, jedoch unsicheren Galba hebt sich Otho vorteilhaft ab, und zwar nicht nur durch seinen freiwilligen Tod, durch den er weiteres Blutvergießen abschnitt, sondern auch durch seine freilich kurze Regierung, die von Blutbefehlen frei blieb.

Die Geschichte des Bataveraufstandes schließt den Halbband, während die Geschichte des Judenkrieges der zweiten Hälfte vorbehalten bleibt, da Verfasser ihr nur für die Provinzialgeschichte, nicht für die Reichsgeschichte größere Bedeutung beilegt. Über die Verteilung des Stoffes kann man im einzelnen wohl zuweilen verschiedener Ansicht sein. So ist es doch wohl für die Art der Regierungen bezeichnend, nicht bloß für die betroffenen Länder wichtig, wenn in

Digitized by Google

Thrakien wie an anderen Stellen zunächst Tiberius, dann Claudius unmittelbare Verwaltung einführte, dazwischen Caligula das einheimische Fürstentum wiederherstellte. Eine stärkere Berücksichtigung der Provinzialgeschichte würde doch vielleicht die Gestalten mancher Kaiser in einem anderen Lichte erscheinen lassen. Die Fürsorge des Tiberius für die Provinzen erkennt Verfasser ja an; aber er schränkt diese Anerkennung ein durch den Zusatz, Tiberius habe es unterlassen, die Romanisierung durch Verleihung des Bürgerrechtes an provinziale Gemeinden zu fördern. Ein Mangel würde das doch nur sein, wenn es aus Gleichgültigkeit geschehen wäre; aber kann es nicht auf Erkenntnis der Gefahren beruht haben, die eine überstürzte und allgemeine Romanisierung mit sich bringen mußte?

Dabei bleibt die Ausbreitung der griechisch-römischen Kultur eine weltgeschichtliche Tat des römischen Kaisertums, und wir sind begierig, die Darstellung dieser Kulturarbeit im hoffentlich bald erscheinenden zweiten Halbbande zu lesen. Wer diese Kulturleistung vor Augen hat, kann die Kaiserzeit im ganzen nicht so ungünstig beurteilen wie Tacitus, dessen Gesichtskreis doch auf Hauptstadt und Aristokratie beschränkt war, während in den Provinzen Samen für die Zukunft ausgestreut wurde. Ohne die Romanisierung von Westeuropa würde das klassische Altertum für uns nicht das bedeuten, was es trotz aller Schulreformen noch immer bedeutet. Friedrich Cauer.

Schmidt, Ludwig: Geschichte der germanischen Frühzeit. 357 S., 17 Abb., 3 Karten. Bonn, Kurt Schroeder, 1925.

L. Schmidt hat in Sieglins Quellen und Forschungen eine Geschichte der deutschen Stämme erscheinen lassen, die immerhin als unentbehrlich zu bezeichnen ist. Sein neues Werk, das im Manuskript 1922 vorlag, gibt durch die starke Heranziehung der Bodenfunde eine sehr erwünschte Ergänzung der im wesentlichen auf literarische Quellen gestellten früheren Arbeiten. Die Stellungnahme des Verfassers zu den Ergebnissen der Bodenfunde wird nicht immer ohne Widerspruch bleiben, denn bei aller Unentbehrlichkeit der deutschen Vorgeschichte sind doch noch lange nicht alle Fragen gelöst, aber das, was die Schriften des Verfassers immer ausgezeichnet hat, ist auch in diesem für weitere Kreise bestimmten Buch hervorstechend: die treffliche Kenntnis des z. T. recht zerstreuten Materials, die im Text selbst und in den Anmerkungen am Schluß hervortritt.

Für Schmidt ist die Heimat der Indogermanen das Mittel- und Oberrheingebiet, sowie die Donauländer, wo sie autochthon waren; als die germanische Urheimat gilt ihm Schleswig-Holstein, Dänemark, Südschweden. Schmidt hat auch in seinen Nachträgen die Schrift Eduard Meyers (Die Volksstämme Kleinasiens, das erste Auftreten der Indogermanen in der Geschichte und die Probleme ihrer Ausbreitung = Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften 1925) noch nicht benutzt: Nach Ed. Meyer stehen der Annahme, die die Heimat der Indogermanen im

Digitized by Google

Ostseegebiet oder überhaupt in Europa sucht, von geschichtlicher oder geographischer Seite her die schwersten Bedenken gegenüber. Dazu scheint mir gegen ein „Autochthonentum" zu sprechen, daß die ältere Steinzeit bereits einen Kulturruck aufweist: der homo Aurignacensis als Vertreter einer neuen Rasse beginnt die jüngere Periode des Paläolithikums, er ist der Vorläufer des heutigen Europäers, er war im älteren Paläolithikum nicht in Europa, er wandert erst irgendwoher ein. Dagegen scheint es auch mir wahrscheinlich, daß die Germanen die erste Bevölkerung in Norddeutschland und Südskandinavien waren, d. h. mit der Enteisung dieser Gebiete von Süden her einwanderten. Im Gegensatz zu der Bevölkerung Süddeutschlands, in der sich verschiedene Rassen trafen und mischten, fehlt in Norddeutschland die „vorindogermanische" Unterschicht. Der homo Aurignacensis war dem homo Mousteriensis überlegen, aber das besiedlungsfähige Neuland des Nordens veranlaßte, daß Teile der Aurignacensis-Rasse vorstießen und in dem Neuland, in dem eine andersrassige Unterschicht fehlte, ein neues Volk heranbildeten, das infolge der fehlenden Unterschicht, also infolge seines „Autochthonentums", reinrassiger war: die Mischung homo Mousteriensis und Aurignacensis und vielleicht noch anderer führte zur Herausbildung der keltischen Bevölkerung West- und Süd(West)-Deutschlands, im Norden aber bildete sich „reiner" als die Kelten allmählich das Volk der Germanen heran. Gewißlich möglichst weit vom ehemaligen Ausgangspunkt Süddeutschlands entfernt, also in Holstein — Dänemark — Südschweden.

So könnte man Schmidts Werk andere „Theorien" entgegenstellen, hier ist noch nicht das letzte Wort gesprochen, hier in den ersten Kapiteln sind noch Schwächen: die „Chetiter" kann man unmöglich schlechthin als Indogermanen bezeichnen. Poseidonios habe nach Schmidt als erster Kelten und Germanen geschieden, doch habe sich das volle Verständnis dafür erst nach Cäsars Sieg über Ariovist bei den Römern verbreitet: das ist einfach die Verbindung zweier Ansichten zur Frage, ob Poseidonios oder Cäsar den Namen aufbrachten. Meiner Ansicht nach lernten die Römer zuerst unter Marius Kelten und Germanen scheiden; die damals nach Italien geführten Kriegsgefangenen sprachen nicht mehr das den Römern längst bekannte Gallisch. Ich vertrete nach wie vor die Ansicht, bereits Artemidor, dessen Werk ich in Nordens Germanischer Urgeschichte[1] 467,1 und 476,1 als vor 103/2 erschienen hinstellte, hat den Namen Germanen aufgebracht. Daß Poseidonios sein Werk (welches?) 80 v. Chr. schrieb, ist eine bloße Vermutung, die ich nicht teile. So liegt der Hauptwert des Werkes in der Behandlung der Stammesgeschichte und bildet durch die Heranziehung der Bodenfunde einen wertvollen und erheblichen Fortschritt über die früheren Werke des verdienstvollen Verfassers.

Hans Philipp.

Digitized by Google

Hóman, Bálint: Geschichtliches im Nibelungenlied. (= Ungarische Bibliothek für das Ungarische Institut an der Universität Berlin, herausgegeben von Robert Gragger.) 8°. 48 Seiten. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1924. Mk. 1.50.

Obwohl man bei den eingehenden Forschungen über das Nibelungenlied kaum noch neue Ergebnisse erwarten dürfte, bringt das vorliegende Buch einige überraschende Lösungen des Problems der geschichtlichen Elemente dieses Volksepos. Außer allem Zweifel ist die Einwirkung alter Überlieferungen aus dem 10. Jahrhundert, aber über ihren Umfang herrschte bisher noch keine klare Vorstellung. Hóman ist es gelungen, im Laufe der quellenkritischen Untersuchung der ungarischen Geschichtswerke aus dem frühen Mittelalter einige bedeutsame Feststellungen hinsichtlich des Verhältnisses des Nibelungenliedes zu der ungarischen Überlieferung zu machen.

Die Urkunden des Codex traditionum Patav. A. 983—985 zeigen eine Reihe von Übereinstimmungen, die dafür zu sprechen scheinen, daß der Dichter des Nibelungenliedes oder seiner verschollenen Quelle jene gekannt und benutzt hat. Einige Bemerkungen bezeugen, daß die Ueberlieferungen des 10. Jahrhunderts frühestens zu Beginn des 11. Jahrhunderts mit der alten Sagenüberlieferung verschmolzen sind. Damit wird die Annahme, als ob der Verfasser oder Inspirator der ersten Nibelungenfassung der Bischoff Pilgrim gewesen sei, hinfällig, da dieser 991 nicht mehr am Leben war.

Die quellenkritische Untersuchung der ungarischen Chroniken hat nachgewiesen, daß sämtliche aus dem 13. und 14. Jahrhundert auf uns gekommene Chroniken aus einem älteren ungarischen Geschichtswerke als gemeinsamer Quelle geschöpft haben, das seinerseits wieder hauptsächlich auf Regino und die Altaicher Annalen zurückgeht. Dieses ältere ungarische Geschichtswerk sind die Gesta Ungarorum aus der Zeit Ladislaus des Heiligen, die um 1091 bis 1092 geschrieben und zwischen 1092 und 1172 mehrfach ergänzt und fortgesetzt wurden. Unter der Einwirkung der in dieser Geschichte geschilderten Gestalten des Königs Stephan und seiner Gattin Gisela ist die Umwandlung der sagenhaften Charaktere von Attila und Kriemhild erfolgt. Da diese Überlieferung vor der Mitte des 11. Jahrhundert in Ungarn nicht ausgebildet war, kann auch ihre Übernahme nicht vorher erfolgt sein; das ist von Wichtigkeit für die Begrenzung der Entstehungszeit der ersten Redaktion des Nibelungenlieds.

Aus dem Umstande, daß der Verfasser der ersten Nibelungenkomposition neben der alten Sage auch eine lateinisch geschriebene Quelle aus der Zeit Pilgrims benutzt hat, in der Pilgrims Bericht über die Gesandtschaft nach Ungarn, die in der Klage fast wörtlich angeführt wird, enthalten war, daß ferner derselbe Verfasser auf Attila bzw. Stephan bezügliche Nachrichten z. T. der Überlieferung des ungarischen Königshauses am Ende des 11. Jahrhunderts verdankte, glaubt Hóman den Verfasser der ersten Nibelungenkomposition in einem Geistlichen des Bischofs Günther von Bamberg, namens Konrad, der später Abt von Gättweih war, sehen zu sollen. Bruno Gumlich.

Digitized by Google

Papsttum und Kaisertum. Forschungen zur politischen Geschichte und Geisteskultur des Mittelalters. Paul Kehr zum 65. Geburtstage dargebracht. Herausgegeben von Albert Brackmann. 8°. VIII, 707 S. München, Verlag der Münchener Drucke, 1926 Preis Mk. 25.—.

Nach alter akademischer Sitte haben sich eine große Anzahl von Gelehrten vereinigt, um dem hervorragenden Förderer mittelalterlicher Forschung Paul Kehr eine Ehrengabe darzubringen. Das Werk sollte bereits zu seinem 60. Geburtstage erscheinen, aber die Ungunst der Zeit hat es mit sich gebracht, daß es erst jetzt herauskommt. Wie der Herausgeber sagt, wollen die Verfasser der einzelnen Abhandlungen im vollen Bewußtsein der neuen Aufgabe, die an die Geschichtswissenschaft herantrete, doch in diesem Bande zeigen, daß auch die alte Aufgabe, die Förderung der kritischen Methode, noch ihren hohen Wert habe. So wurde der recht stattliche Band zu einer Fülle von Einzeluntersuchungen, die in der chronologischen Reihenfolge der behandelten Gegenstände und Ereignisse geordnet sind. Aus ihnen die eine oder die andere herauszugreifen, würde uns unrecht erscheinen. Deswegen geben wir die einzelnen Aufsätze nach Verfassern und Titeln mit kurzer Angabe der wissenschaftlichen Resultate wieder:

Erich Caspar: „Die älteste römische Bischofsliste" zeigt, daß nunmehr „die Reihe der Namen Linus, Anoncletus, Clemens usw. als der Träger apostolischer Sukzession in Rom als ein Stück echter alter Überlieferung gesichert ist". — Karl Silva-Tarouca: „Die Quellen der Briefsammlungen Papst Leos des Großen" weist nach, daß die Briefe Leos auf das Register als letzte Quelle zurückgingen. — Bruno Krusch: „Ein Bericht der päpstlichen Kanzlei an Papst Johannes I. von 526 und die Oxforder Hs. Digby 63 von 814" gibt nach Photographien Mommsens drei Seiten dieser alten prächtigen Handschrift nebst einer Untersuchung, die sich mit den Ergebnissen der Forschungen von Mac Carthy auseinandersetzen. — Luigi Schiaparelli: „Note diplomatiche sui più antichi documenti Cremonesi" hält im Gegensatz zu Ernst Mayer daran fest, daß die Urkunden Dragonis Fälschungen sind. — Enrico Caruso: „Briciole archivistiche. Di alcuni monasteri di S. Stefano nell' Abruzzo Chietino" zeigt, daß die 6 Klöster S. Stefano in einem bestimmten Bezirk der Abruzzen nur 3 gewesen sind. — Ernst Heymann: „Zur Textkritik der Lex Bajuwariorum" bringt eine Auseinandersetzung mit der neuen Ausgabe von Schwinds, mit deren Resultaten Heymann nicht übereinstimmt, die er aber doch als für die Wissenschaft von Nutzen anspricht. Er erhofft von Krusch eine endgültige Ausgabe der „Lex". — Wilhelm Levison: „Analecta Pontificia" teilt neue Bruchstücke der Quesnelschen Sammlung mit und setzt sich mit dem angeblichen Aufenthalt Leos des Dritten in Hohensyburg auseinander. — Ernst Perels: „Papst Nikolaus I. im Streit zwischen Le Mans und St. Calais" zeigt zunächst, daß der Brief M. G. Epistolae VI. Nr. 111 an Hinkmar von Reims ein echter und rechter Nikolaus-Brief ist, dagegen ist das

Digitized by Google

Papstprivileg für St. Calais (159) kein Privileg Nikolaus' I., vielmehr eine Empfängereingabe, welche der Kurie zur Bestätigung und Vollziehung eingereicht würde. — Angelo Marcati: „Frammenti in papiro di un diploma imperiale a favore della chiesa Romana" weist diese Fragmente ins Frühjahr 892. — Edmund E. Stengel: „Über den Ursprung der Ministerialität" zeigt, daß der leitende Gedanke der Ministerialentheorie Hecks verfehlt ist. Die Ministerialität ist nicht aus einer ungebrochenen kontinuierlichen ständischen Entwicklungslinie hervorgegangen. — Fedor Schneider: „Aus San Giorgio in Braida zu Verona" werden 8 Stücke mitgeteilt, die aus den Jahren 1018—1184 stammen. — Karl Strecker: „Die Örtlichkeit der Königsbewegung in Ruodlieb." Verfasser glaubt nicht, daß die vielbehandelte Stelle wirklich historische Ereignisse widerspiegelt. Will man an Giesebrechts Vermutung festhalten, so muß man nicht übersehen, daß zwischen der historischen Zusammenkunft und der Abfassung des Ruodlieb Jahrzehnte liegen. — Albert Brackmann: „Die Anfänge von Hirsau." Der Verfasser zeigt, daß die Reform in Hirsau nicht schon 1075 bestand, sondern 1079 eingeführt wurde. Auch auf die Persönlichkeit Gregors VII. fallen neue Seitenlichter. Von ihm sagt der Verfasser, daß bei ihm zwischen Theorie und Praxis ein großer Unterschied war. — Bernhard Schmeidler: „Über den wahren Verfasser der Vita Henrici IV. imperatoris" Der Verfasser weist den Weg, auf dem man durch Verzettelung der Vita, sowie der Urkunden, Briefe und Akten und den Vergleich dieses Apparates mit dem Apparat der Notare zu einem deutlichen Resultat kommen kann, welcher der Notare der Verfasser der Vita ist. — Hermann Krabbo: „Eine Schilderung der Elbslaven aus dem Jahre 1108." Der Verfasser des hier analysierten Aufrufes hat alles zusammengetragen, was ihm an Scheußlichkeiten über die Elbslaven bekannt geworden ist, scheint aber nicht gelogen zu haben. — Wilhelm Smidt: „Über den Verfasser der drei letzten Redaktionen der Chronik Leos von Monte Cassino." Es wird hier gezeigt, daß in den Redaktionen 3, 4, 2 Wundersucht und Verständnislosigkeit, sowie dem Ruhm und den Rechtsansprüchen Monte Cassinos dienender Geschäftssinn eines berüchtigten Fälschers ihren Platz haben. — Adolf Hofmeister: „Puer, Juvenis, Senex. Zum Verständnis der mittelalterlichen Altersbezeichnungen." Als Resultat ergibt sich, daß ein „puer" bis 28 Jahre alt sein kann, ein „adolescens" mindestens 12—14, ein „juvenis" höchstens 49—50, ein „senex" über 50. — Emil v. Ottenthal: „Die Urkundenfälschungen von Hillersleben." Der Verfasser stellt fest, daß im Verlauf von rund 100 Jahren mindestens viermal Fälschungen vorgenommen wurden, jede zu anderer Zeit und zu verschiedenem Zweck. — Hans Hirsch: „Die gefälschten Diplome für die Bracciforte und Rizzoli in Piacenza. Zur Entstehungszeit der unechten Kaiserurkunden des Klosters Bobbio" zeigt, daß der Zeitansatz 1160—1170 für die Urkunden, zu der die rein geschichtliche Betrachtung führen müßte, auszuschließen ist; für das angebliche Diplom Konrads III. weist er die Jahre 1329—1341 als Entstehungszeit

Digitized by Google

nach. — F. Valls-Taberner: „Ein Konzil zu Lerida im Jahre 1155", teilt mit, was sich aus dem Manuskript 1093 der katalonischen Bibliothek in Barcelona über dieses Konzil ergibt, das für ihn einen bedeutungsvollen Punkt der Kirchengeschichte von Tarragona darstellt. — Walther Holtzmann: „Anecdota Veronensia" gibt eine Reihe bisher unbekannter Papsturkunden aus St. Giorgio in Braida bekannt. — Ferdinand Güterbock: „Zum Schisma unter Alexander III. Die Überlieferung des Tolosanus und die Stellungnahme der Romagna und Emilia." Der Verfasser zeigt, im Anschluß an eine neue Datierung einer Notiz des Tolosanus, wie besonnen und zielbewußt die Politik Friedrich Barbarossas als Gegner Alexanders III. gewesen ist. — Wilhelm Erben: „Die erzählenden Sätze der Gelnhäuser Urkunde (Stumpf 4301)" kommt zu neuen Lesungsmöglichkeiten der bekanntlich besonders schwer zu entziffernden Urkunde. — Karl Wenck: „Die römischen Päpste zwischen Alexander III. und Innocenz III. und der Designationsversuch Weihnachten 1197." Wenck bezeichnet die 20 Jahre von 1177—1197 als eine Zeit „der Sammlung der Kräfte nach außerordentlicher Anspannung". — Johannes Haller: „Innocenz III. und Otto IV." Haller kommt zu einer erheblich günstigeren Wertung des jungen Welfen Otto IV. als bisher. Auch den Welfen von damals war das deutsche Kaisertum kein politisches Linsengericht. — Eduard Sthamer: „Die vatikanischen Handschriften der Konstitutionen Friedrichs II. für das Königreich Sizilien" stellt die Forschung über den sizilischen Beamtenstaat durch diese Untersuchung der Handschriften der Konstitutionen auf einen ganz neuen Boden. — Hans Nabholz: „Die neueste Forschung über die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft" will über die neue Literatur zur Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft orientieren und fügt diesem Berichte eine Reihe Bemerkungen zur Kritik der schweizerischen Geschichtschreibung hinzu. — Harry Breslau: „Die erste Sendung des Dominikaners Nikolaus von Ligny, später Bischofs von Butrinto, an den päpstlichen Hof und die Promissionsurkunden Heinrichs VII. von Hagenau und Lausanne." Breslau zeigt, wie Nikolaus Ligny seine Mission sowohl zur Zufriedenheit des Kaisers wie des Papstes erfüllt hat. — Melle Klinkenborg: „Die Urkunden des Domkapitels zu Brandenburg über seine Rechte an der Havel." Klinkenborg zeigt, daß der Propst Hentzke von Gersdorf an der Ausbreitung der Rechte des Domkapitels an der Havel besonders interessiert war, dafür aber auch eine Reihe von Fälschungen begangen hat. — Pietro Guidi: „La coronazione d'Innocenzo VI." gibt aus dem vatikanischen Archiv die Spesenrechnung für die Krönung Innocenz' VI. bekannt. — Georg Leidinger: „Ein Bruchstück einer unbekannten deutschen Chronik des 14. Jahrhunderts" wird hier erstmalig veröffentlicht. — Richard Scholz: „Eine Geschichte und Kritik der Kirchenverfassung vom J. 1406. Nach einer ungedruckten Reformschrift" zeigt, wie man aus dieser Schrift die beginnende Renaissancestimmung deutlich in vielen Einzelzügen spürt. Sie ermöglicht uns einen „guten Einblick in die Strömungen einer reich bewegten Zeit". — Emil Göller: „Die Kubikulare im Dienst

Digitized by Google

der päpstlichen Hofverwaltung vom 12.—15. Jahrhundert" gibt unter Beifügung des Auszuges einer Hofordnung von 1409 einen Beitrag zum päpstlichen Beamtenrecht. — Karl Schottenloher: „Kaiserliche Dichterkrönungen im heiligen römischen Reich deutscher Nation" bringt eine Übersicht über die Dichterkrönungen nebst einer Reihe von Bildern gekrönter Dichter sowie der Insignien der Wiener Poetenkollegs. — Karl Schellhaß: „Wissenschaftliche Forschungen unter Gregor XIII. für die Neuausgabe des Gratianischen Dekrets" zeigt, wie von Rom her neue Anregung für die Forschung über dieses Dekret ausgegangen ist und wie man sich bemühte, soweit es die damalige Methode zuließ, neue feste Grundlagen für die Edition zu bekommen. — Josef Müller: „Neugarts Briefwechsel mit St. Gallen, Nachträge und Berichtigungen" schließt mit einem interessanten Beitrag zur Geschichte der Diplomatik. — Für die Stellung, die Kehr als Direktor des preußischen historischen Institutes in Rom einnimmt, ist es, wie aus der gegebenen Übersicht hervorgeht, bemerkenswert, daß auch eine Anzahl italienischer Forscher an diesem Buche mitgearbeitet haben, wie ja überhaupt die Aufnahme der wissenschaftlichen Beziehungen zu Italien sich am reibungslosesten gestaltet. Das Werk ist ein Beweis für die unermüdliche Schaffenskraft, mit der bei uns Alte und Junge am Werke sind. Und wenn man so häufig über gelehrte Kleinarbeit lächeln sieht, so muß man gerade angesichts einer solchen Festschrift sich immer wieder die Tatsache vor Augen halten, daß die großen zusammenfassenden Arbeiten nicht möglich wären, wenn die kleine liebevolle Einzelarbeit ausbliebe.

Breslau. Willy Cohn.

Dr. Wilhelm Jesse, Abteilungsvorsteher am Museum für Hamburgische Geschichte: **Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters.** XX und 320 S., 16 Tafeln. Halle-Saale, A. Riechmann & Co., 1924. Mk. 36.—.

Das Buch enthält als Hauptteil auf S. 1—280 in 397 Nummern eine Auswahl aus der unendlichen Fülle von Gesetzen, Verordnungen, Verträgen, Verwaltungsakten, kaufmännischen Rechnungen, Preis- und Kurszetteln des Mittelalters (unter Bevorzugung Deutschlands), die alle zusammen, sagen wir, die papierne Quelle der Münz- und Geldgeschichte im Gegensatz zur Münze selbst als der monumentalen Quelle darstellen. Die Herausgabe aller dieser Schriftquellen wäre die ideale Forderung — auch fürs Altertum wäre sie erwünscht! —, muß aber wohl wie alle Ideale unerfüllt bleiben, unerfüllbar selbst dann, wenn man sich für die minder wichtigen Stücke auf ein kurzes Regest statt des vollständigen Abdruckes beschränken würde. Über eine Quellen-auswahl, wie sie hier vorliegt, läßt sich natürlich streiten, wohl jeder Benutzer wird dies und jenes vermissen, je nach den Sonderbelangen, um derentwillen er das Buch jeweils nachschlägt. So will ich hieran kein Wort der Kritik knüpfen, sondern nur dies bedauern,

Digitized by Google

daß von Karls IV. „Goldener Bulle", die doch fürs Münzwesen allerlei bringt, nur der eine Passus (Nr. 216) wiedergegeben ist.

Die Anordnung dieser 397 auf 15 Abschnitte verteilten Texte ist folgende: das Ordnungsprinzip der ersten zehn Abschnitte ist chronologisch-geographisch, wobei aber mit Recht die wichtigsten münzgeschichtlichen Fakta (Groschen- und Goldprägung) herausgehoben werden: I. Völkerwanderung einschließlich Merowinger und Angelsachsen; II. Karolinger; III. Deutschland, Königl. Münzhoheit und Münzrechtsverleihungen; IV. Münzrecht der Städte; V. Der Pfennig im 11.–13. Jahrhundert; VI. Außerdeutschland in dieser Zeit; VII. Der Groschen; VIII. Die Goldmünze; IX. Das 14. und 15. Jahrhundert in Deutschland; X. in Außerdeutschland (wo aber die Pyrenäenhalbinsel, Polen, Rußland, die Südslawen, Byzanz und der Orient ganz fehlen; Nr. 280, Eduard III. und die Goldmacher, ist wirklich überflüssig!). Die vom Abschnitt XI an aber beginnende sachliche, rein numismatische Disposition — XI. Münzverträge; XII. Betrieb der Münze u. dgl. (was soll hier Nr. 334 und 336 über Zinsen?); XIII. Probierungen und Valvationen; XIV. Preise und Rechnungen; XV. Die Münze in Dichtung und Literatur (gar zu dürftig, lieber ganz wegzulassen) — ist insofern unbefriedigend, als einmal die betreffenden Urkunden oft genug auch über viele andere Dinge Auskunft geben, und andererseits in den vorhergehenden Abschnitten sich meist auch schon Belege über die in XI—XIV behandelten Fragen finden. Das ließe man sich, da nun einmal historisches Material mit den Gesetzen einfacher logischer Disposition nicht zu bändigen ist, ja wohl gefallen, wenn ein Register über alles einzelne Auskunft gäbe — ein solches aber ist nicht vorhanden! An dessen Mangel scheitert denn schließlich die Verwendung des Buches als Nachschlagewerk. Personen und Orte, die zahlreichen Münznamen, aber auch sonstiges Sachliche wie Münzverruf und -erneuerung, Gegenstempel (z. B. Nr. 240, 256), Zerschneiden von Münzen (z. B. Nr. 180, 264, 284), Münznachahmung (bes. Nr. 268!), die Formeln der Verleihungen usw. hätten so und nur so aus der Vereinzelung zu einer Synthese gebracht werden können. Nur so auch wären die Anmerkungen und die mit großem Fleiße und großer Literaturkenntnis gegebenen Nachweise, die die Seiten 281—314 füllen (für den Benutzer wäre eine Anbringung gleich hinter oder unter der betreffenden Urkunde viel bequemer gewesen), wirklich nutzbar geworden.

Über die Quellen, aus denen Verfasser die Belege abdruckt, ist von deutscher nnd englischer Seite aus schon der und jener Widerspruch laut geworden, ich übergehe diesen Punkt daher hier. Aber eines noch fordert ein Monitum heraus: den italienischen, englischen und französischen Urkunden, auch der schwedischen Nr. 298 sind dankenswerterweise Übersetzungen beigegeben (dem dänischen Text Nr. 297 fehlt sie, ebenso bei Nr. 351, 356); aber die ober- und zumal die zahlreichen niederdeutschen (besonders flämischen) hätten derselben mindestens ebenso bedurft, und bei dem krausen „Küchen"-Latein des Mittelalters, das je tiefer zeitlich herab um so mehr mit Brocken und

Digitized by Google

Ausdrücken der lingua vernacula durchsetzt ist, wären Interpretationen einzelner Stellen (auch der lateinischen Texte) gleichfalls dienlich, oft sogar nötig gewesen.

Nach den „Anmerkungen und Hinweisen" folgen auf Seite 315 bis 320 kurze Angaben (keine Beschreibung!) über die auf den 16 Lichtdrucktafeln abgebildeten Münzen, auch diese ohne Register und nur mit ganz summarischen Hinweisen auf die Urkunden, in denen die betreffenden Münzen vorkommen. Daß mit diesen Tafeln, die den Preis des Buches unnütz in die Höhe treiben, und der mageren Urkundennummer hinter der Erklärung der Zweck des Buches, „Anregungen zu geben für einen Betrieb der Münzkunde, der gleichmäßig allen Betrachtungsweisen der Münze gerecht wird", erreicht wird, kann ich mir nicht denken. Denn dazu hätte vor allem umgekehrt bei der betreffenden Urkunde auf die Münzabbildung hingewiesen, die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Münze mit der Vorschrift erwähnt und so die so häufig schwierige Frage, ob wir in der oder jener Münze nun wirklich die in der literarischen Quelle erwähnte Münze vor uns haben, diskutiert werden müssen. Da dies nicht der Fall ist, liegt der Wert des Buches vornehmlich in der handlichen Vereinigung eines gewaltigen Schatzes von Urkunden, die sich mir namentlich im akademischen Unterricht schon mehrfach nützlich erwiesen hat.

Kurt Regling.

Schneider, Fedor: Rom und Romgedanke im Mittelalter. Die geistigen Grundlagen der Renaissance. 8°. 309 S. und 32 Tafeln. München, Drei-Masken-Verlag, 1926.

Der äußeren Ausstattung nach wendet sich dieses neue Buch Fedor Schneiders an einen weiteren Leserkreis; eine Reihe wohlgelungener Abbildungen römischer Denkmäler nach alten Stichen und modernen Aufnahmen eröffnen den Band, die Anmerkungen folgen geschlossen hinter dem Text; sie bringen Verweise auf Literatur und Quellen, ohne diese selbst in der Regel im Wortlaut anzuführen und kritisch zu beleuchten; die Sprache des Textes ist gehoben, für meinen Geschmack manchmal etwas zu pathetisch und gesucht. Und doch haben wir es nach der Problemstellung und nach dem Umfang des durchgearbeiteten Materials mit einem schwer gelehrten Werk zu tun, einem Buch sehr verschiedenen und reichen Inhalts. Die Grundeinstellung ist kultur- oder, wie man neuerdings sagt: geistesgeschichtlich, etwa im Sinne der Geschichtschreibung Jakob Burckhardts; das Thema das Fortleben des antiken Roms und der an die Stadt und ihre Geschichte geknüpften Idee des römischen Reichs, der „Romgedanke". Dabei macht Schneider eine Einschränkung: Rom als Hauptstadt der Christenheit und das Papsttum als Erbe der antiken Reichsidee scheidet er im allgemeinen aus seiner Darstellung aus. Man weiß, wie sehr bei Gregorovius oft die Papstgeschichte die eigentliche Stadtgeschichte überwuchert; berücksichtigt man Schneiders Einschränkung, so darf man sagen, daß er in seinem Buch uns einen Ersatz für

Digitized by Google

Gregorovius, eine Geschichte der Stadt Rom bis zum Ende des 10. Jahrhunderts gegeben hat, die auf der Höhe der modernen Forschung steht. Für die zeitliche Abgrenzung ist epochemachend das Eindringen der cluniazensischen Reform nach Italien und auf den Stuhl Petri; sie schneidet die bis dahin lebendige Überlieferung der Antike in Rom ab. Es ist der Geist des Simplismus, wie Schneider ihn nennt (ob eine zwingende Notwendigkeit vorlag, einen neuen —ismus in unsere Terminologie einzuführen, wage ich nicht zu entscheiden; in der grundlegenden Definition (S. 70) weist Schneider selbst auf die enge Verwandtschaft seines Simplismus mit der geistigen Einstellung der Askese hin). Die Problemstellung rückt manches in neue Beleuchtung; am stärksten tritt hierbei die neue Auffassung von Cassiodor hervor. Daß er der leitende Minister Theodorichs war, wußten wir schon lange; Schneider vertritt die Ansicht, daß er und nicht der „König-Analphabet" der geistige Vater des ausgleichenden Dualismus gewesen sei, durch den er hoffte, von der antiken Kultur zu retten, soviel noch möglich war. Nach dem Zusammenbruch der Gotenherrschaft habe er den einzigen noch offenen Weg zur Rettung eingeschlagen: den in das Kloster, das er zur Hüterin der Antike zu machen gestrebt habe, ein Versuch, der durch die „Simplisten" Benedikt von Nursia und Gregor I. vereitelt worden sei. Die nähere Begründung dieser Auffassung bleibt abzuwarten. Ebenfalls in ganz neuer Beleuchtung erscheint das 10. Jahrhundert, „das heroische Saeculum des Romgedankens", die Zeit der Crescentier und Tusculanergrafen, die hier unter einem Gesichtspunkt betrachtet ist, vielleicht der gelungenste Abschnitt des ganzen Buches. Nicht alle von den neuen Aufstellungen Schneiders werden unwidersprochen bleiben; aber auch nur, wenn sie zu erneuter Diskussion Veranlassung geben, ist der Gewinn schon groß genug. Jedenfalls gehört das Buch zu den wichtigsten Erscheinungen der letzten Jahre; bei der Bedeutung Roms in der allgemeinen Geschichte wird sich jeder mit ihm auseinanderzusetzen haben, der über frühmittelalterliche Dinge mitreden will.

Walther Holtzmann.

Schnitzer, Joseph: Peter Delfin. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenreform Alexanders VI. und Savonarolas. 8°. VIII und 459 S. München, Ernst Reinhardt, 1926.

Mit dem Namen Peter Delfin dürften nicht Allzuviele eine lebendige Vorstellung verknüpfen. Sein Träger, ein Glied der bekannten venezianischen Patrizierfamilie Dolfin, geboren 1444, gestorben 1525, war von 1480 bis 1514 General des Camaldulenserordens, größtenteils in oder bei Florenz residierend und durch seine kirchliche Stellung mannigfach mit den Geschicken seiner Zeit verknüpft. Die Ehre einer Biographie verdankt er der Tatsache, daß seine Briefe, 4000 an der Zahl, wovon 1441 gedruckt, fast vollständig erhalten sind. Man würde in ihnen eine wichtige Quelle für die Geschichte seiner Zeit vermuten und in dieser Hoffnung hat sich auch der

Digitized by Google

Biograph Savonarolas ihnen genähert. Indessen, so groß die Masse der Briefe ist, so sorgfältig ihr Verfasser in eitler Selbstgefälligkeit sie in sein Briefregister eingetragen hat, so dürftig ist ihr Ertrag für die Zeitgeschichte. Das Bild, das Schnitzer auf Grund dieser Quelle von seinem Titelhelden entwirft, ist wenig erfreulich. Ob es in allen Punkten wahr ist, muß dahingestellt bleiben. Als Mönch und Theologe lax, bigott und frivol, zuweilen selbst zynisch, ein Mann, der die Genüsse der Tafel zu schätzen wußte und für seinen Leibkoch selbst vor dem Papst — allerdings einem Alexander VI. — eintrat, als Ordensgeneral immer die Reform im Munde führend, aber unfähig etwas zu erreichen oder auch nur zu planen, bis ein religiös Stärkerer, Vincenzo Quirini, seine Absetzung durchsetzte, ein Schmeichler, der von frommen Phrasen trieft, leichtgläubig und urteilslos seinen Kreaturen gegenüber, Spion im Dienste seiner Vaterstadt, aber auch dazu zu ungeschickt und bald kaltgestellt, skrupelloser Opportunist von vollendeter Grundsatzlosigkeit in kirchenpolitischen Dingen — erstaunt wird man fragen, was einem solchen Menschen die Ehre einer dicken Biographie verschafft. Man erfährt es S. 187: Dolfin war Humanist. Aber auch mit seinem Humanismus ist es, wie S. 44 ff. gezeigt wird, nicht sehr weit her; griechisch konnte er nicht und für die lateinischen Klassiker, die zeitlebens seine stille Liebe waren, offen einzutreten, dazu war er wieder zu feig. Cicero war sein höchstes Ideal, klassischen Vorbildern im Briefstil nachzueifern, sein ganzes Streben. Als Mensch und Humanist würde Dolfin also keineswegs die eingehende Behandlung rechtfertigen, die ihm Schnitzer hat zuteil werden lassen, wenn diese Persönlichkeit nicht auch einen Zeittypus darstellte, den des wohlmeinenden, aber unfähigen und beschränkten Prälaten, der eine dunkle Vorstellung von der Notwendigkeit einer Reform der Kirche besitzt, dessen menschliche Schwäche aber sich im gewohnten Schlendrian doch im Grunde wohlfühlt. Sein Leben fällt in eine Zeit, die vom Wetterleuchten eines heraufziehenden, zerstörenden Gewitters durchzuckt ist; er versteht es aber nicht, die Zeichen zu deuten. Dieser zeitgeschichtliche Hintergrund verleiht dem Buch einen allgemeingeschichtlichen Wert; für die Kurie Alexanders VI., die Reformversuche des ausgehenden Mittelalters, das Mönchsleben Italiens im 15. Jahrhundert, das Florenz Lorenzo Magnificos und Savonarolas bietet es neue Aufschlüsse genug, die vielfach allerdings auch schon in Schnitzers großer Savonarolabiographie behandelt sind. Neben dem einleitenden Kapitel, das einen Überblick über die Geschichte des Camaldulenserordens von seiner Gründung durch Romuald bis auf Pietro Dolfin enthält, erweckt vor allem das mit dem Thema des Buches nur lose zusammenhängende 8. Kapitel S. 286 ff.: „Zum Leben und Sterben Alexanders VI." allgemeines Interesse. Hier setzt sich Schnitzer ein für die oft, z. B. von Ranke und Burckhardt wiedergegebene, neuerdings aber, besonders von Pastor, bestrittene Überlieferung, wonach Alexander VI. an dem Gift gestorben sei, das er dem Kardinal Adriano da Corneto zugedacht hatte. Schnitzer bringt hierfür zwei neue Quellenzeugnisse bei, beide aus dem Lager

Digitized by Google

der Anhänger Savonarolas, die natürlich alle Ursache hatten, dem Borgiapapst Schlimmes nachzusagen: Lucas Bettini († 1527) in einer Schrift In defensionem fratris Hieronymi Savonarolae (Florenz Riccardian. 2053) und Serafino Razzi († 1611) in einer Vita del P. F. Girolamo Savonarola (Florenz Bibl. naz. Mſ. II, III 172). Diese neuen Quellen, von denen die einschlägigen Partien im Wortlaut mitgeteilt sind, sind dankenswertes Material zur Beantwortung der Frage; ob diese Frage allerdings mit Schnitzer, der seinen bekannten modernistischen Standpunkt natürlich nirgends verleugnet, im Sinne Rankes zu bejahen ist, scheint mir noch nicht entschieden trotz der quellenkritischen Argumente, die er zur Erschütterung der Glaubwürdigkeit jener Zeugen beibringt, die einen natürlichen Tod des Papstes berichten. Ich glaube, hier liegt ein interessantes kritisches Problem vor, das weitere Forschungen verlohnt. — Im Anhang sind die auf Savonarola bezüglichen Briefe Dolfins und sein Dialogus in Hieronymum Ferrariensem aus einer Handschrift des Museo civico in Venedig abgedruckt. Störend wirkt an dem Buch die Transskription der italienischen Namen. Die deutschen Formen der Vornamen mögen noch hingehen, obwohl dadurch eine peinliche Inkongruenz mit den Familiennamen erzielt wird (der Titelheld Peter Delfin heißt eigentlich in der Sprache seiner Heimat Venedig Piero Dolfin). Aber wenn zu Familiennamen gewordene Vornamen wie der der venezianischen Giustiniani in der Form Justinian und das Kloster S. Maria delle Carceri bei Este als „St. Maria von den Carceri" (S. 122) erscheinen, so ist das unerträglich. Auch an einigen Stilblüten fehlt es nicht, so z. B. S. 186 von dem Koch, „nach welchem sogar das Zuchthaus schon die Krallen ausstreckte". Zusammenfassend wird man sagen dürfen: so unerfreulich das Bild ist, das Schnitzer von Dolfin vor dem Leser entrollt, so aufschlußreich ist es für die Zustände im italienischen Klerus der Jahrzehnte unmittelbar vor dem Ausbruch der Reformation, die auf solchem Hintergrund erst recht verständlich wird.

Walther Holtzmann.

Freiherr Friedrich von Schrötter: Das preußische Münzwesen 1806—1873. Im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften bearbeitet. Münzgeschichtlicher Teil I, XII und 441 S., geb. Mk. 30.—; II, IV und 603 S. mit 1 Karte, geb. Mk. 48.—. Münzbeschreibung 64 S., 12 Tafeln, Mk. 30.—. Alle drei Bände zusammen bezogen Mk. 96.—. Berlin, P. Parey, 1925/26.

Das preußische Münzwesen im 19. Jahrhundert bis 1873 ist bisher nur soweit bekannt gewesen, als die sogenannte Währungsliteratur sich mit ihm zu beschäftigen genötigt gesehen hatte, d. h. zurück bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, als die gewaltig steigende überseeische Goldausbeute sich bemerkbar zu machen anfing, und auch nur nach der währungsgeschichtlichen Seite, nicht nach der der Ent-

Digitized by Google

wicklung der Münztechnik, der Münzverfassung und -verwaltung, vor allem nicht über die allmähliche Entstehung der deutschen Münzeinheit und die darum geführten Kämpfe. Es ist also fast alles neues Gebiet, das Freiherr von Schrötter betritt und zu dessen Erforschung er über 400 Aktenbände durchgesehen hat: Der Übergang zur Präzisions- und modernen Probiertechnik, die Geschichte der Münzverwaltung, die Erkämpfung einer einwandfreien Scheidemünzpolitik in Preußen, dessen Goldpolitik mit dem allmählichen Übergange zur reinen Silberwährung, die 30 Jahre dauernden Verhandlungen über Einführung eines gemeinsamen deutschen Münzsystems. Die Verhandlungen über die Einführung der Goldwährung, die bis in das Jahr 1861 zurückreichen, hat der Verfasser weggelassen, weil sie schon in die Geschichte des Reichsmünzwesens gehören.

In dem 1. Buche der „Vereinigung des alten Geldes", ein wenig schöner Titel, behandelt Freiherr von Schrötter die „Neuordnung und Verwaltung des Scheidemünzwesens 1807—1871" (S. 1—138). Schon vor 1806 ist in Preußen eine übergroße Menge Scheidemünzen gezeigt worden, wozu dann noch weiter die französische Prägung derselben in Berlin von 1806—1808 kam. Es war daher keine Wunder, daß die Scheidemünze in dem verarmten, ausgeplünderten und um die Hälfte seines Gebietes verkleinerten Preußen stark in ihrem Werte sank, zumal es die in den abgetretenen Provinzen verbotene noch aufnehmen mußte. Es war nötig, sie um $^1/_3$ ihres Nominalwertes zu reduzieren, ein Wertverlust von $33^1/_3\,\%$ und nicht $100\,\%$ wie heute; sie wurde dann sehr bald, von 1811—1826, eingezogen. Der Grundsatz „nicht mehr Scheidemünze als der Bedarf erfordere", wurde nunmehr für die preußische Scheidemünzpolitik maßgebend. In dem Münzgesetz von 1821, das im wesentlichen bis 1873 Bestand gehabt hat, wurde das gesetzlich festgelegt. In diesem wurde zugleich auch Münzwesen und Rechnungsart für die jetzt acht Provinzen vereinheitlicht. Der Taler wurde in 30 Silbergroschen eingeteilt und so auch im den neuen westlichen Provinzen, in Sachsen und in Neuvorpommern eingeführt. Die Schwierigkeiten, die sich besonders im Rheinland durch das Widerstreben der Bevölkerung gegen die neue Münze einstellten, wurden alle durch die vorzügliche Beamtenschaft beseitigt, wie ja die Zeit von 1806—1873 die „Glanzzeit des preußischen Beamtentums" war. Mit dem Jahre 1830 ist das Scheidemünzwesen geordnet und von da an mustergültig verwaltet.

In dem 2. Buche (S. 139—221) wird die Reinigung von fremden Währungen dargestellt. Vor allem der Westen war mit fremden Münzen überflutet, gegen die der preußische Taler schwer zu kämpfen hatte, vor allem gegen den Brabanter Kronentaler und gegen das französische 5-Frank-Stück. Der Umprägung der fremden Sorten und der alten preußischen Scheidemünze verdankte die Düsseldorfer Münzstätte ihr Wiedererstehen. Sie wurde 1848 wegen Silbermangels und mangelnder Güte der Produktion aufgelöst, so daß von da an Preußen bis zum Jahre 1866, in welchem Frankfurt a. M. und

Digitized by Google

Hannover hinzutraten, nur Berlin als Münzstätte hatte; die Breslauer war schon seit 1822 nicht mehr weiter betrieben worden.

In dem 3. Buche (S. 222—348) widmet von Schrötter der Technik und dem Personal einen eigenen Abschnitt. Es ist eines der interessantesten Kapitel. Es schildert uns, wie die Berliner Münze eine in jeder Hinsicht moderne technische Anstalt wird. Es wird seit 1821 das Senkverfahren von der Einheitspatrize eingeführt, die Prägung im Ringe, die Rändelung, das Uhlhorsche Kniehebelwerk, die nasse Probe statt der Kupellenprobe, die Dampfkraft statt Pferde- und Wasserkraft. Wichtig ist es, daß jetzt alle Münzbeamten in ein reines Beamtenverhältnis zum Staate gebracht wurden. Jedes private Unternehmertum, das größtenteils schon Friedrich der Große beseitigt hatte, fiel jetzt völlig weg. Es durften z. B. die Wardeine zunächst zwar noch die Gebühren für die Probierung von Edelmetall, das an die Münze verkauft wurde, für sich behalten (I, 302), das wurde 1823 abgeschafft (vgl. II, 531). Es gab nur noch regelmäßig besoldete Beamte. Unter ihnen ragen Goedeking, Kandelhardt, der „bedeutendste deutsche Münzbeamte seit Graumann", Klipfel, Neubauer, die Mechaniker Kleinstüber und Neumann hervor.

Ein anderes sehr wichtiges Buch ist das 4. mit der Darstellung der „preußischen Goldpolitik und des Überganges zur Silberwährung" (S. 349 bis zu Ende des 1. Bandes). Wegen des schwankenden Kurses der Goldmünzen ging Preußen allmählich von der Parallelwährung zur Doppelwährung und schließlich zur reinen Silberprägung über. Zu letzterem Entschluß trug besonders bei, daß, als seit 1840 der Goldkurs sank, sich in den preußischen Staatskassen die Friedrichsdors bis zu 7—9 Millionen Taler ansammelten und nunmehr zu befürchten war, noch besonders als die Kalifornische Goldausbeute um 1858 auf den Kurs einwirkte, daß der Staat durch weiteres Sinken desselben große Verluste haben könnte. Es wurden daher seit 1855 alle Friedrichsdors eingezogen, nachdem das schon vorher bei minderwertigen oder minderwertig gewordenen geschehen war.

Es wurde erst jetzt als Pflicht des Staates die Einziehung zu leicht gewordener Münzen erkannt, daß das bis dahin nie geschehen war, ist mit eine Hauptursache für die Unmöglichkeit gewesen, den bestehenden Münzfuß aufrechtzuerhalten. Ein Remedium im Gewicht bei der Ausprägung bestand allerdings, aber keine Grenze für die Abnutzung, nach deren Überschreitung die Münze eingezogen werden mußte: kein Passiergewicht. Die Einführung desselben behandelt das letzte Kapitel des ersten Bandes (S. 421—448).

Der zweite Band des Schrötterschen Münzwerkes hat vor allem die Geschichte der deutschen Münzvereine von 1838 und 1857 mit ihren langwierigen Verhandlungen zur Aufgabe. Der Münzvertrag von 1838 (II, S. 52 ff.) bestimmt die preußische kölnische Gewichtsmark als Münzgrundgewicht und einen Doppeltaler = $3^1/_2$ Gulden (Legende: 7 eine feine Mark, Vereinsmünze, 2 Taler oder $3^1/_2$ Gulden) als einzige Vereinsmünze, der sogenannte Champagnertaler. Nur 2 Münz-

Digitized by Google

füße blieben von so und so vielen gestattet, der preußische 14-Taler- und der süddeutsche $24^1/_2$-Gulden-Fuß. Durch den Münzvertrag von 1857 (II, 130 ff.), an dem sich auch Österreich beteiligte, wurde endlich der preußische Taler Vereinsmünze — der Doppeltaler hatte sich als Kurantmünze, weil zu groß und zu schwer, nicht bewährt —, nur sollte er jetzt statt $^{750}/_{1000}$ Feinheit $^{900}/_{1000}$ besitzen; gleichzeitig wurde für ihn zum ersten Male ein Passiergewicht festgestellt. Außerdem wurde durch den Vertrag eine Vereinshandelsgoldmünze geschaffen, die Krone und die Halbkrone. Das Zollpfund an 500 g wurde Münzgrundgewicht, so daß der preußische 14-Taler-Fuß in einen 30-Taler-Fuß umgewandelt wurde.

Beide Verträge sind eine notwendige Folge des Zollvereins von 1834; es konnte ohne ihr Zustandekommen weder die Erhebung der Zollsätze noch ihre Verrechnung einheitlich geschehen. Zugleich sind sie Vorläufer des Reichsmünzgesetzes von 1873, durch das das Münzwesen auf das neugegründete Deutsche Reich übergeht.

Wenn jetzt erst Schrötter das preußische Silberkurant von 1806—1873 im 6. Buche (II, 202—304) behandelt, so hat das darin seinen Grund, daß das Kurant zu abhängig von den Festsetzungen der Münzverträge von 1838 und 1857 war, so daß erst diese behandelt werden mußten, um Wiederholungen zu vermeiden. Es ist hervorzuheben, daß seit 1860 die Beteiligung der Münze an der Preisbestimmung des Silbers ausgeschaltet und so jene eine reine technische Anstalt wurde (II, 244). Die Beschaffung des Kapitals und des Edelmetalls wurde der Staatsbank übertragen.

An den Text schließt sich der wörtliche Abdruck der wichtigsten Akten (II, 311 ff.). Auf diese folgen die Tabellen, die mühsam aus einzelnen, oft sich widersprechenden Notizen und Nachrichten zusammengestellt sind. Am Schluß des Ganzen befindet sich ein sehr ausführliches Register, in dem besonders die Personalien bequem zu finden sind.

Das Münzverzeichnis ist in der Hauptsache für den Sammler von Bedeutung, doch ist es auch für den Historiker von großem Werte, sich die Münzen einmal selbst anzuschauen, wenn auch hier nur in der Abbildung. Es sind 1061 Nummern in 67 Jahren gegen 2212 aufgezählte Nummern der 48 Jahre des Großen Kurfürsten. Der beste Beweis für die neuzeitliche Vereinheitlichung des Münzwesens.

Mit diesem Werke hat Friedrich Freiherr von Schrötter sein Lebenswerk: die aktenmäßige Münzgeschichte und die Münzbeschreibung des preußischen Staates von 1640—1673 vollendet. Es ist dem Verfasser ein Werk gelungen, das in der Münzgeschichte weder für die deutschen noch für die außerdeutschen Staaten in seiner strengen Aktenmäßigkeit, der Ausführlichkeit und der zeitlichen Ausdehnung seinesgleichen hat. Arthur Suhle.

Digitized by Google

Kiderlen-Wächter: Der Staatsmann und Mensch. Briefwechsel und Nachlaß, herausgegeben von Ernst Jäckh. 2 Bände. 8°. 291 und 246 Seiten. Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1925.

Eine vom wissenschaftlichen Standpunkte aus recht anfechtbare Publikation. Ein buntes Durcheinander von Briefen an seinen Haushaltungsvorstand „Heting", die mecklenburgische Beamtentochter Hedwig Kypke, von tagebuchartigen Aufzeichnungen, Aktenstücken, fortlaufender Darstellung des Herausgebers — ähnlich wie in Pertzens Biographien von Stein und Gneisenau. Am Schlusse eine fast zu einem Hymnus ausartende Abhandlung: Kiderlen-Wächters Politik. In anderen Werken verstecktes, für die Beurteilung des Staatsmannes in Betracht kommendes Material wird nicht, zum mindesten ungenügend mit herangezogen. Bei der Auswahl wurde stark bevorzugt, was am Menschen interessiert. Anekdoten in Hülle und Fülle. Der Leser soll sich vor allem gut unterhalten, insbesondere der sensationslüsterne Leser. Amüsante Scherze und bissige Bosheiten sorgen dafür in reichem Maße. So die Illustrationen der 1894 auf der Nordlandsfahrt von Wilhelm II. zu Freiübungen gezwungenen „alten Kracher von Militärs", so die Wiedergabe eines auf Bülows Entlassung bezüglichen Kaiserwortes zum König von Württemberg Ende 1909: „Hier habe ich das Luder fortgejagt", so die meist dem Tierreich entnommenen Spitznamen und anderes.

„Gestern" — so berichtet Kiderlen als Vertreter des Botschafters in Konstantinopel Heting am 7. August 1908 — „stellte sich mir Herr Jäckh vor, ein echter Schwab, Chefredakteur unserer Neckarzeitung", und eine Woche später: „Am Mittwoch war Herr Jäckh zum Frühstück ... Es gab „Spätzle", und ich sagte zu Jäckh (ein sehr netter, noch junger Mann von guten Manieren): „Das müßte ihn in Konstantinopel eigentlich noch mehr überraschen als die Revolution." Ein Dutzend Jahre nach dem Tode des am 30. Dezember 1912 gestorbenen Staatssekretärs setzt der ihm persönlich verbundene Landsmann seinen Lesern jetzt selbst Spätzle vor, geistiges Schwabentum aus Kiderlens Nachlaß, ein fesselndes Gemisch von Biederkeit, Humor, Grobheit und Gerissenheit; ein pietistischer Einschlag ist unverkennbar, von der Gemütstiefe der Poeten seiner engeren Heimat dagegen wenig zu spüren. Stolz eröffnet Jäckh dafür das 3. Kapitel mit Friedrich Naumanns Wort, Kiderlen sei der schwäbische Bismarck, und mit einer Analyse seiner Stammesart. An Selbstbeweihräucherung zu denken, liegt nahe. Mag solcher Vorwurf den Herausgeber zu Unrecht treffen, — tief schürft seine Charakteristik Kiderlens auf keinen Fall. Persönliche Zuneigung und ex eventu argumentierende Parteieinstellung trüben ihm den Blick. Mehr als einmal geht er fehl in der Einordnung und Bewertung. So wenn er den Gegenstand seiner Verehrung zu einem echten Demokraten stempeln möchte, wenn er den Präventivkrieg ganz ausschalten will aus seinen Berechnungen und wenn er im Vorwort sagt: „Alfred v. Kiderlen-Wächter ist der Staatsmann von großem Kaliber (manche meinen: der einzige) aus

Digitized by Google

Bismarcks Kreis und Schule: er ist zu spät gekommen und zu früh gegangen, als daß ihm sein Werk hätte gelingen können, die von ihm in wachsender Sorge gefürchtete Katastrophe noch in letzter Stunde aufzuhalten durch seine „Europäisierung der Politik", durch das „System eines organisatorischen Pazifismus". Am Schlusse (II, 204) wiederholt Jäckh, sich noch überbietend: „Kabinettsjustiz beseitigte durch die vernichtende Infamie einer mittelalterlichen Intrige den Mann und hielt ihn fern, der nach dem Urteil aller Kenner der einzige Staatsmann von Kaliber war unter den wenigen, die das alte Deutschland hatte".

Mit gutem Grunde hat Willy Andreas im 32. Bande der Historischen Zeitschrift S. 246—276 gegen solche Überschätzung Einspruch erhoben. Mit Recht hat er auch Jäckhs Behauptung, Kiderlen habe die demokratische Grundgesinnung der schwäbischen Volksgemeinschaft in den Knochen gesteckt, eine briefliche Äußerung des Staatssekretärs vom 12. Oktober 1911 gegenübergestellt, die Caillaux in dem von Jäckh nicht erwähnten Buche Agadir mit abdruckte: Nous avons déjà assez de démocratie, mais on ne doit pas dire cela à la haute voix, on serait lapidé. Und wie läßt sich mit demokratischer Gesinnung vereinigen, was Kiderlen am 14. August 1908 über die Rückkehr des populären Marschalls Fuad-Pascha und den Jubel in Konstantinopel schrieb? Es brauste das Tschok Jascha in die Lüfte, Musikkorps spielten bis dahin verbotene Weisen und — weniger schön, aber ohrenbetäubend — alle die zahllosen großen und kleinen Dampfer ließen ihre Dampfpfeifen erschallen! Ein Höllenlärm! Was mag der arme, einsame Mann oben im Jildis-Kiosk gedacht und gefühlt haben, ohne dessen Erlaubnis sich noch vor drei Wochen kein Mensch in dem großen weiten Reich rühren durfte, und der heute nichts, aber auch gar nichts mehr zu sagen hat! Ich finde es unanständig, ihn jetzt zu verlassen, und habe deshalb unter dem Vorwand der Überreichung eines kleinen Geschenkes der Herzogin von Koburg um eine Audienz gebeten, aber es ist keine Antwort bisher eingegangen; wahrscheinlich muß erst beim Komitee angefragt werden! Die Audienzen muß man nämlich jetzt auch auf dem „konstitutionellen" Wege durch den Auswärtigen Minister erbitten, während man sich sonst einfach an den Oberzeremonienmeister wandte. Es ist wirklich ein bißchen viel des Konstitutionalismus. Und dem rumänischen Minister Take Jonescu gegenüber bezeichnete Kiderlen das parlamentarische System, die unausbleibliche Folge eines siegreichen Krieges, für Deutschland als ein nicht wieder gut zu machendes Unglück!

Daß Kiderlen jederzeit den Frieden habe erhalten wollen, entspricht gleichfalls nicht den Tatsachen. Im Sommer 1911 hätte er es, worauf ich schon im 13. Bande der Mitteilungen Seite 79 auf Grund von Eröffnungen des Frankfurter Pfarrers a. D. Lic. theol. Dr. jur. et phil. Schwarzlose hinwies, gern gesehen, wenn es Marokkos wegen zu einem Bruch mit Frankreich gekommen wäre, — Wilhelm II. ist auch damals gegen einen Präventivkrieg gewesen. Kiderlen kam am 17. und 19. Juli um den Abschied ein und sagte

Digitized by Google

in seinem zweiten Gesuch: „Im Verlauf der Verhandlungen kann, wenn sie unsererseits ernsthaft betrieben werden sollen, eine derartige Spannung eintreten, daß wir den Franzosen positiv erklären müssen, daß wir zum Äußersten entschlossen sind, und wenn dies Wirkung haben soll, müssen wir auch innerlich dazu entschlossen sein." Erzberger aber dankte dem Staatssekretär am 8. August für eine Zuschrift mit den Worten: „Die Darlegungen Eurer Exzellenz sind zwingend. Frieden, solange es in Ehren für eine Weltmacht gehen kann, sonst sollen die Waffen entscheiden, so groß auch der Einsatz ist. Ich hoffe, daß es dem bekannten Geschick Eurer Exzellenz gelingen wird, uns den Frieden zu erhalten."

Dieses Geschick preist Jäckh, sich auf Bülow, Weizsäcker u. a. stützend, in den höchsten Tönen. Mag Kiderlen der beste Kopf unter den deutschen Diplomaten im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wirklich gewesen sein, — ein genialer Staatsmann Bismarckschen Gepräges war er doch nicht. Bismarck wäre vor der Opposition Wilhelms II., wenn er 1911 einen Präventivkrieg für nötig gehalten hätte, nicht zurückgewichen. Den Panther würde er schwerlich nach Agadir dirigiert haben, da anzunehmen war, daß die Engländer den Franzosen den Nacken steiften. Kiderlens Politik der gepanzerten Faust, die sich, wie Andreas es formuliert, so bald in eine Politik des Samthandschuhs verwandelte, verwandeln mußte, war neuer Kurs, Zickzackkurs. Erst Anfang Dezember 1912 schrieb Kiderlen sehr richtig: „Die Autorität eines Bismarck fehlt, nicht um eine schneidige Politik durchzuführen, sondern um die von ihm festgelegten Grundsätze der Mäßigung und Vorsicht einer unvorsichtig gewordenen öffentlichen Meinung gegenüber zu vertreten und zur Geltung zu bringen." — Daß Kiderlen Vorderasien als ein wirtschaftliches Anlageprojekt für Deutschland und Frankreich, für England und Rußland betrachtete, war unklug, kein Beweis von Mäßigung und Vorsicht. Bismarck hätte nach wie vor gewarnt, sich gerade dort stark zu engagieren, wo die Reibungsmöglichkeiten sich besonders dicht häuften. — Erinnern wir uns auch der Mitschuld Kiderlens an der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages; das Abrücken von Rußland 1890 war ein Fehler. — Zustimmen muß man Kiderlens Ausspruch im Oktober 1912: „Mit Berchtold (dem österreichischen Minister des Auswärtigen) habe ich viel Ärger, weil er absolut nicht weiß, was er eigentlich will. Er ist eben nicht mehr als ein ‚Kovalier'! Wir müssen alles tun, um zu verhindern, daß die Leitung der Politik von Berlin an Wien übergeht, wie es Ährenthal gegenüber Bülow leider gelungen war. Das könnte uns eines Tages viel kosten!" Zweifel dagegen steigen auf, ob der Vortrag vor dem Bundesratsausschuß am 28. d. J. im Sinne des Altreichskanzlers gehalten war: „Der Zweck unseres Bündnisses (mit dem Donaustaat) ist, daß die große mitteleuropäische Monarchie neben uns in ihrer Großmachtstellung unangetastet erhalten bleibt, damit wir uns nicht eines Tages, wie sich Fürst Bismarck ausdrückte, nez à nez mit Rußland befinden, mit Frankreich im Rücken. Muß also Österreich, gleichgültig aus

Digitized by Google

welchem Grunde, um seine Großmachtstellung fechten, so müssen wir an seine Seite treten, damit wir nicht nachher neben einem geschwächten Österreich allein fechten müssen." Bismarck hätte, wenn die Monarchie Kaiser Franz Josephs morsch und der Wert eines Bündnisses mit ihr für Deutschland immer geringer wurde, im letzten Moment sich nicht gescheut, die Allianz mit ihr einzutauschen gegen ein Zusammengehen mit Rußland. Die Deutschösterreicher hätte er beim Zerfall der habsburgischen Monarchie dem Deutschen Reich an oder einzugliedern versucht. Kiderlen war wohl bis zuletzt einer Meinung mit Fritz v. Holstein, der dem Gesandten in Bukarest am 5. April 1907 schrieb: „Deutschland muß aufs äußerste bestrebt sein, die österreichisch-ungarische Monarchie zusammen zu erhalten. Denn ein Anfall österreichischer Gebietsteile an Deutschland würde einfach bedeuten, daß sich südlich vom Main ein katholisches deutsches Kaiserreich Nummer 2 bildet unter einem Wittelsbach, mit Triest als Hafen. Daß Prinz Ludwig von Bayern an etwas Derartiges denkt, ist bekannt."

Ein schwäbischer Bismarck war Kiderlen nicht, ein hochbefähigter Diplomat gewiß. Diesen Eindruck wird jeder Leser der beiden Jäckhschen Bände haben. Über manches gute treffende Wort Kiderlens mag er sich freuen. Eins sei zum Schlusse noch wiedergegeben: „Wo neun Deutsche zusammen sind, gibt es zehn Meinungen, und wenn eine Familie von fünf Köpfen im Gasthaus speist, bestellt sich jeder ein anderes Gericht! So ist es mit den Deutschen!"

Paul Haake.

Pierrefeu, J. de: Plutarch hat gelogen. 230 S. Berlin, Ernst Rowohlt, 1923. Geh. Mk. 4.50.

Der Titel des vorliegenden, in Frankreich weit verbreiteten und immerhin lesenswerten Buches ist originell. Ohne Frage. Damit ist aber auch seine Bedeutung erschöpft. Mit dem großen Biographen hat das Buch nichts gemein.

„Plutarch hat gelogen, auf Befehl, aus Unwissenheit oder Ängstlichkeit!" So bemerkt der Verfasser auch in der kurzen Einleitung. „Die großen Männer sind nicht die großen Männer, die der Geschichtschreiber aus ihnen macht, wenn ich nach jenen schließe, die ich mit eigenen Augen gesehen habe." Er glaubt den Abgrund erblickt zu haben, „der sich zwischen Wirklichkeit und Geschichte öffnet". Er will daher „der Legende einige Reihen von Tatsachen entreißen, aus denen wir nützliche Lehren für die Zukunft ziehen können".

Gegenstand der kritischen Bemühungen Pierrefeus, der während des Weltkrieges bei der französischen OHL. mit der Abfassung der täglichen Heeresberichte betraut war, ist vornehmlich der französische Generalstab. Aber auch der deutsche Generalstab und die deutsche Kriegführung entgehen nicht ihrem Schicksal.

Nachdem der Verfasser festgestellt hat, daß 1914 in der französischen Armee sowohl wie „überhaupt in ganz Frankreich" ein „ernstlicher Niedergang geistiger Werte" zu verzeichnen war, schildert er

Digitized by Google

die bei Beginn des Krieges und später im feindlichen Hauptquartier herrschende Verwirrung. Dann beschäftigt er sich mit dem „großen Joffre, dem lebenden Bilde des gesunden Menschenverstandes und der Bauernschlauheit", und dem französischen Aufmarschplan, „der auf eine beschleunigte Offensive abzielte". Er nennt diesen kühnen Plan „vernunftwidrig", weil er „ein geradezu unverschämtes Glück erforderte", und Joffres Strategie „kläglich". Die Ereignisse habe er nicht vorausgesehen. Seine Erfolge verdanke er „glücklichen Konjunkturen". Dagegen nimmt er Lanrezac eifrig in Schutz, den Führer der 5. Armee, der sich im Sambre-Maas-Winkel rechtzeitig der drohenden Umklammerung entzogen hatte und deshalb seines Kommandos enthoben wurde. „Deshalb?" Keineswegs, sondern wegen seines verlustreichen Rückzuges. Daß Lanrezac überhaupt ohne Besinnen in die Sambre-Maas-Falle gegangen ist, zeugt auch nicht gerade von besonderer Feldherrngabe. Nur Bülows Ungeschick hat ihn vor gänzlicher Vernichtung bewahrt. Auch Gallieni wird günstig beurteilt. Mit Recht. Er hat in den Septembertagen 1914 den Angriff auf den rechten deutschen Flügel und die allgemeine französische Offensive durchgesetzt. Nicht minder Lob wird French zuteil, dem englischen Marschall „Rückwärts".

Als eine merkwürdige Figur erscheint bei Pierrefeu „der polternde und aufbrausende Foch". „Sein ganzes Genie besteht darin, daß er vier Monate mit seinem unbezähmbaren patriotischen Herzen, das nichts wissen will, als daß man vor dem Feinde nicht zurückweicht, gegen Ludendorff kämpft." In der Tat hat Foch kein großes Führertalent entfaltet. Die rapide abnehmende deutsche Gefechtskraft war sein Feldherrnerfolg und sein Feldherrnglück.

Hat der Verfasser viel an dem französischen Generalstab auszusetzen, so findet der deutsche, wie sich von selbst versteht, erst recht keine Gnade vor seinem kritischen Auge. Ebensowenig die preußische „Militärkaste", seine Erfindung. Dem deutschen Generalstabe fehle es an kriegerischer Phantasie. Ludendorff ist der Typus des preußischen, des „wahren" Militärs. „Als solcher besitzt er eine Spielerseele." Er und seine Vorgänger waren jedoch „armselige Spieler". „Sie haben die Entscheidungsschlacht auf freiem Felde vermieden, weil sie fürchteten, daß sie ihnen verderblich werden könnte. Dagegen haben die französischen Generale mit löblicher Anstrengung versucht, sie herbeizuführen." Der Verfasser vergißt leider hinzuzufügen, wann und wo diese Versuche gemacht worden sind. Hinsichtlich der Schlachten bei Tannenberg und den masurischen Seen will er „durch die Mittel des gesunden Menschenverstandes" beweisen, daß sie die „größte Täuschung sind, die jemals unter dem Himmel ausgeführt worden ist". (S. 160.) „Der Plan der Schlacht von Tannenberg, der dem äußeren Anschein nach geschickt erdacht, wunderbar berechnet und glänzend ausgeführt war, enthüllt sich dem scharfen Beobachter als ein Musterbeispiel weltfremder Einbildungskraft." (S. 164.)

Nach diesen Proben, die sich beliebig vermehren ließen, wird man nicht behaupten können, daß dieser hervorragende französische

Digitized by Google

Schreibtischstratege, dessen blendende Dialektik geeignet ist, den harmlosen Leser mit sich fortzureißen, das Wesen des militärischen Führerberufs wirklich erfaßt hat, und daß seine Art, Kriegsgeschichte zu schreiben, Nacheiferung verdient. Es ist gewiß eine schöne Sache um „die Mittel des gesunden Menschenverstandes", auf die Pierrefeu in seinem Werke zurückgreift. Aber wenn damit, wie oben angedeutet, aus purer Voreingenommenheit den tatsächlichen Verhältnissen und Vorgängen Gewalt angetan wird, so muß sich der Verfasser gefallen lassen, daß ihm selbst der Titel seines Buches, was hiermit geschieht, nachdrücklich in Erinnerung gebracht wird. Georg Schuster.

Hase, Georg von, Fregattenkapitän a. D.: **Der deutsche Sieg vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916,** unter Benutzung des amtlichen Quellenwerkes bearbeitet. Mit einem Vorwort von Vizeadmiral a. D. von Trotha. Mit 4 Tafeln, 1 Karte und 12 Textskizzen. XI und 89 Seiten. Berlin und Leipzig, Verlag K. F. Koehler. Mk. 3.—.

Die vorliegende Schrift stellt sich die dankbare Aufgabe, auf Grund des vom Marine-Archiv herausgegebenen amtlichen Quellenwerkes die Skagerrakschlacht dem großen Kreise nicht fachmännischer Leser zu schildern. Es handelt sich jedoch dabei keineswegs um einen sachlichen trockenen Auszug aus der Arbeit des Fregattenkapitäns Groos, vielmehr kennt G. von Hase die Schlacht aus eigener Anschauung; er hat in leitender Stellung, als erster Artillerieoffizier auf dem Panzerkreuzer „Derfflinger", der, eine Zeitlang Spitzenschiff der deutschen Flotte, in gefährdetster Lage aushalten mußte, den Ehrentag des 31. Mai mitgemacht und seine Eindrücke bereits 1920 in einer ins Englische, Französische und Schwedische übersetzten Schrift „Die zwei weißen Völker" niedergelegt. Seine Kunst packender Darstellung hat er auch in dem neuen Buche bewährt. In sieben Kapiteln läßt er das gewaltigste Ringen, das die Nordsee bisher gesehen hat, vor dem Geist des Lesers vorüberziehen; zahlreiche taktische Skizzen ergänzen seine Ausführungen und ermöglichen es dem Laien, ohne Schwierigkeit dem dramatischen Verlauf der Schlacht zu folgen und sich nochmals zu vergegenwärtigen, welch ein Kampfinstrument nach Material und Personal, Technik und Geist Deutschlands Hochseeflotte gewesen ist. Dem Verfasser und Verlag gebührt aufrichtiger Dank, daß sie durch ihre Veröffentlichung die Erinnerung an eine der großartigsten militärischen Leistungen unseres Volkes lebendig erhalten. Welche Bedeutung der Skagerraktag für die Entwicklung der deutschen Zukunft in sich zu bergen vermag, lehren die Darlegungen des Vizeadmirals von Trotha, der, 1916 Stabschef von Admiral Scheer, Hases Arbeit mit einem stimmungsvollen Vorwort eingeleitet hat.

Friedrich Graefe.

Digitized by Google

Egelhaafs historisch-politische Jahresübersicht für 1925, fortgeführt von Hermann Haug. 18. Jahrgang. 416 Seiten. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1926. Geheftet Mk. 11.—.; gebunden Mk. 13.—.

Pünktlich, wie bisher, ist auch in diesem Jahre Egelhaafs „Jahresübersicht" in der vortrefflichen Bearbeitung von Hermann Haug erschienen und wird von einer großen Gemeinde treuer Leser und Benutzer als unentbehrliches Hilfsmittel, als ein fast niemals versagender Ratgeber auf dem Gebiete der Gegenwartsgeschichte mit aufrichtigem Danke begrüßt. Das inhaltsreiche Werk verzeichnet alle außen- und innenpolitischen Ereignisse, die im Laufe des Jahres 1925 die Kulturwelt beschäftigt und in Atem gehalten haben, und erläutert sie in anregender, die Zusammenhänge der Dinge klar und scharf hervorhebender Darstellung. So erfreut sich die „Jahresübersicht" allgemeiner Anerkennung auch in Kreisen, die in politischer Beziehung andern Anschauungen huldigen.

Die bewährte äußere Einrichtung ist beibehalten worden. Demgemäß sind die 4 Hauptabschnitte Deutschland und seinen Gliedstaaten, den besetzten, abgetrennten und verlorenen Gebieten gewidmet (Seite 1—288), während in den übrigen 23 Kapiteln die Geschicke der anderen europäischen Länder, der fremden Erdteile und die Völkerbundskonferenzen behandelt werden.

Im Jahre 1925 war die Hohe Politik beherrscht von der weltpolitischen Frage der „Sicherheit". Bei deren Lösung übernahm England die Führung und gewann damit die ihm nach Beendigung des Weltkrieges verlorengegangene „Gleichgewichts- und Schiedsrichterstellung" in Europa zurück. Das Freundschaftsverhältnis zu Frankreich wurde aufrecht erhalten, ihm aber der Grund zu seiner bisherigen Gewaltpolitik genommen.

Das „Vereinigungs-Unternehmen", zu dem das Deutsche Reich, im Schlepptau Albions, die Initiative ergriffen hatte, erhielt seine Krönung durch den Locarno-Vertrag. Den nun erreichten „wahren Frieden" bezahlte Deutschland mit der „Vervollständigung seiner Entwaffnung" und mit seiner „Fesselung am Rhein und im Völkerbund". Immerhin gewann es die endliche Befreiung des Ruhrreviers, die bisher verzögerte Räumung Kölns und „Erleichterung der Besatzungshandhabung im übrigen Rheinland".

Diese Wendung der Dinge begleitete Rußland mit wachsendem Unmut. Seine Sorge, daß das Deutsche Reich seinen Anschluß an die westliche, gegen den Sowjetstaat gerichtete Koalition vollzogen habe, suchte dieses durch wirtschaftliche Zugeständnisse zu bannen.

Im Vordergrunde der inneren Politik standen der Barmat-Kutisker-Skandal, der Eintritt der Deutschnationalen in die Regierung und die Wahl des Reichspräsidenten. Doch brachten diese Ereignisse nicht die vielfach erstrebte und erhoffte Änderung des politischen Kurses. Die Regierung Luther—Stresemann schritt vielmehr in der bisher eingehaltenen Richtung fort und suchte im Innern die unheil-

Digitized by Google

vollen Ergebnisse der Inflationszeit durch entsprechende Gesetze zu mildern. Die Deutschnationalen, die aus innerpolitischen Gründen die Locarno-Politik mitgemacht hatten, mußten schließlich unter dem Druck ihrer Wählermassen aus der Regierung wieder austreten.

In einzelnen Gliedstaaten, namentlich in Preußen, begann die Frage nach der Auseinandersetzung — der Ausdruck „Fürstenabfindung" ist verfehlt — zwischen den früheren regierenden Häusern und den Staaten die demokratische Volksseele in Wallung zu bringen. Die Schilderung aller dieser Vorgänge, besonders auch der sehr merkwürdigen Haltung der preußischen Regierung und der Deutschen Volkspartei unter der Führung Kahls, ist von außerordentlichem Interesse und im hohen Maße lehrreich.

Trotz erheblicher Amerika-Kredite geriet Deutschland in zunehmende wirtschaftliche Nöte.

Von den Ereignissen im Auslande sind die Schuldenverhandlungen der „Siegerstaaten" Frankreich, Belgien, Italien mit den Vereinigten Staaten hervorzuheben. Ferner der unaufhaltsame Verfall der französischen Währung, der verlustreiche, Frankreichs Finanzen schwer belastende Krieg in Marokko, an dem auch Spanien hervorragenden Anteil hatte, und die barbarischen, das „Weltgewissen" aber völlig unberührt lassenden Kämpfe in Syrien, die Stabilisierung des Faszistenstaates in Italien, der Mossulstreit zwischen England und der neuen Türkei sowie die von Rußland geförderte, die Interessen Japans und Großbritanniens empfindlich treffende, schließlich aber in neue Bürgerkriege ausartende Unabhängigkeitsbewegung in China.

Georg Schuster.

Sahrmann, Adam: Pfalz oder Salzburg? (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift, Band 47.) VIII und 96 S., mit einer Karte. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1921.

Mitten in das furchtbare Ringen des Weltkrieges fiel der Gedenktag an die hundertjährige Zugehörigkeit der Pfalz zu Bayern (1. Mai 1916). Er bot dem Verfasser, einem Schüler Doeberls, Anregung und Anlaß, an der Hand der bayrischen Quellen genauer den geschichtlichen Zusammenhängen nachzugehen, welche diesen Länderhandel, dieses Austauschgeschäft zwischen Österreich und Bayern im Zeitalter des Wiener Kongresses hervorriefen und begleiteten, das im Widerspiel diplomatischer Aktionen ohne jegliches Befragen des Volkes zustandekam.

Er schöpfte den Stoff in der Hauptsache aus dem bayrischen geheimen Staatsarchiv, soweit nicht schon gedruckte Quellen vorlagen. Die Vertiefung in die Archivalien vermochte so manche Unrichtigkeit und Einseitigkeit älterer Darstellungen zu verbessern. (S. 2, 10, 16, 18: Nicht schon nach der Ratifizierung des Rieder Vertrages war Tirol in österreichischen Besitz gekommen, wie manchmal behauptet

Digitized by Google

wurde, auch hat dieses Übereinkommen noch nicht ausdrücklich die Rückerstattung von Tirol, Salzburg sowie des Inn- und Hausruckviertels an Österreich zugestanden; S. 19, 51, 52: Richtigstellung der in verschiedenen Schulbüchern enthaltenen Angabe, es sei die Pfalz durch den Wiener Kongreß schon an Bayern gekommen; S. 82 und 93.) Dies gilt auch für die Frage der Bewertung der Memoiren des großen bayrischen Staatsmannes Graf Montgelas. (S. 25, 37, 41, 50 und 54.) Aber leider ließ Sahrmann die österreichischen Archive außer Betracht. Vom einseitig bayrischen Standpunkte wird er der Wiener Politik, die sich auch auf dringende militärische Bedürfnisse des Kaiserstaates stützte, nicht in allen Punkten gerecht. War doch die Erwerbung Salzburgs, die Wiedergewinnung des Inn- und Hausruckviertels eine Lebensfrage für uns. Trotz allen anerkennenswerten Fleißes kann man daher auch Sahrmanns Arbeit noch nicht als abschließend bezeichnen. Dies sagt schon der Referent in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 63 (1923), S. 128. Das gleiche Thema hatte sich H. Ploy gesetzt, doch verhinderte der Krieg die Ausarbeitung des von ihm in Wien und München gesammelten Stoffes. (Vgl. Salzburger Volksblatt vom 1. Mai 1916.)

Das Buch zerfällt in sieben Abschnitte. Es wird zunächst das territoriale Ausmaß der Pfalz im 19. Jahrhundert besprochen, das sich mit dem Herrschaftskomplex der alten Pfalz nicht deckt. Dann folgt eine pragmatische Betrachtung des Riedervertrages (Oktober 1813), der Pariser Konvention (Juni 1814), die Tirol und Vorarlberg an Österreich brachte, und der verschiedenen Projekte für eine Neugestaltung Bayerns vor und während des Wiener Kongresses, der trotz eines neuen, aber nicht ausgeführten Übereinkommens zwischen Bayern und Österreich vom 23. April 1815 in der Schlußakte die Pfalz mit anderen links des Rheines besetzten und von beiden Staaten gemeinsam verwalteten Bezirken Österreich zu alleiniger Herrschaft zuwies. Hieran reiht sich eine Würdigung der neuerlichen Verhandlungen in Paris, die zur endgültigen Regelung im Münchener Staatsvertrag vom 14. April 1816 führten, der Österreich Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel, Bayern aber im Austausch die Pfalz brachte, woran sich noch ein bayrisch-badischer Streit bis 1819 reihte.

Das Buch beschränkt sich nicht auf eine nüchterne Darstellung der Einzelheiten dieses Problems, sondern erhebt sich zu einer anregenden Charakterisierung der führenden Persönlichkeiten, ihrer Absichten und Pläne. Aufs neue lernen wir namentlich auch die hervorragende diplomatische Begabung und Staatskunst des Fürsten Metternich kennen, dem H. v. Srbik jüngst in einem ausgezeichneten zweibändigen Werke ein wissenschaftliches Denkmal gesetzt hat, das auch für unsere Frage manches Neue enthält. (Srbik, Metternich [1925], Bd. 1, S. 192 ff.) A. Wretschko.

Digitized by Google

Brandt, Otto: Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. Mit 12 Tafeln. XVI und 448 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1925.

Lord Palmerston soll die Schleswig-Holsteinsche Frage für so verwickelt erklärt haben, daß der einzige, der sie verstanden, darüber verrückt geworden sei. Otto Brandt, als Kenner der Epoche von 1789—1815 durch seine bisherigen Werke bewährt, hat sich in die Frage der Elbherzogtümer überraschend schnell eingearbeitet — und nicht nur seinen Verstand behalten, sondern auch seine glückliche Gabe der historischen Einfühlung und Erfassung der feineren Zusammenhänge zwischen politischer und geistiger Entwicklung von neuem erwiesen.

Das Buch eröffnet eine Schilderung des dänischen Gesamtstaates in der Zeit seiner Blüte, in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, und seines spiritus rector, des Grafen Andreas Peter Bernsdorff. Als Leiter der auswärtigen und Handelspolitik hat Bernsdorff das Staatsschiff geschickt zwischen denen der Großmächte hindurchgesteuert; als Direktor der „Deutschen Kanzlei" hat er die Verwaltung der Herzogtümer vereinheitlicht, verbessert, modernisiert, und dadurch unbewußt ihre Auseinanderreißung im 19. Jahrhundert verhindert. Seit Bernsdorffs Tod 1797 gibt der Monarch, Kronprinz, später König Friedrich VI., seinen absolutistischen Neigungen immer mehr Raum, als Bewunderer des Napoleonischen Zentralismus geht er über das Eigenleben in seinen Staaten hinweg und sucht wenigstens Schleswig Dänemark einzuschmelzen. Nun muß sich zeigen, ob die deutschen Herzogtümer diesem Streben genügend innere Widerstandskraft entgegensetzen können. Daß dies der Fall, ist vor allem das Verdienst des Kreises, der im Schloß Emkendorf seinen Mittelpunkt hat; um den Schloßherrn Graf Fritz Reventlow und seine Gemahlin Julia, als Tochter des Finanzministers Grafen Schimmelmann die reichste Erbin Dänemarks, schart sich ein Kreis Gleichgesinnter. Im Geistigen bildet der Kampf gegen die kosmopolitische, religiös verflachende Aufklärung, für positives Christentum und deutsche Eigenart, im Politischen das Festhalten an den Rechten der Ritterschaft — dann aber an der staatlichen Sonderstellung überhaupt — den Vereinigungspunkt. Aus beidem zusammen ergibt sich das immer klarere Empfinden der Zugehörigkeit nicht zu Dänemark, sondern zu Deutschland. Neben Fritz Reventlow, der als Kurator der Universität und Oberaufseher des Schullehrerseminars in Kiel in die Herrschaft der Aufklärung Bresche legt, stehen die Schwäger Bernsdorffs, die Dichterbrüder Christian und Friedrich Leopold Stolberg; wer ihre Zeitgedichte verstehen will, darf künftig an Brandts Buch nicht vorübergehen. In den Kampf gegen die Schleswig-Holsteinsche Aufklärung greift selbst der friedliche Matthias Claudius ein, der sie „schier gleich und glatt, wie Plöner Aal" findet. Im Kampf der Ritterschaft gegen dänische Steuerwillkür erscheinen die ritterschaftlichen Sekretäre Jensen und Schrader als würdige Amtsvorgänger Dahlmanns, der auf ihren

Digitized by Google

Denkschriften fußt. Der Plan der Ritterschaft, den König beim Reichskammergericht zu verklagen, wird im Untergang des Reichs mit begraben.

Die napoleonische Zeit bringt den Scheinsieg des dänischen Absolutismus. Der Emkendorfer Kreis sympathisiert 1806 mit Preußen, 1808 mit den Spaniern, 1809 mit Schill und Hofer und hofft 1813 auf die Losreißung der Herzogtümer von Dänemark. Als wenigstens Holstein dem Deutschen Bunde einverleibt wurde, nahm die Ritterschaft den Kampf um die Sonderstellung der Herzogtümer wieder auf durch ihren auf Reventlows Betreiben gewählten Sekretär Dahlmann. Die festgewurzelte Ansicht, erst dieser habe den Verfassungskampf zu einem national-politischen gemacht, ist unrichtig: „Man darf im Gegenteil sagen: weil die Ideale, die in den ritterschaftlichen Kreisen, vorab in Emkendorf, gepflegt wurden, so stark das Innerste seiner Seele erfaßten, entdeckte er sich erst in Schleswig-Holstein ganz als Deutscher" (S. 372).

So ist es Brandt gelungen, die historische Kontinuität an einem Punkte nachzuweisen, der auch heute noch für die in schwerem Kampfe stehende Nordmark von Bedeutung ist. Man darf Schleswig-Holstein zur Gewinnung dieses Provinzialhistorikers beglückwünschen.

Wilhelm Herse.

Hoogeweg, H.: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. Band 2. 1067 Seiten. Stettin, Leon Saunier, 1925.

Mit erstaunlicher Pünktlichkeit ist bereits nach Jahresfrist dem ersten starken Bande dieses Werkes ein noch stärkerer Schlußband gefolgt. Dem kühnen Verleger, der keine Kosten gescheut hat, um das Buch mit gutem Papier, sehr lesbarem Druck und insgesamt 4 übersichtlichen Kartenskizzen auszustatten, sind diesmal die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Berlin und die Historische Kommission für die Provinz Pommern in Stettin zu Hilfe gekommen. Besonders zu begrüßen ist die beigegebene Karte der Stifter und Klöster der Provinz, die eine Anschauung von der ungleichen Verteilung der Niederlassungen in der Kammiuer Diözese vermittelt. Die einzelnen Orden (auch die drei Ritterorden und die Kollegiatstifter sind verzeichnet) werden darin durch besondere Zeichen kenntlich gemacht.

Der Text zeigt die gleiche Behandlung und gleichen Vorzüge wie der des ersten Bandes (vgl. meine Besprechung Band 53, Seite 175 f. dieser Zeitschrift.) Wie in jenem das Zisterzienserkloster Eldena, stehen auch hier die Klöster dieses Ordens an Reichhaltigkeit der Überlieferung im Vordergrund, vor allem Neuenkamp, dessen ungeheuren Grundbesitz eine Karte veranschaulicht. Eine dominierende Stellung nimmt Stettin mit seinen 8 Stiften und Klöstern ein, unter ihnen das Kollegiatstift an der Marienkirche, aus dessen Archiv uns 619 Urkunden und 7 Papierhandschriften bekannt sind.

Von besonderem Interesse ist auch das älteste pommersche Kloster, das die Prämonstratenser 1150 in Grobe gründeten und später

Digitized by Google

nach Pudagla verlegten. Vielleicht hätte noch erwähnt werden können, daß der Abt dieses Klosters neben den Pröpsten von Gramzow und Broda im 15. Jahrhundert mit dem Schutzamt über Brandenburgische Klöster betraut wurde (Riedel, Cod. dipl. Brand., A XIII, S. 94, 273, 278). Ein kleines Versehen ist im Register zu verbessern: der dort unter Lehnin genannte Valentin Ladewig ist Abt von Kolbatz. Der andere dort erwähnte Lehniner Abt, Arnold Monikedam, der aus Neuenkamp hervorgegangen war, wurde später Abt des Klosters Altenberg bei Köln und Ordenskommissar per totam Germaniam. Zur Geschichte des Greifswalder Franziskanerklosters im 1. Bande (S. 611 f.) sei noch auf die interessanten Einzelheiten verwiesen, die sich aus den Briefen des Provinzials Regius für die Auflösung des Klosters ergeben (vgl. Lemmens in: Beitr. z. Gesch. d. Sächs. Franziskanerprov. vom hl. Kreuze, Bd. 4/5, 1911/12).

Mag man es bedauern, daß Hoogeweg nur die Namen der Vorsteher der Konvente, nicht aber die aller Insassen, soweit sie überliefert sind, mitteilt, ein solches Werk darf nicht beurteilt werden nach dem, was ihm fehlt, sondern was es bringt, und das ist die liebevolle und eindringende Darstellung der kirchlichen Verhältnisse Pommerns, wie wir sie in diesem Umfange bisher für keine andere Provinz besitzen. Gustav Abb.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

513. Sitzung. Freitag, den 16. Oktober 1925. Herr Max Lenz hatte als Ehrenvorsitzender die Leitung.

Professor Dr. Eduard Sthamer sprach über „Aufgaben der Geschichtsforschung in Unteritalien“ [1]).

Für deutsche Forscher richtet sich das Hauptinteresse in Unteritalien auf das Zeitalter der Hohenstaufen und hier wiederum auf die innere Geschichte des sizilischen Königreiches, das durch die Organisation seiner Verwaltung weit über seine Grenzen hinaus anregend und vorbildlich gewirkt hat. Zur wirklichen Erfassung dieser wichtigen Zusammenhänge muß aber vorerst die Verwaltungsorganisation des sizilischen Reiches selbst in ihren Einzelheiten erforscht werden. Die Grundlage bilden die Archive, insbesondere das Staatsarchiv in Neapel. Hier kommt vor allem das Fragment des Originalregisters Friedrichs II. aus den Jahren 1239/40 in Betracht, dessen kritische Veröffentlichung durch die Monumenta Germaniae historica in Aussicht genommen ist. Dann aber auch die Register der Dynastie Anjou, die der Hohenstaufenzeit noch nahe genug stehen, um mittelbar als Quelle auch für diese verwertet werden zu können. Der gegenwärtige Zustand der Register der Anjou macht es nötig, ihre ursprüngliche Anordnung zu rekonstruieren. Für die Zeit Karls I. ist dies durch Paul Durrieu geschehen; für die Zeit Karls II. und darüber hinaus bleibt diese unerläßliche Vorarbeit noch zu leisten. Die Verluste, die die Register der Anjou in früheren Jahrhunderten erlitten haben, lassen sich zum Teil ergänzen an der Hand der Aufzeichnungen alter Benützer, insbesondere durch die Notamenta des Carlo De Lellis, der die Register im 17. Jahrhundert durchgearbeitet hat. Auch diese Ergänzungsarbeit, die für die Zeit Karls I. von Sthamer selbst bereits erledigt ist, muß für die Register der folgenden Könige noch fortgesetzt werden, um das wichtige Material möglichst lückenlos für die weitere Forschung vorzubereiten.

---

[1]) Der Vortrag ist inzwischen abgedruckt worden in der „Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte“ Bd. XLII, Germ. Abt., Weimar 1926.

Digitized by Google

Neben den Registern kommen zunächst die Fonds des Archivio della Regia Zecca in Betracht, die die Reste des Archivs des obersten Rechnungshofes sind. Hier ist besonders der Serie der Fascicoli, deren Reste infolge ihres schlechten Erhaltungszustandes zum Teil vom Untergange bedroht sind, größte Aufmerksamkeit zu schenken. Auch die Urkundenfonds des Staatsarchivs in Neapel, deren Bestände bis ins 8. Jahrhundert zurückreichen, harren zum größten Teil noch kritischer Bearbeitung und wissenschaftlicher Verwertung. In diesem Zusammenhange wird auch auf die Notwendigkeit einer kritischen Ausgabe der Briefsammlung des Petrus de Vinea und anderer verwandter Quellengruppen hingewiesen.

Von neueren Fonds verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit die Carte Farnesiane und die Serie der Akten der Affari esteri. Von den Carte Farnesiane, dem insbesondere für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts wertvollen Privatarchiv der Familie Farnese, gilt hinsichtlich ihres Erhaltungszustandes dasselbe, wie von den Fascicoli angioini. Die Affari esteri, die u. a. die Gesandtschaftsberichte aus Wien, Paris und Madrid enthalten, versprechen reiche Ausbeute für die politische Geschichte der neueren Zeit. Sie sind bisher von der Forschung noch fast unberührt.

Die Grundlage der ganzen Verwaltung des Königreichs Sizilien bilden seine Gesetze, die in ihren Ursprüngen auf König Roger II. und Wilhelm I. zurückgehen, und die dann durch Friedrich II. kodifiziert und durch ihn und seine Nachfolger aus dem Hause Anjou planmäßig ausgebaut worden sind. Die normannische Gesetzgebung im Königreiche Sizilien kennen wir zur Genüge durch die Forschungen des verstorbenen Hans Niese. Aber eine kritische Bearbeitung der Constitutiones Friedrichs II. fehlt noch immer; das gleiche gilt von den Capitula der Anjou, welche erst jüngst durch Romualdo Trifone neu herausgegeben sind. Auch die zugehörigen Glossen der alten Juristen enthalten vereinzelt historiich wichtige Angaben, die es noch zu heben gilt.

Subsidiär kommen als Quellen für die innere Geschichte endlich die Chroniken in Betracht. Die meisten liegen bisher nur in älteren, unkritischen Ausgaben vor. Vor allem ist eine Bearbeitung der Chronica priora des Richard von San Germano und der sogenannten Jamsilla-Chronik ein dringendes Desiderat der Wissenschaft. — An der anschließenden Besprechung beteiligten sich u. a. die Herren Caspar, Sternfeld, Krabbo, Lulvès, Stutz.

514. Sitzung. Freitag, den 6. November 1925. Herr Brackmann sieht sich aus Gesundheitsrücksichten leider genötigt, den Vorsitz niederzulegen; Herr Max Lenz nimmt die Wahl zum Vorsitzenden an.

Herr Rieß widmete unserem verstorbenen langjährigen Mitgliede, Herrn Professor Dr. Felix Liebermann, einen Nachruf, der in den „Mitteilungen" (Bd. 54, S. 65—70) wiedergegeben ist.

Sodann sprach Studiendirektor Dr. Cauer über „Kaiser Augustus". Im Gegensatz zu Ferrero, Eduard Meyer und Reitzenstein, in Übereinstimmung mit Heinze und Dessau bestritt er einen Einfluß von Ciceros Staatstheorie auf die augusteische Staatspraxis. Ciceros princeps sollte der leitende republikanische Staatsmann sein, Augustus wollte als solcher erscheinen Dabei knüpfte er durch den Namen: „Imperator Caesar Divi filius Augustus" an Caesar an und beanspruchte eine Stellung, die mit der republikanischen Ordnung unverträglich war. Allerdings gründete sich diese Stellung auf republikanische Amtsgewalten, zuletzt die prokonsularische und tribunizische Gewalt; das hat Mommsen nachgewiesen. Das Wesentliche seiner Konstruktion bleibt bestehen, auch wenn einzelnes unhaltbar ist (z. B. hatte nur der Senat, nicht das Heer das Recht, die prokonsularische Gewalt zu verleihen; die Sondervollmachten des princeps waren wohl kaum mit der tribunizischen Gewalt verbunden, sondern eher mit der nach Dio dem Kaiser 19 v. Chr. verliehenen konsularischen). Aber Mommsen hat nie verkannt, daß Augustus tatsächlich eine monarchische Gewalt ausübte und ausüben wollte. Denn durch den Befehl über das Heer und die Verfügung über die Finanzen war er vom Senat unabhängig. Allerdings nimmt Mommsen eine Teilung der Herrschaft zwischen Kaiser und Senat an und braucht dafür den Namen Dyarchie. Man kann zweifeln, ob das ein glücklicher Ausdruck ist. Jedenfalls war es eine sehr ungleiche Teilung Immerhin war die Macht des Kaisers durch die Rechte

Digitized by Google

des Senates eingeschränkt; dabei war die Stellung des Senates als einer Körperschaft weniger wichtig als das ausschließende Anrecht der Senatoren auf die höchsten Stellen auch im kaiserlichen Dienst. Wozu diese Umschränkung und Einkleidung? Die besten Römer hingen an der republikanischen Ueberlieferung; indem Augustus seiner Monarchie eine republikanische Form gab, ermöglichte er es, Pietät gegen die Republik in treuem Dienst gegenüber der Monarchie zu betätigen.

515. Sitzung. Freitag, den 4. Dezember 1925. Leitung: Herr Max Lenz.

Die statutenmäßig vorzunehmende Neuwahl des Vorstandes ergibt die Wiederwahl der bisherigen Vorstandsmitglieder: Lenz (erster Vorsitzender); Reimann (erster), Sternfeld (zweiter stellvertretender Vorsitzender); Schuster (Schatzmeister); Bleich (Schriftführer); Gumlich (erster), Schillmann (zweiter stellvertretender Schriftführer).

Professor Dr. Koehne sprach über „Burgen, Burgmannen und Städte". Er ging von der Polemik zwischen Sombart und von Below über die wirtschaftlichen Ursachen der deutschen Stadtentwicklung aus. Der Erstgenannte erklärt, daß die mittelalterlichen Städte teils als „Residenzen", teils als „Garnisonstädte" emporgekommen seien, während der Freiburger Gelehrte den Garnisonen, richtiger den „Burgmannen", in jener Beziehung alle Bedeutung abspricht. Indessen geht namentlich aus Nachrichten etwas späterer Zeit hervor, daß die Zahl der Burgmannen in den größeren Burgen nicht gering war. Mit Hilfe jener Quellenstellen lassen sich auch die vielumstrittenen Mitteilungen Widukinds I 35 über die Burgengründung Heinrichs I. erklären, die der Vortragende eingehend bespricht. Sie dürfen nicht mit Delbrück als „Fabel" bezeichnet werden. Insbesondere darf man weder die in jenen Mitteilungen enthaltenen Zahlen, noch die Benutzung eines Teils der „milites agrarii" zur Besatzung der Burgen, noch die den übrigen behufs Verproviantierung dieser Befestigungen auferlegten Lasten als Grund zur Bestreitung des Quellenwertes jener, freilich nur Sachsen und Thüringen betreffenden, Angaben betrachten. Ihre Richtigkeit wird auch durch neuere archäologische Forschungen bestätigt; ebenso in bezug auf die Verlegung aller kirchlichen, politischen und gerichtlichen Versammlungen sowie der Gildefestlichkeiten in die Burgen durch zahlreiche mehr oder minder ähnliche Verwaltungsmaßnahmen in anderen Gegenden. Hat die Errichtung von Burgen zweifellos außerordentlich günstig auf die wirtschaftliche Entwicklung zahlreicher Orte gewirkt, so gewann doch der weitaus größte Teil der Stadtbewohner, seit es in Deutschland überhaupt Städte gibt, seinen Lebensunterhalt durch eigene wirtschaftliche Arbeit. (Der wesentliche Inhalt des Vortrages ist mit den einschlägigen Beweisstellen inzwischen in Bd. 133 der Hist. Ztschr. veröffentlicht worden.)

Die 513., 514. und 515. Sitzung fanden im Hörsaal 118 der Universität statt; ein geselliges Beisammensein im „Heidelberger" schloß sich jeweils an.

516. Sitzung. Freitag, den 15. Januar 1926. Leitung: Herr Max Lenz.

Geheimer Archivrat Dr. Schuster behandelte die geschichtlichen Vorgänge, die mit der Entstehung und Entwicklung des Namens „Hohenzollern" verknüpft sind. Demgemäß verbreitete er sich zunächst über den Urstamm „Zollern". Er tritt im Jahre 1061 in das helle Licht der Geschichte mit der Namensform „de Zolorin". Deren Ursprung geht zurück auf den in der Nähe von Hechingen gelegenen Berg, der von römischen Militärkolonisten „mons solarius" genannt wurde. Das Wort „mons" geriet in Vergessenheit. Unter alemannischem Einfluß wurde aus „solarius" allmählich solari, solre, Solr, Zollr, Zolorin, Zolra, Zulra, Zollera, Zolro, Zolren, Zollrem, Zolron. Bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts hatte sich die kurze Form Zolre herausgebildet und allgemeine Geltung gefunden.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen streifte der Vortragende auch die Burkadingische Herkunft der Grafen von Zollern, ihre Verwandtschaft mit den alten Unruochingern, mit italienischen Geschlechtern, wie den Collaltos, Colonnas, de la Torre u. a., und in Verbindung damit und mit den Stammessagen des

Digitized by Google

Zollernhauses die Frage nach seiner oberitalischen Herkunft, für deren Bejahung eine Reihe wesentlicher Momente zu sprechen scheint.

Im Anschluß daran wurde die Entwicklung der Namensform in der von dem Nürnberger Hauptzweige im Jahre 1204 sich loslösenden schwäbischen Nebenlinie erörtert. Sie führte etwa 150 Jahre lang nur den Namen „Zolre". Dann nannte sich zuerst im Jahre 1350 Graf Friedrich IX. v. Zollern, behufs Unterscheidung von zahlreichen anderen gleichnamigen Mitgliedern seines Hauses, „von der Hochenzolr". Seit 1384 lautete der Name „Zolre von Hohenzollr".

Als im Beginn des 15. Jahrhunderts die Notwendigkeit von Unterscheidungsbezeichnungen wegfiel, führte die schwäbische Linie lediglich den Namen „zu Zolr". Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts kam die Bezeichnung „Hohenzollern" als Burg- und Landesname in Gebrauch und wurde 1575 durch das Testament des Grafen Karl I. als Familienname für die Mitglieder der schwäbischen Nebenlinie hausgesetzlich festgelegt. In der neuen Form „Hohenzollern" erfolgte im Jahre 1623 die Erhebung der gräflichen Linie in den Reichsfürstenstand.

In der Hauptlinie verschwand seit 1246 der alte Familienname Zollern vollständig zugunsten der neuen Bezeichnung „Nürnberg". Nur in der Tradition lebte er noch fort. Auch die aus dem burggräflichen Hause Nürnberg hervorgegangenen Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg bewahrten ihn lediglich in ihrem Gedächtnis. Nicht einmal im kurfürstlichen Staatstitel trat er in die Erscheinung. Nach dem Beispiel aller anderen deutschen Fürstenhäuser führten die Brandenburger ausschließlich die Landesnamen.

Zur Zeit des Großen Kurfürsten gewann die Frage des Erbfolgerechts des Hauses Brandenburg an der gefürsteten Grafschaft Hohenzollern an Bedeutung. Um diesem Rechte sichtbaren Ausdruck zu verleihen, fügte Friedrich Wilhelm im Jahre 1685 mit kaiserlicher Genehmigung den Titel „Graf zu Hohenzollern" in den großen Staatstitel der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg ein. Von hier aus ging er auch in den Königlichen Titel über.

Damit wurde aber der Name „Hohenzollern" nun keineswegs offizieller Familiennahme. Zu seiner Annahme und Einführung hätte es eines hausgesetzlichen Aktes bedurft. Ein solcher liegt aber weder aus dieser noch aus späterer Zeit vor. Es wurde im Gegenteil zwischen dem Hause Brandenburg und dem bloßen „titul von Hohenzollern" scharf unterschieden. Auch von einer durch längere Befolgung und Übung anerkannten Regel (Observanz) hinsichtlich der Führung des Namens „Hohenzollern" von seiten der Mitglieder des Kurfürstlichen Hauses Brandenburg und des Königlichen Hauses Preußen ist nicht die Rede. Ebensowenig ist die Bezeichnung „Königliches Haus Preußen" auf einen staatsrechtlichen oder hausgesetzlichen Akt zurückzuführen. Sie ist vielmehr eine unmittelbare Folgeerscheinung der Annahme der preußischen Königswürde.

Aber wie es geraumer Zeit bedurfte, bis der Name „Preußen" als Landesname sich für den ganzen Bereich der Monarchie durchsetzte, so verstrich auch ein halbes Jahrhundert, ehe der neue Familienname „Preußen" allgemeine Geltung gewann. Zum ersten Male erscheint der Name „Preußen" in Verbindung mit dem „Königlichen Chur-Haus" in den „Geheimen Familienurkunden von 1752 in Betreff der fränkischen Succession usw." Seitdem verliert sich der Name „Brandenburg" als Bestandteil des Familiennamens. Demgemäß ist fortan nur noch die Bezeichnung „Königliches Haus" ohne den Zusatz „Preußen" oder das Adjektiv „preußisch" gebräuchlich. Aber nur da, wo ein Zweifel an der Identität ausgeschlossen war. In Fällen jedoch, wo es galt, das „Königliche Haus" von anderen fürstlichen Häusern zu unterscheiden, z. B. von dem „fürstlichen Hause Hohenzollern", wurden regelmäßig die Wortformen „Preußen" oder „preußisch" hinzugefügt.

Hiernach ist, wie der Vortragende schließlich feststellt, „Preußen" der Familienname des früheren preußischen Königshauses. Der Name „Hohenzollern" ist für es als unhistorisch abzulehnen. Daran vermag auch der Umstand nichts zu ändern, daß die historische und genealogische Literatur seit etwa 60 Jahren — nach dem unheilvollen Vorbilde des Frhrn. von Stillfried und seines Mitarbeiters Traugott Maercker — vielfach kritiklos an die Stelle des inhaltsreichen Begriffs „Königliches Haus Preußen" die klangvolle, aber weniger gehaltvolle Bezeichnung

Digitized by Google

„Haus Hohenzollern" gesetzt hat. — An der anschließenden Erörterung beteiligten sich die Herren Rieß, Lassen, Cauer, Bleich.

517. Sitzung. Freitag, den 5. Februar 1926. Leitung: Herr Max Lenz.

Universitätsprofessor Dr. Pokorny sprach über „Die älteste Geschichte der Britischen Inseln".

518. Sitzung. Freitag, den 5. März 1926. Leitung: Herr Reimann. Zu Prüfern des Kassenberichtes wählte die Versammlung die Herren Stern und Koehne.

Universitätsprofessor a. D., Geheimrat Dr. Max Lenz sprach über: „Die Kerngedanken in Bismarcks Politik". Er bot eine Zusammenfassung eigener Bismarck-Forschungen unter dem besonderen Gesichtspunkte, ob sich Bismarcks Gedanken auf ein Einheitliches bringen lassen.

Die 516., 517. und 518. Sitzung fanden im Landwehrkasino zu Charlottenburg statt.

519. Sitzung. Freitag, den 16. April 1926. Leitung: Herr Brackmann, als früherer Vorsitzender.

Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Stern und Koehne geprüft und richtig befunden worden. Die von Herrn Stern beantragte Entlastung wird mit Dank erteilt.

Universitätsprofessor Dr. Caspar sprach über „Die älteste römische Bischofsliste". (Caspar hat das Thema unter dem gleichen Titel in der Kehr-Festschrift „Papsttum und Kaisertum" [s. „Mitteilungen" 1926, S. 193] an erster Stelle behandelt.)

An der Aussprache beteiligten sich u. a. die Herren Brackmann, Lassen, Reimann, Amling, Cauer.

520. Sitzung. Freitag, den 7. Mai 1926. Leitung: Herr Reimann.

Bibliotheksrat Dr. Crous sprach über das Thema: „Was wissen wir von Gutenberg?"

Sein Vortrag handelte von dem, was wir über den Menschen Gutenberg und was wir über die mit ihm in Verbindung gebrachten Drucke wissen, und erörterte sodann, was den Kern seiner Erfindung ausmacht, und was es mit den holländischen Ansprüchen auf sich hat. Er schilderte näher die wichtigsten urkundlichen Berichte, namentlich über den Straßburger (1439) und den Mainzer Prozeß (1455) mit ihren Hinweisen auf die Entwicklung der Erfindung. Er berichtete über die frühesten Mainzer Drucke, gruppiert nach den für sie gebrauchten Typen, den beiden Bibeltypen, den beiden Ablaßbrieftypen, den beiden Psaltertypen und der Catholicontype. Er legte dar, welche bereits vorhandenen Elemente Gutenberg bei seiner Erfindung verwenden konnte, und wie durch die Stufenfolge Patrize, Matrize, Letter und durch die Erfindung des Gießinstruments die entscheidende Möglichkeit, viele und gleiche Lettern zu erhalten, erreicht wurde. Er schloß mit der Übersicht über die ältesten holländischen Drucke und über die Nachrichten, die man mit ihnen in Verbindung bringt, um sie als Vorläufer der Mainzer zu erweisen. Der Vortrag wird voraussichtlich später gedruckt werden.

An der Aussprache beteiligten sich die Herren Schuster, Lassen, Koehne, Rieß, Reimann.

521. Sitzung. Freitag, den 4. Juni 1926. Leitung: Herr Max Lenz.

Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Sternfeld sprach über „Der Kardinal Mazarin". An der Aussprache beteiligten sich u. a. die Herren v. Strantz, Bleich, Lenz, Koehne.

Die 519., 520. und 521. Sitzung fanden im Restaurant Kaiser-Keller statt.

Im Laufe des Geschäftsjahres wurden als Mitglieder aufgenommen: Bibliotheksrat Dr. Crous, Vizepräsident des Provinzial-Schul-Kollegiums Geheimer Regierungsrat Dr. Hüttebräuker, Studienassessor Lünser, Kustos am Staatlichen Münzkabinett Dr. Suhle, Dr. Elisabeth Schmitz, Hilde Unger.

Digitized by Google

Schenkt Bücher zu Weihnachten!

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff

REDEN UND VORTRÄGE

Vierte, völlig umgearbeitete Auflage in zwei Bänden

Erster Band: In Halbpergament 12 RM / Zweiter Band: In Halbpergament 11 RM

„Drei Dinge scheinen mir den besonderen Wert dieser Vorträge darzustellen: ihr Inhalt, des Altmeisters ganze Art, das Altertum zu sehen, und das große Geschick, wie er das Gesehene anderen vermittelt." Deutsches Philologen-Blatt

PLATON

Zweite Auflage in zwei Bänden

Erster Band: Leben und Werke. In Ganzleinen 20 RM

Zweiter Band: Beilagen und Textkritik. In Ganzleinen 13 RM

„Mit Stolz wird jeder Deutsche sich dieses Werkes über Platon freuen. Der größte Grieche und Enthusiast des Wissens wird uns wiedergeschenkt." Neue freie Presse

GRIECHISCHE TRAGÖDIEN

Übersetzt / Vier Bände / In Ganzleinen 27 RM

Erster Band: Sophokles, Oedipus. — Euripides, Hippolytos, Der Mütter Bittgang, Herakles. Zehnte Auflage. In Ganzleinen 7,50 RM

Zweiter Band: Aischylos, Orestie. Zehnte Auflage. In Ganzleinen 7 RM

Dritter Band: Euripides, Der Kyklop, Alkestis, Medea, Troerinnen. Siebente Auflage. In Ganzleinen 7,50 RM

Vierter Band: Sophokles, Philoktetes. — Euripides, Die Bakchen. — Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Tragödie und ihre drei Dichter. In Ganzleinen 5 RM

Unter Wilamowitz' Führung wird der Leser selbst zum Griechen und genießt, was die Werke jener Zeit dem modernen Menschen, dem Menschen aller Zeiten zu sagen haben.

Otto Kern

DIE RELIGION DER GRIECHEN

Erster Band: Von den Anfängen bis Hesiod

In Ganzleinen 13 RM

Das Buch behandelt in den einleitenden Kapiteln die vorgriechische Religion, schildert dann die olympische Zeusreligion und führt die Erzählung bis zu Hesiod, dessen epochemachende Bedeutung nach allen Seiten erläutert wird. Zwei weitere, abschließende Bände werden bald folgen.

Hermann Dessau

GESCHICHTE DER RÖMISCHEN KAISERZEIT

Erster Band: Bis zum ersten Thronwechsel. In Ganzleinen 20 RM

Zweiter Band, erste Hälfte: Die Kaiser von Tiberius bis Vitellius

In Ganzleinen 16 RM

„Dessaus Kaisergeschichte ist das Werk eines hervorragenden Geschichtsschreibers, der den historischen Stoff, der ihm bis ins kleinste Detail gegenwärtig ist, völlig selbständig behandelt und mit dem sicheren Scharfblick des Meisters durchdringt. Er weiß die lebendige Fülle des Geschehens so lebensvoll zu gestalten, daß das Buch auch für den großen Leserkreis eine fesselnde Lektüre ist." Neue Jahrbücher

Carl Robert

ARCHÄOLOGISCHE HERMENEUTIK

ANLEITUNG ZUR DEUTUNG KLASSISCHER BILDWERKE

Mit 300 Abbildungen im Text / In Ganzleinen 19 RM

„Dem Anfänger erschließt das Buch ein geklärtes Wissen in reichster Fülle, den Fachgenossen, der da Vertrautes und Entlegeneres vielfach in völlig neuer Beleuchtung sieht, hält es in Spannung bis zur letzten Zeile." Neue Zürcher Zeitung

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Richard Sternfeld †. Von Max Lenz 129

Probleme der älteren römischen Geschichte. Von Friedrich Cauer 138
Zur Geschichte des Papsttums der Renaissance und der Gegenreformation. Von Georg Lasson 147
Der erste Kulturkampf in Preußen (1788—1798). Von Georg Schuster 158

Schriften zur Geschichte der Staatstheorie. Von Wilhelm Hersе 170
Bemerkungen über neuere Schriften zur Literatur-, Kultur- und Kunstgeschichte. Von Erich Bleich 173

Stählin: Das hellenische Thessalien. (Geyer) 185
Dessau: Geschichte der römischen Kaiserzeit. II. (Cauer) 187
Schmidt: Geschichte der germanischen Frühzeit. (Philipp) 190
Höman: Geschichtliches im Nibelungenlied. (Gumlich) 192
Papsttum und Kaisertum. Kehr-Festschrift. (Cohn) 193
Jesse: Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters. (Regling) 196
Schneider: Rom und Romgedanke im Mittelalter. (Holtzmann) 198
Schnitzer: Peter Delfin. (Holtzmann) 199
v. Schrötter: Das preußische Münzwesen 1806—1873. (Suhle) 201
Kiderlen-Wächter: Der Staatsmann und Mensch. (Haake) 205
Pierrefeu: Plutarch hat gelogen. (Schuster) 208
v. Hase: Der deutsche Sieg vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916. (Graefe) 210
Egelhaafs historisch-politische Jahresübersicht für 1925. (Schuster) 211
Sahrmann: Pfalz oder Salzburg? (Wretschko) 212
Brandt: Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. (Hersе) 214
Hoogeweg: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. (Abb) 215
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 216

Mit je einer Prospektbeilage des Ost-Europa-Verlages in Königsberg, Pr. und der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

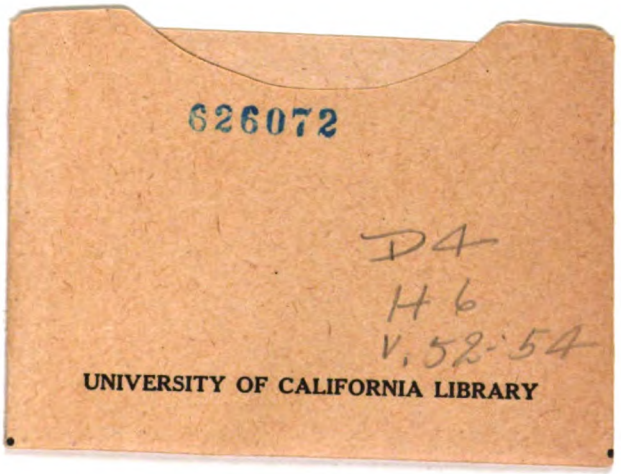
Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

FEB 2 1932

75m-8,'31

Digitized by Google

YC 45316


626072

D4
H6
V.52-54

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google